Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Italien in den Jahren 1868 und 1869.

Erſter Band.

Digitized by Google

Im Verlage von Otto Janke in Berlin

sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen eines Offiziers des kaukasischen Corps. Aus dem Russischen. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Falken, Th. v., Aus dem Tagebuche eines nach Sibirien Verbannten. 2. Aufl. Mit dem Porträt von Murawieff. 8. Geh. 1 Thlr.

Garcia, E. de., Pablo oder Das Leben in den Pampas. Aus dem Französischen übersetzt von Johanna Möllenhoff. 8°. (1870.) Geh. 20 Sgr.

Hildebrandt's, Professor Eduard, Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von Ernst Kossak. Zweite, mit dem Porträt des Verfassers und einer Reisekarte vermehrte Auflage. 3 Theile in einem Bande. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Lewald, Fanny, Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeisters. 2 Bde. Geh. 4 Thlr.

Inhalt: 1 Bd. Prinzessin Aurora. — Eine traurige Geschichte.
2. Bd. Ein Schiff aus Cuba. — Domenico.

Lewald, Fanny, Sommer und Winter am Genfersee. In eleg. illustr. Umschl. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Maron, Dr. H., Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der preußischen Expedition nach Ost-Asien. 2 Bde. 8. Geh. 1863. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Reisewitz, G., Bosporus und Attika. Schilderungen. 12. Geh. 1861. 15 Sgr.

Stifft, A. von, Culturstudien. Kunst- und Reisebriefe aus der Schweiz und Deutschland. 2 Bde. 8. Geh. 1865. 2 Thlr. 7½ Sgr.

W., H. v., Mericanische Typen und Skizzen. 8°. Geh. (1870.) 20 Sgr.

Digitized by Google

Italien

in den Jahren 1868 und 1869.

Von

Heinrich Börnstein.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1870.
Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Digitized by Google

169845
DEC 20 1912
G36
.B645

Inhalt des ersten Bandes.

Im Fluge durch Deutschland.

Seite

Eisenbahn-Misère. — Conversation im Coupé. — Fünfzehn Minuten in Heidelberg. — Der Hofrath und die 43 Kreuzer. — Bummelzug von Ulm nach Friedrichshafen. — Das „Deutsche Haus." — Merkwürdige Kalbs-Cotelettes. — „Da kriegeten's die Schwein'!" — Reise-Illusion und Touristen-Phantasien. — Der Dampfer „Olga." — Ein würtembergischer Prinz und ein serviler Capitän. — Artigkeiten der Schweizer Zollbeamten. — Der erste Eindruck. 1

Durch die Schweiz.

Rörschach und seine Pensionen. — Billige Preise. — Der „Seehof." — Gebrüder Dorner. — Die Table d'hôte und die schönen Holländerinnen. — Eine Discussion über das gründliche „Reinmachen" in Bremen. — Holland, eine „schöne Gegend." — Die Straße nach Chur. — Der junge Rhein. — Das Fürstenthum Lichtenstein-Vaduz. — Sieben Mann Landstände. — Die lichtensteinische Armee. — Chur und das Ende der Welt. — Schweizer Postbeamten und Diligencen. 9

Ueber den Splügen und Bernhardino.

Eine sechszehnstündige Spazierfahrt. — Der Calanda und das Dorf Felsberg. — Der wilde Kampf zwischen Vorder- und Hinterrhein. — Schloß Reichenau. — Die Via mala. — Diner in Splügen. — Gletscher, Eisfelder und Wasserfälle. — Hinabfahrt im Thale von Mesoccio. — Klimatische Abstufungen und Wechsel in der Vegetation. — Ankunft in Bellinzona. — Evivas und Kanonendonner. — Una bella città e una bellissima festa. — Das Bundesfest der Turner. — „Albergo all' Angelo." 13

Das Turner-Bundesfest.

Erwachen unter Artilleriesalven und Glockengeläute. — Festliche Physiognomie der Stadt. — Allgemeine Betheiligung. — Die „Preti" — Der Zug zum Festplatze. — Auf der Straße nach Cadenazzo. — Die drei „Zwing-Uris." — Unser „Albergo." — Italienische Reinlichkeit. — Auf dem Festplatze. — „Freiheit und Vaterland." — Die Illumination. — Volksconcert und ein „Ballo popolare." — Anstand und Sitte. 18

Digitized by Google

An den Ufern des Luganer Sees.

Seite

Lugano, ein kleines Neapel. — Eine 5000 Fuß hohe Penſion. — Der San Salvadore. — Das „Hôtel du Parc.“ — Longfellow und die Engländer. — Villa Tanzina. — Magnum saeculorum decus. — Alexander Beha aus Donaueſchingen. — Billige Hôtelpreiſe und vorzügliche Einrichtungen. — Ausflüge nach dem Comer See und dem Lago maggiore. — Ein vergnügter Abend in den Kellern von Caprino. — Fröhliche Heimfahrt. — „Ein Stück auf die Erde gefallener Himmel.“ 25

Ein Seeſturm auf dem Lago maggiore.

Addio Lugano! — Eintritt in Italien. — „Haben Sie etwas Steuerbares mit ſich?“ — Italieniſche Douane in Pontaſette. — Italieniſche Oberflächlichkeit und deutſche Gründlichkeit. — Schweizer Cigarren. — Luino und ſeine Bevölkerung. — Die Träger des Dampfers. — Obſtmarkt für die „Foreſtieri.“ — „Hôtel des Iles Borromées.“ — Die „Engliſh Chapel“ und der „Reverend.“ — Ein für die Saiſon engagirter Paſtor. — Der kranke „Right Honorable.“ — Vergnügungszügler auf dem See. — Iſola bella. — Napoleon am Vorabend von Marengo. — Das „Hôtel du Dauphin.“ — Sturm-Polka und Seekrankheit. — Schwäbiſche Paſtoren auf einer Schweiztour. — Vereitelte Einſchiffung. — A beautiful sermon. — Sibiriſche Kälte und keine Oefen. — Zimmer-Arreſt in Streſa. — Die Madonna del Saſſo. 31

Nach und in Mailand.

Der heilige Carlo Borromeo. — Hermann der Cheruſker im Teutoburger Walde und der Dry-good-Prinz Stewart in New-York. — Drei Engländer im Kopfe des Heiligen. — Mailand und die Erinnerung an die Oeſterreicher. — Die „Birreria Vienneſe.“ — Der neue Giardino publico und die Galerie Vittorio Emanuele. — Das neueſte Verſchönerungs-Project. — Der Dom. — Ein deutſcher Baumeiſter. — Auf dem Dache. 42

Eine italieniſche Waſſerheilanſtalt.

Wie ich in's Waſſer kam. — „Der Bien' muß!“ — Die vier größten Aerzte. — Como und ſein See. — Villa Bocarmé und Villa Taglioni. — Villa Paſta und Villa Pliniana. — Cadenabbia und Bellagio. — Mylius aus Frankfurt. — Landung in Gittana. — Der Gründer von Regoledo. — Chemiſche Analyſen und praktiſche Enttäuſchungen. — Die Jünger des Dr. Prießnitz. — Dr. Plinio Schivardi. — Ariſtokratiſche Badegeſellſchaft. — Improviſirtes Concert. — Una gran' festa — Feſtlicher Abend in Regoledo. — Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland. — Unſer Doctor. . 54

Das neue Italien.

Guerazzi und ſein: „Es ging uns beſſer, als es uns ſchlechter ging!“ — Die Partei der Malcontenti. — Zerrüttete Finanzen und

Seite

allgemeine Corruption. — Die Früchte der Freiheit. — Marc. Monnier's neues Buch. — Der Prior Luca. — 17 Millionen Unalphabetisten. — Das Schulwesen. — Die Eisenbahnen und die Chausseen. — Zu viele Pfaffen. — Post und Telegraph. — Eisenbahnen. — Ackerbau, Ausstellungen und Handelsschulen. . . . 63

Ein Wiedersehen am Comer See.

Ein Ausflug nach Cadenabbia. — Begegnung in Varenna. — Ein Wiedersehen nach 40 Jahren. — Aus der Jugendzeit. — Das Kleeblatt. — Zwei Kassenbeamte. — Eine Hochzeitsfeier. — Die Katastrophe. — Auf dem Spielberge. — Die Blutaussauger der österreichischen Beamten. — Ein Pelikan. — Zwanzig Jahre Zuchthaus. — Zu späte Begnadigung. — Die Villa am Comer See. — Todtenfeier. 72

Von Regoledo nach Lecco.

Abschied von Regoledo. — Der alte Leonardo. — Die schöne Lorenza. — Die faulen Italiener. — Das dolce far nienti. — Die Sfondrati und die Serbelloni. — Eine Ruine zu verkaufen. — Der Milchbach. — Die Kunststraße von Colico nach Lecco. — Die Villen am Comer See. — Villa Frizzoni. — Der alte General Serbelloni. — Die Schildwachen gegen den Tod. — Die Kaiserin von Rußland. — Die Lasten und Plagen gekrönter Häupter. — Garibaldi's zweite Heirath. — Das unterbrochene Opferfest. . 88

Von Bergamo nach Mailand.

Ueberschwemmung der Eisenbahnen. — Die liberi pensatori. — Das alte Bergamo. — Eine Stadt für die Schuster. — Die Piazza Garibaldi. — Ein Cicerone und sein Freund. — Der Sacristan. — Sta. Maria maggiore. — Gaetano Donizetti. — Johann Simon Mayr. — Das Grab Coleone's. — Das Mausoleum eines Kanarienvogels. — Spaziergang auf den Stadtwällen. — Die fruchtbare Brianza. — Der Prato dei Mercanti. . . 98

Am mittelländischen Meere.

Das Universalmittel auf Reisen. — Die Parforce-Reisenden. — Ein Touristen-Ehepaar. — Die Kunstausstellung der Brera in Mailand. — Al. Focosi's Bild. — Madarelli's Caligula. — Enrico Cairoli. — Zwölf Acte Oper und Ballet um einen Franc. — Von Mailand nach Genua. — Auf dem Schlachtfelde von Marengo. — Ueber die Apenninen. — „Hôtel de France." — Anblick von Genua. . 106

Straßenleben in Genua.

Doria und Fiesco. — Christoph Columbus. — Ein Nobile als Lastträger. — Bewegtes Straßenleben. — Eine Stadt für Schwerhörige. — Der Zeitungsverkäufer und seine politische Vorlesung. — Zehn Stockwerke hohe Häuser. — Vortreffliches Pflaster. — Das alte Genua. — Piazza dell' Acqua verde. — Die Villa Negro und der Garten Acqua Sola. — Ein Permesso. . . . 115

Digitized by Google

Die Villa Pallavicini.

Seite

Regen im Superlativ. — Die Corriera nach Spezia. — Annehmlichkeiten der Seereise. — Die Ausschiffung in Livorno. — Abenteuer eines Bremer Kaufmannes. — Waterproofmäntel und Juchtenstiefel. — Palazzo Pallavicini und der Segretario generale. — Der Permesso. — Auf der Eisenbahn nach Pegli. — Wasserdichter Spaziergang durch den Park. — Wie eine Wüste in einen Park umgewandelt wird. — Der unterirdische See. — Die Treibhäuser. — Je suis Hambourgeois. — Der Berliner mit dem rothen Barte. — Was ist des Deutschen Vaterland? 124

Eine todte Stadt.

Gute Folgen der deutschen Herrschaft in Italien. — Das deutsche Cultur-Element. — Die Bettelei in Mittel-Italien. — Pisa. — Sturm auf die mit der Eisenbahn Ankommenden. — Der projectirte Omnibus und die Facchini. — Der Fluch des neuen Italien. — Die Malcontenti. — Die Corriera von Genua nach Spezia. — Die Riviera di Levante. — Ein Wagenwechsel mit Hindernissen. — Im Café Elvetico. — Auf der Eisenbahn von Spezia nach Pisa. — Die Piazza dei Cavallieri und Ugolino's Hungerthurm. — Dom und Battisterio. — Der Campo Santo. 132

In Florenz.

Der erste Eindruck. — Der Palazzo vecchio. — Die Loggia dei Lanzi. — Die Uffizii. — Palazzo Unguccioni. — Die Muster-Republik Italiens. — Republikanische Gleichheit in den Sammlungen. — Zum Adelstand degradirt. — Fremdencolonien. — „Albergo della Porta rossa." — Ueberschwemmte Eisenbahnen. — Die Kaiserin von Rußland vom Comer See vertrieben. — Exkönigin Isabella von Spanien. — Politische Carricaturen. — Das Tagewerk des Bummelns. — Die Theater in Florenz. — Deutsche Stücke auf italienischen Bühnen. — Heimisches Gefühl in Italien. 142

Abschied von Florenz.

Rom und der Vesuv. — Zwei Magnete. — Die Tribuna in der Galeria degli Uffizii. — Humane und liberale Anordnungen für den Besuch der Galerien. — Der Palazzo Pitti. — Verbindungsgang über den Arno. — Anfang eines Versuches der Majestätsbeleidigung. — Die russische Capelle und der Castellan in Wiesbaden. — Die Accademia delle belle Arti. — Die Annehmlichkeiten von Florenz. — Ein großer Uebelstand. — Die steinerne Stadt. — Der Garten Boboli und die Cascinen. — Ein Bild in der Akademie. — Das Visa des spanischen Consuls. 150

Ueber Livorno nach Rom.

Das Meisterstück mediceischer Politik. — „Albergo alla Pergola." — Die Straßen von Livorno. — Offerten aller Art. — Una bellissima ragazza di quatuordieci anni — Teatro Rossini. —

Seite

Die Maremnen. — Orbetello. — Troſtloſer Aufenthalt und wunderbare Table d'hôte. — Weine, Deſſert und — Fliegen. — Montalto. — Empfangsfeierlichkeiten an der päpſtlichen Gränze. — Verbotene Bücher. — Ankunft in Rom. — Letzte Empfangsceremonie am Bahnhofe. — „Hôtel Ceſari." — Herr Carl Pochalsky. — Eine Privatwohnung. 159

Erſte Eindrücke in Rom.

Hier iſt Alles claſſiſch. — Rom, die Hauptſtadt Italiens! — Die Alarm-Correſpondenzen und die felſenfeſte Zuverſicht des Oſſervatore Romano. — Die letzten Erfahrungen. — Napoleon's Reform. — Verlangen und das päpſtliche „Non possumus." — Die Reformatoren der Kirche. — Rom, ein Danaer-Geſchenk für Italien. — Ueberall Geiſtliche. — Eine Lotto-Ziehung. — Die Oſteria Palombella. — Der Wirth und ſein Koch. — Magen und Seele. — Unſere Rechnung. 167

Spaziergänge in Rom.

Weite Entfernungen. — Auf „Schuſters Rappen." — Das Droſchkenweſen in Rom. — Die Einſpänner. — Die Omnibus. — St. Peter's Dom. — Die rieſigen Dimenſionen. — Die Confeſſion. — Die Dome von Mailand, Köln, Wien und Florenz. — Pracht der Ausſtattung. — Die Grabmäler der Päpſte. — Drei Frauen unter den Päpſten. — Die Stuarts. — Freiheit und Gleichheit in der Peterskirche. — Ein Abend im Dom. — Heimkehr. — Oſteria della Campanella. 177

Tagebuchblätter aus Rom.

a) Capitol. — Forum Romanum. — Coloſſeum. — Geſchichtliche Rückblicke. — Der Platz des Capitols. — Hinab zum Forum. — Dreißig Fuß tief. — Gründliche Zerſtörung Roms. — Ueber zwanzig Hügel in der Siebenhügelſtadt. — Heidenthum. — Judenthum und Chriſtenthum. — Ein großer Heide. — Mönche und Bettler. — Ein patentirter Bettler. — Im Coloſſeum. — Nicht mehr auf das Dach der Peterskirche. — Die Baſtionen vor den Thoren. — Deutſche Trattoria. — Deutſche Künſtler. — Das Teatro Agonale. — Ein Theaterbeſuch mit Hinderniſſen. — Die rettenden Zuaven. 185

b) Die Thermen des Caracalla. — Antike Kaiſer-Politik. — Die öffentlichen Bäder. — Vor einem geſchloſſenen Thore. — Ein dienſtfertiger Bettler. — Der abweſende Cuſtode. — Ein amerikaniſches Ehepaar. — Der Cuſtode wird herbeigeſchleppt. — Im Innern der Thermen. — Die herabſtürzenden Gewölbe. — „Damned rubbish!" — Gemsjägerkünſte in den oberen Stockwerken. — Adolph Stahr's Erfahrungen. — Die Ausgrabungen. — Ueberfluß an Kunſtwerken. — Die Protometheka auf dem Capitol. — Galilei's: „E pur se muove!" — Deutſche Künſtler in der Protometheka. — Die Via Appia. — Schlechtes Pflaſter. — Domine!

Digitized by Google

Seite

quo vadis? — Unsere Freunde, die Bettler. — Ein Bettler als Gutsbesitzer. 197

Allerlei Römisches.

In Rom gewesen und den Papst nicht gesehen. — Schwierigkeiten bei den päpstlichen Audienzen. — Ein Ausflug nach Ponte molle. — Die Trattorien vor den Thoren. — Die alte Allegria romana. — Idyllische Gartenbilder. — Il Santissimo Padre und seine Escorte. — Aussehen des Papstes. — Seine Beliebtheit. — Was er für Rom gethan. — Die Festung des Vaticans. — Die päpstliche Armee. — Herr von Kotzebue und die päpstlichen Soldaten. — Die Zuaven. — Gefährliche Conversationen. — Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold. 206

Feigenblätter und Theater.

Feigenblätter im Vatican. — Die Gerechtigkeit im Hemde. — Das Gabinetto segreto. — Die kurzen Röcke der Tänzerinnen. — Die Priester in den Galerien. — Der Apollo des Belvedere. — Che bel' uomo! — „Ich kann's nicht finden." — Der Bankier Gumpellino aus Berlin. — Das Belvedere zu ebener Erde. — Feuer im Vatican. — Die römischen Theater. — Das Theater des Grabmals des Kaisers Augustus. — Cola Rienzi. — Les drames du Cabaret. — Traurige Lage der italienischen Schauspieler. — Ave Maria im Theater. — Das Teatro Argentina. — Donizetti's Pallinto. — Teatro Capranica. — Musiklärm. . . . 214

Die Juden in Rom.

Der Ghetto. — Die Schicksale der römischen Juden. — Die Memoiren des Judas. — Seine Lebensgeschichte. — Der Rabbi von Nazareth. — Titus der Gütige und die Zerstörung Jerusalems. — Das Wettrennen der Juden. — Die Bekehrungs-Predigten. — Die Juden auf dem Capitol. — Glaubenstreue der Juden. — Warum sie nicht von Rom fortgehen. — Spithöver's deutsche Buchhandlung. — Der Nutzen der französischen Occupation. . 224

In der Sixtinischen Capelle.

Ein Witzling. — Der Ursprung des katholischen Gottesdienstes. — Die Ceremonien der ersten Christen. — Das Allerheiligenfest. — Tumultuarischer Einlaß. — Die Cardinäle. — Unverständliche und umständliche Ceremonien. — Ungesunde Atmosphäre. — Die Stanzen Raphael's. — Die päpstliche Infallibilität al fresco. — Der neue Saal der unbefleckten Empfängniß. — In der Antecamera der Sixtina. — Angreifende Vocalmusik. — Cardinal Bonaparte. — Die Urtheile gegen die Räuber. — Das neueste Meisterstück der Herren Briganti. — Der Corso auf dem Monte Pincio. 233

Kreuz- und Querzüge in Rom.

San Pietro in vincoli. — Ein Kettenwunder. — Das Grabmal Papst Julius' II. — Michel Angelo's Moses. — Eine Einladung.

Digitized by Google

Seite

— Der junge Mortara. — Ein Jude als Papst. — Santa Maria maggiore. — Die Wiege Christi. — Ein Madonnenbild des Evangelisten Lucas. — Invito sacro. — Wie kommt Moses in eine christliche Kirche? — Die Todtenwache. — Die Fahrt des Papstes nach San Carlo. — Die geistlichen Darstellungen. — Bettler-Spalier und Klapperbüchsen. — Die Capella alla morte. — Die Wachsfiguren in San Giovanni in Laterano. — Die Küche als nationales Bindemittel. — Knödel und Sauerkraut. . . . 241

Die letzte Woche in Rom.

Rom in einer Woche zu sehen und die Kunst, in dreißig Tagen Französisch zu lernen. — Die Parforcejagd der englischen Touristen. — Ein Seelenamt für die Cardinäle. — Das christliche Museum und die alten Inschriften. — Das Zeichen des Kreuzes. — Die römischen Inschriften. — Vernachlässigung der Kalligraphie. — Die Todtencapelle der Kapuziner. — Das Grab des Cardinals Barberini. — Vor dem Quirinal. — Deutsche Priesterzöglinge. — Die Propaganda. — Die Via dei tre Ladroni. — Das Collegium Romanum und sein geheimes Archiv. — Die Dummheit vom vorigen Jahre. — Garibaldi. — Die schwarzen Sackträger. . 252

Abschied von Rom.

Schweres Scheiden. — Goethe über Reisebeschreibungen. — Seine italienische Reise. — Sein Egoismus. — Neuere Werke über Italien. — Der Geheimrathsstyl. — Varnhagen und Gentz. — Eine neue Auflage von Goethe's italienischer Reise. — Zwei Epochen. — Rom wird Weltstadt. — Charakter und Erziehung der Römer. — Die Journalistik. — Liebenswürdigkeit der Römer. — Eine Nachtscene. — In der dritten Klasse. — Keine Büffets. — Artigkeit des dienenden Personals. — Paßvisirung. — Ein neues Stück im Teatro Valle. — Hoftheater-Misère. — Goethe's Abschied von der schönen Mailänderin. 262

Von Rom nach Neapel.

„Ruhig Blut, Anton!" — Italienischer Winter. — Polizei-Formalitäten. — Durch die Campagna. — Ein deutscher Legionär. — Die päpstlichen Truppen gegen die Briganti. — An der Gränze in Ceprano. — Waggonwechsel. — Paßvisitation und officieller Humbug. — Der Vesuv. — Einfahrt in Neapel. — Gepäck-Nicht-Visitation. — „Hôtel de Genève." — Bevorstehende Ankunft des Kronprinzen. — Bulletins über das Befinden des Vesuv. — Die Eruption zu Ehren des Kronprinzen. — Der junge Schwabe und der Champagner-Reisende. 276

Die Eruption des Vesuv.

Ein Glückskind. — Das Haus Leupold frères. — Die Tage vom 14. bis zum 21. November. — Nach Portici. — San Giorgio a Cremano. — Mein Kutscher. — Die Flüchtenden. — Die

Seite

Führer. — Am Fuße des Lavastromes. — Das Haus des Pfarrers. — Hund und Katze. — Ein zerstörtes Casino. — Rast am Abend. — Verabschiedung der Führer. — Das nächtliche Schauspiel. — Die Heimfahrt. — Ein durchgegangenes Gefährt. — La povera creatura. — Die Bottiglia. — Nachschrift. . . . 284

Die Ankunft des Kronprinzen.

Neapolitanischer Straßenlärm. — Eine Proclamation der Municipalität. — Mißvergnügte Neapolitaner. — Neapel und Hannover. — Die guten alten Zeiten. — Die Agitation der Parteien. — Besuch des Prinzen Humbert und der Prinzessin Margherita. — Der Besuch des Königs angekündigt. — Aufhebung des Zwangscourses in Aussicht. — Ein zuckerbäckerischer Anachronismus. — Um zwei Stunden später. — Capodimonte. — Eine Begegnung. — Das „Hôtel Minerva" in Rom. — Jesuiten und Almosen ohne Ende. — Eine gefährliche Krankheit. — Warum Prinz Humbert den Umweg über Foggia machte. — Monti und Tognetti. — Der Einzug. — Das Defiliren der Truppen. — Das Feuerwerk. 296

Neapolitanische Straßenbilder.

Die Hinrichtungen in Rom. — Päpstliche Bluturtheile. — Die Hinrichtungen in Frankreich, Ungarn, Spanien und Neapel. — Die Befestigungen von Neapel. — Castell St Elmo. — Castell Pizzo Falcone. — Castell dell' Uovo. — Castell del Carmine. — Das Monument für Conradin von Schwaben. — Castell Capuano. — Castell Nuovo — Immerwährender Markt mit allem Möglichen. — Die öffentlichen Schreiber. — Zwölf Theater. — Das Volkstheater del Sebeto. — „Lott' ist todt." — Cassier und Billeteur. — Die Strada del Castello. — Eine große Speisewirthschaft für ganz Neapel. — Die Maccaroni-Esser. — Ein Restaurant für einen Sou. — Walpurgisnacht auf dem Blocksberge. 306

Wieder auf der Straße.

Wechselnde Bilder auf den Straßen Neapels. — Die Straße Toledo. — Tägliche Aufgabe eines echten Neapolitaners. — Acquajuoli und Zeitungsverkäufer. — Fuhrwerke aller Art. — Erweiterung des Toledo. — Strada Foria und Corso Garibaldi. — Strada del Piliero. — Luftfahrt und politische Carricaturen. — Priester und Mönche — Statistik der Geistlichkeit. — Die Militärfreiheit der Seminaristen und Novizen. — Friseure, Lotto-Collecteure, Tabakverkäufer und Zuckerbäcker. — Das Schlaraffenland Europas. — Die englisch-amerikanische Vorstadt. — Ruhe und Stille, aber hohe Preise. — Der Vomero und seine Villen. — Der Garten der Villa Nazionale. — Es giebt nur ein Neapel. 315

Digitized by Google

Im Fluge durch Deutschland.

Eisenbahn-Misère. — Conversation im Coupé. — Fünfzehn Minuten in Heidelberg. — Der Hofrath und die 43 Kreuzer. — Bummelzug von Ulm nach Friedrichshafen. — Das „Deutsche Haus.“ — Merkwürdige Kalbs-Cotelettes. — „Da kriegeten's die Schwein'!“ — Reise-Illusion und Touristen-Phantasien. — Der Dampfer „Olga.“ — Ein würtembergischer Prinz und ein serviler Capitän. — Artigkeiten der Schweizer Zollbeamten. — Der erste Eindruck.

Friedrichshafen am Bodensee, 21. August 1868.

Da wäre ich an der Gränze Deutschlands — im Fluge hierher geeilt — und vor mir, drüben über dem blauen Spiegel des Sees, liegt die Schweiz mit ihren Matten, Bergen und Gletschern, und hinter diesen winkt das Land meiner Sehnsucht: Italien. Von meiner Reise durch Deutschland kann ich Ihnen diesmal nicht viel erzählen — man reist jetzt viel zu schnell, um Reise-Eindrücke zu empfangen, und die schöne Zeit interessanter Abenteuer in den Post- und Lohnkutschen ist längst verschwunden. — Sobald man sein Fahrbillet gelöst hat, ist man kein selbstständiger, denkender und wollender Mensch mehr, sondern nur ein Stück lebendes Frachtgut, das möglichst schnell weiter transportirt und eben so rasch abgeladen wird, um anderen lebenden Colli Platz zu machen. Man ist nicht mehr sein eigener Herr, sondern der Sclave der Eisenbahndirectionen und ihrer Conducteure, und diesen Herrschaften kommt es auf ein paar Dutzend „lumpiger Passagiere“ mehr oder weniger nicht an. — Das aber habe ich gefunden, — ein großer Unterschied besteht zwischen dem Reisen in Amerika und Europa; — in Amerika sind die Eisenbahnen der Passagiere wegen da, damit diese rasch, gut und so comfortable als möglich befördert werden, — während in Europa die Passagiere nur der

Eisenbahnen wegen da zu sein scheinen, damit viel Geld gemacht und die Actionäre möglichst hohe Dividenden erhalten. — Auf den europäischen Eisenbahnen findet man weder Lieux d'aisance noch Waschcabinete, — von Schlaf- und Restaurationswagen ist, bis auf ein paar schwache und mißglückte Versuche, nichts zu sehen, — kein Waggon wird im Winter geheizt, kein Glas Wasser in der Sonnenhitze dem verschmachtenden Reisenden gereicht, — und dazu nun das Zellengefängniß-System der abgesonderten Coupés und die exclusive Absonderung der Reisenden in vier verschiedenen Wagenklassen, wovon die Unglücklichen in der vierten Klasse die ganze Reise stehend machen müssen — das sind lauter Dinge, die ein Amerikaner nicht begreift.

Kurz, es ist zwar kein Vergnügen, lange Eisenbahnreisen in Amerika machen zu müssen, aber in Europa ist es oft eine wahre Qual. Auch ich habe diesmal wieder redlich meinen Theil davon ausgestanden.

Gleich den ersten Vorgeschmack der mannigfachen Uebelstände, die noch auf den deutschen Eisenbahnen lasten, bekam ich in Wiesbaden. Es besteht nämlich zwischen den zahlreichen deutschen Eisenbahnen noch keine Centralisation, und der alte Fluch Deutschlands: Kleinstaaterei und Particularismus hat sich auch auf das Eisenbahnwesen übertragen. Einige Eisenbahnen sind zwar zu einem Verbande zusammengetreten und richten sich nach einander, eine große Zahl aber wirthschaftet noch isolirt und auf eigene Faust und hat nicht einmal Anschlüsse an die benachbarten Bahnen, so daß man, mit dem Schnellzug angekommen, plötzlich drei oder vier Stunden liegen bleiben muß, bis es dem jenseitigen Fahrplan convenirt, einen Zug abgehen zu lassen.

Ich verlange in Wiesbaden Billets nach Chur in der Schweiz. „Die haben wir nicht!" lautet die Antwort. — „Also wenigstens bis Friedrichshafen in Würtemberg." — „Die haben wir auch nicht; weiter als bis Stuttgart können wir Ihnen kein Billet geben. — Aber in Frankfurt können Sie directe Billets bis Chur bekommen." — Was bleibt also übrig, als vorläufig bis Frankfurt zu fahren, wo ich um 10 Uhr 15 Minuten ankomme, — um 10 Uhr 30 Minuten aber geht schon der Zug nach dem Süden ab.

Von einem Centralbahnhof ist keine Rede; — es heißt also auf dem Taunus-Bahnhof sich so schnell als möglich wieder seines Gepäckes bemächtigen und dasselbe durch Dienstmänner, für Geld

und gute Worte, eiligſt und ſchleunigſt nach dem Main-Neckar-Bahnhof transportiren zu laſſen, während man keuchend und ſchwitzend nebenher läuft. So kommt man denn eine oder zwei Minuten vor Abgang des Zuges auf dem Main-Neckar-Bahnhof an. „Billets nach Chur!“ — „Die können wir Ihnen hier nicht geben, — nur bis Friedrichshafen.“ — „Her damit!“ und nun in's Gepäckzimmer. Draußen ertönt ſchon das dritte Zeichen, — der Conducteur ruft: Einſteigen! — Die Koffer werden gewogen, und da nach dem liberalen Syſtem der Bahnen ſüdlich vom Main kein Pfund Freigepäck bewilligt wird, ſo hat man gerade noch das Vergnügen, für zwei Koffer 22 Gulden 30 Kreuzer Fracht zu bezahlen, und wird nun, todmüde gehetzt und in Schweiß gebadet, in das enge, heiße Coupé geſchoben, das in dieſer Jahreszeit mit einem römiſch-iriſchen Schwitzbade die größte Aehnlichkeit hat. — Ein Pfiff, und es geht fort, — ſchnell, wenn auch lange nicht ſo ſchnell als auf engliſchen und amerikaniſchen Eiſenbahnen. Da es ein Schnellzug iſt, ſo werden alle kleinen Zwiſchenſtationen überſprungen und wir halten erſt in Darmſtadt. „Fünf Minuten Aufenthalt!“ ſchreit der Conducteur, und gleich darauf geht's weiter. Unſere Geſellſchaft im Coupé beſteht aus zwei mißvergnügten Frankfurtern, aus einem preußiſchen Officier und zwei Hamburgern und, nebſt meiner Wenigkeit, aus einem Schweden, der eine gänzlich unbekannte, barbariſche Sprache ſpricht, ſich aber einbildet, er ſpreche Deutſch und habe es in den vier Wochen ſeiner Reiſe ſchon ganz prächtig erlernt. Ich wenigſtens habe kein Wort verſtanden, aber aus Höflichkeit immer: Ja! geſagt und zuſtimmend mit dem Kopfe genickt. — Wie immer, wo drei Deutſche beiſammen ſind, wird zuerſt Wetter und dann Politik beſprochen; bei letzterer erhitzen ſich die Gemüther, — Alles wird lebhaft, — dazu raſſeln die Räder, rumpeln die Waggons, ſchnaubt und pfeift die Locomotive; — Keiner verſteht den Andern, Jeder will ſich hörbar machen und ſo ſchreien wir Converſation. Ich bin ſchon ſo ſtockheiſer wie der Dr. Kopp beim Wiener Schützenfeſt, — da hält der Zug und der Conducteur ruft: Heidelberg! „Fünfzehn Minuten Aufenthalt!“

Wie die Arche Noah's nach der Landung auf dem Berge Ararat leeren ſich die Waggons von Männchen und Weibchen aller vier Klaſſen, und der Menſchenſtrom ſtürzt in die Bahnhofsreſtauration, wo ein furchtbarer Kampf ſich entſpinnt. Sturmcolonnen

dringen gegen das Buffet an und reißen sich die eroberten Speisen aus den Händen; man ißt sitzend, stehend, ja gehend, unzählige Seidel Bier werden vernichtet, weißen und rothen Weinflaschen die Hälse gebrochen,

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!"

da ertönt wieder die Glocke und der Conducteur ruft: „Einsteigen!" Wieder wälzt sich der Menschenstrom hinaus und sucht im Dauerlauf die Waggons zu erreichen, — aber, o Jammer! der Train ist anders rangirt worden und Keiner und Keine können ihre Coupés wiederfinden. „Alles rennet, rettet, flüchtet" — die Conducteure schreien und fluchen, die Locomotive heult vor Ungeduld, — endlich sitzt Alles, — nur ein alter Herr ist noch in der Restauration sitzen geblieben und kaut an einem Beefsteak, mit dessen Faserstoff er nicht fertig werden kann. „Um Gottes willen!" schreit der hereinstürzende Conducteur, „wollen Sie denn zurückbleiben, Herr Hofrath? Der Zug geht fort." Der alte Herr wird todtenbleich, — der Bissen Beefsteak, den er schon halb verschlungen, fällt wieder aus dem Munde auf den Teller, er steht auf und wankt hoffnungslos der Thür zu. Da springt ihm der Kellner nach: „Sie haben zu zahlen vergessen; — ein Gulden zwei Kreuzer." — „Schnell, schnell!" ruft der ungeduldige Conducteur dazwischen, — der alte Herr hält dem Kellner sprachlos einen Thaler hin, und während dieser sagt: „Sie bekommen dreiundvierzig Kreuzer zurück!" wird der Hofrath von dem desperaten Conducteur zur Thür hinaus- und in den Waggon hineingeschoben, wo er erschöpft, halbtodt auf seinen Sitz fällt. — Und Rrrrrrrr! rasselt der Zug fort; da tritt der Kellner mit den 43 Kreuzern heraus, wirft einen Blick auf den davoneilenden Zug, einen andern auf die 43 Kreuzer in seiner Hand, dann sagt er mit schneller Fassung: „Auch gut!" — und steckt sie ein.

Wir aber fliegen indessen weiter nach Bruchsal, wo Wagenwechsel ist und wir endlich von den fluchwürdigen Coupés befreit und in luftige, geräumige amerikanische Waggons placirt werden, die aber leider nur in Würtemberg und in der deutschen Schweiz eingeführt sind. Durch Stuttgart geht es weiter nach Ulm, — ohne Aufenthalt, indem wir einander conversirend in die Ohren schreien, oder, falls wir von der Anstrengung erschöpft sind, uns in einen Winkel lehnen und schlummern. — Da ist endlich Ulm

mit ſeinen eben ſo ſtarken als zierlichen und eleganten Befeſtigungen, — aber von hier an ändert ſich auch die Scene; der Schnellzug wird zum Bummelzug, denn da Friedrichshafen der Endpunkt der würtembergiſchen Eiſenbahnen iſt, ſo denken Direction und Conducteure, daß man immer noch früh genug hinkommt, und nehmen das: Chi va piano, va sano! zum Motto.

So humpeln wir denn mit eiliger Langſamkeit und langſamer Eile weiter, — „immer hübſch langſam voran!“ ſo daß ein Handwerksburſche, der bettelnd neben dem Zuge geht, immer mit uns in gleichem Schritt bleibt. — Bei unzähligen Stationen, wo man auch nicht ein Haus auf eine Stunde in der Runde ſieht, — ja, ich glaube, bei jeder Bauernhütte wird angehalten, und die Conducteure rufen die Vorübergehenden an: „Wollen Sie nicht mitfahren? Wir thun's heute recht billig.“ Aber die alſo Angeredeten ſchütteln mit dem Kopfe, — die pfiffigen Schwaben wiſſen, daß ſie zu Fuß eben ſo ſchnell ankommen, als mit dieſem Bummelzuge, und ſo humpeln wir arme „enfants perdus“ denn langſam weiter. Es wird ſtockfinſtere Nacht; — ja, ich glaube, es wäre ſchon bald wieder Morgen geworden, als wir endlich in den Bahnhof von Friedrichshafen hineinrollen. Wir haben die 15 Meilen von Ulm bis Friedrichshafen in der erſtaunlich kurzen Zeit von 5 Stunden gemacht, — immer des ſchwäbiſchen Sprichworts eingedenk: Eile mit Weile! — „Sollen's uns nachmachen!“ ſagt der Hans Jörgel in Wien, wenn er in ſeinem humoriſtiſchen Volksblatte ein Stückchen Wiener Gemüthlichkeit oder wieneriſchen Mutterwitzes erzählt; — „Sollen's uns nachmachen!“ kann die würtembergiſche Eiſenbahndirection ebenfalls mit gerechtem Stolze ausrufen.

Zerſchüttelt und zerrüttelt, — durch den Schluß der Fahrt complet disguſtirt, und hungrig und durſtig wie die Iſraeliten in der Wüſte, ehe Moſes Manna regnen ließ, die bekanntlich mit Sennesblätteraufguß das beliebte „Wiener Trankel“ giebt, — wankten wir dem „Hôtel zum deutſchen Hauſe“ zu, das der rothe Bädeker, der Lootſe und Leuchtthurm aller Reiſenden, als den „erſten Gaſthof Friedrichshafens“ empfiehlt. — Oh Bädeker! Bädeker! der du dein Unweſen im ſichern Verſtecke zu Coblenz treibſt und, ſelbſt geborgen im ſichern Hafen, arme leichtgläubige Reiſende durch deine trügeriſchen Irrwiſche in Sümpfe und auf Haiden verlockſt. — „Bädeker!“ ſo ſprach ich dieſen Morgen, als ich die Rechnung ſtudirte, — „wie wirſt du das einſt beim jüngſten Gericht ver-

antworten können, daß du uns in das „Deutsche Haus" geschickt hast." Nachdem der gnädige Herr Oberkellner unser Gesuch um ein Zimmer mit huldvoller Herablassung angehört, aber dasselbe vorläufig keiner Antwort gewürdigt hatte, fand eine leise Consultation mit den Herren Unterkellnern im schwarzen Frack und tadellos weißer Cravatte statt, während welcher unsere Reisegesellschaft mit Kennerblicken von oben nach unten gemustert ward; — dann trat eine verhängnißvolle Todtenstille ein, während welcher wir unsere verhängnißvollen Herzen klopfen hören konnten, bis der Herr Oberkellner geruhte, das bedeutungsvolle Wort: „Nr. 18" auszusprechen. Ein „Zimmerfräulein" nahm uns in Empfang und geleitete uns über Gänge und Stiegen, von deren topographischer Anordnung ich nur höchst undeutliche Begriffe gewann, in die bewußte Nr. 18. — „Werden zum Speisen hinunterkommen?" fragte sich ein Herr Unterkellner an, und wir, den Wink verstehend, folgten ihm, geduldig und in unser Schicksal ergeben, hinab in das blutroth mit goldenen Kohlblättern tapezierte Speisezimmer. Ich verlange den Speisezettel, — man überreicht mir ein Buch, braun Maroquin mit Gold gebunden, in welchem eine Menge Speisen figuriren, aber ohne Preisbezeichnung daneben. Ich bestelle filets sautés; — nach einer Pause von 10 Minuten kommt der Kellner und bedauert: die Filets wären „ausgegangen." — „Also bringen Sie mir ein Beefsteak mit Kartoffeln!" — „Sogleich!" sagt der Herr Kellner und verschwindet, um abermals nach 10 Minuten mit der trostlosen Kunde wiederzukehren, daß die Beefsteaks auch „ausgegangen" seien. „Ist vielleicht Ihr Koch auch „ausgegangen?" frage ich, „oder ist ihm gar das Feuer „ausgegangen?" Der Hunger wird immer quälender, — ich bestelle Roastbeef — „ausgegangen", — „Kalbsbraten" — ebenfalls „ausgegangen", und so geht es fort in immer schöner werdender „Ausgegangenheit", bis sich am Ende die traurige Gewißheit herausstellt, daß von der langen pomphaften Liste des goldgebundenen Speisebuches nichts da ist, als Kalbs-Cotelettes nebst etwas Schinken und Käs. In meiner Verzweiflung sage ich resignirt: „Also Cotelettes!" — Ich Unbesonnener! was hatte ich gethan. Geneigter Leser! wenn Du je in das „Deutsche Haus" in Friedrichshafen kommst, so beschwöre ich Dich: Iß keine Kalbs-Cotelettes!!! Ich habe schon Manches in Cotelettes erlebt, aber so 'was nicht. Was waren das für Cotelettes! Denke Dir, liebe Leserin, einen alten Wasch-

lappen, der in Eidotter und Brotkrume eingewickelt, dann in heißem Schmalz etwas erwärmt worden ist und der allem Andern ähnlicher sah, als einem Kalbs-Cotelett, besonders für den, der noch die prachtvollen „Naturschnitzel" Wiens in der dankbaren Erinnerung seines Gaumens bewahrte! Wir kauten und würgten wie Verzweifelte; — in der Ecke aber stand der Wirth und lächelte, wie Dawison als Mephisto; — er mochte sich wahrscheinlich denken: Es haben sich doch noch Gimpel gefunden, die mir 1 fl. 30 kr. für diese alten Cotelettes bezahlen, die ich schon gestern Morgen in das Schweinefutter wegwerfen lassen wollte. Mir fielen die „Fliegenden Blätter" ein, wo eine gnädige Frau die Milchbäuerin, bei der sie gerade mit ihren Fräulein Töchtern eine Schüssel saure Milch verzehrt hat, fragt: „Ihr macht doch sehr gute Geschäfte mit eurer sauren Milch, weil wir Stadtleute alle herauskommen und sie essen. Was thätet Ihr denn mit der Milch, wenn wir nicht kämen?" — „Oh," sagt die Bäuerin, — „da kriegeten's halt die Schwein'!"

Doch der Dampfer, der uns nach Rorschach führen soll, schnaubt schon im Hafen und wirft in seinem Unmuth über das lange Warten dicke Rauchwolken, wie ein junger Vesuv, aus, so daß ein Mitreisender die höchst philosophische Bemerkung macht: „Was doch die Menschen für sonderbare Käuze sind; — da reisen sie mit großem Geld- und Zeitaufwande bis nach Neapel, um einen Berg anzustaunen, aus dem eine Rauchwolke hervorquillt; — was sie bei jedem Dampfer und jeder Locomotive alle Tage sehen können. Oder ist es etwa schon Jemand eingefallen, im Winter einen beschneiten Berg zu bewundern oder gar, des Plaisirs halber, hinauf zu steigen. Wenn sie aber für viel Geld in die Schweiz gereist sind, dann gerathen sie bei jedem Schneefeld in gelinde Verzückung, die Misses mit ihrem Murray in der Hand, seufzen: How beautiful! — und die Herren schnallen sich Steigeisen an, binden sich grüne Schleier vor's Gesicht, ergreifen lange Stöcke und klettern ‚auf dem Eise herum." — „Du hast recht, Freund!" unterbrach ich den Sprecher, „aber sage das ja nicht laut, sonst läufst Du Gefahr, von sämmtlichen Hôteliers, Führern, Schiffern, Lohnkutschern, Fachinis, Platzbedienten und Cicerones in der Schweiz und Italien für einen Feind der Menschheit erklärt und umgebracht zu werden. — Schweige, denn — mundus vult decipi — ergo — — — —!" An Bord! — die „Olga"

trägt uns hinüber an die Geſtade der Schweiz und wird gleich abgehen. Was iſt das? Große Bewegung an Bord und am Ufer; — eine Equipage fährt vor, galonnirte Bediente, mit der ſchwarz-rothen Kokarde am Hute, öffnen den Schlag, zwei junge Männer ſteigen heraus und werden vom Capitän mit großer Ehrfurcht empfangen. Es iſt, wie ich von Umſtehenden erfahre, einer der würtembergiſchen Prinzen, der mit einem Begleiter eine Tour nach der Schweiz macht. Der Prinz benimmt ſich ganz vernünftig, — er ſchickt ſeine galonnirten Bedienten an das Land zurück, — natürlich, er will ſich ja amüſiren und daher ungenirt ſein, — und als der übereifrige Capitän zwei rothſammetne Tabourets heraufbringen und ſelbige für den erlauchten Gaſt in die Mitte des Verdecks ſtellen läßt, lächelt der junge Mann und geht auf den zweiten Platz nach vorn, wo er ſich rittlings auf den Maſt des Bugſpriets ſetzt und dort ruhig ſeine Cigarre raucht, bis wir landen. — Sie ſehen, daß der Geiſt unſerer Zeit ſich unwiderſtehlich geltend macht, und daß ſelbſt Prinzen anfangen, ſich ſchon ganz vernünftig zu benehmen.

Ruhig ſtreichen wir über den ſpiegelglatten See, — immer näher tritt das Schweizer Ufer mit ſeinen ſaftigen Matten und grünen Bergwäldern uns entgegen; — ich habe indeſſen dieſen Brief beendet und werde ihn der Schweizerpoſt anvertrauen, deren ganze Einrichtung muſterhaft iſt, — hoffentlich wird die Beſorgung überſeeiſcher Briefe keine Ausnahme machen.

Wir ſind am Lande, die artigen Schweizer Zollbeamten lehnen jede Viſitation unſerer Koffer mit der Bemerkung ab: „Sie ſind Vergnügungsreiſende und werden nichts Steuerbares mitführen!“ — welches wir mit einem ehrlichen und aufrichtigen: „Gewiß! ſo iſt es!“ beantworten, und ſo iſt gleich der erſte Eindruck der Schweiz ein freundlicher.

Durch die Schweiz.

Rorschach und seine Pensionen. — Billige Preise. — Der „Seehof.“ — Gebrüder Dorner. — Die Table d'hôte und die schönen Holländerinnen. — Eine Discussion über das gründliche „Reinmachen“ in Bremen. — Holland, eine „schöne Gegend.“ — Die Straße nach Chur. — Der junge Rhein. — Das Fürstenthum Lichtenstein-Vaduz. — Sieben Mann Landstände. — Die lichtensteinische Armee. — Chur und das Ende der Welt. — Schweizer Postbeamten und Diligencen.

Chur, am 21. August Abends.

Wie mitten in einem großen Obstgarten liegt das Rorschach da, auf allen Seiten von der üppigsten Fruchtbarkeit fetter Wiesen, reich gesegneter Felder und von Früchten strotzender Gärten umgeben. Dabei eine reine, gesunde Luft, ein freundlicher, gutmüthiger Menschenschlag und ein billiges Leben, — alle diese Vorzüge vereint Rorschach, und es wunderte mich daher gar nicht, alle Hôtels und Pensionen des Städtchens, an denen hier ein wahrer Ueberfluß herrscht, von Besuchern aus Mittel- und Süddeutschland, ja sogar aus Frankreich, Belgien und Holland gefüllt zu sehen. — Wer aus dem deutschen Norden mit seinen Thaler- und Silbergroschen-Preisen kommt, den überraschen die hier geltenden billigen Preise in Francs und Centimes. Denken Sie sich, daß fast in allen hiesigen Gasthäusern der Pensionspreis (ohne Abendessen und Wein) 21 Francs per Woche ist, also per Tag drei Francs. Dafür hat man Zimmer, Bedienung, Frühstück und Mittagessen. Es ist nicht möglich, das in Norddeutschland zu Hause um dasselbe Geld herzustellen, und so verbinden viele Familien das Vergnügen der Villegiatur während des heißen Sommers mit dem Vortheile beträchtlicher Ersparungen im Ausgabe-Budget der Haushaltung.

Man kann übrigens Pensionspreise nur dann beanspruchen, wenn man sich mindestens für einen vierzehntägigen Aufenthalt verbindlich macht; — sonst sind für blos Durchreisende die Preise so ziemlich dieselben, wie in allen besseren Gasthäusern der deutschen Schweiz, nämlich das Zimmer $1^1/_2$, 2 bis 3 Francs, Frühstück 1 bis $1^1/_2$ Francs, Mittagessen mit Wein 3 bis $3^1/_2$ Francs.

Rorschach hat durchweg gute Gasthöfe, wie dies ebenfalls

in der ganzen deutschen Schweiz der Fall ist; — der beste und empfehlenswertheste ist der am See, in der Nähe des Hafens gelegene „Seehof", ein wahrhaftes Musterhôtel, das zwar nicht übermäßig groß und mit unnöthigem Luxus überladen ist, dafür aber den Gästen alle Annehmlichkeiten eines ruhigen, ungenirten, mit größter Reinlichkeit gehaltenen Landaufenthaltes, einer sehr guten Küche, eines mit Auswahl gefüllten Kellers und einer aufmerksamen, geräuschlosen Bedienung bietet. Die Eigenthümer sind die Gebrüder Dorner, ein paar tüchtige und umsichtige Wirthe, die den Reisenden in Italien durch lange Jahre als aufmerksame Wirthe des „Hôtel Pellegrino" in Bologna, damals Sammelplatz aller Deutschen und Fremden überhaupt, auf das vortheilhafteste bekannt waren. Den halben Tag meines Aufenthaltes in Rorschach brachte ich in ihrem gastlichen Hause zu und fand an der mit feinem Geschmack servirten Table d'hôte eine sehr gewählte Gesellschaft. Am meisten interessirte mich eine holländische Dame mit ihren beiden liebenswürdigen und gebildeten Töchtern, die Deutsch und Französisch eben so fließend, als correct und elegant sprachen, obgleich sie beide Sprachen erst im Pensionat erlernt hatten und unter sich und mit Mama stets Holländisch schwatzten, — die aber außer diesem Sprachtalent auch einen so glühenden Localpatriotismus entwickelten, daß sie Feuer und Flamme waren, sowie das Gespräch auf Holland kam, und behaupteten: es sei sehr schön in Deutschland und in der Schweiz, aber in Holland sei es doch noch viel schöner, und jedenfalls viel reinlicher, während es überall sonst so schmutzig sei. — Da erzählte ich ihnen von der außerordentlichen Reinlichkeit in Bremen, wie dort den ganzen Tag und die ganze Woche und das ganze Jahr gespült, gewaschen, gekehrt, gescheuert und gereinigt werde, — bis an jedem Sonnabend dieses „gründliche Reinmachen"-Fieber in einen Paroxysmus ausarte, der es für gewöhnliche Menschenkinder geradezu gefährlich mache, über die Straße zu gehen, denn aus und von den Fenstern herab strömten Wasserfluthen, und auf die Beine würden Einem ganze Eimer gegossen, die langen Stangen mit Bürsten daran, mit denen die Mauern der Häuser von außen gescheuert würden, kämen immer in gefährliche Berührung mit unseren Hüten und Nasen, und die das Pflaster kehrenden Besen mit unseren Röcken und Stiefeln. Ja, es gäbe in Bremen Familien, die im ganzen Jahre nie einen Fuß in ihre

sorgfältig aus- und aufgeputzte „Beste Stube" setzten, damit dieselbe ja nicht schmutzig werde, — als ich Bremen dieses wohlverdiente Reinlichkeitszeugniß gab, da erglänzten die Augen der liebenswürdigen Holländerinnen in sanftem Feuer, und sie gestanden zu, daß Bremen würdig sei, in die Ehrenreihe holländischer Städte aufgenommen zu werden, — „aber," meinte die Jüngere, „so schön und so reinlich, wie in Holland, könne es in Bremen doch nicht sein." Ich aber beruhigte sie und rühmte ihr die schöne Gegend um Bremen, die eben so schön wie die schönste Gegend in Holland und überreich an Torfmooren, Sanddünen, Wassergräben, Deichen und Kanälen sei, und der auch die beliebten holländischen Windmühlen nicht fehlten.

Nach der Table d'hôte zerstreute sich die Gesellschaft zu Ausflügen und Landparthien in die reizenden Umgebungen Rorschachs, nach Heiden, Rheineck, Weinburg, oder mit Dampfschiff über den See nach Lindau in Baiern, Bregenz in Oesterreich, Constanz in Baden oder Friedrichshafen in Würtemberg, da der Bodensee eine Menge von Königreichen und Fürstenthümern bespült, während sein klarer Wasserspiegel neutrales Gebiet ist. Ich und meine Reisegesellschaft wurden zur Theilnahme an mehreren dieser Landparthien eingeladen, mußten aber dankend ablehnen, da wir Rorschach mit dem 2 Uhr 45 M.-R.-M.-Zuge verlassen mußten, wollten wir noch diesen Abend Chur erreichen.

Die Eisenbahntour von Rorschach nach Chur ist reich an landschaftlichen Schönheiten, — doch bietet sie wenig Außerordentliches und Ueberraschendes. Interessant ist nur, daß man immer mehr dem Ursprung des Rheins entgegeneilt und den munter und frisch dahinrauschenden Fluß fast stets zur Seite hat. Allerdings ist es hier nicht der mächtige, stolze Strom, der zwischen Mannheim, Mainz, Köln und Rotterdam ganze Flotten stattlicher Dampfschiffe und riesiger Remorqueurs, mit acht bis zehn Segelschiffen im Schlepptau, trägt; der Rhein ist hier nur für kleine Holzflöße schiffbar, und erst wenn die so lange leidenschaftlich debattirte, aber jetzt günstig entschiedene, durchgreifende Correction des Flußbettes zur Ausführung kommen und der in seinem Laufe dann regulirte Rhein, mittelst eines Durchstiches bei Fussach, in den Bodensee münden wird, wird er für das reiche Stück Schweizer Landes, das er jetzt unbenutzt durchfließt, zu einem, Handel und Schifffahrt befördernden großen Kanal werden. Die

Stationen bieten sonst nicht viel Interessantes, — man fährt einmal bei St. Margarethen dicht an Oesterreich vorbei, da der Rhein hier die Grenze zwischen der Schweiz und dem österreichischen Vorarlberg bildet, — man passirt in vier Minuten an dem ganzen souveränen Fürstenthum Lichtenstein-Vaduz vorüber, — ein Fürstenthum, das, obgleich mitten in der Schweiz liegend, zum seligen deutschen Bunde gehörte und zur Bundesarmee 55 Mann Soldaten stellte, — nach 1866 aber durch seine sieben Landtagsmitglieder dem regierenden Fürsten erklärte: da der deutsche Bund aufgehört habe zu existiren, so brauche er auch keine Soldaten mehr, und sie würden keine mehr stellen und ernähren, welchem billigen Verlangen der Fürst schließlich nachgeben mußte; — auch mußte sich Seine Durchlaucht verpflichten, sein Fürstenthum unter keinen Umständen an irgend jemand Andern als an die Schweiz abzutreten oder zu veräußern. Da der Fürst aus dem nur 2 Quadratmeilen großen Ländchen über 20,000 Gulden Einkünfte bezieht, so mußte er 1866 auch dies zugestehen, denn die Armee von 47 Mann, die der Fürst von Lichtenstein im Juni 1866 dem Kaiser von Oesterreich zur Hülfe nach Böhmen schickte, hatte sich damals verirrt, war durch die Bewegungen der preußischen Mainarmee immer weiter nach Süden hinabgedrängt worden und fand sich eines schönen Morgens in den Bergen von Tyrol, von wo die 47 Mann einzeln und ohne Waffen nach und nach in ihre Heimath zurückkehrten. Preußen aber hatte dem Fürsten diese aggressive Haltung nicht vergessen, und um ein Haar wäre der Fürst im Prager Frieden mediatisirt und sein Land der Schweiz einverleibt worden. — Diese günstige Lage der Dinge hatten die Lichtenstein-Vaduzer benutzt und sich durch einen kühnen Griff für immer vom Soldatenspielen befreit.

Bei Sargans steckten bereits die stattlichen Gletscher des Sentis und der Silberplatte ihre mit Eis und Schnee bedeckten Häupter über die anderen grünen Bergreihen empor; hinter den Bädern Ragatz und Pfäfers aber erweitert sich das Rheinthal und vor uns liegt, im trüben Wolkenschleier eines Gebirgsregens, Chur, die Hauptstadt des Cantons Graubündten, von den Italienern Coiva genannt. Hier ist die Welt mit Brettern verschlagen und alle Eisenbahn hört auf; riesige Berge thürmen sich auf allen Seiten hinter Chur auf, und es giebt keine andere Beförderung über den 4463 Fuß hohen Splügen und den 5005 Fuß hohen Bernardino,

als die trefflich eingerichteten, eben so schnell als sicher fahrenden Eilwagen der Schweizer Postverwaltung, die mit unbedingter Annahme aller bis zum letzten Augenblicke sich meldenden Passagiere außerordentlich billige Preise und eine rasche und sichere Beförderung bieten.

Nachdem wir uns und unser Gepäck in dem ganz passabel guten Hôtel zum „Stern" untergebracht, wurde zum Postbureau geeilt, um Alles für die morgige Fahrt zu ordnen. Die sehr artigen Postbeamten, die, nebenbei gesagt, alle Sprachen sprechen und den verschiedenen Fremden in Französisch, Italienisch und Englisch bereitwilligen und artigen Bescheid auf alle möglichen Fragen gaben, stellten uns unsere Postscheine aus, wodurch die schweizerische Postverwaltung sich verpflichtete, uns für die mäßige Summe von 24 Francs per Person über die beiden Berge, mittelst einer sechzehnstündigen Fahrt nach Bellinzona, jenseits der Alpen, zu liefern. 40 Pfund Freigepäck per Kopf, nur 6 Centimes für jedes Pfund mehr, sind liberale Bedingungen für eine solche Bergfahrt. Morgen, wenn sie überstanden ist, folgt die Fortsetzung.

Ueber den Splügen und Bernhardino.

Eine sechzehnstündige Spazierfahrt. — Der Calanda und das Dorf Felsberg. — Der wilde Kampf zwischen Vorder- und Hinterrhein. — Schloß Reichenau. — Die Via mala. — Diner in Splügen. — Gletscher, Eisfelder und Wasserfälle. — Hinabfahrt im Thale von Nesoccio. — Klimatische Abstufungen und Wechsel in der Vegetation. — Ankunft in Bellinzona. — Evivas und Kanonendonner. — Una bella città e una bellissima festa. — Das Bundesfest der Turner. — „Albergo all' Angelo."

Bellinzona, 22. August 1868.

Das nenne ich einmal eine Spazierfahrt; sechzehn und eine halbe Stunde ununterbrochen (eine halbe Stunde, um zu Mittag zu essen, in Splügen ausgenommen) im Postwagen zu sitzen, das ist ein sehr angreifendes Reisevergnügen. Um 5 Uhr Morgens rollten wir zum Gasthofe in Chur hinaus und erst um $^1/_2$10 Uhr

Nachts landeten wir glücklich vor dem Poſtamte in Bellinzona, wo wir uns matt, müde und der Erholung wie der Stärkung bedürfend, unter die ſchützenden Fittiche eines Engels begaben, — denn der Gaſthof, der uns aufnahm, hieß: „Albergo all' Angelo" — und wir waren mit unſerm Schutzengel ganz zufrieden.

Im furchtbarſten Regenwetter hatten wir Chur verlaſſen, ſchwere graue Wolken hingen, wie Kappen und Schleier, um die Häupter der Bergrieſen, dabei war es unfreundlich kalt, und wir Reiſende wickelten uns in unſere Plaids, zogen die Reiſemützen über die Ohren und ſeufzten im Stillen: „Das iſt ein ſchönes Wetter, — uns die ſchöne Alpentour ſo zu verderben." Abermals war und blieb der junge, übermüthige Rhein an unſerer Seite, uns fröhlich entgegenrauſchend und ſchäumend — hinweghüpfend über Felsblöcke und Baumſtämme. Jenſeits des Rheins ragte der rieſige Calanda empor, — ein ſtattlicher Berg, der nur das Unglück hat, nicht aus ſolidem Material erbaut zu ſein, denn von Zeit zu Zeit löſen ſich mächtige Stücke des Berges los und ſtürzen, Alles vor ſich her zerſchmetternd, in das Rheinthal hinab. So löſte ſich im Jahre 1850 ein Theil der Felswand des über 8000 Fuß hohen Berges und zerſchmetterte und begrub einen großen Theil des Dorfes Felsberg. Noch viel größere Stücke des Berges drohen bei nächſter Gelegenheit nachzuſtürzen, — aber ſo groß iſt die Anhänglichkeit des Menſchen an die Scholle Erde, auf der er geboren, — oder ſeine fataliſtiſche Ergebung in „Gottes Willen", wie die Chriſten ſagen, — oder das „Schickſal" — wie die Heiden ſagten, — daß die Felsberger ungefähr hundert Schritt von der Unglücksſtelle von 1850 wieder eine ganze Reihe neuer Häuſer aufgebaut haben, — die unfehlbar das Schickſal des Dorfes Goldau haben werden, welches am 2. September 1806 durch ein, von der Höhe von 3000 Fuß herabſtürzendes Stück des Roßberges nebſt drei anderen Dörfern verſchüttet ward, wobei über 500 Menſchen um's Leben kamen und das einſt blühende und reizende Thal bis auf den heutigen Tag in eine ſchauerliche Felſenwüſte verwandelt iſt. — Wer den Calanda und die Lage Felsbergs ſieht, beſonders wenn er im Regenwetter vorüberkommt, und fortwährend kleinere Steine und Steinklumpen herabrollen und herabrutſchen ſieht, der bedauert die armen Leute, — nur ſie ſelbſt ſind guten Muthes. Sie werden im Schatten des über ihren Häuptern drohend ſchwebenden Berges geboren, wachſen

auf, heirathen, zeugen Kinder und ſterben, — ohne daß ſie an das Damoklesſchwert, das über ihnen ſchwebt, auch nur einen Augenblick zu denken ſcheinen. — Das iſt aber die Macht der Gewohnheit, — dieſelbe Macht, die den alten Soldaten mit dem Kugelregen, den ergrauten Matroſen mit allen Schrecken des Meeres und den alten Schauſpieler mit allen Angriffen hämiſcher Kritiker vertraut und daher gegen ſie gleichgültig macht.

Und nun über die gedeckte Rheinbrücke mit einem einzigen, des Schneewaſſers wegen 80 Fuß hohen Bogen, unter welchem der Vorderrhein und der vom Bernardino herabkommende Hinterrhein in wildem Fluthenkampfe, vereint und doch getrennt, ſich hindurchdrängen. Auf der Anhöhe jenſeits der Brücke liegt Schloß Reichenau, wo Louis Philipp in den Schreckensjahren 1793 und 94 als Flüchtling Profeſſor war, wozu er jedenfalls beſſer taugte, als zum conſtitutionellen König. Und nun geht es, — immer aufwärts, von Station zu Station, bis in Thuſis der Pferdewechſel und hinter der Rollabrücke die bekannte Via mala folgen. — Welch ein ſchauerlich ſchöner Weg, wie er ſich — aus dem Felſen herausgeſprengt — zwiſchen zwei ſteilen Felswänden von faſt 2000 Fuß Höhe durchdrängt, während tief unten in einer ſchmalen Kluft der tobende Rhein rauſchend und brauſend ſich ſeinen Weg bricht. Jeder Zoll Weges iſt hier durch Menſchenhand der wilden Natur abgetrotzt und jedes Hinderniß iſt mit Geduld, Ausdauer und mit Hülfe aller Mittel der modernen Straßenbaukunſt überwunden worden, bis die „Via mala“ nun zur „Via bona“ geworden, und zwar wild ſchauerlich, aber nicht im mindeſten gefährlich iſt. — Und als zweite Auflage der Via mala folgt nun die Roſſlaſchlucht, die der Via mala weder an wildromantiſcher Schönheit, noch an überwundenen Schwierigkeiten und Hinderniſſen etwas nachgiebt, bis endlich um 12 Uhr Mittags Splügen, 4500 Fuß hoch, erreicht, und hier im Poſthauſe das von den meiſten Paſſagieren ſchon ſehnlichſt erwartete Mittageſſen (binnen 20 Minuten zu verzehren) eingenommen wird. „Es iſt angeſpannt, meine Herren!“ ruft der Conducteur, uns viel zu früh, zur Thür herein, und mit geſtärkten Kräften und friſchen Poſtpferden geht es weiter, den Bernardino hinauf und den Rhein, deſſen Quelle ganz in der Nähe, im Zaportthale iſt, rechts zurücklaſſend.

War die Vormittagsfahrt ſchon überreich an landſchaftlichen

Schönheiten und großartigen Naturbildern, so war die Nachmittagsfahrt noch viel überraschender und genußreicher, um so mehr, als das Wetter sich gegen 11 Uhr aufgehellt hatte und wir nun im schönsten, hellsten Sonnenschein unter einem klaren blauen Himmel dahinfuhren. Wer die Schönheiten der Schweiz gründlich und auf einmal kennen lernen will, der braucht nur die Fahrt von Chur nach Bellinzona zu machen; — alle Naturwunder der Schweiz, die man mit langen Wanderungen erst mühsam aufsuchen muß, liegen hier am Wege. Ich habe auf dem Wege von Chur bis Bellinzona mehr Gletscher und Eisfelder gesehen, als ich von deren Namen im Kopfe behalten konnte, — ich bin wenigstens an zwanzig Wasserfällen vorbeigekommen, schöner und großartiger als die Fälle von Meyringen oder der Gießbach am Brienzersee, und Staubfälle, wie der weltberühmte Staubbach im Berner Oberland, habe ich in dem Thale von Mesoccio vor Bellinzona wenigstens sechs gezählt. — Man wird in den 16 Stunden der Fahrt vor lauter Schauen, Bewundern, Anstaunen so müde und abgespannt, daß man endlich froh ist, wenn es um 8 Uhr dunkel wird und man die Augen und den Geist ausruhen lassen kann. So kamen wir denn in Bellinzona an, wo uns Kanonendonner, Musik, Evivarufen und Volksjubel empfingen, und wir inmitten einer enthusiastisch jubelnden Menge auf einem mit Fahnen und Lampions geschmückten Platze ausstiegen.

Ja, wir sind schon unter italienischem Himmel und Bellinzona ist bereits eine italienische Stadt. Als wir den Bernardino auf unzähligen scharfen Straßenwendungen — alle im Winkel von höchstens 40 Grad angelegt, — hinabfuhren, immer im scharfen Trabe, so daß die mitreisenden Damen, bei den ersten raschen und kühnen Wendungen des Wagens an tiefen Abgründen hin, ängstlich die Augen schlossen und sich krampfhaft an den Wagenschlag klammerten, nach und nach sich aber doch mit dem schnellen und doch so sichern Bergabfahren der vorzüglichen Schweizer Postillone befreundeten, — als wir so hinabfuhren, fühlten wir, wie mit jeder Straßenwendung die Luft milder, sahen wir, wie mit jedem 1000 Fuß abwärts die Vegetation eine andere ward. Oben am Bernardino nackte Felsen mit einzelnen Schneelöchern und keinem Pflanzenwuchse, als etwas spärliches Moos, dabei mitten im August eine ganz anständige Kälte, bis etwa 1000 Fuß tiefer Krüppelholz und dann die ersten Tannen

erſcheinen; — und nun, wenn die Tannenwaldung paſſirt iſt, wieder 1000 Fuß tiefer, üppige, mit Früchten beladene Kaſtanienwälder und milde Luft, bis wir wieder 1000 Fuß abwärts zwiſchen Maisfeldern und Rebengeländen dahinfahren und es ſo warm wird, daß, trotz des hereinbrechenden Abends, Plaids und Waterproof-Mäntel fallen, alle Shawls und Reiſemützen bei Seite gelegt und alle Fenſter weit geöffnet werden, um die milde, balſamiſche Luft jenſeits der Alpen mit vollen Zügen einzuathmen. — So haben wir mit vier Poſtpferden und in freudig gehobener Stimmung unſern Einzug in Italien gehalten, wenn wir auch in geographiſcher Beziehung noch in der Schweiz waren. — Und in ſolch' feſtlicher Stimmung wurden wir auch, wie geſagt, in Bellinzona feſtlich empfangen, — mit Kanonendonner und Evivas, in die wir mit einem herzlichen: Eviva l'Italia! einſtimmten. Schon im Wagen hatten uns italieniſche Reiſegefährten zugeredet, doch einen oder zwei Tage in Bellinzona zu bleiben, da es „una bella città" ſei und Sonntag und Montag „una bellissima festa" ſtattfinden werde. Auf weiteres Befragen erfuhr ich: es ſei die „festa federale dei Gimnastici", oder auf Deutſch: das ſchweizeriſche Turner-Bundesfeſt, zu welchem von allen Turnvereinen der Schweiz zahlreiche Deputationen eingetroffen ſeien. Der allgemeine Volksjubel, gehoben durch den lebhaften Charakter des italieniſchen Stammes, in deſſen Mitte wir aus der Stille der Alpenregionen plötzlich hineinverſetzt wurden, ſteckte auch uns an, und hinter einer Muſikbande her, die den Garibaldi-Marſch ſpielte, marſchirten wir mit den Turnern unſerm Gaſthofe „Albergo all' Angelo" zu und beſchloſſen, hier zu bleiben. — Felice notte!

Das Turner-Bundesfest.

Erwachen unter Artillerieſalven und Glockengeläute. — Feſtliche Phyſiognomie der Stadt. — Allgemeine Betheiligung. — Die „Preti.“ — Der Zug zum Feſtplatze. — Auf der Straße nach Cadenazzo. — Die drei „Zwing-Uris.“ — Unſer „Albergo.“ — Italieniſche Reinlichkeit. — Auf dem Feſtplatze. — „Freiheit und Vaterland.“ — Die Illumination. — Volksconcert und ein „Ballo popolare.“ — Anſtand und Sitte.

Bellinzona, am 24. Auguſt 1868.

Wir haben nun auch ein italieniſches Feſt mitgemacht und uns mit dem luſtigen, gemüthlichen und naiven Völkchen von Bellinzona ganz köſtlich amüſirt. Schon um 5 Uhr Morgens jagten uns Artillerieſalven, von dem Caſtello grande abgefeuert, aus den Betten, und zugleich fingen die Glocken aller Kirchen ihr, in Italien faſt nie aufhörendes, Gebimmel an. Alle Straßen waren ſchon voll von Menſchen, und auch uns „ergriff der Strom der glaubensvollen Menge und zog uns —“ zum Feſtplatze, dem „Campo dei Gimnaſtici,“ wie es im Programm hieß. Alle Häuſer waren beflaggt, Männer und Frauen hatten ihren ſchönſten Sonntagsſtaat an, und hübſche ſchwarzäugige Mädchen trippelten auf ihren zierlichen Holzſohlen, unter denen ſich vorn und hinten ein Abſatz befindet, während ein breiter Riemen das Holzpantöffelchen an dem mit einem farbenreichen Wollſocken bedeckten Fuße feſthält, durch das Gedränge.

Ich weiß es nicht, wie in Deutſchland ein Volksfeſt in einem Städtchen ausſehen würde, das, wie Bellinzona, nur 2400 Einwohner hat, — wahrſcheinlich aber würde es über den wüſten Lärm einer Kirmes oder das Getreibe eines Dorfjahrmarktes nicht hinausgehen; hier aber, wo die italieniſche Lebhaftigkeit und die republikaniſche Gleichheit aller Stände ſich vereinigen, — hier hatte Alles einen großſtädtiſchen Charakter. Elegante Herren aus den höheren Ständen, Bürger im ſchlichten Rocke, junge Handwerker in der Blouſe, Frauen in Seidenkleidern und Pariſer Stiefeletten und Mädchen und Matronen in Kattunkleidern und Holzſandalen wogten bunt durcheinander, aber alle trugen die Armſchleife mit den Schweizer Farben, oder eine gleiche Kokarde,

und die Männer trugen alle ihre Festkarten an den Hüten. Alles betheiligte sich, — Niemand war stolz genug, um sich von der allgemeinen Volkslustbarkeit auszuschließen, und selbst die schwarzen „Preti", die Priester, mit ihren langen Soutanen, schlechten Waden in schwarzen Strümpfen, Schnallenschuhen und dreikrämpigen Hüten, trieben sich lachend und scherzend in der Menge herum, plauderten mit den Frauen, neckten die Mädchen mit leise geflüsterten Worten, so daß diese hoch erröthend hell auflachten, klopften da einem dicken Bauer oder behäbigen Bürger auf das wohlgemästete Bäuchlein, schlechte Witze über das immer mehr zunehmende „Vorgebirge" machend; kurz, selbst die Pfaffen vergaßen, daß sie die Diener einer finstern, jeder Freude und jedem Genusse feindlichen Religion sind, und waren lustig und guter Dinge.

Und es giebt Preti in Bellinzona, — ich habe während meines zweitägigen Aufenthaltes deren wenigstens hundert gesehen, — große und kleine, alte und junge, elegante und zerlumpte, so daß ich vermuthe, daß Bellinzona eine Pfaffen-Pflanzschule, — in der Kunstsprache Seminar genannt, besitzt.

Um 6 Uhr zogen die Turner zum Festplatze, die Delegationen nach Cantonen geordnet, — lauter junge, stämmige Gestalten, in deren Bekleidung nur die Kopfbedeckung die verschiedenen Cantone, denen sie angehörten, bezeichnete; — da waren Turner mit Strohhüten, gleich riesigen Zuckerhüten, von wenigstens drei Fuß Höhe, — andere Turner hatten Strohhüte mit so kolossal breiten Krämpen, daß unter einem solchen Hute bequem vier Mann im Schatten sitzen konnten, wieder andere trugen rothe Cerevis-Käppchen mit dem weißen Schweizerkreuz auf dem Scheitel, — kurz, an Abwechselung war kein Mangel, an Lustigkeit und gutem Humor fehlte es auch nicht, und so wie die vorausmarschirende Musikbande eine populäre Melodie anstimmte, fiel der ganze Festzug mit kräftigen Stimmen singend ein. Auch hier zeigte sich die musikalische Begabung der südlichen Völker; — obwohl Hunderte und Hunderte, ohne Proben und Einstudiren, das Musikcorps mit ihrem Gesange accompagnirten, — hörte man doch keinen Mißton; — es klang Alles gut und harmonisch.

Ich aber, der schon genug Schauturnen gesehen hatte, wendete meine Schritte nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt und schritt auf der nach dem Süden führenden Landstraße auf Cadenazzo zu. Equipagen, Vetturini, Extraposten und sonstige

Wagen aller Arten rollten mir entgegen und brachten Schaaren von Festgästen aus der Umgebung, und dazwischen zogen ganze Processionen von Fußgängern der Stadt zu. Als ich mich umwendete, lag Bellinzona in seiner schönsten Ansicht vor mir, — die stattlichen, mit Zinnen gekrönten Mauern, die alle Hügel um die Stadt einschließen, und die dahinter hervorragenden drei Castelle, in welchen einst die Landvögte der Urcantone Schwyz, Uri und Unterwalden das von den Mailändern eroberte Tessin nicht minder schlimm und willkürlich beherrschten, als sie selbst einst von den österreichischen Landvögten tyrannisirt worden waren, dahinter die Stadt und hinter dieser die prachtvollen, mit Villen, Meierhöfen und Sennhütten bedeckten grünen Berge, — alles dies bildete ein Panorama, wie man es nicht so leicht in solcher Pracht und Herrlichkeit wiederfindet. Die drei Castelle: Castello grande (Uri), Castello di mezzo (Schwyz) und Castello Corbario (Unterwalden) sind wirklich malerische Vesten des Mittelalters, und ihrethalben allein schon verdient Bellinzona einen Besuch. Lägen diese Castelle am Rhein, — sie würden alljährlich von Tausenden von Touristen besucht und in allen Reisehandbüchern verherrlicht, — so aber verirrt sich nur selten ein Reisender nach Bellinzona, und der Touristenschwarm, der täglich vom Gotthard und vom Bernardino herab hier durch nach Mailand reist, bleibt in Bellinzona ruhig im Wagen sitzen und fährt weiter, weil in seinem Reisehandbuche Bellinzona und seine Befestigungen, die einst als der Schlüssel der Straße von der Lombardei nach Deutschland galten, nicht mit einem * bezeichnet sind. — In Förster's „Italien" steht sogar: „Besser, man halte sich in Bellinzona gar nicht auf, sondern fahre gleich weiter," und Bädeker wie Förster loben das „Albergo al Hotel de Ville" als ersten Gasthof und fertigen das „Albergo all' Angelo" mit „Italienische Wirthschaft" ab, — allein die Eingeborenen sind anderer Meinung, und ich und meine Reisegesellschaft waren ebenfalls mit dem „Angelo" sehr zufrieden, ja die Table d'hôte Mittags und das Souper Abends waren viel feiner und reichhaltiger, als in den vielgerühmten ersten Hôtels am Rhein. Der Preis der Table d'hôte mit Wein, so viel man trinken mag, ist $3\frac{1}{2}$ Francs oder 28 Silbergroschen; Souper von Suppe, vier Gerichten und Dessert kostet 2 Francs; Frühstückskaffee mit Brot, Butter, Honig 1 Franc und das Zimmer 2 Francs. Dies war am Tage des Festes und bei einem außerordentlichen Andrange

von Fremden, — zu gewöhnlichen Zeiten sind die Preise um ein Drittel bis um die Hälfte niedriger.

Allerdings muß man an italienische Hôtels nicht die Anforderungen in Bezug auf Reinlichkeit und Eleganz stellen, die man in Deutschland macht, und die höflichen Reisehandbücher sagen in artiger Umschreibung: „Die Begriffe von Reinlichkeit sind in Italien bedeutend weiter gedehnt, als jenseits der Alpen, und der helle, südliche Himmel läßt den Schmutz viel weniger abschreckend erscheinen;" — aber es ist nicht so arg, wie es der Sprache unkundige und daher vielfach geprellte Reisende in ihrem Unmuthe geschildert haben. In der italienischen Schweiz und im nördlichen Italien findet man überall saubere, reinliche und gute Betten, Wasser und Handtücher vollauf und von Ungeziefer höchstens hie und da im Sommer noch Flöhe, deren man sich übrigens mit persischem Insectenpulver erwehren kann, — freilich wird es immer schlimmer, je weiter man südlich hinabkommt, aber mit Geduld, Lebensphilosophie und etwas Tact weiß der vernünftige Reisende sich auch hier sein Zimmer wohnlich zu machen. Die partie honteuse bilden immer die „Backhouses", die sich, selbst in großen Hôtels, in sehr verwahrlostem Zustande befinden, und schon Goethe erhielt, als er, ich glaube es war in Verona, um einen gewissen Ort fragte, von dem Hausknecht die Weisung, in den Hof hinab zu gehen, und als er weiter fragte: „Aber wo dorten?" antwortete der gemüthliche Hausknecht: „Dove vuol!" (Wohin Sie wollen.) — Vieles ist übrigens in den letzten zehn Jahren in dieser Hinsicht besser geworden, und viel mehr wird noch in den nächsten zehn Jahren besser werden; — wir Epigonen aber kommen darüber auch hinweg und trösten uns mit dem italienischen Trostspruch: Pazienza!

Nach dem Essen zogen wir mit der festlich geputzten Volksmenge dem Festplatze zu, der gleich an der Stadt, von einem prächtigen Amphitheater grüner Berge umgeben, auf einer großen Wiese lag. Maibäume mit Flaggen in den Schweizer und Tessiner Farben umgaben den Platz, Tribünen für die Preisrichter und die Gäste erhoben sich an beiden Seiten, während in der Mitte sich ein stattlicher, reich decorirter Gabentempel für die Sieger erhob. Uebungen im Ringen, am Reck und Barren, freie Sprünge und Sprünge am Schwungbrett, Klettern und Schwingen, Rappier- und Bajonnetfechten, Wettlaufen mit Hindernissen bildeten das

Programm und wurden unter der lebhaftesten Theilnahme des Publikums von der kräftigen Schweizer Jugend mit außerordentlicher Muskelkraft und Gewandtheit ausgeführt. Dabei hörte man Commandos und Gespräche in allen Sprachen und Mundarten der polyglotten Schweiz, — hier das Italienische der Tessiner, da das Romanische der Graubündtner, hier die breite Mundart der Walliser, da das schnatternde Französisch von Genf und das Patois des Pays du Vaud, und als Grundbaß dieses Tongewirres das kräftig derbe Schweizer Deutsch mit seinen hohlen Gaumenlauten und absonderlich vielen Ch's. — Aber Alle, wie verschiedene Sprachen und Dialekte sie auch sprachen, aus welch' verschiedenen Thälern, von welchen Höhen und Bergpässen sie auch kamen, — sie Alle belebte gemeinsame Liebe zum Vaterlande und echt republikanische Gesinnung, und der in allen Inschriften, allen Evivas, allen Reden wiederkehrende Grundgedanke war: Libertà e patria, „Freiheit und Vaterland!" — Wahrlich, es kann keinen schöneren Wahlspruch geben, — möge er auch für immer das Motto unserer amerikanischen Republik bleiben!

So weit war Alles recht schön und programmmäßig, — aber unter italienischem Himmel will das Volk bei Festlichkeiten nicht blos müssig zuschauen, — es will selber mitspielen, und so gestaltete sich denn der Abend erst zum echt italienischen Volksfest mit ungeheurer Lustigkeit, sprudelndem Humor und carnevalistischer Ausgelassenheit, und bot uns eine Reihe abwechselnder Bilder, die unsere Gesellschaft bis spät in die Nacht wach hielten.

Als es dunkelte, ward die ganze Stadt illuminirt, und zwar nicht etwa, wie in kleinen deutschen Landstädtchen, mit zwei Talglichtern in ausgehöhlten Kartoffeln oder Lehmklößen vor den Fenstern; — nein, der Schönheitssinn des südlichen Volkes zeigte sich auch hier, und jedes Fenster in jedem, selbst dem ärmlichsten Hause trug sein Transparent mit passender Inschrift oder einem Emblem, so daß das Ganze mit den langen Guirlanden bunt illuminirter Papierballons, die sich an den Arcaden der Häuser hinzogen, einen sehr hübschen Anblick gewährte. Unter den Inschriften kamen am meisten: „Eviva la confederazione Elvetica!" und „Patria e Libertà!" vor; — Einer hatte den Turnern zu Ehren gar auf sein Transparent: „Viva la forza!" (Es lebe die Kraft!) geschrieben, was einem englischen „physical-force-man" große Freude gemacht haben würde. Auf den Thürmen der Stadt und auf den

Zinnen der Caſtelle loderten Pechpfannen auf und Freudenfeuer brannten auf allen Bergen des Ticinothales.

Jetzt ertönten die Klänge des Muſikcorps im luſtigen Marſchtempo und ein ungeheurer Menſchenſchwarm wälzte ſich gegen die Piazza publica, wo unſer Hôtel lag, heran. Das Feſtbanket mit ſeinen Reden und Toaſten war eben zu Ende, und nun ſollte im Freien noch „un gran' concerto popolare" ſtattfinden. Voraus die Muſikbande, ihr nach die Turner mit großen Papierlaternen ſtatt Hüten auf den Köpfen, — die Einen mit Stangen, an denen römiſche Lichter und griechiſche Feuer befeſtigt ſind, — die Anderen allerhand ausgeſtopfte Figuren, Damen mit enormen Crinolinen und dergleichen vorſtellend, ebenfalls auf Stangen tragend. — Jetzt wurde auf dem Marktplatz ein großer Kreis formirt, das Muſikcorps ſtellte ſich in der Mitte auf, von allen Seiten flammten weiße, dann wieder rothe, dann grüne Feuer auf, den Platz und die Menſchenmaſſe magiſch beleuchtend; — die Muſik ſtimmt den Amboschor aus dem Trovatore an, die Tauſende auf dem Platze fallen ſingend ein, ſchlagen mit Stöcken und Stiefelabſätzen dazu den Ambostact auf dem Pflaſter; — nach jeder Muſiknummer ſtürmiſche „Bravos!" „Da Capos!" und „Evivas!"

Jetzt plötzlich ein allgemeines Ah!!! der Bewunderung; — was war das? Die Pechpfannen der Caſtelle ſind verlöſcht, aber die hohen Zinnen und Mauern erglänzen plötzlich hoch oben auf dem dunkeln Berge in dem zauberiſchen Lichte zahlloſer griechiſcher Feuer; — erſt blendend weiß, dann plötzlich blutroth, als ob die Caſtelle in Brand ſtünden, dann wieder grün oder blau, — dazu ſteigen Raketen und Leuchtkugeln, Schwärmer und Tourbillons in die Lüfte, ſpielt die Muſik ihre lebhafteſten Melodien, jubelt, ſchreit und johlt die enthuſiaſtiſche Volksmenge, und in all' den heilloſen Lärm hinein donnern die Kanonen von den Baſtionen der Caſtelle und bimmeln die Glocken der Kirche das Ave Maria oder irgend einen Roſario. — Für den kühlen Nordländer war das Ganze betäubend, für den aber, der an ſüdliches Leben und ſüdliche Lebhaftigkeit gewöhnt iſt, ein reizendes, mit ſeiner ausgelaſſenen Luſtigkeit anſteckendes Schauſpiel.

Aber es war noch lange nicht zu Ende, das Feſt, — denn nach dem „concerto popolare" improviſirte ſich die luſtige Volksmaſſe auch noch einen „ballo popolare." — Die Turner gaben ſich die Hände, und einen Kreis bildend, der ſich immer

mehr erweiterte, machten sie die Mitte des Platzes vor der Kirche San Rocco frei, die Träger der griechischen Feuer beleuchteten den improvisirten Tanzplatz in immer wechselnden Farben, die Musikbande stellte sich auf den Stufen der Kirche auf und spielte einen Strauß'schen Walzer. Die Turner mit den ausgestopften Figuren eröffneten den Ball, indem sie sich mit ihren strohgefüllten Damen rüstig im Kreise herumdrehten, begleitet vom Jubel und Applaus des lachenden Volkes, aber bald folgten einzelne Paare nach, Frauen und Mädchen von allen Ständen wurden von den munteren Turnern aufgefordert, nahmen ohne Prüderie die Einladung an und flogen in den kräftigen Armen der Jünglinge im raschen Dreivierteltact dahin, — immer größer wurde die Zahl der tanzenden Paare, — immer weiter der Kreis, — immer lauter und lebhafter der Festjubel der Menge, bis zuletzt Alt und Jung, Hoch und Nieder, Männlein und Weiblein, selbst die Kinder singend und lachend auf dem spitzen Kieselpflaster mittanzten, — ja selbst ein paar Priester, die ruhig zusahen, wurden in den wahnsinnig dahintobenden Wirbel hineingezogen und mußten — nolens, volens — sich ein paarmal im Kreise mitdrehen; es war gerade, als ob ganz Bellinzona ein großes Narrenhaus wäre und alle Narren wären auf die Straße losgelassen worden. — Und dazu läuteten beständig alle Kirchenglocken zu irgend einer Abendandacht und spielte die Musik auf dem Perron der Kirche Polkas und Walzer.

Und doch — in all' dem tobenden, wahnsinnigen Treiben nicht die mindeste Unordnung, nicht ein Streit, nicht ein unartiges Wort; — die Damen meiner Reisegesellschaft konnten überall in dem Gedränge umhergehen, man machte ihnen artig Platz, und nicht ein rohes Wort oder ein unziemliches Benehmen war zu sehen; — Alles betrug sich mit Anstand und angeborener Artigkeit, ohne dabei dem üppig sprudelnden Humor etwas zu vergeben. — Keine Polizei, keine Schutzmänner, keine Gensdarmen, und doch die musterhafteste Ordnung! — wahrhaftig, die Herren Polizeidirectoren Frankreichs und Deutschlands könnten bei solchen republikanischen Festen noch Manches lernen und endlich begreifen, wie man es nicht machen muß, um bei derartigen Gelegenheiten Ruhe und Ordnung zu erhalten. Erst nachdem das letzte griechische Feuer ausgebrannt, die Musik sich todmüde geblasen, die Menge sich heiser geschrieen und lahm getanzt hatte, endete der Ball, und das Volk zerstreute sich nun in die Cafés und Osterien, um bei

Gesang und Geplauder zahlreiche Pocale des dunkelrothen Landweins: Vino del paese, oder Vino nostrano genannt, zu leeren und die Gesundheit der Schweizer Republik und aller Welt nebenbei auszubringen. Auch ich bin todmüde und gehe zur Ruhe. — Gute Nacht! — Morgen geht es nach Lugano.

An den Ufern des Luganer Sees.

Lugano, ein kleines Neapel. — Eine 5000 Fuß hohe Pension. — Der San Salvadore. — Das „Hôtel du Parc." — Longfellow und die Engländer. — Villa Tanzina. — Magnum saeculorum decus. — Alexander Beha aus Donaueschingen. — Billige Hôtelpreise und vorzügliche Einrichtungen. — Ausflüge nach dem Comer See und dem Lago maggiore. — Ein vergnügter Abend in den Kellern von Caprino. — Fröhliche Heimfahrt. — „Ein Stück auf die Erde gefallener Himmel."

Lugano am Lago Ceresio, 28. August 1868.

Eine dreistündige Postwagenfahrt brachte uns von Bellinzona hierher auf dieses reizende Fleckchen italienischer Erde, das nur durch einen geographisch-politischen Irrthum als Schweizer Gebiet bezeichnet wird; denn hier ist bereits italienischer Himmel, hier ist italienische Vegetation, hier ist schon ganz italienisches Leben, — wenn auch Lugano und ein Theil seines reizenden Sees zum Canton Tessin und somit zur Schweiz gehören. Welch ein herrliches Plätzchen, dieses Lugano! wie ein kleines Neapel streckt es sich mit seinen Kirchen, Palazzis und Häusern im Halbmonde an dem lieblichen See hin, während gleich hinter der Stadt im parallelen Halbkreise die mit anmuthigen Villen bedeckten grünen Berge amphitheatralisch emporsteigen. — Und gegenüber der Stadt, auf der andern Seite des spiegelglatten Sees, über den berühmten Weinkellern von Caprino, die Winter und Sommer eine stets gleichmäßige Temperatur von nur zwei Grad Réaumur über Null haben, erheben sich die stolzen Berghöhen des Monte Caprino und Monte Bré, und hinter diesen folgen die höheren Gipfel des Monte Legnone, des Camoghé, und vor allen des Monte Generoso,

des „Rigi" Italiens, über 5000 Fuß hoch, mit einem treff=lichen, vom Eigenthümer Dr. Pasta vorzüglich geführten Hôtel, in welchem eine große Zahl italieniſcher und deutſcher Penſionäre während der Sommermonate „im Schatten kühler Denkungsart" ruhig leben. — Das ganze Bild wird ſüdlich durch den räthſel=haften Dolomitkegel des Monte Salvadore abgeſchloſſen, der ſich ganz iſolirt hinter Lugano bei Paradiſo erhebt und in gar keinem Zuſammenhange mit allen übrigen Gebirgszügen ſteht. Geologen und Naturforſcher widmen dieſem merkwürdigen Berge, der wie ein ausgebrannter Vulkan ausſieht, ihre beſondere Aufmerkſamkeit, und Leopold von Buch und andere, italieniſche wie deutſche, Ge=lehrte haben ihn vielfach zum Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Ab=handlungen gemacht. Von ſeinem in $1^1/_2$ Stunden zu erreichenden Gipfel hat man eine herrliche Rundſchau auf die Schneegipfel des Bernina, des Gotthard, der Bergkette des Monte Roſa, und neben dieſen ſieht man das Matterhorn und die Spitzen der Walliſer Alpen.

Und nun denken Sie ſich in dieſer Einfaſſung der majeſtätiſchen Alpenwelt, mit ihren Nadelhölzern, Bergpflanzen, ſteilen Gipfeln, Eisgletſchern und von dieſen herabrauſchenden Gletſcherſtrömen, die ganz ſüdlichen Uferſtrecken um den See mit Mandel=, Citronen=, Lorbeer=, Feigen= und Olivenbäumen, mit Aloes und Cactus, die wild wachſen, mit Wäldchen von Magnolien und Rhododendron, mit Trauben beladenen Rebengeländen und dem üppigſten Blumen= und Blüthenflor ſüdlicher Vegetation, und Sie werden ſich ein Bild dieſes Paradieſes machen können, das, beſonders von den reiſenden Amerikanern, noch viel zu wenig gekannt und beſucht wird. Als ich vor vier Tagen in dem am See gelegenen „Hôtel du Parc" abſtieg, fand ich eine äußerſt zahlreiche und gewählte Geſellſchaft; — alle Nationen, alle Sprachen waren vertreten; Franzoſen und Italiener, Schweizer und Norddeutſche, ſogar eine ſpaniſche Fa=milie und eine aus Buenos Ayres, außerordentlich viel Eng=länder, — aber nur einen Amerikaner. Allerdings wog hier die Qualität die Quantität auf, und wie Schiller's Fiesco ausruft: „Die Löwin hat nur ein Junges, aber es iſt ein Löwe!" — ſo kann ich Ihnen mit Stolz melden: Es war nur ein Amerikaner in Lugano, aber dieſer eine war — Longfellow! — Unſer be=rühmter Dichter, der Verfaſſer des „Hyperion", der „Hiawatha" u. A., war mit ſeiner Familie und ſeinem Bruder aus Cambridge, N.=Y., längere Zeit ein Gaſt des „Hôtel du Parc" und ſchien ſich in

dem angenehmen, ruhigen und doch mit allem Comfort und möglichſter Eleganz ausgeſtatteten Stillleben dieſes Muſterhôtels ſehr zu gefallen. Ich hatte das Vergnügen, ihm an der Table d'hôte gegenüber zu ſitzen, und daher Muße, den ſchönen, majeſtätiſch geformten Jupiterkopf mit dem langen weißen Haupthaar und Barte und den ausdrucksvollen Augen meinem Gedächtniſſe einzuprägen. Ja wohl! ſo muß ein großer Dichter ausſehen, und wenn einſt die dankbare amerikaniſche Nation ihrem großen Poeta laureatus ein Monument errichten wird, ſo wird der damit betraute Künſtler an dieſen claſſiſchen Zügen eine dankbare Aufgabe haben.

Die Engländer waren ſtets hinter ihm her, — denn Longfellow's Dichtungen ſind in ganz England eben ſo bekannt wie populär, — und glücklich und ſtolz war Der, dem es gelungen war, mit dem „celebrated American Poet" Hand in Hand zu „ſchäkern" oder ihm doch wenigſtens durch ein glücklich angebrachtes: „How do you do, Sir?" oder ein „Very fine weather to-day!" eine kurze, freundliche Antwort abzugewinnen. Junge Miſſes und ſtolze Ladies brachten ihre Albums und quälten ihn um „one line only" — oder doch wenigſtens um ſeine Namensunterſchrift, und dem alten Herrn ward es ſichtlich ſchwer, ſo ſchönen Bittſtellerinnen etwas abzuſchlagen. — Aber er ſcheint dieſe Bewunderungsjagd, bei der er wenige ruhige Momente für ſich ſelbſt hatte, ſatt bekommen zu haben, denn ſeit geſtern iſt er verſchwunden, mit Familie und Sack und Pack abgereiſt, und Wirth, Portier und Hausknecht haben ſtricte Ordre, zu ſagen, ſie wüßten nicht, wohin er gereiſt ſei. — Ich denke, ich treffe ihn wohl in Mailand wieder, denn jedenfalls geht er nach Rom, um den Winter dort zuzubringen. — Hier intereſſirte es mich, ihn alle Abende ſeinen Lieblingsſpaziergang machen zu ſehen; — auf der Straße nach Como ging er immer denſelben Weg vorbei an der Villa Tanzina, die ein reicher Schweizer-Italiener, der ſein großes Vermögen in den Vereinigten Staaten erworben hat, erbaute und in welcher er aus Dankbarkeit im Parke, dicht an der Straße in einem Säulentempel die mehr als lebensgroße, vorzüglich ausgeführte Büſte George Waſhington's mit der Inſchrift: „Magnum saeculorum decus" aufſtellen ließ. Dieſer Weg war Longfellow's tägliche Abendpromenade, und das Bild des Vaters unſerer Republik hier auf ebenfalls republikaniſchem Boden dankbar verehrt, mag den

Dichter wohl zu einer neuen Dichtung begeistern, die seinen zahlreichen Freunden und Verehrern eine willkommene Gabe sein wird.

Uebrigens verdiente Lugano von unseren reisenden Amerikanern mehr gekannt und besucht zu werden, denn nicht nur die herrliche Natur und die mannigfaltigen Landschaftsbilder machen mit dem schönen und milden Klima den Aufenthalt hier angenehm, sondern auch die „Hôtel-Accommodations" sind erster Klasse und werden selbst den durch unsere amerikanischen Hôtels ersten Ranges verwöhnten Reisenden vollständig befriedigen. Das „Hôtel du Parc", das erste und älteste unter den modernen und comfortablen Gasthöfen an den drei italienischen Seen, an denen man vor zwanzig Jahren noch nicht ein erträgliches Gasthaus, sondern nur schmutzige Locanden mit niederträchtigen Betten, Myriaden von Flöhen, Wanzen und sonstigem Ungeziefer, ungenießbarer Küche und dennoch fabelhaft hohen Preisen fand, — das „Hôtel du Parc", von einem Deutschen, Herrn Alexander Beha aus Donaueschingen, gegründet und noch immer von ihm selbst geführt, zählt 170 Zimmer mit über 200 Betten, 15 Privatsalons, dann Speise-, Frühstücks-, Gesellschafts- und Lesesalons, Rauchsalon mit Billard und Café, Ball- und Concertsaal und einen großen Gartensalon in dem sehr schönen Park. Außerdem ist die Dependance: „Belvedere du Parc" mit einer „English Chapel" und Seebädern und einer Anzahl ganz abgeschlossener Privatwohnungen da. Küche und Keller, — Bedienung und Aufmerksamkeit lassen nichts zu wünschen übrig, und dennoch sind die Pensionspreise mäßig und betragen jetzt in der Höhe der bis Ende October dauernden Saison 7 bis $8\frac{1}{2}$ Francs per Tag für Wohnung, Bedienung und drei Mahlzeiten, und vom 1. November bis 1. Juli gar nur 5 bis $6\frac{1}{2}$ Francs per Tag. Wenn doch unsere Deutsch-Amerikaner, die jetzt in Schaaren herüberkommen, dieses schöne Lugano kennten, — gewiß, sie würden die Villegiatur hier den gerühmten Lieblingsplätzen Heidelberg, Baden-Baden und Freiburg vorziehen, — denn dort fehlt überall der See, fehlt überhaupt Wasser, — dann hat Lugano die herrliche Alpenwelt, verbunden mit der tropischen Blumenpracht des Südens, voraus und drittens — and that is not the smallest consideration — ist es in Lugano bedeutend billiger und man lebt hier in einem Muster-Hôtel erster Klasse viel wohlfeiler, als in einem der übertheuren Hôtels in Heidelberg oder Baden-Baden.

Und nun die herrlichen Ausflüge, die man hier nach allen

Richtungen zu Waſſer und zu Lande machen kann. — In drei Stunden iſt man in Menaggio am Comer See, kann dort die prachtvollen Kunſtſchätze und die fürſtlichen Parks der Villen Carlotta, Serbelloni, Melzi, Frizzoni u. a. beſehen und Abends wieder zum Souper in Lugano ſein. In ebenfalls drei Stunden iſt man in Luino am Lago maggiore, fährt mit dem Dampfſchiffe zu den Borromeiſchen Inſeln und der Wunderwelt der Iſola bella, Iſola madre u. a., die Jean Paul in ſeinem „Titan" verewigte, — und von dort wieder mit dem Dampfboote nach Como, von wo man mit der Eiſenbahn in $1^1/_2$ Stunden einen Beſuch in Mailand machen und den herrlichen Dom beſichtigen kann. Aber auch viel nähere Ausflüge ſind da, — vor Allem die Keller des Monte Caprino, von denen ich ſchon ſprach, in deren immer gleich kühler Temperatur ſich jeder dort gelagerte Wein veredelt; — dorthin fährt man in einer halben Stunde mit einer Barke, um dort einen Fiascone des köſtlichen Aſtiweines, kalt wie Eis, friſch aus dem Keller zu trinken. — An jedem Sonntage im Sommer aber iſt großes Volksfeſt an dieſen Kellern, da fährt Nachmittags das Dampfſchiff hinüber, das Hunderte von Barken umgeben; — denn hinüber nach Caprino zieht Alles, Fremde und Luganeſer, Alt und Jung, Männer, Frauen und Mädchen, ja ſelbſt die Kinder werden mitgenommen; — und drüben im Schatten des Berges, vor den Kellern entwickelt ſich nun ein echt italieniſches Volksleben; — Bretter über Fäſſer gelegt werden als Supplementartiſche benutzt, Jeder ſitzt, wo er kann, — der Aſti mundet überall — prächtiger Käſe, feine Salami und ſaftiger Presciutto (Schinken) bilden mit dem ungeſäuerten italieniſchen Brote mit ſteinharter Rinde die ganze Reſtauration, — aber man läßt ſich's trefflich ſchmecken. Nun wird's immer luſtiger, je tiefer die Sonne ſinkt, — da klimpert die Mandoline, dort die Guitarre, hier wird das Tambourin geſchlagen und dort leiert eine Drehorgel den Walzer aus der Traviata ab — aber: „Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen," ſagt das Sprichwort, und bald drehen ſich, unwiderſtehlich durch die Muſikklänge hingeriſſen, muntere Paare auf dem grünen Raſen, und immer lauter und lebhafter werden die Geſpräche, ertönt herzliches Gelächter, erklingen fröhliche Trinklieder mit dem Refrain: „Va buon', va buon', va buon'."

So ſenkt denn langſam die Abenddämmerung ihre Schleier auf den See und die fröhlichen Gruppen am Ufer; — jetzt läutet

die Glocke des Dampfers zum Aufbruche und man begiebt ſich an Bord, ſich nur ungern trennend von dem freundlichen, gutmüthigen und leichtlebigen Völkchen, — von dem ſchon vor vierzig Jahren H. Zſchokke als „von dem gefälligen und geſelligen Treiben der Luganeſen“ rühmend ſprach. — Iſt es gerade Vollmond, ſo bleiben die Barken wohl länger und kehren erſt gegen Mitternacht über den See zurück. — Diesmal fuhr unſer Dampfer mit einbrechender Dunkelheit ab, und ſeinen Lichtern und ſeiner Rauchwolke nach zog der ganze Schwarm der Barken, aus denen einzelne Laternen und Lichter, ja glimmende Cigarren wie eben ſo viele Glühwürmchen durch die Nacht leuchteten, und durch die milde, warme Nachtluft, gewürzt mit allen Blüthendüften dieſer üppigen ſüdlichen Natur, ertönten die Volkslieder der Jünglinge und Mädchen in den Barken, vorgetragen mit den reichen, vollen und ſonoren Stimmen der glücklichen Kinder des Südens.

Endlich legt der Dampfer am prachtvollen Quai von Lugano an, — man eilt an's Ufer, — Alles trennt ſich mit herzlichem: „Felicissima notte!“ — „Dormite ben', Sior!“ und eilt ſeinen Behauſungen zu, — ich aber bleibe noch auf der breiten Steinbrüſtung ſitzen, rauche meine Cigarre, und ſehe zu, wie die Barken nun, eine nach der andern, langſam, unter Lachen, Geplauder und Singen hereinkommen und ihre munteren Inſaſſen am Ufer abſetzen. — Gute Nacht! brave, gute Luganeſen! Gute Nacht! ſchönes Lugano, du Paradies der italieniſchen Schweiz, das die Italiener nicht mit Unrecht: „un pezzo del cielo, caduto sulla terra“ (ein Stück auf die Erde herabgefallener Himmel) nennen. Addio Lugano! ich werde noch oft von dir träumen.

Ein Seesturm auf dem Lago maggiore.

Addio Lugano! — Eintritt in Italien. — „Haben Sie etwas Steuerbares mit sich?“ — Italieniſche Douane in Pontaſette. — Italieniſche Oberflächlichkeit und deutſche Gründlichkeit. — Schweizer Cigarren. — Luino und ſeine Bevölkerung. — Die Träger des Dampfers. — Obſtmarkt für die „Foraſtieri.“ — „Hôtel des Iles Borromées.“ — Die „Engliſh Chapel“ und der „Reverend.“ — Ein für die Saiſon engagirter Paſtor. — Der kranke „Right Honorable.“ — Vergnügungszügler auf dem See. — Iſola bella. — Napoleon am Vorabend von Marengo. — Das „Hôtel du Dauphin.“ — Sturm-Polka und Seekrankheit. — Schwäbiſche Paſtoren auf einer Schwitztour. — Vereitelte Einſchiffung. — A beautiful sermon. — Sibiriſche Kälte und keine Oefen. — Zimmer-Arreſt in Streſa. — Die Madonna del Saſſo.

Streſa am Lago maggiore, 30. Auguſt 1868.

„Addio Lugano!“ ſo ſeufzte ich recht herzlich, als der Poſtwagen uns die Schlangenwindungen des Berges bei Muzzano emporſchleppte und das freundliche Lugano unſeren Blicken entſchwand; — denn nicht ſo bald werde ich dieſen reizenden Ort und das friedliche und behagliche Stillleben daſelbſt vergeſſen. Aber das Reiſen bringt ja das mit ſich, daß man ſich von den eben erſt gemachten Bekanntſchaften gleich wieder losreißen und trennen muß, und „Scheiden und Meiden thut weh!“ ſagt ja ſchon das alte Lied. — Aber „Andere Städtchen, andere Mädchen!“ ſagt auch ein Spruch des großen Volksbuchs der Sprichwörter, und ich möchte hinzufügen „auch andere Gedanken.“ — So rollten wir den bald wohlgemuth bergab, immer an den verſchiedenen Armen des Lugano-Sees hin, durch Agno, vorbei an Magliſo, wo von ſtolzer Höhe noch ein altes Schloß der deutſchen, einſt hier ſehr mächtigen Familie der Grafen von Beroldingen herabſchaut, und betraten, indem wir über die Brücke bei Ponte Treſa fuhren, zum erſten Male italieniſche Erde. Erſt im nächſten italieniſchen Orte, in Pontaſette, fanden die, allen civiliſirten Ländern eigenen Douanen-Empfangsceremonien ſtatt. — Mir fiel der Deutſche ein, der, bei einem Schiffbruche auf eine wüſte Inſel, wie er meinte, ge-

schleudert, Stunden lang in Bergen und Schluchten umherirrte, bis er endlich zwei menschliche Gestalten auf sich zukommen sah: „Haben Sie einen Paß?“ fragte die eine Gestalt, und die andere sagte: „Haben Sie etwas Steuerbares bei sich?“ — Da fiel unserm schiffbrüchigen Deutschen eine Centnerlast von der Brust, und hochentzückt rief er aus: „Gott sei Dank! ich bin unter civilisirten Menschen!“ — Hier in Pontasette machten sie es gnädig. Ein Beamter trat an den Wagen und sagte artig: „Signori! la rivista dei bagagli!“ Alles stieg aus, — von der Bache des Postwagens wurden einige kleine Felleisen und Handkoffer herabgenommen und von den Reisenden geöffnet, — die großen Koffer und Gepäcksachen ließen die Fachini della Dogana (die Postknechte) unberührt oben auf dem Wagendache, denn es war Mittag und die Sonne brannte mit 31 Grad R.-Pferdekraft auf den Wagen herunter. Sie wollten sich denn doch nicht die Mühe machen, die zwei Centner und mehr schweren Koffer bei dieser Hitze vom Wagen herab und dann wieder hinauf schleppen zu müssen, und so wurden denn nur die Kleinigkeiten visitirt, d. h. der Deckel wurde aufgemacht, der Inhalt flüchtig betastet, eine bescheidene Frage nach Tabak und Cigarren gestellt, und dann wieder zugemacht, wobei der Zöllner mit einem Seitenblicke auf den auf und ab spazierenden Oberbeamten nur, als quasi Entschuldigung, leise sagte: „E'solamente una formalit! Dàvemo farolo!“

Nach Pässen oder sonstigen Papieren wurde gar nicht gefragt und der ganze Aufenthalt dauerte nicht über fünf Minuten. — Da ward denn doch, als ich vom Schützenfeste zurückfuhr, an der Zollvereinsgrenze etwas gründlicher visitirt, wie denn überhaupt die Deutschen den wohlverdienten Ruf haben, Alles, was sie thun, auch gründlich und erschöpfend zu thun. Damals war es auch, wo ein schlichter Oesterreicher dem norddeutschen Zollbeamten, der ihn fragte: „Sie kommen aus Oesterreich, lieber Mann! Haben Sie etwas Steuerbares?“ die naive und die österreichischen Zustände so trefflich charakterisirende Antwort gab: „Steuern haben wir in Oesterreich genug, aber Baares schon lange keins mehr!“ — Nun, wir waren hier schnell und gnädig absolvirt worden und hätten ganze Koffer voll Schweizer Cigarren durchschwärzen können; — daß wir es nicht gethan, liegt wohl darin, daß die Schweizer Cigarren eben so schlecht sind als die italienischen. — Bergab ging es nun, mit reizenden Aussichten auf den hellgrünen Lago

maggiore, rasch auf Luino zu, — auf holprigem Pflaster im Orte selbst, durch kaum 8 Fuß breite Gäßchen, die der Postwagen so complet ausfüllte, daß die Fußgänger sich in die Häuser flüchten mußten, immer abwärts, bis wir endlich auf einem freien Platz am See, vor dem großen „Hôtel du Simplon" und der Post hielten. — Während wir durch den Ort fuhren, waren aus jedem Hause Leute herausgekommen, die sich dem Wagen anschlossen und endlich zu einer großen Procession von Männern, Frauen und Kindern anschwollen, die mit uns anlangten und den Wagen im weiten Kreise umgaben. Beweggrund dieses feierlichen Empfangs war theils die italienische Neugierde und Schaulust, die Alles, selbst die Ankunft eines Postwagens, als eine Abwechselung in der Einförmigkeit des täglichen Lebens betrachtet, theils der Wunsch, durch Handel und Wandel und kleine Handlangerdienste ein paar Centesimi zu verdienen. Bettler gab es keine und wir wurden von der diensteifrigen Menge überhaupt nicht molestirt, wozu auch die auf allen Stationen und Landeplätzen stereotype Anwesenheit zweier stattlicher, über sechs Fuß hoher Gensdarmen mit ihren großen Dreideckern und weiß-grün-rothen Federbüschen, den ganz französischen Uniformen, breiten Bandelieren und mächtigen Schleppsäbeln das Ihrige beigetragen haben mag. — Die Gensdarmen sind überall höchst stattliche Männer, alte, gediente Soldaten mit Ordenszeichen oder Medaillen auf der Brust, — und ihr ganzes Aussehen und Auftreten darnach, um dem für äußere Eindrücke höchst empfänglichen Volke der Italiener zu imponiren, während ein englischer Constabler im blauen Oberrocke und dem Lederhute hier höchstens ausgelacht werden würde.

Die Fachini del Batello schafften indessen mit außerordentlicher Schnelligkeit und dem in Italien unvermeidlichen Lärmen und Schreien die Bagage vom Postwagen auf den Werft und nahten nun mit einem bescheidenen: „Una piccola moneta per i fachini!" den Reisenden, — ein Gesuch, dem auch willfahrt wurde, obwohl alle Dienstleistungen auf Eisenbahnen und Dampfschiffen in Italien gratis zu geschehen haben. Aber es war so heiß, den Leuten lief der Schweiß in Strömen über die Stirn, und wir konnten nicht hartherzig sein.

Am Ufer war ein kleiner Markt mit Backwerk aller Art, prächtigen Pfirsichen, Feigen, Reineclauden und anderm Obste improvisirt, und die Reisenden kauften ein nach Herzenslust und

labten sich an den herrlichen Südfrüchten, wobei sie natürlich doppelt so hohe Preise als die Eingeborenen zahlen mußten, z. B. 30 Centesimi für ein Pfund der schönsten und süßesten frischen Feigen, die, wie ich mich später überzeugte, überall nur 10 Centesimi kosten.

Indessen war der stattliche Dampfer „Gottardo" von Cannero herüber gekommen und legte an; — lärmend und schreiend wurden die Bagagen an Bord gebracht und in fünf Minuten waren wir schon wieder unterwegs. Der erste Platz war so gedrängt voll, daß man kaum ein Plätzchen unter dem Zeltdache, geschweige einen Feldstuhl fand, — dagegen war es auf dem zweiten Platze am Vordertheile leerer und luftiger, und ich schlug mein Hauptquartier dort auf — das hier fehlende Zeltdach durch meinen aufgespannten Regenschirm ersetzend. Großartig und imponirend ist der Lago maggiore mit seiner fruchtbaren Umgebung, bis an die Gipfel bepflanzte und mit schönen Villen übersäte Hügel und Berge, über die in zweiter und dritter Reihe die Gletscher und Schneefelder des Simplon, des Monte Rosa, des großen St. Bernhard, Matterhorn, Strahlhorn und anderer Bergriesen emporragen, und 14 Tage reichen kaum hin, um alle seine Schönheiten kennen und bewundern zu lernen. Wir, deren Zeit bemessen war, mußten uns kürzer fassen, und so ging es denn im Zickzack über den See hin und her, von einem Ufer zum andern, von Luino nach Intra, von da nach Pallanza, und nun an den paradiesischen Borromeischen Inseln vorüber nach Stresa, wo wir vorläufig bleiben und Rasttag halten wollten. Nach einer zweistündigen Fahrt kamen wir dort an, und das „Hôtel des Iles Borromées", errichtet und geführt ebenfalls von einem Deutschen, Georg Seyschab aus Nürnberg, nahm uns in seine gastlichen Mauern auf.

Das große dreistöckige und palastartige Hôtel des Herrn Seyschab mit seinen mehr als hundert Zimmern, mit Balkonen, Veranden, Salons und allem Comfort moderner Hôtels ausgestattet, ist sowohl wegen seiner Reinlichkeit und Ordnung, als in Hinsicht auf Küche, Keller und Bedienung jedem Reisenden mit gutem Gewissen zu empfehlen, — nur sind die Preise um 30—40 Procent höher als im Park-Hôtel in Lugano, was der Wirth auf mein Befragen damit entschuldigte, daß die Italiener, vermöge ihrer zerrütteten Staatsfinanzen, ungleich viel höhere Steuern und Abgaben zu zahlen hätten, als die glücklichen Schweizer. — Stresa und sein Hôtel eignen sich vorzüglich zu einem längeren Aufenthalt und als

Hauptquartier zu den verschiedensten Ausflügen am See und in die majestätische Gebirgswelt bei Domo d'Ossola, wohin täglich ein Postwagen, mit unbedingter Aufnahme, durchfährt. — Der Pensionspreis für solch' längeren Aufenthalt ist, je nach Wahl der Zimmer, 8, 10, auch 12 Francs per Person und Tag — doch lassen sich mit dem freundlichen und gefälligen Wirth wohl auch billigere Accorde, besonders für Familien, machen. — Das Haus war voll besetzt, — meist Engländer und Deutsche, — aber auch nicht ein Amerikaner, — dagegen fand ich, wie in Lugano, eine „English Chapel" und einen Reverend, der, es war gerade Sonntag, mich angelegentlichst einlud, doch ja den „Divine-Service" zu besuchen, d. h. seine Predigt anzuhören, was ich ihm auch aus Artigkeit versprach, aber, da ich eine kleine Boottour nach Isola bella machte, nicht halten konnte.

Es ist immerhin bezeichnend, daß die großen Hôtels in der Schweiz und Oberitalien, die es auf einen längeren Aufenthalt der reisenden Engländer abgesehen haben, jetzt nicht nur einen erfahrenen, aller Sprachen mächtigen Oberkellner, — sondern auch einen Reverend, einen „Minister of the Church", engagiren müssen, der am Sonntag in einem zur „Chapel" eingerichteten Gastzimmer den unerläßlichen Service hält. Wie viel davon auf Rechnung des religiösen Bedürfnisses und wie viel auf das Conto conventioneller Rücksichten und socialer Heuchelei kommt, will ich nicht untersuchen, das aber weiß ich, daß die reisenden Engländer sich in dieser Hinsicht streng controliren und „awful letters" nach Hause schreiben, wenn sie einen der Ihrigen auf den verbotenen Wegen des Indifferentismus finden; — ja ein M. P., ein Parlamentsmitglied, der mit uns im Hôtel verkehrte, ließ sich, um die zweistündige Predigt und die Psalmen zu ersparen, lieber den Doctor holen, der ihm lächelnd etwas „Citrate of Magnesia" verschrieb und eben so lächelnd einen blanken Napoleon als „fee" einsteckte. Ohne krank zu sein, hätte der Right Honorable M. P. es nicht gewagt, vom Gottesdienste wegzubleiben, — denn sogleich wäre nach Hause geschrieben worden, der Right Honorable sei auf Irrwegen und werde wahrscheinlich nächstens zu dem Götzendienste der katholischen Baalskirche übertreten, — eine Denunciation, die dem Manne in seinem orthodoxen Wahlbezirke bei den jetzt herannahenden Parlamentswahlen wahrscheinlich seinen Sitz im Unterhause gekostet haben würde.

Während die ganze englische Gesellschaft drei Stunden lang in der Capelle saß und nach Herzenslust gähnte, donnerten von allen Punkten des Ufers Kanonen, wurden auf allen Villen und Hôtels Flaggen aufgezogen, um ein Dampfschiff zu begrüßen, das, ebenfalls reich geschmückt, ein Musikcorps und eine zahlreiche Gesellschaft an Bord hatte und als Gegengruß ebenfalls seine Kanonen löste und die Flagge senkte. Ein Club, dessen Mitglieder die angesehensten Bewohner aller Städte, Dörfer und Villen am ganzen See bilden, hatte den Sonntag zu einer großen Picknick-Excursion gewählt und fuhr nun von Landeplatz zu Landeplatz, um die Festtheilnehmer an Bord zu nehmen, — dann sollte in Magadino das Diner und in Pallanza das Souper und Ball stattfinden. Es war ein seltsamer Contrast, diese Sonntagsfeier der katholischen Italiener verglichen mit der frommen Zwangsheuchelei der puritanischen Briten. — Wir aber benutzten den wunderschönen Morgen, um in einer leichten Barke nach Isola bella überzuschiffen und die tropische und phantastische Wunderwelt kennen zu lernen, die Jean Paul in seinem „Titan" mit so glühenden Farben geschildert hat, obwohl er nie dort gewesen ist. Das ist ja eben die göttliche Begabung des Dichters, das „zweite Gesicht", das ihn befähigt, mit den Augen des Geistes Dinge zu erschauen, die seinen leiblichen Augen unsichtbar bleiben. Auch unser Schiller war nie in der Schweiz, und doch — wenn man an den Ufern des Vierwaldstätter Sees den Wilhelm Tell liest, wie sehr wird man nicht überrascht und ergriffen durch diese naturtreue, bis in die kleinsten Einzelnheiten wahre und treue Schilderung der großartigen Natur der Alpenberge und des mächtigen Sees.

Isola bella ist eigentlich ein Felsen mitten im See, auf dem Graf Vitalio Borromeo, ein Onkel des heiligen Carlo Borromeo, ein Schloß bauen und zugleich durch Hinüberschaffen und Aufschütten fruchtbarer Erde einen in zehn Terrassen etwa hundert Fuß hoch aufsteigenden Garten anlegen ließ. Die ganze gräfliche Schöpfung, die ein ungeheures Geld gekostet haben muß und doch nie im Geiste des Gründers vollendet werden konnte, denn der nördliche Schloßflügel wurde nicht mehr ausgebaut und steht jetzt als wüste Ruine da, — hat, bei aller Naturschönheit der hier gezogenen Pflanzenwelt, doch auch alle Abgeschmacktheiten und Verschrobenheiten des verdorbenen Geschmacks der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufzuweisen. — Grotten und Terrassen, abenteuerliche Bildsäulen

und Ungeheuer, Springbrunnen und Wasserkünste sind verschwenderisch angebracht; — da jedoch auf der ganzen Insel keine Quelle ist und jeder Tropfen Wasser, selbst zum Begießen der Blumen, aus dem See heraufgepumpt werden muß, so kamen die Wasserkünste bald sehr kostspielig zu stehen und liegen heute, wie schon seit langer Zeit, wasserleer und trocken da. — Dafür entschädigt aber die reiche tropische Vegetation der Insel für alle diese altmodischen Schnörkel und Abenteuerlichkeiten; — ein Wäldchen von armdicken Magnolien mit ihren faustgroßen, balsamisch duftenden Blüthen, das Belvedere, umgeben mit den riesigen Stämmen unserer nordamerikanischen Weymouthskiefern, und gleich daneben Cedern, Cypressen und eine vierfache Allee von Orangen- und Citronenbäumen, alle übervoll der saftigsten Früchte, — eine riesige Korkeiche und nicht weit von ihr ein kolossaler Campherbaum (Laurus camphora) — Camellienbäume, so groß und dick wie unsere zehnjährigen Pfirsichbäume, blühende Schlinggewächse, von deren Massen und Ueppigkeit man sich im kalten Norden auch nicht einen annähernden Begriff machen kann, und endlich als Prachtstück der Insel jener riesengroße Lorbeerbaum, in dessen Rinde Napoleon I., als er am Tage vor der Schlacht von Marengo hier sein Hauptquartier hatte, sinnend und träumend das Wort „Battaglia" einschnitt. — Und am folgenden Morgen schlug er diese Schlacht, vernichtete die Oesterreicher und ward der Beherrscher der Geschicke Frankreichs.

Es wäre schön, auf dieser Insel umherwandeln, sinnen und sitzen und in den Reizen der Gegenwart wie in den Erinnerungen an die Vergangenheit schwelgen zu können, — aber davon ist keine Rede; — ein Bedienter führt Euch eiligst und schleunigst durch jene Säle und Zimmer des weitläufigen Schlosses, die die jetzt gerade anwesende gräfliche Familie nicht benutzt. Ihr seht einige riesengroße Zimmer, mehrere mittelmäßige Gemälde, kolossale Kamine, die in B. eine Familienwohnung abgeben könnten, einige Kanonen und Rüstungen u. s. w., und dafür steckt er seinen Franc Trinkgeld per Person ein und übergiebt Euch einem Gärtner, der Euch mit gleicher Hast durch den Garten schleppt und ebenfalls einen Franc Belohnung erwartet. Ohne Begleitung darf man nicht in den Garten, und es fehlt nichts als die Inschrift, die Lichtenberg über die Thür eines solchen Miniaturparks setzte:

„Hier wird Jedermann gebeten,
Nicht die Berge flach zu treten,
Auch laſſe man keine Hunde laufen,
Damit ſie nicht die Seen ausſaufen!
So indiscret wird gar Niemand ſein
Und ſtecken einen Felſen ein!“

Selbſt wenn man auf der kleinen Inſel wohnt, wo ich in dem kleinen „Hôtel du Dauphin“ einige Engländer in Penſion fand, darf man nicht in den Gärten luſtwandeln, wie mir die mißvergnügten Briten klagten, und wollten ſie in den Garten, ſo mußten ſie jedesmal mit anderen Fremden, à un franc par tête, ſich durch den Garten treiben laſſen. — Nachdem wir uns der Zudringlichkeit mehrerer Bettler, wahrſcheinlich glücklicher Unterthanen des Grafen Borromeo, und der eben ſo aufdringlichen Offerten eines Dutzend Barkenführer erwehrt hatten, die uns abſolut nach Iſola madre, nach Iſola dei Pescatori und nach allen möglichen Punkten der Windroſe bringen wollten, traten wir unſere Rückreiſe an. Die Sonne ſchien klar und hell, rein und ſcharf ſahen die Eisgipfel des Simplon und ſeiner Brüder herab, und doch tanzte unſer Schifflein auf den Wellen eine Polka, deren Tempo und Sprünge allmälig und crescendo ſo zunahmen, daß einige der mitfahrenden Damen gelinde Anwandelungen von Seekrankheit bekamen. „Sara un brutissimo tempo! („Es wird ein ſehr ſchlimmes Wetter geben!“) ſagte unſer alter Schiffer, ſich bedenklich hinter den Ohren kratzend, und der Mann hatte Recht, wie wir nur zu bald erfahren ſollten.

Wir wollten um 3 Uhr mit dem Dampfſchiffe fort, das von Magadino nach Arona fährt und an das ſich der Eiſenbahntrain von Seſto Calende anſchließt, ſo daß wir um 8 Uhr 15 M. Abends in Mailand geweſen wären, und ſo nahmen wir, da die Table d'hôte erſt um 5 Uhr beginnt, um 1 Uhr ein Déjeuner à la fourchette in Geſellſchaft zweier wohlgenährter und behäbiger Paſtoren aus dem Schwabenlande, die von dieſem Ausfluge an den Lago maggiore ſchon genug an Italien hatten und eiligſt nach Göppingen, Bopfingen oder einem andern der unzähligen ſchwäbigen „Ingen“ zurück wollten. Während wir ſo gemüthlich bei Tiſche ſaßen und eine von den prachtvollen großen Lachsforellen des Sees (trutta) verſpeiſten, fing es draußen immer gewaltiger zu rauſchen und zu ſtürmen an, bis zuletzt der Lärm der

tobenden Brandung mit dem Donner des Niagarafalls einige Aehnlichkeit hatte. Wir hatten anfangs nicht darauf geachtet, da die Sonne hell und klar ſchien und wir überdies in lebhafter Converſation mit den beiden Paſtoren waren, die ſehr viel von Amerika und namentlich von Hecker, Brentano, Sigl und Anderen wiſſen wollten, die ſie noch als flotte Brüder Studio gut gekannt zu haben behaupteten.

Als wir aber jetzt, durch den immer ſteigenden Lärm aufmerkſam gemacht, an's Fenſter traten, — welch ein Anblick bot ſich uns dar. Tief dunkelblau wälzte der ſonſt lichtgrüne See ſeine mächtigen Wellen donnernd an das Ufer, wo Schiffsleute und Fachini halb nackt im Waſſer herumwateten und aus Leibeskräften arbeiteten, um die Boote und das Badehäuschen vor der Alles zerſchmetternden Brandung auf das feſte Ufer in Sicherheit zu bringen. So weit das Auge ſehen konnte, kochte, ſprudelte, wogte, ſchäumte und wirbelte der See, wie ein rieſiger Hexenkeſſel brodelnd auf einer Höllengluth, — alle Fiſcherboote und Luſtſchiffchen waren längſt in ſichere Hafen geeilt, und wehe denen, die dieſen nicht erreichen konnten! Während wir ſprachen, warfen die ſchäumenden Wellen das Wrack eines großen Fiſcherbootes an das Ufer, das ſie irgendwo weggeriſſen und an einer Felſenwand zerſchellt hatten. Dabei war aber, ganz unbegreiflich für uns an nordiſche Stürme Gewöhnte, der Himmel klar und blau, die Sonne ſchien rein und hell, kein Wölkchen war zu ſehen, die Berge lagen frei und mit ſtark gezeichneten Conturen da, und ſelbſt die Gletſcher der Central-Alpenkette prangten in klarer Luft, frei ohne Nebelkappen oder Wolkenkragen. — Indeſſen nahte die Stunde der Abfahrt heran und wir ſahen ſchon das Dampfſchiff von Baveno herüberkommen und wie eine Nußſchale auf den empörten Wellen auf und ab tanzen. „Wollen Sie ſich wirklich einſchiffen?“ fragte der Wirth und bemerkte, daß von einem Anlegen an der Landebrücke heute keine Rede ſein könne, weil das Dampfſchiff unfehlbar am Quai zerſchellt werden würde; — das Dampfſchiff müſſe fern vom Ufer bleiben und die Reiſenden ſammt ihrer Bagage müßten mittelſt kleiner Kähne an Bord gebracht werden. Nach einem kurzen Kriegsrath beſchloſſen wir, uns die Geſchichte erſt in der Nähe anzuſehen, und guten Muthes beſtieg die Geſellſchaft den Omnibus, um nach dem 5 Minuten entfernten Landeplatze zu fahren. Hier ſtieß gerade das Boot ab, das die mit dem

Dampfer etwa für Streſa gekommenen Paſſagiere an's Land bringen ſollte.

Wir ſahen zu, und was wir ſahen, überzeugte uns immer mehr, daß wir, als bloße Vergnügungsreiſende, die mit ihrer Zeit nicht zu geizen brauchen, durchaus nicht nöthig hätten, unſer Leben oder doch wenigſtens einen unſerer Koffer zu riskiren, um nur à tout prix an Bord zu kommen. Bald thurmhoch hinauf, bald tief in den Wellenabgrund geſchleudert, flog das kleine Schiff ſchon ſeit einer halben Stunde hin und her, ohne, trotz ſeiner vier kräftigen Ruderer, an das Dampfſchiff herankommen zu können. Endlich nach 15 Minuten mehr kamen ſie ſo nahe, daß ihnen vom Dampfer ein Tau zugeworfen werden konnte, an dem ſie das kleine Boot feſtmachten und nun an die Backbordſeite des Dampfers gezogen wurden. Die Kleider der Leute trieften von Waſſer, ihre Stirnen von Schweiß, und das Schlimmſte, die Geſellſchaft Engländer an Bord, die wirklich für Streſa beſtimmt waren und bereits per Telegraph Zimmer im Hôtel beſtellt hatten, weigerte ſich nun, in das kleine Boot zu ſteigen, — beſonders die Ladies proteſtirten energiſch dagegen und wollten durchaus weiter — und ſei es bis Luino — und von dort zu Land per Poſt nach Streſa fahren. — Das entſchied auch für uns, und dem ſignalfragenden Capitän ward vom Ufer aus ebenfalls durch Signal bedeutet, daß er auf keine weiteren Paſſagiere von hier zu rechnen habe, und ſo ließ er denn ſeinen Dampfer die luſtige Sturm-Polka weiter tanzen. Wie das kleine Boot wieder an's Ufer gekommen iſt, habe ich nicht geſehen, denn unſer Omnibus machte rechtsumkehrt und wir fuhren ſammt Bagage wieder in's Hôtel zurück, wo wir mit Jubel empfangen wurden, als hätten wir die größten Seegefahren beſtanden, und gemüthlich unſere Zimmer wieder bezogen.

Aber welch ein troſtloſer Abend! Draußen heult und tobt, bei klarem, blauem Himmel, der Sturm immer ärger, raſt und rauſcht der See immer wilder, und durch die Fenſter und Thüren zieht ein ſcharfer, ſchneidender Luftzug, der die Gardinen emporbläſt und die Lichter auf einer Seite abrinnen macht.

Im Auguſt, und im Zimmer, muß man Plaids und Mäntel zu Hülfe nehmen, um ſich vor dieſem empfindlich kalten Luftzug zu ſchützen, — der Converſations-Saal iſt wie ausgeſtorben, im Speiſeſaal ſitzen nur ein paar unglückliche Berliner, die ſich eine Flaſche Yvorne nach der andern geben laſſen, um ihre Deſperation

hinwegzutrinken, denn sie hatten für diesen Abend ein Rendezvous mit Freunden in Mailand, Alles hockt in seinem Zimmer, nur der Reverend läßt sich im Parlour von ein paar alten Ladies Complimente über seinen „eloquent and beautiful sermon" machen, — wir aber blasen Alle Trübsal, denn der alte Schiffer sagt uns: wenn die Burrasca hier einmal so einsetze, so dauere sie drei Tage, und wenn sie nach dem dritten Tage nicht aufhöre, so dauere sie dann wieder drei weitere Tage. Schöne Aussichten das! Sechs Tage Zimmerarrest in Stresa, denn man kann nicht vor die Thür, und selbst das Aufmachen eines Fensters ist mit der Gefahr verbunden, daß Jemand gleichzeitig die Thür aufmacht und der wüthende Zug beide zertrümmert und uns dabei einige Finger zerschmettert. Der alte Schiffer meinte auch: wenn man der Madonna del Sasso drei Messen lesen und eine große Wachskerze opfern lasse, so lege sich der Sturm gewöhnlich bald. — Ich werde mir das einstweilen überlegen, — vor der Hand jammere ich nur um meine schönen Eiderdaundecken, die ich in Bremen gelassen, — denn ich friere ganz kannibalisch, und in dem schönen Stresa giebt es keine Federbetten und keine Oefen.

Es ist 10 Uhr Abends, eine sternenhelle Nacht, und der Sturm wüthet noch mit „ungeschwächten Mitteln" fort, der See rast und tobt, als ob er sich unser Hôtel herunterholen wollte. Das wird eine schöne Rückfahrt für die Club-Ballgäste in Pallanza werden. Leben Sie wohl, — ich flüchte in's Bett und lege Plaid, Waterproof-Röcke und was ich finde, auf mich. — Gute Nacht! Wenn ich diese Nacht nicht erfroren bin, sollen Sie morgen Weiteres von mir hören. Bis dahin — Geduld — Geduld!

„Wenn's Herz auch bricht. —
Mit See und Stürmen hab're nicht;
Das „Heute" sind wird ledig,
Gott sei zu „morgen" gnädig."

Puh! Der Sturm bläst mir beinahe das Licht aus. — Der Klügere giebt nach, und so lösche ich es lieber selbst aus. — Statt „felicissima notte" rufe ich dieses Mal „fredissima notte!"

Ihr halb Erfrorener.

Nach und in Mailand.

Der heilige Carlo Borromeo. — Hermann der Cherusker im Teutoburger Walde und der Dry-good-Prinz Stewart in New-York. — Drei Engländer im Kopfe des Heiligen. — Mailand und die Erinnerung an die Oesterreicher. — Die „Birreria Viennese." — Der neue Giardino publico und die Galerie Vittorio Emanuele. — Das neueste Verschönerungs-Project. — Der Dom. — Ein deutscher Baumeister. — Auf dem Dache.

Mailand, am 2. September 1868.

Der alte Schiffer hatte doch Unrecht gehabt, und die Madonna del Sasso ist um ihre große Wachskerze und um die drei Messen gekommen, denn als wir schon in den Betten lagen, hörten wir gegen Mitternacht Kanonenschüsse vom Ufer und vom See, — der Sturm hatte sich plötzlich gelegt und die Vergnügungszügler von Luino und Pallanza fuhren auf ihrem glänzend beleuchteten Dampfschiffe heim, über den still und ruhig gewordenen See. — Auch wir hatten am andern Morgen prachtvolles Wetter und einen spiegelglatten See, und im raschen Fluge ging es vorwärts, vorüber an Belgirate und Lesa nach Arona, wo die Eisenbahn nach Turin mündet und ein halbstündiger Aufenthalt des Dampfers zum Aus- und Einschiffen der Waaren stattfindet. In Arona ward der heilige Carlo Borromeo geboren, der als Erzbischof von Mailand die Ketzerei des Lutherthums in der Lombardei mit Güte und mit Gewalt ausrottete, im Jahre 1584 starb und schon 1610 wegen seiner großen Verdienste um die Kirche heilig gesprochen ward. — Auf einem Hügel vor der Stadt steht seine kolossale Bildsäule, 66 Fuß hoch, auf einem 40 Fuß hohen Piedestale, so daß das Ganze die Höhe eines mäßigen Kirchthurms, über 100 Fuß hat. Ungeachtet dieser Thurmähnlichkeit sind jedoch die Verhältnisse der Statue so künstlerisch richtig, daß das Standbild vom Dampfschiffe aus wie eine kolossale, aber doch nicht viel über lebensgroße Statue aussieht; — erst wenn man am Fuße des Postamentes steht, auf das hinaufzuklettern kaum zwei sehr lange, mit Stricken zusammengebundene Leitern hinreichen, erkennt man die riesigen Verhältnisse des Ganzen, die man am besten darnach ermessen kann,

daß allein im Kopfe des Heiligen drei erwachsene Personen bequem Platz haben. — Zwei Ritter von der zerlumpten Gestalt eilten sogleich mit der erwähnten Leiter herbei und luden uns ein, einen Besuch in den Eingeweiden des Heiligen zu machen, uns versichernd, daß die Aussicht durch das kleine Fenster auf dem Buckel des Heiligen „una bellissima vista“ gebe. Wir verzichteten dankend auf die Ehre, unsere ungeweihten Personen in den innersten Kalbaunen des großen Heiligen herumwühlen zu lassen, und nur drei Engländer, Papa und zwei Söhne, unternahmen diese Jonasfahrt, da in ihrem Murray der Besuch des Innern des heiligen Carlo als very interesting and curious bezeichnet war. — Während sie schwitzend und keuchend — der Papa war nämlich sehr beleibt — die Leiter hinaufkletterten, sahen wir uns die Bildsäule von außen an. Das Ganze ist theils aus Erzguß, theils aus getriebenem Kupfer, und die einzelnen Stücke sind durch eiserne Stangen zusammengehalten, ganz so, wie es von Bandell für seine Riesenstatue Arminius des Cheruskers beabsichtigt ist, die im Teutoburger Walde auf dem höchsten Berggipfel aufgestellt werden soll. Dieses „Soll“ dauert nun schon an die vierzig Jahre und drüber, denn obwohl fortwährend dafür gesammelt wird, hat das große einige Deutschland noch nicht das zur Vollendung dieses Nationaldenkmals noch nöthige Geld aufbringen können. Wenn der Dry-good-Prinz Stewart in New-York ein Jahr den Betrag seiner Steuern und Taxen hergeben wollte, so wäre die fehlende Summe reichlich da. Ließe sich nicht mit dem Manne ein vernünftiges Wort reden? Versuchen Sie es doch, — denn wenn Mr. Stewart oder ein anderer wohlhabender amerikanischer Bürger nicht das Geld hergiebt, so wird der Cheruskerfürst nie von den Bergzinnen des Teutoburger Waldes auf die deutschen Gauen herabsehen können. — Die Bürger von Arona haben ihren eingeborenen Heiligen durch eine solche Riesenstatue verherrlicht und die Mittel dazu selbst aufgebracht, und das ganze große Deutschland hat für seinen heldenmüthigen Arminius, der Deutschland vom Joche der Römer befreite, und der gewiß mehr als ein heiliger Borromäus werth war, kein Geld, um damit den Helden und damit Deutschland selbst zu verherrlichen.

Die Glocke des Dampfschiffes läutete zur Abfahrt und bald waren wir wieder am Bord. — Schon war das Zeichen gegeben, die Planken waren bereits eingezogen und die Ruder fingen an sich zu drehen, als lautes Schreien und Rufen vom Ufer die Auf-

merkſamkeit des Capitäns auf ſich zog. — Im ſchnellſten Laufe kamen drei ſtaubbedeckte Geſtalten den Hügel herabgerannt, lebhaft winkend und mit letzter Anſtrengung: „Stop! Stop!“ rufend. Es waren die drei Engländer, die dem heiligen Carlo einen intimen Beſuch abgeſtattet hatten. Der Capitän, artig wie alle Italiener, ließ halten, die Landebrücke wieder auslegen und bald waren die drei Nachzügler am Bord. Aber wie ſahen ſie aus! — Die Kleider bedeckt mit Schmutz und Staub und zerriſſen, die Hüte zerquetſcht, die Geſichter geſchwollen von Hitze, dunkelroth gebrannt von der Sonne und ebenfalls mit einer dichten Lage Staub bedeckt, den die dick herabſtrömenden Schweißtropfen in ſchwarzen Gießbächen auf Vatermörder, Cravatte und Vorhemd ausbreiteten. — Und nun, als ſie etwas Athem geholt, erſt ihre Erzählung von den ſchrecklichen Abenteuern, die ſie ausgeſtanden! — Nachdem ſie glücklich über die ſchwankenden und unter der Laſt des Papa krachenden Leitern hinaufgeklettert waren, ging es durch eine Spalte in den Falten des Gewandes in das Innere und dann, auf eiſernen Stangen mit Querſtäben darin, hinaufgeklettert. Je höher ſie in der Finſterniß kamen, — denn nur ein Führer hatte ein miſerables Stümpfchen Kerze angezündet — je ſchwüler, dumpfer und unheimlicher ward es; — Hunderte von Fledermäuſen, aus ihrer einſiedleriſchen Ruhe aufgeſchreckt, flogen, flatterten und ſtürzten wie wahnſinnig hin und her und den Eindringlingen in's Geſicht und in die Haare, — dabei ward es immer heißer, denn die Sonne beſchien ſeit dem früheſten Morgen das Kupfer und das Erz, und der eine Engländer verſicherte, es ſeien wenigſtens 120 Grad Fahrenheit Hitze da drinnen geweſen.

Endlich nach den äußerſten Anſtrengungen gelangten die beiden jungen Gentlemen ſchweißtriefend in den Kopf des Heiligen, als aber der dicke Papa nachſteigen wollte, blieb er mit ſeinem Schmerbauch in einer Gewandfalte ſtecken und konnte weder hinauf, noch herab. Vergebens reichten ihm die Söhne die Hände und verſuchten ihn aus dem Halſe in den Kopf hinaufzuziehen, — es ging nicht, — vergebens hingen ſich die beiden Führer an ſeine Füße und ſuchten ihn herabzuziehen, — es ging nicht, — der Papa war feſtgeklemmt und ſtöhnte ganz erbärmlich. Die Situation ward wirklich unheimlich, denn auch den jungen Leuten, die im Kopfe eingeſchloſſen waren, ward es unwohl, — dazu jammerte der dicke alte Herr, fluchten die Führer alle möglichen „Maledetto“

und „Corpo della Madonna“, und drohte das Kerzenstümpfchen zu erlöschen. — Da ward ein rascher Entschluß gefaßt: — die Söhne drückten von oben, die Führer zogen von unten, — ein gewaltiger Ruck, — ein Schrei: „Oh Lord!“ und der Papa war losgeeist und hing athemlos an einer der Querstangen angeklammert. — Von der schönen Aussicht durch den Rücken des Heiligen hatten sie in der Angst und Verwirrung nichts gesehen, — dafür aber sehr viele Trinkgelder an die zwei Führer zahlen müssen, die ihre Verdienste nicht hoch genug anschlagen konnten. — Wir aber gratulirten uns, daß wir nicht so vorwitzig gewesen, und bald landete unser Boot an dem Eisenbahndepot von Sesto Calende, von wo wir rasch in die bereitstehenden Waggons und eben so billig wie rasch nach Mailand befördert wurden.

Hier bin ich nun seit drei Tagen in dem ganz anständigen und nicht sehr theuren „Hôtel de l'Europe“, an dem Corso Vittorio Emanuele, der Hauptstraße Mailands, und besichtige die Merk- und Sehenswürdigkeiten dieser reichsten, reinlichsten und lebhaftesten aller Städte Ober-Italiens.

Mailand, 3. September.

Mailand mit seinen elf Thoren, seinen um die ganze Stadt laufenden ehemaligen Wällen, mit vierfachen Alleen von prachtvollen alten Kastanienbäumen, seinen achtzig Kirchen, seinem Dutzend Theater, seinem Corso, seiner neuen Galerie Vittorio Emanuele und vor Allem mit seinem einzigen und unvergleichlichen Marmordom macht auf den Fremden einen sehr angenehmen Eindruck. Dazu das lebhafte Treiben auf den Straßen, die schönen Frauen mit den kleidsamen schwarzen Schleiern als Kopfbedeckung, statt der geschmacklosen winzigen Modehüte der Damen, die vielen, beständig hin und her rollenden Equipagen, Broughams, Fiaker und Omnibus, das hübsch und leicht adjustirte Militär, die Orgeldreher, Straßensänger, Eislimonade- und Obstverkäufer, die stämmigen Facchinis mit ihren Lastkarren, — alles das giebt ein lustiges, lebhaftes, amüsantes Genrebild im köstlichsten Rahmen.

An die von 1714 bis 1796 und dann wieder von 1815 bis 1859 dauernde Herrschaft der Oesterreicher, an die „bösen Zeiten“, wie sie der „gute“ Kaiser Franz und sein Metternich, und später Bach und Radetzky über diese Stadt verhängten, scheint man hier nicht mehr zu denken. Diese traurige Vergangenheit gilt

für einen überwundenen Standpunkt, für eine historische Erinnerung, — die Oesterreicher werden nicht einmal mehr gehaßt, und nur in der Jugend leben die Traditionen dieser Zeiten, wie sie von den Vätern und Müttern ihnen erzählt werden, im ungeschwächten Andenken und der Begierde nach Rache fort, und das junge Italien haßt und verwünscht Oesterreich noch immer.

Die ältere Generation aber betrachtet die Vergangenheit kühler und ruhiger, und während unter österreichischer Herrschaft kein Italiener eine österreichische Regie-Cigarre — und somit lieber gar nicht rauchte, sitzen jetzt, an den schönen Sommerabenden, die Mailänder in dichten Schaaren in und an der „Birreria Viennese" am Domplatz und lassen sich Dreher's, Schwechater Lager- und das Liesinger Felsenkellerbier (das kleine Glas à 25 Centesimi) trefflich schmecken. Es ist ganz so, wie der Dichter sagt:

„Ein deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern."

Ja so ist es! Denken Sie sich, daß dieselben Mailänder, die immer „wie Möros, den Dolch im Gewande" um ihre Tyrannen herumschlichen, die keine österreichische Regie-Cigarre — und also lieber gar nicht rauchten, — die selbst auf ihre Lieblingsvergnügungen, auf Oper, Tombola, Regatta u. A. Verzicht leisteten, sobald diese unter österreichischem Patronat standen, — daß diese selben Mailänder nun alle Abende zu der Birreria Viennese auf dem Domplatz ziehen und an den unzähligen kleinen Tischen, die fast die Hälfte des Platzes einnehmen, Dreher's, Schwechater Lager- oder Liesinger Felsenkellerbier, das winzige Gläschen à 25 Centesimi, trinken und gar nicht genug davon trinken können. — Wer hätte das vor 10 Jahren für möglich gehalten?!

„Ja, schauen's!" sagte mir ein Oesterreicher, der auch dasaß und mich, den er Deutsch sprechen hörte, gleich anredete, „ja, das sollen's uns nachmachen. — Es giebt halt doch nur ein Wien! Wir haben das beste Bier, den besten Tischwein, das feinste Gebäck, die beste Küche und die besten Zündhölzeln." — „Ich dächte," entgegnete ich, „es könnte nicht schaden, wenn Sie noch etwas Anderes besser hätten." — „Recht haben's," meinte er, „aber man kann nicht Alles auf einmal haben. A bissel Freiheit haben wir auch schon, und wenn die hohen Steuern und der ewige Krawall mit den schwarzen Herren und die unaufhörlichen Häkeleien

mit den Böhmaken, Slawaken, Hanaken, Polaken und denen Ungarn nicht wären, man könnt' ganz gut in Oestreich leben." — „Wenn" — schloß ich, „Kellner, noch ein Glas Bier!"

Seit Mailand frei vom österreichischen Joche ist, hat es einen großen Aufschwung genommen, — ja, von allen ober-italienischen Städten den größten. Die Aufstellung von Napoleon's I. Bronzestatue von Canova im Hofe der Breva, die, erst 1815 fertig geworden, von den Oesterreichern in einen Keller geworfen ward, wo sie bis 1859 in Staub und Schmutz, unter altem Gerümpel lag, ist jetzt eine vollendete Thatsache. — Napoleon ist ganz nackt, in der linken Hand das Scepter, in der Rechten die Erdkugel, auf der eine Victoria steht, haltend, dargestellt. — Jegliche Draperie fehlt, nur sein Schwert hängt an einem Baumstumpfe zur Rechten. Kenner erklären diese Statue für eine der schönsten Canova's, auf mich hat sie keinen besondern Eindruck gemacht. Der grünspanfarbige Kaiser mit seiner Gladiatorenstellung ist verhältnißmäßig zu lang gerathen, denn nach dieser Bildsäule hätte Napoleon, wie die Leibgrenadiere Friedrich Wilhelm's II., mindestens 6 Fuß 4 Zoll messen müssen, während seine Gestalt eine kurze, gedrungene war. Für Anatomen mag diese ganz nackte Figur Interesse haben, — aber den mächtigen Imperator, der die Geschicke Europas beherrschte, versinnlicht sie nicht. — Man denke sich eine ganz nackte Bildsäule des alten Fritz, und man wird begreifen, was ich meine. Auch Napoleon's schöne Schwester ward von Canova ganz nackt modellirt. C'est selon le goût. — Die Anlage des prachtvollen neuen Giardino publico an der Porta Venezia mit seinen exotischen Bäumen und Pflanzen, seinen reizenden Wasserparthien, seinem zoologischen Garten, seinen herrlichen Bowling-greens und dem eleganten Kaffeesalon, und vor Allem die Erbauung der neuen Galerie Vittorio Emanuele, die vom Dome zum Teatro della Scala führt, bezeichnen diese neue Epoche Mailands unter der italienischen Unabhängigkeit. Die Galerie Vittorio Emanuele allein verdient, daß man Mailand besucht; — ich kenne die Galerien und Passagen von Paris und Brüssel, aber sie stehen alle der Mailänder bei Weitem nach. Die 43 Fuß breite und 585 Fuß lange, in Gestalt eines lateinischen Kreuzes angelegte Galerie Vittorio Emanuele ward in nur zwei Jahren, von 1865 bis 1867, erbaut und kostete acht Millionen Lire. Die Ausschmückung dieser ganz mit Glas gedeckten und Abends durch 2000 Gasflammen erleuch-

teten Galerie ist eben so elegant und reich, als künstlerisch schön, und macht dem Kunstgeschmacke Mailands wie den Leistungen der Mailänder Baukünstler die größte Ehre.

Vierundzwanzig überlebensgroße Statuen berühmter Italiener, unter ihnen Cavour, Raphael, Michael Angelo, Dante, Galilei, Columbus, Marco Polo, Savonarola, Macchiavelli, Volta, Ugo Foscolo u. A., sind ihre würdigste Zierde, aber auch die die vier Welttheile darstellenden Fresken in der Rotunda, sowie an den Eingangsportalen die Fresken, Wissenschaft, Kunst, Industrie und Ackerbau versinnlichend, sind wahrhafte Meisterwerke. Dabei ist durch die großen, hohen und breiten Proportionen und das überall durch freie Fluchten unterbrochene, lustige Glasdach eine so vorzügliche Ventilation hergestellt, daß die Galerie immer, selbst unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne, wie trotz der Hitze, die Abends 2000 Gasflammen verbreiten, der angenehmste und kühlste Spaziergang in Mailand, und daher auch der Lieblingsort der Mailänder und der schönen Mailänderinnen ist, die, mit ihrem kleidsamen schwarzen Kopfschleier auf den Haaren — an der Stelle unserer chinesisch-geschmacklosen Damenhüte — und dem unentbehrlichen Fächer in der Hand, Mittags und Abends bis nach Mitternacht hier auf und ab wandeln. Ich habe noch keine Mailänderin gesehen, die Ansprüche auf Schönheit oder Ansehen macht, die bei solchen Gelegenheiten nicht mindestens drei elegante Herren als Cavalieri serventi neben und hinter sich hätte, und so können Sie sich leicht denken, welch ein lebhaftes und bewegtes Schauspiel sich dem Auge in reichster Abwechselung darbietet, wenn man Abends in der Galerie lustwandelt oder vor dem Café Bizzi daselbst seine Tasse Mescolada (ein sehr angenehmes Getränk, halb Kaffee, halb Chocolade) schlürft oder seine Gelato ißt. — Das Einzige, was Einem die Lust verdirbt, ist der Qualm, ja Gestank der italienischen Regie-Cigarren, die zu den Preisen von 5, 10, 15, 20, ja 25 Centesimi alle nichts taugen und in Bremen als „Schund" weggeworfen werden würden. — Aber trotzdem diese Cigarren so schlecht sind und die Kellner und Botteghas geschwärzte Schweizer Cigarren verkaufen, die noch schlechter sind, raucht hier Alles mit einer wahren Leidenschaft vom Morgen bis zum Abend, und die königliche Regie denkt sich: „Raucht ihr meine schlechten Cigarren um solch' theures Geld, so brauche ich mich nicht anzustrengen, euch bessere zu liefern."

Jetzt aber beginnt die Stadt ein neues großes Verschönerungswerk in der Erweiterung des Platzes um den Dom, um den herum sich eine Menge häßlicher und kleinlicher Häuser und Häuschen aller Art angesetzt hatten. Schon sind ganze Straßen und Häuser-Quadrate niedergerissen, — daneben steigen überall neue Paläste empor — es geht zu, als ob der Seine-Präfect Haußmann von Paris hierher versetzt worden wäre, und wenn das Werk in einigen Jahren vollendet sein wird, so wird nach dem Plane, den ich gesehen habe, der prachtvolle Dom majestätisch und allein in der Mitte eines riesengroßen Platzes stehen, dessen eine Front der Justizpalast, die zweite der königliche Palast (Palazzo reale), einst die Residenz des unglücklichen Erzherzogs Maximilian, als er Statthalter von Italien war, die dritte die Galerie Vittorio Emanuele mit einer Reihe neuer Paläste, und die vierte das alte ehrwürdige Rathhaus mit der eben so alten Börse bilden werden. — Ich glaube nicht, daß dann irgend eine Stadt der Welt einen solchen großartigen Hauptplatz aufzuweisen haben wird, — denn der Mailänder Dom ist eben einzig und in seiner Art unübertrefflich. — Was könnte ich Ihnen vom Dome sagen, um Ihnen einen Begriff von seiner Größe, Pracht, Majestät und doch so außerordentlichen Zierlichkeit zu geben? Daß der Dom nach der Peterskirche in Rom und der Kathedrale von Sevilla die größte Kirche der Welt ist, daß er 448 Fuß lang, 175 Fuß breit und 148 Fuß hoch ist, daß er 87,229 Quadratfuß Grund bedeckt, während der Flächenraum von St. Stephan in Wien nur 32,400 Quadratfuß beträgt, das Alles giebt Ihnen nur eine sehr schwache Idee von diesem, ganz aus weißem Marmor aufgeführten, majestätischen Riesenbau.

Aber wenn man draußen außer der Stadt am Marsfelde, am Triumphbogen Napoleon's I., dem Anfange der Simplonstraße steht und nun über das Häusermeer und die unzähligen Kuppeln und Thürme der Kirchen die riesige Masse des Domes wie ein Berg emporsteigt und Alles gegen dieses Marmorgebirge verschwindet, dann erst sieht und fühlt man, welch ein Riesenwerk dieser Mailänder Dom ist.

Und es war ein Deutscher, der diesen großartigen Bau ersann, Heinrich Arler aus Gmünd, dessen Bruder Peter Arler aus Gmünd auch den Prager Dom erbaut hat. Im Jahre 1386 wurde von ihm der Plan entworfen, der Bau begonnen, und wenn auch in späteren Jahrhunderten von den nachfolgenden Baumeistern Ab-

änderungen in dem ursprünglichen Plane vorgenommen würden, so kehrte man doch bald wieder zu Arler's Grundplan zurück, und Napoleon ließ ihn 1805 durch Amati und Zanoja nach dem ursprünglichen Muster vollenden.

Aber noch immer wird daran gebaut, denn obwohl schon 4500 lebensgroße Marmor-Statuen die unzähligen Nischen, Zinnen und Spitzen des Domes zieren, so giebt es doch noch immer leere Nischen und Spitzen auszufüllen und fortwährend werden neue Statuen aufgestellt. Ich habe den Dom bei Morgen- und Abendbeleuchtung, — Nachts bei dem gerade jetzt herrlich scheinenden Vollmond, Stunden lang betrachtet und konnte nie satt werden; — immer entdeckt man neue Reize. Steigt man aber erst hinauf auf das Dach des Domes, 194 Stufen in der Kirche und dann 300 Stufen an der Außenseite bis zur obersten Galerie des Thurmes, dann erst, in diesem Walde von Thürmen und Statuen, lernt man die ganze Größe dieses gewaltigen Marmorbaues begreifen. Dazu aber noch die herrliche Aussicht von oben auf den Garten der lombardischen Ebene und die gewaltige Kette der Schweizer Alpen. Der Mont-Cenis, der Montblanc, der große St. Bernhard, der Monte Rosa, das Matterhorn, die Cima de Jazi, das Strahlhorn und der Mischabel, der Monte Leone, die Berner Alpen, die Gipfel des Gotthard und des Splügen, die Ortler Spitze liegen mit ihren Gletscherkronen im weiten Halbkreise da, während östlich das Auge zu den Kuppeln und Thürmen von Pavia schweift und hinter diesen die gewaltige Gebirgskette der Apenninen aufsteigen sieht. Es ist ein Anblick, den man nie wieder vergißt, der sich in ähnlicher Pracht und Fülle nicht so leicht wiederholt.

Aber schon der Eintritt in Mailand giebt einen Begriff von dem Reichthum wie von dem Kunstgeschmack der alten Lombardenstadt; schon der Bahnhof zeigt, wie man selbst das streng prosaische Dampf- und Eisenbahnwesen unserer materiellen Zeit künstlerisch ausschmücken kann. Der 1864 beendigte Central-Bahnhof ist ein großartiges und imponirendes Palastgebäude mit einer architektonisch schönen Façade, auf der in großen Lapidar-Inschriften dem Publikum in den gangbarsten Sprachen angezeigt wird, daß alle Dienstleistungen im Innern des Stationsgebäudes, das Auf- und Abladen der Bagagen u. dergl. unentgeltlich geschehen und daß bei Strafe augenblicklicher Entlassung kein Angestellter ein Trinkgeld fordern oder nehmen darf. In der großen Vorhalle be-

finden sich große Fresken von Mailänder Künstlern, rechts: Handel und Industrie, links: die Kunst darstellend, — ähnliche Fresken sind in den Wartesälen, die vier Hauptstädte Italiens: Florenz, Rom, Venedig und Neapel repräsentirend, — außerdem dienen aber noch riesige, auf die Mauern al fresco gemalte Landkarten von Europa und seinen bedeutendsten Ländern denselben Wartesälen zum nützlichen Schmucke.

Alle diese Verschönerungen sind in den letzten neun Jahren entstanden und haben der Stadt bereits ungeheure Summen gekostet, noch mehr Geld aber wird, der vielen Expropriationen und neu aufzuführenden öffentlichen Gebäude wegen, die jetzt im Werke befindliche Erweiterung des Domplatzes kosten. Sie sehen also, daß Mailand eine reiche Stadt ist, und der Luxus, der hier herrscht, der allgemeine Wohlstand der Bürger, der lebhafte Verkehr und rasch emporblühende Gewerbfleiß stehen in einem sonderbaren Contraste zu der allgemeinen traurigen Finanzlage Italiens, die sich selbst für den Fremden in allerlei kleinen Zügen fühlbar macht. Die enorme Staatsschuld von 3430 Millionen Lire (mit dem römischen Schuldenantheil), — das ebenfalls nahe an 3000 Millionen betragende Deficit der Budgets von 1861 bis jetzt haben eine eben so schwierige als unerträgliche Lage geschaffen, und diese ist das Haupthinderniß für die Consolidirung und Entwickelung des neuen italienischen Einheitsreiches. Eine italienische Zeitung zählt, durch statistische Nachweise unterstützt, auf, daß, während in England durchschnittlich auf jeden Kopf der Bevölkerung 13 Francs Steuern kommen, in Belgien 17 Francs und in Frankreich 27 Francs, — in Italien die Durchschnitts-Repartition der Steuern neunundvierzig Francs per Kopf aufweise. — Das ist der Hauptgrund, warum die Secte der „Malcontenti", der Leute von den verschiedensten politischen Richtungen angehören und zu der man jetzt mindestens drei Viertel der Gesammtbevölkerung des Königreichs rechnen kann, noch von Tag zu Tag zunimmt. Eine natürliche Folge dieser verzweifelten Finanzlage ist das Papiergeld mit Zwangscours und die mit demselben verbundenen Uebelstände.

Dazu kommt nun noch eine, nicht in Partheien getheilte, sondern in Fractionen und Fractiönchen zersplitterte Kammer, die sich nur im Negiren gefällt und durchaus keine Capacitäten aufzuweisen hat, die im Stande wären, ein haltbares Ministerium zu bilden, und weiter der Mangel an begabten Staatsmännern, oder doch

wenigſtens an einem bedeutenden Manne, dem ſich die anderen alle, wie ſeiner Zeit Cavour, unterordnen würden. — So iſt denn an keine Abhülfe zu denken, und Regierung wie Kammer vergeuden ihre Zeit mit kleinlichen Erſparniß-Reformen und kleinen Blutigel-Operationen am ſteuerzahlenden Publikum, die das Leck des Danaidenfaſſes nicht verſtopfen, wohl aber fortwährend neue Unzufriedenheit erzeugen. Ich habe Ihnen ſchon von den beiſpiellos ſchlechten Cigarren erzählt, die die königliche Regie verkauft, und zwar zu Preiſen verkauft, die noch über den gehäſſigſten Wucher hinausreichen. So kommt eine Cigarre, die die Regie für 5 Cent. verkauft, derſelben $^9/_{10}$ Cent. und eine à 10 Cent. auf $1^3/_4$ Cent. — Das verderbliche Zahlen-Lotto, dieſe Blutſteuer der Armen und Aermſten, wird noch immer aufrecht erhalten. Auf jedem Eiſenbahn- oder Dampfſchiff-Billet muß ein Stempel von 5 Cent. ſein, und das Stempeln und Beſteuern erſtreckt ſich bereits auf alle Gegenſtände des Verkehrs und alle Bedürfniſſe des täglichen Lebens. — Das Gold-Agio ſteht jetzt 108 bis 109, und Napoleons oder italieniſche Zwanzigfrancsſtücke werden gern mit 21 Francs 62—65 Cent. bezahlt. Nun iſt aber eine Zweifrancs-Banknote das kleinſte Papiergeld, — und abwärts von dieſem giebt es nur ſilberne Francs und halbe Francs und ſchwere kupferne 5- und 10-Centeſimiſtücke. Dabei giebt Niemand auf Papiergeld etwas Anderes als Kupfer heraus, und die Eiſenbahnkaſſen verlangen den Betrag genau abgezählt und befaſſen ſich nicht mit dem Reſtherausgeben. Koſtet nun z. B. ein Platz 9 Francs 95 Cent. und man legt eine Zehnfrancs-Banknote hin, ſo ſchiebt ſie der Kaſſirer mit einem: No! zurück. Auch wenn man gar keinen Reſt verlangt, nimmt er ſie nicht, und es bleibt nichts übrig, als 8 Francs in Papier, 1 Franc in Silber und 95 Cent. in Kupfer hinzulegen, — denn nach dem Reglement darf der Kaſſirer nicht mehr als 99 Cent. in Kupfer nehmen. Da nun Niemand controliren kann, ob und wie viel in Silber bezahlt worden, ſo fällt das Agio der Silberzahlungen meiſt in die Taſche des Kaſſirers, und es iſt leicht begreiflich, warum er die 10 Francs nicht nimmt, ſelbſt wenn man ihm den Reſt von 5 Cent. ſchenken will, — da er bei dem einen Silberfranc 9 Cent. Agio profitirt. Wäre der Preis des Eiſenbahnbillets 9 Francs 90 Cent., ſo würde er die Zehnfrancs-Banknote annehmen, wenn man auf den Reſt verzichtet, denn dann gewönne er ja 10 Cent. Bei dieſem

Syſteme aber werden die Beamten zum Betruge und zu kleinlichen Chicanen abgerichtet, und was ich hier von den Eiſenbahnen erzählt, wiederholt ſich bei allen Zahlungen an öffentlichen Kaſſen, ja ſogar in den Lotterieläden und Tabakdepots der Regie. Nun iſt aber ein ſo wunderbarer Eiſenbahn-Tarif gemacht, daß ſich auf demſelben auch nicht ein einziger in geraden Franken ausgehender Preis befindet. Ich habe das Tableau der Mailänder Eiſenbahnen vor mir; — nun, unter den Preiſen aller drei Klaſſen nach 250 verſchiedenen Orten, von Como und Seſto Calende an bis nach Neapel und Brindiſi befindet ſich auch nicht ein einziger Poſten, bei dem der Preis glatt in Francs ausginge, ſondern alle koſten z. B. 25. 90 oder 4. 75 oder 7. 70 u. ſ. f. — Daß die kleinſten Zettel der Nationalbank nur Zweifrancsnoten ſind, hat bereits zur Folge gehabt, daß einzelne Banken oder Communalkaſſen eigene Noten zu 1 Franc und zu 50 Cent. ausgeben, die jedoch weder von den Eiſenbahnen noch an öffentlichen Kaſſen angenommen werden, alſo nur als Werthzeichen für den täglichen Verkehr, aber nicht über die Gränzen der Commune hinaus gelten. So giebt hier in Mailand die Banca Popolare ganze und halbe Francnoten aus, die man lächelnd auszahlt und eben ſo bedeutſam lächelnd einſteckt, aber ſo ſchnell als möglich wieder los zu werden ſucht, — denn ſchon in der nächſten Stadt, z. B. Pavia, haben ſie keinen Werth mehr. Darum tragen denn auch die Kellner in den Reſtaurants und die Botteghas in den Cafés lederne Reiſetaſchen an Riemen umgehängt, in denen ſie immer 8 bis 10 Pfund des groben und ſchweren Kupfergeldes mit ſich ſchleppen, um Reſt geben zu können, — und wenn man um 5 Cent. Zündhölzchen gekauft und auf einen Franc 95 Cent. Kupfergeld herausbekommen hat, ſo ſpürt man, daß man Geld in der Taſche hat.

Doch ich muß ſchließen, denn ich bin müde und matt vor lauter Schauen; morgen geht es zum lieblichen Comer See, wo unſer verehrter Longfellow jetzt in ſtiller Zurückgezogenheit in dem kleinen, aber reizend gelegenen Cadenabbia weilt; dann kehre ich wieder nach Mailand zurück und erzähle Ihnen wohl noch mehr von dieſer liebenswürdigen Stadt und ihrer freundlichen, artigen und gefälligen Bevölkerung. Für heute aber: Abbastanza!

Eine italieniſche Waſſerheilanſtalt.

Wie ich in's Waſſer kam. — „Der Bien' muß!" — Die vier größten Aerzte. — Como und ſein See. — Villa Vocarmé und Villa Taglioni. — Villa Paſta und Villa Pliniana. — Cadenabbia und Bellagio. — Mylius aus Frankfurt. — Landung in Gittana. — Der Gründer von Regoledo. — Chemiſche Analyſen und praktiſche Enttäuſchungen. — Die Jünger des Dr. Prießnitz. — Dr. Plinio Schivardi. - Ariſtokratiſche Badegeſellſchaft. — Improviſirtes Concert. — Una gran' festa. — Feſtlicher Abend in Regoledo. — Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland. — Unſer Doctor.

Regoledo am Lago di Como, 7. September 1868.

Da ſitze ich am reizenden Comer See, den ſchon die alten Römer als Lacus Larius kannten und als den ſchönſten der italiſchen Seen prieſen — oder vielmehr, da ſchwimme ich, denn ich komme den ganzen Tag nicht aus dem Waſſer. Wie ich hierher gekommen bin? Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt, getrieben von dem ruſſiſchen: „Der Bien' muß!" — Ein altes Fußleiden, das mich ſchon ſeit langer Zeit quälte, hatte ſich durch die Reiſeſtrapazen ſo verſchlimmert, daß ich buchſtäblich nicht mehr vom Flecke konnte. Gelehrte Aerzte hatten ſeit 15 Monaten daran herumcurirt, viel und oft mit dem Kopfe geſchüttelt und bedenkliche Geſichter gemacht, aber mich, leider! nicht geheilt. Da kehrte ich denn nun zu meiner alten Vorliebe für die vier großen Aerzte des Menſchengeſchlechts, die da heißen: Waſſer, Luft, Diät und Bewegung zurück, und erinnerte mich in meinen Schmerzen, daß, wo die Kunſt der Wiſſenſchaft aufhört, die ewige Heilkraft der Natur allein noch helfen kann. Zudem ſtieg in Mailand die Hitze auf 30 Grad und in meinem Bein auf einige 60, — mir blieb keine Wahl, als entweder die projectirte Reiſe ganz aufzugeben oder mich erſt gründlich zu curiren, und ſo faßte ich denn einen raſchen Entſchluß, ſetzte mich auf die Eiſenbahn und fuhr nach Como, von wo das Dampfſchiff mich und meine Reiſegeſellſchaft über zwei Drittheile des Sees nach Gittana trug. Welch eine Fahrt! Ich vergaß mein Bein und alle Schmerzen bei dieſem bezaubernden Panorama, das ſich bei jeder Wendung

des Dampfers in stets wechselnden und immer schöneren Ansichten dem Auge darbot. Ich habe nun die drei großen Seen am Fuße der Alpen gesehen und kenne den vierten, den Lago di Garda von früher, aber der Comer See bleibt der schönste und reizendste von allen. Von prächtigen Bergen umgeben, die bis zu 7000 Fuß aufsteigen, ziehen sich zu beiden Ufern des lang hingestreckten Sees die reizenden und anmuthigen, oft prachtvollen Villen der Mailänder Aristokratie, umgeben von wunderschönen Gärten und Terrassen, hin, während die Zwischenräume durch Kastanien- und Wallnußwäldchen, durch Olivenpflanzungen und Weinberge, durch majestätische Lorbeerbäume und Cypressen und an den Felsen wild wachsende, riesige Aloen ausgefüllt sind. So ging es denn auf dem 12 Stunden langen, aber kaum 1 Stunde breiten See fort, aus dem Hafen der alten Stadt Como, die, ursprünglich eine griechische Colonie, von Cornelius Scipio zum römischen Municipium umgeschaffen, von Hannibal und seinen Puniern zerstört, von Julius Cäsar wieder aufgebaut ward und im Mittelalter eine wichtige Rolle spielte, wo es zu den deutschen Kaisern gegen die Mailänder hielt und im Jahre 1127 abermals von den letzteren gründlich zerstört ward — Como, das eine der letzten Republiken Italiens war. — Vorbei ging es an den Villen Odescalchi und d'Este, wo einst die vielverfolgte Königin Caroline von England, von ihrem Gemahl Georg IV. vor dem Parlamente des Ehebruchs angeklagt, aber nach Lord Brougham's beredter Vertheidigung freigesprochen — im freiwilligen Exile lebte, bis sie 1821 starb, — vorbei an der Villa Bocarmé, der bekannten belgischen Gräfin Bocarmé gehörig, deren Gemahl unter dem Messer der Guillotine als Giftmörder endete, während sie von der Mitschuld freigesprochen ward; — vorbei an der Villa Taglioni, die sich die weltberühmte Tänzerin erbaute, als sie sich von der Bühne zurückzog, und die jetzt ihrem Schwiegersohne, dem russischen Fürsten Trubetzkoi, gehört; — gleich darauf die Villa Pasta, wo die nicht minder berühmte Tänzerin Pasta ihre auf der Bühne erworbenen Millionen in Ruhe verzehrte, bis vor drei Jahren der Tod sie auch von der Lebensbühne abrief. Und nun kommt, am Rande einer Waldschlucht, Villa Pliniana, Eigenthum der bekannten italienischen Patriotin Fürstin Belgioso. In dieser Villa wurden die unaufhörlichen Verschwörungen gegen die österreichische Zwangsherrschaft gesponnen, hier wurden, trotz aller Wachsamkeit der

österreichischen Polizei, Monate lang die edelsten italienischen Flüchtlinge verborgen gehalten, bis sich Gelegenheit zu sicherer Flucht nach dem Auslande darbot; diese Villa war es, deren Umgebung zu Wasser und zu Lande von einer Legion von Wien geschickter Mouchards in allen möglichen Verkleidungen bei Tag und bei Nacht, und doch meist fruchtlos, bewacht und umlauert ward, bis das Jahr 1859 Italien und der Fürstin die heißersehnte Unabhängigkeit von fremdem Joche brachte. Und nun um ein Vorgebirge, wo der See sich gabelförmig in zwei Arme theilt, und die zwei schönsten Punkte, das Ziel der Touristen, Cadenabbia am westlichen, Bellagio am östlichen Ufer, liegen da, — in ihrer Nähe die mit fürstlicher Pracht und reichen Kunstschätzen ausgestatteten Villen Carlotta, früher der Prinzessin Albrecht von Preußen, jetzt ihrem Schwiegersohne, dem Herzog von Sachsen-Meiningen, gehörend, Serbelloni, Giulia, dem König von Belgien, Frizzoni, dem reichen Seidenhändler dieses Namens angehörig, und endlich Villa Melzi, nach meinem Geschmack die schönste von allen. An Menaggio vorüber, mit der von dem Frankfurter Kaufmann Mylius, dem Wohlthäter der ganzen Umgegend, erbauten Villa (jetzt) Vigoni, Varenna mit seiner Schloßruine und seinem weißen Milchdache hinter uns lassend, sehen wir vor uns Rezzonico mit seinem Castell, viel genannt in der Geschichte der italienischen Städtekriege, und Bellano am Fuße des über 6000 Fuß hohen Monte Grigna. Wir aber steigen an dem sehr bescheidenen Landeplatze von Gittana an's Land, wo uns bereits ein Wagen mit zwei Gebirgspferden für uns und ein Eselskarren für unsere Bagage erwartet, und vorwärts geht's bergauf.

Schon während der Fahrt auf dem See hatten wir die prachtvolle Kunststraße bewundert, die, dem Felsenufer durch Sprengungen abgewonnen, in zahlreichen Tunnels oft durch die Felsen selbst führt und die die Oesterreicher von Colico bis Lecco erbaut hatten, um eine directe Verbindung und Militärstraße von Wien über Verona und das Festungsviereck nach Mailand zu haben, und an die sich zugleich die directe Uebergangsstraße über das Stilfser-Joch anschloß. An dieser Straße bildet unterhalb Varenna der See eine mächtige Bucht, über der sich die drei bedeutenden Berghöhen San Ambrozio, la Padella und l'Albiga erheben. An diesen Bergen kleben in halber Höhe Gittana und Cestaglia und die Wasserheilanstalt Regoledo. Die Geschichte der letzteren ist

nicht uninteressant, und sie möge hier kurz angedeutet werden. Der Eigenthümer dieses Terrains, Signor Franzesco Maglia, hatte darauf eine nie versiegende Quelle gefunden, die, ungefähr 1600 Fuß über dem Meere entspringend, von den Bewohnern der Umgegend als sehr heilkräftig gerühmt ward. Es kam ihm der Gedanke, an dieser Quelle eine Badeanstalt anzulegen, und so ließ er einen renommirten Chemiker, den Dr. Torini kommen, um das Wasser zu analysiren. Die Analyse fiel sehr günstig aus, der gelehrte Dr. Torini fand auf 100,000 Gran des Wassers gegen 170 Gran feste Bestandtheile, und zwar kohlensauren Kalk, Eisen und Magnesia, Schwefelkalk, schwefelsaures Magnesia, Kieselsteinsäure und sogar Jod. Der entzückte Maglia ließ nun sogleich den Bau eines Curhauses mit Bädern und Trinkhallen beginnen, und das große, stattliche Gebäude stieg rasch aus der Erde empor. Um aber ganz sicher zu gehen, ließ er noch eine Analyse durch den ebenfalls sehr gelehrten Pater Ottone Ferrario vornehmen, und — o Wunder! dieser fand von allem dem, was der gelehrte Doctor gefunden, nichts, als höchstens unbedeutende Tausendstel Fractionen der genannten Salze und Mineralien. Allein der Bau war einmal begonnen, die Contracte für die Weiterführung desselben waren abgeschlossen, der Pater konnte sich geirrt haben, — übrigens hatte er doch das, wenn auch in Minimalverhältnissen, Vorhandensein von heilkräftigen Substanzen anerkannt, — kurz der Bau wurde vollendet und die Anstalt im Jahre 1851 eröffnet. Es kamen auch wirklich Kranke, die tranken und badeten und auf Genesung hofften, aber die letztere blieb aus, — die Kranken reisten mißvergnügt wieder ab und im nächsten Jahr kam Niemand mehr. Maglia verzweifelte, — der Bau hatte ihm mehr als die Hälfte seines Vermögens gekostet, — was sollte er nun mit dem mächtigen Gebäude auf einer Höhe von 1000 Fuß, zu dem nur ein Saumpfad für Esel führte, anfangen?

Da kam ein vernünftiger, praktischer Mann, der Dr. Guglielmo Casati, von seiner Villa am Comer See, der Neugierde halber, nach Regoledo herauf, untersuchte die Quelle und ihre bisherigen Resultate, fand, daß die Quelle keine chemisch faßbaren, festen Bestandtheile enthalte, daß aber Wasser, Luft, Lage und die ganze Einrichtung vorzüglich seien, und gab schließlich dem Eigenthümer den Rath, eine Wasserheilanstalt daraus zu machen, an der es damals noch in ganz Italien fehlte. Maglia holte sich noch den

Rath des Dr. Brandeis ein, der ein solches Etablissement in den savoyischen Alpen gegründet hatte, und als dieser zustimmend lautete, erfolgte die Umwandlung. Ein Dr. G. de Meyer, ein Schüler von Prießnitz (?), ward aus Bukarest berufen, und er brachte gleich zwei geübte Badewärter mit, wovon der weibliche Theil eine Nichte des Gründers der Hydrotherapie, Anna Priesnitz von Gräfenberg, war. Schon im ersten Jahre kamen 56 Kranke, fast Alle verließen Regoledo geheilt, und der Ruf der Anstalt verbreitete sich bald über ganz Ober-Italien. Auf de Meyer folgte 1854 ein italienischer Arzt, Dr. Chiapponi, der ein italienisches Handbuch der Wasserheilkunde schrieb, nach diesem wieder ein Deutscher, Dr. Curtius, der aber zugleich den Magnetismus introducirte, dann ein Franzose, ein Schüler des Dr. Fleury in Paris, der nebst zwei Italienern, den Doctoren Lodigiani und Bono, der Anstalt 12 Jahre, von 1856 bis 1867, vorstand. Der jetzige Arzt ist Dr. Plinio Schivardi, ein feingebildeter, kenntnißreicher Mann, der seine Studien an den Universitäten von Padua und Wien machte, und der mit seinem gründlichen Wissen auch noch den Vorzug verbindet, Deutsch, Französisch und Englisch eben so fließend wie seine Muttersprache, das Italienische, zu sprechen. Die Anstalt ist jetzt fest begründet und wird unter seiner einsichtsvollen Leitung immer mehr emporblühen, — aus allen Theilen Italiens kommen Badegäste aus den höchsten Klassen der Gesellschaft, um auf diesen reizenden Höhen nebst den wohlthätigen Einflüssen der Wassercur auch noch die kühle Bergluft und das milde, gemäßigte Klima zu genießen. In diesem Sommer waren einige Hundert Badegäste dagewesen, und ich traf jetzt, wo die Saison vorüber ist (denn die Italiener gehen nur im Juni, Juli und August in ihre See- und Mineralbäder), deren noch einige dreißig, meist den höheren Ständen angehörig, darunter eine ziemliche Anzahl höchst liebenswürdiger und gebildeter Damen.

Doch ich greife der Geschichtserzählung vor und komme lieber wieder zu unserer Bergfahrt zurück. Eine Kunststraße, eben so genial als kühn angelegt, im minderen Verhältnisse der südlichen Seite der Splügenstraße ähnlich, führt vom Landungsplatze in unzähligen Schlangenwindungen hinauf zur Wasserheilanstalt, die wir in 45 Minuten erreichten. Diese Straße hat ebenfalls Franzesco Maglia aus eigenen Mitteln erbauen lassen, und sie kostete ihm 500,000 Lire, während der Bau und die Einrichtung der Gebäude

der Wasserheilanstalt ihm auf 800,000 Lire zu stehen kamen. Maglia war jedenfalls ein höchst unternehmender und energischer Charakter, denn es gehört viel Muth und eben so viel Ausdauer dazu, um ein Capital von $1\frac{1}{3}$ Million Franken auf solche Art in diesen unzugänglichen Bergeshöhen anzulegen, während es in Mailand, blos auf Zinsen ausgeliehen, sechs und mehr Procente eingebracht hätte. Aber Franzesco Maglia war in Regoledo geboren, wo sein Vater ein einfacher, wenn auch wohlhabender Bauer war. Durch Fleiß, Thätigkeit, Energie und glückliche Speculationen hatte der Sohn nach und nach ein großes Vermögen erworben, und bald gehörte fast das ganze Grundeigenthum in der schönen Thalschlucht von Gittana ihm. Mit der den Italienern eigenen Anhänglichkeit an ihren Geburtsort ging all' sein Dichten und Trachten nur dahin, seine theure Heimath zu heben, und dies war auch der Hauptbeweggrund, der ihn zu der Anlage der kostspieligen Wasserheilanstalt bewog. Der wackere Mann ist nun todt und hat als Erben acht Kinder hinterlassen, von denen der älteste Sohn, Oberst und Commandant eines Husarenregiments, für einen der besten Soldaten der italienischen Armee gilt, während die anderen Kinder alle höchst anständig versorgt sind. Diese Erben haben nun die Meierhöfe und Grundstücke des Thales an Bauern gegen die Hälfte oder zwei Drittel der Erträgnisse verpachtet, die Wasserheilanstalt aber den Gebrüdern Leop. und Jos. Plantanidi, zwei unternehmenden, tüchtigen jungen Männern auf 12 Jahre vermiethet, die ihrerseits Alles aufbieten, um das Etablissement immer mehr zu heben.

Die Lage des Etablissements ist 1074 Fuß über dem Spiegel des adriatischen Meeres und 500 Fuß über der Fläche des Comer Sees; es liegt, durch Berge gegen die Nord- und Ostwinde geschützt, in einem kleinen Paradiese von Oel- und Pfirsich-, Mandel- und Maulbeerbäumen, untermengt mit üppigen Rebenpflanzungen, an deren Festons die schweren schwarzen Trauben in Fülle hängen. Das Klima ist eins der gesundesten, die höchste Hitze überstieg noch nie 24 Grad Réaumur, stets gemildert durch die regelmäßigen Winde des Sees, den Tibano des Morgens, die Breva des Mittags. Für den Botaniker findet sich hier eine reiche Fundgrube südlicher Alpenpflanzen, namentlich an den schönsten Sorten der Cyclamen, die wir Nordländer nur im Treibhause zu sehen gewohnt sind; aber eine nicht geringere Ausbeute findet der Geologe sowie der Mineraloge, denn das ganze Terrain besteht aus rothem Sandstein

und aus Thonschichten als Unterlage, auf denen schwarze Dolomite und weißgeaderter schwarzer Marmor ebenfalls in Schichten lagern, alle gegen Süden in einem Winkel von 60 Grad geneigt. In den schwarzen Kalksteinen finden sich zahlreiche Fossilien, namentlich bivalve Conchylien.

In dieser Umgebung erhebt sich nun das große Curhaus, mit hundert Fenstern und Thüren in der Front, die alle die herrlichste Aussicht auf den See und die verschiedenen Gebirgsketten bieten. Möblirung und Betten sind anständig, ja für Italien elegant, und die hydrotherapischen Apparate in den verschiedenen Badesälen, große und kleine Bassins, Sitzbäder mit Zu- und Abfluß, um das Wasser in einer gleichen Temperatur zu erhalten, Douchen der verschiedensten Art, sind äußerst zweckmäßig eingerichtet und reicher und mannigfaltiger, als ich sie noch in irgend einer Badeanstalt gefunden. Auch die Bedienung und die Verpflegung lassen durchaus nichts zu wünschen übrig, und wenn auch Frühstück und Abendessen nur aus warmer oder kalter Milch, oder Suppe, Brot, herrlicher Butter und köstlicher gelber Polenta (unserm corn bread ähnlich, nur ohne Saleratus), bestehen, so wird die Table d'hôte, die aus sechs Gängen und Dessert besteht, doch selbst jeden Gourmand vollständig befriedigen. Was man aber hier, unter der Einwirkung von Wasser, Luft und Bewegung, auch für einen Appetit hat, davon könnte ich Ihnen wunderbare Geschichten erzählen. Die Badegesellschaft, die wir hier fanden, gehört fast ausschließlich der höchsten Aristokratie an, wie denn überhaupt in Italien die Wasserheilkunde nur bei den gebildeten und intelligenten Klassen Eingang gefunden hat, das Volk aber die Anwendung des kalten Wassers fürchtet, und selbst mein, doch an solche Procedur gewöhnter Badewärter mich jedesmal bedauernd fragt, wenn ich in das Halbbad von 8 Grad Réaumur steige: „E molto fredda, l'acqua? Povero Signore!“ Unter den Badegästen befand sich der Graf Contarini aus Venedig, dessen Familie der alten Republik so manchen Dogen gegeben hatte, Graf Biondi aus Mantua, die liebenswürdige, feingebildete Gräfin Colleoni aus Mailand, die Marchesa de Cima, Marchesa Ciani, der Deputirte Mailands im italienischen Parlamente, Signor Villa-Pernice mit seiner Gattin, die etwas Deutsch sprach, u. A. m. — ich glaube, daß ich der einzige Bürgerliche in der ganzen Gesellschaft bin.

Bon! dachte ich mir bei der Ankunft, — das wird ein schön

ſteifes Badeleben werden! — Aber ich hatte mich geirrt und ſollte die angeborene Liebenswürdigkeit der Italiener bald kennen lernen. Wir hatten uns an den beiden erſten Abenden gleich nach der „Cena“ auf unſere Zimmer zurückgezogen, theils weil wir wirklich von der Reiſe und den angreifenden Waſſerproceduren müde waren, theils weil wir die Geſellſchaft zwar ſehr freundlich und artig fanden, ſie uns aber doch ganz fremd war. Als wir uns am dritten Abend nach eingenommenem Abendeſſen wieder erhoben, um unſere Zimmer aufzuſuchen, kam uns der freundliche Doctor Schivardi nach und bat uns im Namen der Geſellſchaft, doch bei ihnen im Salon zu bleiben, „per far la conversazione.“ Vergeblich ſchützten wir unſere mangelhafte Kenntniß der italieniſchen Sprache vor, in der wir uns wohl im gewöhnlichen Verkehr mit Wirthen, Schiffern, Cameries und Botteghas verſtändigen, aber nicht „far la conversazione“ könnten, — die anderen Herren kamen nach und wir wurden im Triumph in den Converſations-Salon zurückgeführt. Jede fernere Einwendung ward durch die Erklärung der Gräfin Colleoni gehoben, daß die Converſation Franzöſiſch geführt werden würde, und bald fanden wir uns im Kreiſe dieſer liebenswürdigen und ungezwungenen Menſchen heimiſch. Conteſſa Colleoni ſetzte ſich nun an das Klavier und ſang, den neuen Ankömmlingen zu Ehren, lauter Lieder von Schubert und Robert Schumann, mit einem Feuer, einem Ausdrucke und einem ſo tiefen Verſtändniſſe der Muſik, wie man ſie nur bei den begabten italieniſchen Dilettanti finden kann. Nur mit Mühe konnte ich meine Bitte um auch etwas italieniſche Muſik durchſetzen, und der Signor Villa Pernice ſang nun noch zwei italieniſche Compoſitionen, ein Lied und dann die Baß-Buffo-Arie des Bartolo, die Romani für Roſſini's Barbier als Einlage componirt hatte, beide mit dramatiſchem Ausdruck, klarer Ausſprache des Textes und ſchöner, künſtleriſch gebildeter Stimme. So verging der Abend auf das angenehmſte, wie in einem Familienkreiſe, und wir haben ſeitdem noch manchen ſchönen, geſelligen Abend hier verlebt. — Heute zumal wird es etwas ganz Beſonderes geben, denn morgen iſt gran festa: la Nativita della Santissima Madonna, Mariä Geburt. Schon des Morgens machten die Badem ädchen eine kleine Collecte, um der Madonna Blumenkörbchen, Kränze und Wachskerzen opfern, ſich ſelbſt aber Abends ein kleines Picknick mit Salamis und Vino nostrale be-

reiten zu können. Jetzt, mit einbrechender Dämmerung, bimmeln die Glocken aller Kirchen um den See herum, um das Fest einzuläuten — flammen vor unseren Fenstern und auf allen Berghöhen große Freudenfeuer auf, ertönen die klaren Stimmen der Mädchen und Frauen, die zu Ehren der Madonna den Rosario singen, während hie und da Freudenschüsse dazwischen knallen. — Dahinten, nordwärts in der Schweiz, sieht es schwarz und stürmisch aus, Blitze und Wetterleuchten zucken durch die dunkeln, um die Berggipfel gelagerten Wolkenschleier, — hier über uns wölbt sich der klare, dunkelblaue Himmel Italiens, funkeln hell und leuchtend die Sterne, steigt hinter dem Gipfel des Monte Grigna langsam der Mond empor, umfängt uns eine warm fächelnde, mit tausend Wohlgerüchen geschwängerte Abendluft. — Oh! es ist schön hier, — schöner, als die spröde Stahlfeder es beschreiben kann, und ich möchte hier unter den mächtigen Kastanienbäumen für immer ruhen und träumen können von schöner Vergangenheit und noch schönerer Gegenwart. Da kommt der Postbote von Varenna den Berg herauf; — zweimal des Tages macht er den beschwerlichen Weg — bringt den Badegästen ihre Briefe und Zeitungen und trägt den Inhalt des Briefkastens in der Vorhalle wieder hinab zur Post nach Varenna.

Ich nehme die Mailänder Zeitungen; — sie alle melden: Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ist unvermeidlich — man kann täglich seinem Ausbruche entgegen sehen. Und in der That, es sieht finster aus am politischen Horizonte und es blitzt und wetterleuchtet bereits, wie da drüben in der Schweiz. Der Himmel schütze Deutschland! oder besser noch: Deutschland schütze sich selbst und vollende in diesem Kampfe für die höchsten Güter der Nation seine Einheit und Unabhängigkeit! Doch darüber ein anderes Mal ausführlicher; — jetzt mache ich meinen Abendspaziergang mit dem Doctor, dessen Umgang ich vor Allem pflege. Der eben so gründlich gebildete, als bescheidene Mann, vortrefflicher Arzt und medicinischer Schriftsteller, dessen letzte Abhandlung über die Hundswuth von der Akademie der Medicin in Besançon mit dem ersten Preise gekrönt ward, und dessen Werke in der ärztlichen Literatur Italiens einen hohen Rang einnehmen, ist eine unschätzbare Acquisition für die Wasserheilanstalt von Regoledo und sein Name wie sein bewährter Ruf genügen, um Hunderte und Hunderte hierher zu führen. Für mich ist Dr. Plinio Schivardi eine

höchst interessante Erscheinung, und ich danke ihm manche lehrreiche Stunde freundlicher Unterhaltung und gern gebotener Gaben aus dem reichen Schatze seines Wissens. — Addio!

Das neue Italien.

Guerazzi und sein: „Es ging uns besser, als es uns schlechter ging!" — Die Parthei der Malcontenti. — Zerrüttete Finanzen und allgemeine Corruption. — Die Früchte der Freiheit. — Marc. Monnier's neues Buch. — Der Prior Luca. — 17 Millionen Analphabetisten. — Das Schulwesen. — Die Eisenbahnen und die Chausseen. — Zu viele Pfaffen. — Post und Telegraph. — Eisenbahnen. — Ackerbau, Ausstellungen und Handelsschulen.

Regoledo, 17. September 1868.

„Si stava meglio, quando si stava peggio!" Dieser Ausspruch: „Es ging uns besser, als es uns schlechter ging!" stammt von dem florentinischen Staatsmann und Politiker Guerazzi her, der 1849 einer der Triumvirn war, die nach des Großherzogs Leopold Flucht die provisorische Regierung Toscanas bildeten, welche aber nur vom 8. Februar bis zum 11. April dauerte, wo die Oesterreicher einrückten und Guerazzi in das Staatsgefängniß eingesperrt ward.

Später verbannt, wirkte er thätig für die Befreiung seines Vaterlandes vom fremden Joche; als aber 1859 nach der Schlacht von Solferino und dem Frieden von Villafranca Toscana zwar von den Oesterreichern befreit wurde, aber unter dem zurückkehrenden Großherzog Leopold einen eigenen Staat in dem italienischen Staatenbunde bilden sollte, arbeitete er eben so energisch gegen die Ausführung dieses Artikels des Friedensvertrages, und durch seine unermüdete Thätigkeit kam jenes Plebiscit des toscanischen Volkes zu Stande, durch welches Toscana zu einem Bestandtheile des einheitlichen Italien und Victor Emanuel zum Könige erklärt ward. Aehnliche Plebiscits folgten in Modena, Parma, der Romagna,

und Napoleon III. sah sich diesem einstimmigen Verlangen des italienischen Volkes gegenüber gezwungen, diese Artikel der Verträge von Villafranca und Zürich todte Buchstaben bleiben zu lassen, und als Garibaldi nun auf eigene Faust den kühnen Zug der Tausend nach Neapel und Sicilien unternommen und die Bourbons verjagt hatte, machte Napoleon gute Miene zum bösen Spiel und erkannte das neue Königreich Italien feierlich an.

Seitdem ist Guerazzi mit dem Entwickelungsgange Italiens immer unzufriedener und seit Cavour's Tode einer der Führer der Opposition geworden, und von ihm stammt jener verzweifelte Ausspruch, den ich an die Spitze dieses Briefes stellte, und der die alten Zeiten der Zersplitterung der klerikalen Tyrannei, der Unterdrückung durch fremde Bajonnette zurück zu wünschen scheint. — An ihn haben sich die Malcontenti aller Provinzen angeschlossen, und von allen Seiten ertönt mit mehr oder minder Aufrichtigkeit der Ruf: „Es ging uns besser, als es uns schlechter ging!" —

Die alten Höflinge und Priester des früheren Regiments, die abgesetzten Beamten, die getäuschten Aemterjäger und endlich die exaltirten Republikaner bilden den Kern der Malcontenti, — die große Masse aber wird durch jene Hunderttausende geformt, die unter den früheren despotischen Regierungen, ohne Willen und ohne Einfluß auf die Staatsgeschäfte, in steter politischer Unmündigkeit erhalten, nichts Anderes zu thun hatten, als zu essen, zu trinken und von 24 Stunden 17 zu verschlafen. Jetzt sollen diese „épiciers et bourgeois", wie die Franzosen sie nennen, plötzlich denken und handeln, für das öffentliche Wohl Sorge tragen, an der Vertretung der Commune, des Districts, der Provinz, des Königreichs sich activ betheiligen, sie sollen an Meetings, Partheiwesen und an den Wahlen einen thätigen Antheil nehmen und — was das Schlimmste ist — viel mehr Steuern zahlen als früher.

So schwillt denn die Parthei der Malcontenti immer mehr an, und diese Parthei ist bereits auf dem gefährlichen Culminationspunkt angelangt, die Einheit und Unabhängigkeit Italiens zum Teufel und die vertriebenen Herzoge und Fürsten wieder zurück zu wünschen. Und in der That bietet das neue Italien eine Menge keineswegs erfreulicher Erscheinungen dar. Die unbärtige Jugend führt das große Wort, Raisonneurs und Phrasenmacher herrschen in den Journalen, und ein großer Theil der italienischen Jugend

ſcheint den Begriff der Freiheit mit dem der Zügelloſigkeit zu verwechſeln. Das italieniſche Parlament iſt in Fractionen und Coterien zerfallen und verbringt ſeine Sitzungen mit unnützem Gezänk, ſo daß die Wähler in ſcharfen Adreſſen es an ſeine Pflicht erinnern müſſen; — die Finanzen ſind ſo zerrüttet, daß der Staatsbankerott vor der Thür ſteht, — in der Beamtenwelt herrſcht Corruption, und faſt allwöchentlich werden neue Unterſchleiſe entdeckt, — die Unſicherheit der Landſtraßen, die Angriffe gegen Perſonen und Eigenthum mehren ſich, — ja ſelbſt die Disciplin in der Armee iſt gelockert, ſeitdem hochſtehende Generale einen Broſchürenkrieg gegen einander führen, dabei geheime Staatsdepeſchen und Noten an die Oeffentlichkeit bringen, den König ſelbſt in dieſe unangenehme Geſchichte hineinziehen und Officiere wie Soldaten in die zwei feindlichen Lager der La Marmoriſten und der Cialdiniſten geſpalten haben. — Dies iſt das traurige Bild des neuen Italien, und die republikaniſchen Blätter der Rothen, wie die frömmelnden und heuchelnden Klerikaljournale der Schwarzen weiſen mit Fingern auf dieſes unerquickliche Schauſpiel und rufen wie die Civiltà Cattolica in Rom triumphirend aus: „Seht da die Früchte der Freiheit und Unabhängigkeit, die Ergebniſſe der conſtitutionellen Regierung!“ Ich werde meinem unfreiwilligen Aufenthalte in Regoledo nicht allein die phyſiſche Geneſung zu danken haben, — ich danke ihm auch ſchon jetzt belehrende Aufſchlüſſe und ungemein nützliche Fingerzeige über die wahre Lage der Dinge. Seit Wochen im täglichen Verkehr mit Leuten aus den gebildetſten und intelligenteſten Klaſſen der Nation, den verſchiedenſten Meinungen und Partheien angehörend, aber Alle ihr ſchönes Vaterland aufrichtig liebend, ſchöpfe ich aus jedem Geſpräche neue Belehrung, aus jeder mir zur Lectüre von ihnen empfohlenen Broſchüre neue Erkenntniß. Sie alle läugnen die Uebelſtände der gegenwärtigen Uebergangsperiode nicht ab, betrachten ſie aber als vorübergehende Zuſtände, von denen künftige Generationen nichts mehr wiſſen werden, und mit Stolz weiſen ſie darauf hin, was das neue Italien ſeit neun Jahren auf dem Wege des ſtillen Fortſchritts bereits Bedeutendes geleiſtet hat. — Zwei neue Schriften ſind es vorzüglich, die über dieſen Fortſchritt erſchöpfende Kunde geben: Marc. Monnier's (eines Franzoſen) Artikel: L'Italie à l'oeuvre in der Pariſer Revue des deux mondes, und des Priors Luca: Fiori e Pensieri. Beide baſiren auf poſitiven ſtatiſtiſchen An-

gaben und haben als Richtschnur die Wahlsprüche: „Die Wahrheit und nur die Wahrheit" und „Zahlen beweisen!" Als Victor Emanuel 1859 die Regierung von ganz Italien (mit Ausnahme Roms) antrat, zählte sein Reich (nach dem Census von 1861) zweiundzwanzig Millionen Seelen, wovon siebzehn Millionen weder lesen noch schreiben konnten.

Unter Natoli, dem Gründer des neuen Schulwesens in Italien, und unter seinen Nachfolgern ist das anders und besser geworden.

Noch im Jahre 1864 konnten von 100 neugestellten Rekruten aus Sicilien 92 weder lesen noch schreiben, jetzt kehrt fast kein Soldat nach zurückgelegter Dienstzeit in seine Heimath zurück, ohne fertig lesen und schreiben zu können. Aber die glänzendste Illustration liefert die Stadt Neapel. Im Jahre 1859 gab es dort für 500,000 Einwohner nur 42 Schulen mit 3000 Schülern, und die Lehrer an diesen Schulen waren sämmtlich Pfaffen, deren Unterricht im Katechismuslernen und Rosenkranzbeten bestand. Die Stadt gab in ihrem Budget 40,000 Francs für Schulzwecke aus, und dem entsprechend hatten die Lehrer auch nur einen Monatsgehalt von 30 bis 40 Francs, also weniger wie der ärmste Tagelöhner. Victor Emanuel gab 120,000 Francs aus seiner Tasche zur Errichtung neuer Schulen, und durch Decrete ordnete er die Bildung von Volksschulen, Prämien und besondere Begünstigungen für Eltern, die ihre Kinder in die Schule schickten, u. dgl. an, und Männer aller Partheien arbeiteten darauf hin, den Schulzwang einzuführen. Trotzdem daß dieser noch nicht durchgesetzt ist, zählt die Commune Neapel bereits jetzt 16 Kleinkinderbewahranstalten und 111 Schulen, die von 17,000 Schülern besucht werden, so daß die Stadt jetzt für Schulzwecke 600,000 Francs statt der früheren 40,000 zu bezahlen hat. In 88 Gymnasien und Lyceen des ganzen Königreichs werden 4000 Schüler und in 46 technischen und Realschulen 4623 unterrichtet. An den 15 großen Universitäten des Königreichs werden 7068 Studenten unterrichtet, und es giebt außerdem 210 öffentliche Bibliotheken, 81 gelehrte Akademien, 10 astronomische Observatorien, 26 meteorologische Stationen, 13 archäologische Museen, 25 gelehrte Gesellschaften und 20 Conservatorien für Musik und die schönen Künste.

Die Sparkassen sind seit 1859 von 38 auf 180, die gegenseitigen Hülfsgesellschaften von 168 auf 500 gestiegen. Die Leuchtthürme, deren Zahl 58 war, sind jetzt auf 92 vermehrt, und

die telegraphiſchen Verbindungen, die bis 1859 kaum 1000 Kilometer betrugen, füllen jetzt eine Länge von 320 Meilen aus. Und nun erſt die Eiſenbahnen! Vor dem Kriege in 1859 hatte ganz Italien nur 1472 Kilometer Eiſenbahnen, und dieſe beſtanden aus einzelnen Stämmen, ohne Anſchluß an einander, — jetzt ſind bereits 5024 Kilometer befahren und weitere 2400 im Baue, die ſämmtlich bis 1870 vollendet ſein müſſen. Von 1861 bis 1866 hat die italieniſche Regierung für öffentliche Arbeiten 588 Millionen ausgegeben, und außerdem muß ſie noch jährlich über 50 Millionen zur Bezahlung der vom Staate garantirten Zinſen jener ſüdlichen Eiſenbahnen aufbringen, deren Erträgniß noch nicht rentirt. Man kann jetzt ganz Italien vom Fuße der Alpen bis Neapel und Brindiſi und in Sicilien bereits die Catanea auf der Eiſenbahn bereiſen, und wenn erſt der Tunnel des Mont Cenis beendigt ſein wird, ſo wird für Frankreich und England der Weg nach Indien nur über Italien und ſeine Bahnen gehen. Sind das nicht reelle Errungenſchaften, iſt das nicht Fortſchritt genug für den kurzen Zeitraum von nur neun Jahren?

Aber nicht nur Eiſenbahnen, auch Straßen mußten gebaut werden, denn ſelbſt dieſe mangelten in Mittel- und Unter-Italien; es iſt nicht genug, daß Eiſenbahnen da ſind, es müſſen auch Landſtraßen vorhanden ſein, um von den verſchiedenen Städten und Ortſchaften zu den Eiſenbahnen gelangen zu können: Solcher Chauſſeen aber gab es vor 1859 nur ſehr wenige, in Sicilien gar keine. Man reiſte, wie man bei uns über die Prairien des fernen Weſtens reiſt. Die Wagen ſuchten ſich ihren Weg über die „Trazerre", wilde unbebaute Haiden, und folgten den Wagenſpuren früherer Karawanen. Im Winter waren dieſe Haiden durch die Regengüſſe überſchwemmt und das Reiſen wurde zur Unmöglichkeit.

Der frühere Miniſter Vincenzi hat dieſe Frage ſtudirt und mit genauen ſtatiſtiſchen Zahlen nachgewieſen, daß durch dieſen Mangel an Landſtraßen die Regierung jährlich 50 Millionen, die Nation zwei Milliarden verliere.

Die Bauern, die ihre Producte nicht zu Markte bringen können, blieben dadurch arm, und die Räuber, denen dieſe unzugänglichen Gegenden ſichere Schlupfwinkel bieten, zwingen die Regierung, immer eine kleine Armee auf dem Kriegsfuße zu erhalten, um die öffentliche Sicherheit zu ſchützen. So iſt es denn auch natürlich,

daß die Eisenbahnen in Unter-Italien sich nicht rentiren, da ihnen die Zufuhr auf den Landstraßen fehlt. In Ober-Italien bringt jeder Kilometer Eisenbahn jährlich 25,000 Francs ein, weil überall gute Landstraßen in die Bahnen münden, in Mittel-Italien bringt der Kilometer nur 12,000 Francs und in Unter-Italien gar nur 6000 Francs ein. Das neue Königreich Italien hat bereits angefangen, Straßen zu bauen, aber um eine vollständige Communication aller Theile mit allen anderen zu sichern, muß es noch 100,000 Kilometer Chausseen bauen und dafür mindestens zwei Milliarden Francs ausgeben. — Vor 1860 ging die Post nur dreimal wöchentlich nach den Provinzen, das Postdampfboot nach Palermo fuhr nur alle 8 Tage, und alle 14 Tage machte es eine Rundfahrt um die Insel Sicilien, um die bis dahin aufgesammelten Briefe abzuholen und die inzwischen angekommenen Briefe abzuliefern. Ein Brief nach Paris kostete $1^1/_2$ Franc, ein Telegramm von Neapel nach Mailand 20 Francs.

Alles das ist jetzt schon anders geworden; die Post beschäftigt eine Flotille von 50 Dampfern, die Posten gehen regelmäßig täglich, nach vielen Richtungen zwei- und dreimal täglich ab. Im letzten Jahre sind 75 Millionen Briefe und 53 Millionen Zeitungen und Drucksachen unter Kreuzband durch die Post befördert worden. Jetzt kostet eine telegraphische Depesche im Innern des Königreichs 1 Franc 20 Cent. bis 2 Francs 40 Cent. Aber auch Schifffahrt, Handel, Industrie und Ackerbau haben außerordentliche Fortschritte gemacht. In 1860 gab es 56 Schiffswerfte, auf denen 215 Fahrzeuge von 25,271 Tonnen Gehalt gebaut wurden. In 1866 waren schon 91 Werfte da, die 675 Fahrzeuge von 59,522 Tonnen Last herstellten. Der Schiffsverkehr in sämmtlichen Häfen Italiens belief sich im Jahre 1866 auf 215,074 ein- und ausgehende Schiffe.

Die Kriegs-Marine zählt selbst nach dem Unfalle von Lissa 91 Schiffe, unter denen 14 Panzerschiffe, 22 Schrauben- und 55 Raddampfer, 8 Segelfregatten und 22 Transportschiffe sind. Der Handel hat eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt, ebenso die Industrie, und beide werden eine noch größere Entwickelung erhalten, wenn die Durchbohrung des Mont Cenis in einigen Jahren vollendet und der mit großen Kosten hergestellte Hafen von Brindisi, der vorwiegende Verbindungsweg mit Indien, in Verbindung mit dem Kanal von Suez sein wird. — Trotz der Krankheit der Seidenwürmer

und des gerade in diese Periode fallenden amerikanischen Bürgerkrieges producirte Italien schon im Jahre 1863 für 277,000 Francs Seide und im Jahre 1864 für 400,000 Francs, und die Seidenzucht und Industrie brachte dem Lande 260 Millionen Francs, und doch giebt es in ganz Italien nur 700,000 Kaufleute, während es 550,000 Doctoren, Advocaten und mit anderen freien Künsten Beschäftigte giebt. Dagegen zählt Italien noch immer mehr Pfaffen, als nöthig. Während in dem orthodoxen England $1^1/_2$ Priester auf 1000 Menschen kommen, giebt es in Italien noch immer 174,000 Priester, die sich vom Messelesen ernähren. 242,000 Menschen sind in der Armee und Gensdarmerie, 174,000 in der Verwaltung des Staates, die Zahl der Diener und Dienerinnen beträgt 520,000 — also auf 44 Menschen 1 Diener, — ein Luxus, den die Italiener, sowie die Engländer sehr lieben. Der Vervollkommnung des Ackerbaues sind 272 Ackerbau-Comités gewidmet, und die von diesen veranstalteten landwirthschaftlichen Ausstellungen in Montepulciano, Florenz, Ancona, Novara, Alessandria, Turin, Asti, Chieri, Teramo, Aquila, Mailand und Verona haben bereits unendlich viel Gutes gewirkt. Künftiges Jahr finden solche Ausstellungen in Jesi, Neapel, Genua und Siena statt, und die Regierung hat als Prämien 28 Goldmedaillen, 44 silberne und 12 bronzene ausgesetzt, während die Comités und reiche Privatleute die anderen Prämien stiften. Außerdem hat die Regierung auch noch eine Anzahl der neuesten englischen und amerikanischen Ackerbau-Maschinen angekauft und selbe in den verschiedenen Provinzen vertheilt.

Sie sehen also, daß Italien mit Riesenschritten auf der Bahn des Fortschrittes vorwärts geht und daß der Guerazzi'sche Spruch: Si slava meglio quando si slava peggio! (Es ging uns besser, als es uns schlechter ging!) eine Lüge, oder doch wenigstens eine leere Phrase ist.

Wenn man in den früheren Reisebeschreibungen die abschreckende Schilderung der Mühseligkeiten, Plagen, Gelderpressungen und Quälereien, die mit einer Reise durch Italien verbunden waren, liest, dann begreift man erst den mächtigen Fortschritt, der sich in so kurzer Zeit in diesem schönen Lande vollzogen hat. Eine Reise durch Italien ist jetzt ein Vergnügen, und noch dazu ein wohlfeiles; — seit 1. August dieses Jahres sind die Preise abermals herabgesetzt worden, und man fährt jetzt von Mailand nach Genua

(178 Kilometer oder 38 Meilen) in zweiter Klaſſe um 12 Francs 25 Cent. (3 Thlr 8 Gr. pr. Cour.) und in dritter Klaſſe um 8 Francs 75 Cent. (2 Thlr. 10 Gr.), von Mailand bis Neapel in zweiter Klaſſe um 99 Francs 55 Cent., in dritter Klaſſe um 86 Francs 10 Cent. Dabei wird ſchnell und ſicher gefahren und die Waggons, ſelbſt der dritten Klaſſe, ſind ſchön und bequem.

Ueberall, in Mailand, Turin, Genua, Florenz, Neapel empfangen den Reiſenden prächtige monumentale Bahnhöfe, mit Sculpturen und Fresken reich verziert, und aus dieſen geht es in die verſchiedenen (alle mit Ueberwindung außerordentlicher Hinderniſſe und Schwierigkeiten erbauten) Bahnen. Die jetzt im Bau begriffene (bis Savona eröffnete) Bahn zwiſchen Genua und Nizza zählt auf ihrer Länge von 157 Kilometern — ungefähr 32 Meilen — bis zur franzöſiſchen Grenze 70 Brücken mit weitgeſchwungenen Bogen und 79 Tunnels. Auf der Bahn von Genua nach Spezia ſind 89 Tunnels, wovon einer 11,370 Fuß und der andere 9000 Fuß Länge hat. Dieſe zwei kurzen Bahnen allein haben ſchon 79 Millionen gekoſtet und werden, wenn vollendet, 120 Millionen koſten. Die eiſerne Brücke über den Po bei Piacenza iſt 1731 Fuß lang, und auf 8 Bogen ruhen 2 Etagen, von denen die untere, wie bei der Niagara-Brücke, für die Eiſenbahn, die obere für Fußgänger und Fuhrwerk beſtimmt iſt. Eine andere ſolche Brücke über den Po bei Mezzanacorte (Tubular-Syſtem) iſt 2478 Fuß lang, hat 10 Joche und ebenfalls 2 Etagen. Die Grundmauern liegen 69 Fuß tief unter dem niedrigſten Waſſerſtande des Fluſſes.

Blicken Sie des Contraſtes halber nur einmal auf Venetien, wie es 1866 von den Oeſterreichern übernommen wurde. 35,000 Arme und Bettler waren auf den Regiſtern der öffentlichen Wohlthätigkeit eingeſchrieben, von 19,000 Häuſern ſtanden 3000 leer und unbewohnt. Das Verſatzamt (Monte di pieta) lieh jährlich auf Betten, Wäſche und Kleider die ungeheure Summe von 400,000 Francs; — die Paläſte wurden abgebrochen und ſtückweiſe an reiche Engländer und Ruſſen verkauft, die ſie verſchifften und in ihrer Heimath wieder aufſtellten. Vielen von dieſen traurigen Umſtänden iſt bereits Abhülfe geworden, aber viel mehr bleibt dort noch zu thun übrig. Die neu errichteten Municipal-Schulen Venedigs zählen bereits 3800 Schüler, die neue Normalſchule bildet 90 Lehrerinnen, ein Leſeſaal und eine Leihbibliothek für das Volk

ſind eingerichtet. Eine neue Handelsſchule kann dem zahlreichen Andrange von lernbegierigen Schülern gar nicht genügen. 450 Actionäre aus den höheren und Mittelklaſſen haben in allen Theilen der Stadt Sparkaſſen nach deutſchem Muſter errichtet, und 2700 Arbeiter nehmen bereits an den gegenſeitigen Hülfsgeſellſchaften Theil, und in einigen Jahren werden ſo die letzten Spuren früheren Verfalls verwiſcht ſein.

„So geht das neue Italien vorwärts, und man ſollte auswärts wenigſtens nicht ungerecht gegen ſolche edle Beſtrebungen ſein. Italien mußte ſeine alten Zuſtände auflöſen und die Provinzen des Reiches in Turin neu vereinigen, — ſie noch einmal auflöſen, um ſie wieder in Florenz zu binden; — es mußte 100 Städte, 100 Völkerſchaften, durch Dialekte, Traditionen, Vorurtheile u. ſ. w. ſeit Jahrhunderten getrennt, zu einem großen Ganzen umſchmelzen, eine neue Verwaltung, eine neue Geſetzgebung gründen. Dabei mußte Italien ſich zu einer Großmacht geſtalten, ſich von dem ihm feindlichen Europa anerkennen laſſen, eine Armee, eine Marine, eine Diplomatie ſchaffen, zwei große auswärtige Kriege führen und im Innern die zahlreichen Gegner bekämpfen, von den Anhängern der verjagten Fürſten und den ſchwarzen Milizen des Papſtes an, bis hinab zu den Camoriſten und den Briganten. Nun, der neue Staat hat dies Alles ohne Staatsſtreiche und Gewaltmaßregeln vollbracht; — die Nation iſt auf dem Wege zur Selbſterkenntniß, — 1866 und 1867 ſind ihre großen Lehrer geweſen; — die Armee und die Flotte, auf die von 1861 bis 1865 eine Milliarde und 627 Millionen verwendet worden waren, hat als Reſultat die Niederlagen von Cuſtozza und Liſſa geliefert, — Garibaldi's abenteuerliche Expedition gegen Rom hat den Unglückstag von Mentana herbeigeführt; — Italien muß jetzt ruhen, Athem ſchöpfen, ſeine Kräfte ſparen und nicht in unnützen Worten vergeuden; — es muß ſeine angefangene Arbeit unermüdet fortſetzen, ſeinen Credit wieder herſtellen, — vor Allem aber ſeine ſchwer errungenen conſtitutionellen Freiheiten ſorgfältig erhalten; — das iſt ſeine Aufgabe. Dieſe Freiheiten haben in kurzer Zeit dem kleinen Piemont ganz Italien gegeben, — ſie werden früher oder ſpäter dem jungen Reiche auch noch jene Provinzen geben, die ihm bis jetzt noch fehlen.“ Mit dieſer Mahnung ſchließt Marc. Monnier ſeinen trefflichen Aufſatz, und ſo ſchließe auch ich. Jenen aber, die noch immer auf die Berichte feindlich geſinnter Blätter hin Italien gering-

ſchätzend oder gar verächtlich beſprechen, rufe ich eine andere Mahnung zu; — ſie lautet:

„Gerechtigkeit für Italien!“

Ein Wiederſehen am Comer See.

Ein Ausflug nach Cadenabbia. — Begegnung in Varenna. — Ein Wiederſehen nach 40 Jahren. — Aus der Jugendzeit. — Das Kleeblatt. — Zwei Kaſſenbeamte. — Eine Hochzeitsfeier. — Die Kataſtrophe. — Auf dem Spielberge. — Die Blutausſauger der öſterreichiſchen Beamten. — Ein Pelikan. — Zwanzig Jahre Zuchthaus. — Zu ſpäte Begnadigung. — Die Villa am Comer See. — Todtenfeier.

Regoledo, 21. September 1868.

Ich habe in dieſen Tagen ein Abenteuer erlebt, — oder vielmehr einen jener wunderbaren Zufälle, die uns im Leben ſo oft und ſo unerwartet begegnen. In voller Herſtellung begriffen, mache ich jetzt oft Ausflüge in die Umgebung und lerne die reizenden Ufer dieſes herrlichſten aller Landſeen immer mehr kennen und lieben. So hatte ich denn auch vor einigen Tagen einen Ausflug nach Cadenabbia beſchloſſen, um einen dort wohnenden amerikaniſchen Freund zu beſuchen. Ein gutmüthiger Eſel trug mich auf ſeinem Rücken hinab an das Ufer des Sees nach Varenna, wo ich das Anlegen des von Colico nach Como gehenden Dampfbootes erwarten und mit demſelben nach Cadenabbia fahren wollte. Sie ſehen, daß die Fußtouren, die ich mir zumuthe, eben nicht zu den anſtrengendſten gehören, ſondern mit aller der Rückſicht und Schonung geplant werden, die ein Reconvalescent ſeinem krank geweſenen Fuße ſchuldet.

Am Landungsplatze in Varenna angekommen, ſah ich, daß noch mehr Reiſende gleich mir die Abſicht hatten und auf das Dampfſchiff warteten. Es war eine Familie von 5 Perſonen — der Vater, ein ſtattlicher, noch immer ſchöner Mann von ungefähr

meinem Alter, die Mutter, eine würdige Matrone von freundlichem und einnehmendem Aeußern, zwei Söhne in den Zwanzigen, kräftige und lebhafte junge Männer, und eine Tochter, eine mit allen Reizen der Weiblichkeit und Anmuth geschmückte, zur Jungfrau erblühende Gestalt. Die Familie sprach Deutsch — schon das interessirte mich, mehr aber noch zogen mich die Gesichtszüge des Vaters an, die ich schon gesehen zu haben meinte und bei deren Anblick unwillkürlich alte und liebe Jugenderinnerungen in mir erwachten. — Wir stiegen in das kleine Boot, das uns hinaus in den See, dem Dampfschiffe entgegen führen sollte, da es in Varenna keine Landungsbrücke giebt. Ein kleiner Handkoffer lag schon im Boote, er gehörte der deutschen Familie — ich warf einen Blick auf die Aufschrift: Friedr. T...r — „Wär' es möglich?" rief ich im Geiste, und ohne Säumen redete ich das Haupt der Familie an: „Vergebung! wenn ich eine vielleicht unbescheidene Frage stelle. Ist das Ihr Name?" und ich zeigte auf den Koffer. — „Er ist's — ich heiße T...r und Sie sind aus L.... aber ich begreife nicht — ---"

„Friedrich!" rief ich jubelnd. „Kennst Du mich noch?" — ich nannte meinen Namen.

Wir lagen einander in den Armen und freuten uns des Wiedersehens nach einer mehr als vierzigjährigen Trennung. Friedrich stellte mich seiner liebenswürdigen Familie vor, die den Jugendfreund des Vaters auf das herzlichste empfing. Jetzt kam das Dampfschiff von Bellano herangebraust, — bald war es bei uns; — ein Tau ward uns zugeworfen und in unserer Barke aufgefangen, die nun rasch an der Backbordseite des Dampfers lag, und eben so schnell waren wir an Bord und steuerten auf das liebliche Menaggio zu. Friedrich lud mich ein, mich mit ihm auf den stillen Platz am Hintertheile des Schiffes hinter dem Rade des Steuermanns zu setzen, um ungestört plaudern zu können. Wir wanderten im Geiste zurück zu den Scenen unserer Jugendzeit, gedachten so manches lebenden und todten Genossen jener fröhlichen Tage, so manches tollen und muthwillig ausgeführten Streiches, den wir zusammen verübt, und theilten uns die Bruchstücke aus unseren bisherigen Lebensschicksalen mit.

„Du bist also," fragte ich ihn, „von dem hohen und stürmischen Meere des Lebens in den sichern Hafen der Ruhe eingelaufen?"

„Ich habe als Arzt," entgegnete er, „ein mehr als anständiges Einkommen, habe durch den Tod der Tante meiner Frau ein bedeutendes Vermögen geerbt, — habe eine brave, treue Frau und liebe, guterzogene Kinder, erfreue mich der Achtung und des Wohlwollens meiner Mitbürger, und genieße eine ungestörte und ungetrübte Gesundheit, die allein das Alter erfreuen und erheitern kann."

„So bist Du also glücklich und zufrieden?"

„Zufrieden, ja, aber glücklich!" — Ein schwermüthiger Wolkenschatten flog über seine Stirn, — ein tiefer Seufzer entrang sich der gepreßten Brust, — er konnte nicht weiter sprechen.

„Friedrich!" rief ich besorgt, „sprich, — vertraue Dich mir. Was hast Du, was fehlt Dir?"

„Etwas, was mir kein Glück auf Erden ersetzen kann; — ja — in allem meinen Glücke, umgeben von Ueberfluß und allem Comfort, im Kreise einer mich zärtlich liebenden Familie, in meinen freudigsten Augenblicken tritt immer der Gedanke an mich heran und wirft seinen trüben Schleier über Alles, — der Gedanke: wenn er noch lebte, — wenn er dies Alles mit uns genießen, sich alles dessen mit uns erfreuen könnte!"

„Wer, Friedrich, wer?" fragte ich ernst besorgt.

„Mein armer — armer Vater," seufzte er tief aus schmerzerfüllter Brust, und eine Thräne rollte über seine Wange herab.

Wir schwiegen Beide. — —

Ich verbrachte einen Theil meiner Jugend und Studienjahre in einer großen Provinzialstadt der österreichischen Monarchie, deren Namen sowie die Namen der handelnden Personen in dem bürgerlichen Trauerspiele, das ich hier erzählen will, ich nur mit willkürlich gewählten Anfangsbuchstaben bezeichne, um nicht die Gefühle der noch Ueberlebenden zu verletzen. Es ist kein spannendes und erschütterndes Criminaldrama, kein Sensationsroman, keine grasse und nervenkitzelnde Novelle, was ich hier berichte, sondern einfach eine Erinnerung aus meiner Jugendzeit — einer jener alltäglichen Vorfälle, dessen erstes Bekanntwerden die größte Sensation und die ganze Stadt vierzehn Tage lang von nichts Anderm sprechen macht, um nach drei Monaten halb und halb und nach einem Jahre ganz vergessen zu sein.

Zu meinen Studiengenossen und Jugendfreunden gehörten damals zwei Knaben oder angehende Jünglinge, Carl M.... und

Friedrich T..... — Wir hatten uns lieb gewonnen, uns ewige Freundschaft geschworen und hießen im ganzen Gymnasium: das unzertrennliche Kleeblatt. Die Väter meiner beiden Freunde waren beide Beamte, Carl's Vater der oberste Kassenbeamte an der Landeshauptkasse der Provinz, Friedrich's Vater ein ihm untergeordneter Controlbeamter an derselben Kasse. Auch in der Lebensweise der beiden Familien zeigte sich der Unterschied in der Stellung des obersten und des untergeordneten Beamten. Im Hause von Carl's Vater, der, selbst vermöglich, eine wohlhabende Bürgerstochter geheirathet hatte, trug Alles den Stempel des Wohlstandes, der Eleganz, ja des Luxus, — während in Friedrich's Familie die größte Einfachheit und Beschränkung — ja in manchen Dingen Dürftigkeit und mannigfache Entbehrungen durch den knappen Gehalt und die zahlreiche Familie des Vaters T.... bedingt wurden. Friedrich hatte noch fünf Brüder und eine Schwester, und um diese Familie von acht Personen zu ernähren, die Kinder zu erziehen, Vorsorge für Krankheiten und andere Unglücksfälle zu tragen, war man auf den Gehalt des Ernährers einzig und allein angewiesen, der 1500 österreichische Gulden betrug. Die Familie nahm also fünf bis sechs Kostgänger aus dem Innern der Provinz in's Haus, junge Studenten, die hier im Kreise einer achtbaren Familie gut aufgehoben waren, und deren Kostgeld dazu half, das Budget des Haushalts erschwinglich und am Ende des Rechnungsjahres „Soll" und „Haben" sich gleich zu machen. — In dem Kreise dieser jungen Leute verbrachte ich den größten Theil meiner Zeit und wurde bald wie ein Glied der Familie betrachtet und behandelt. Wenn mir jetzt einmal das Stammbuch dieser meiner Jugendzeit in die Hände fällt und ich die halb vergilbten Blätter mit den theuren Schriftzügen durchblättere, dann wachen alle Erinnerungen dieser schönen Jugendzeit in mir auf, und ich sehe uns jungen Leute um den großen dunkeln Eichentisch auf mehr als einfachen Strohstühlen sitzen und großartige Pläne machen, was wir Alles im Leben ausführen und durchsetzen, welche glänzende Laufbahn wir machen, welche große Thaten wir zum Heile der auf uns wartenden Menschheit vollbringen wollten, während deß Friedrich's Mutter und seine sanfte gute Schwester Emilie nähend oder strickend in einer Fensternische saßen und uns ungläubig lächelnd zuhörten, und die jüngeren von Friedrich's Brüdern an einem andern Tische im Hintergrunde ihre Vocabeln lernten oder ihre Pensa für den

morgigen Tag machten, — nicht ohne Zerſtreuung und ohne daß ſie mehr auf unſere lebhaften Geſpräche als auf ihre Vocabeln und Themata Acht gaben. Auch Carl M.... war lieber hier, lieber ein Mitglied unſerer Tafelrunde, als in ſeines Vaters elegantem, mannigfache Genüſſe und Bequemlichkeiten bietendem Hauſe, und frühreife Menſchenkenner unter uns unbärtigen Philoſophen ſuchten und wußten dafür einen tieferen Grund als das Vergnügen unſerer werthen Geſellſchaft und citirten mit einem Blicke auf die liebliche, eben zur Jungfrau heranreifende Emilie Shakeſpeare's: „There is a metal, more attractive.“ Indeſſen wurden in dem Hauſe von Carl's Vater alle Anſtalten zur Hochzeit ſeiner älteren Schweſter getroffen, die im Januar einen reichen Kaufmann heirathen ſollte. Je näher dieſer Tag heranrückte, deſto ernſter und trüber ward Carl, — wir ſchoben die Schuld auf die bevorſtehende Trennung von ſeiner einzigen, mit ihm aufgewachſenen und zärtlich geliebten Schweſter. Der Hochzeitstag war nahe, — Einladungskarten waren an über hundert der angeſehenſten Perſonen der Stadt geſandt, — Vorbereitungen aller Art waren getroffen und ein freudiges, bewegtes Leben herrſchte in Carl's elterlichem Hauſe, — nur Carl ſelbſt ward immer finſterer, und als er mich eines Tages aufforderte, mit ihm eine kleine Reiſe im Schlitten nach einer benachbarten Stadt zu machen, von der wir nach meiner Berechnung erſt nach dem Hochzeitstage zurück ſein konnten, drang ich in ihn, mir die Urſache ſeiner Schwermuth mitzutheilen.

„Ich kann Dir keine Urſache angeben,“ antwortete er mir, „als die, daß eine bange Ahnung, ein trauriges Vorgefühl mich beherrſcht. Ich ſehe ein großes Unglück über uns hereinbrechen, und ich fürchte den Hochzeitstag meiner Schweſter, als ſollte er das Unheil mit ſich bringen.“

Ich ſuchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, — ihm ſeinen Trübſinn als grundlos auszureden, — aber vergebens! — und leider hatte er nur zu richtig geahnt, was kommen ſollte. Die Hochzeit von Carl's Schweſter ward mit großem Glanz gefeiert; — die Hochzeitsgäſte, den erſten Familien der Stadt angehörend, bewunderten das koſtbare Hochzeitskleid, den prachtvollen Brautſchmuck und die überreiche Ausſteuer der Neuvermählten, — die Feſttafel war trotz des Wintermonats mit den feinſten Früchten, den koſtbarſten Treibhausgewächſen, den erleſenſten Leckerbiſſen aller Länder beſetzt, — Tokayer, Champagner und andere koſtbare

Weine floſſen in Strömen, und mit begeiſtertem Jubel ward auf das Wohl des jungen Paares Toaſt auf Toaſt ausgebracht.

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Vier Wochen nach dieſem Hochzeitstage war ich gerade in Friedrich's elterlichem Hauſe; die Eſſenszeit, die der ſtudirenden Koſtgänger halber ſehr pünktlich eingehalten wurde, war ſchon vorüber und Friedrich's Vater war, ganz gegen ſeine pünktliche Gewohnheit, noch nicht aus dem Amte nach Hauſe gekommen. Es war ein ſcharfer Froſt draußen, — die Straßen ſehr glatt, — man fing an zu fürchten, daß dem alten Herrn, der auf einem Fuße lahm war und daher auf zwei Krücken ging, ein Unfall zugeſtoßen ſein könnte. Ich erbot mich, im Nachhauſegehen in ſeinem Amtslocale vorzuſprechen und zu ſehen, was die Urſache dieſes Ausbleibens ſei. An den Gebäuden der Hauptlandeskaſſe angekommen, fiel es mir auf, daß Polizeidiener in Uniform und in Civil vor dem Thore ſtanden, die Niemanden hinein oder heraus ließen. Auch ich wurde zurückgewieſen und wendete mich nun an einen mir bekannten Polizeicommiſſär, indem ich ihm die Urſache meines Kommens mittheilte.

„Gehen Sie ruhig nach Hauſe!" antwortete er, „Sie können ihn nicht ſehen, es wird oben eine Amtshandlung vorgenommen, bei der die Gegenwart aller Angeſtellten nothwendig iſt. Beruhigen Sie ſeine Familie — er iſt ganz wohl, wird aber wohl nicht vor ſpät Abends nach Hauſe kommen können."

Ich brachte die Botſchaft heim, die die allgemeine Unruhe der Familie eher ſteigerte als minderte, und wir erſchöpften uns in allen möglichen Vermuthungen. So brach endlich der frühe Winterabend herein, ich ging fort, um womöglich etwas Näheres zu erfahren. Aber ſchon im erſten Kaffeehauſe, das ich betrat, erfuhr ich die ſchreckliche Nachricht: Der Oberkaſſirer der Landeshauptkaſſe, Herr M...., war ſoeben als Gefangener in das Criminalgefängniß abgeführt worden, während in ſeinem Hauſe die Beamten damit beſchäftigt waren, Alles zu verſiegeln. Beſtürzt eilte ich zurück nach Friedrich's Hauſe, und einige Minuten nach mir kam auch der alte T...., den zwei Amtsdiener mehr nach Hauſe trugen als führten, da der kränkliche lahme Mann, erſchüttert und

gebrochen durch die schrecklichen Scenen, denen er beigewohnt, allein seine Wohnung nicht erreicht haben würde. Nach und nach enthüllte sich Alles. Der neue Landesgouverneur, ein sehr energischer Mann, hatte, durch einen hohen Beamten aufmerksam gemacht, Verdacht geschöpft, daß in der Landeshauptkasse nicht Alles in Ordnung sein möchte, und der große Aufwand, den der Oberkassirer M.... machte, war ganz geeignet, die Aufmerksamkeit der obersten Behörde auf sein Gebahren zu lenken. Allerdings hatten die vorgeschriebenen Revisionen der Hauptkasse alle drei Monate pünktlich stattgefunden und jedesmal war Alles in schönster Ordnung und bis auf die kleinsten Bruchtheile stimmend befunden worden; — allein in Wahrheit hatten diese Revisionen darin bestanden, daß der Oberkassirer an solchem Tage den revidirenden Gubernialräthen und hohen Rechnungsbeamten zuerst ein köstliches Gabelfrühstück mit Austern, Trüffelpasteten, Champagner u. dgl. vorsetzte, und dann, wenn die Herren Revisoren, die ohnedies seine Clubfreunde und gerngesehene Gäste an seiner Tafel waren, sich in die gehörige gute Amtslaune hineingegessen und getrunken hatten, erfolgte die Revision, d. h. man schloß so und so viel Eisenkisten auf, in denen sich so und so viel versiegelte Geldbeutel und Pakete mit Banknoten befanden, öffnete seine Bücher, legte aus ihnen die Bilanz seines Kassenstandes vor, der jedesmal genau mit den in den Eisenkisten angeblich befindlichen Geldvorräthen stimmte. Die ganze Operation dauerte höchstens vier bis fünf Stunden, wovon drei bis vier auf den behaglichen Genuß des Dejeuners und ein Stündchen auf die eigentliche Revision verwendet wurden, — dann trennte man sich heiter und guter Dinge auf Wiedersehen im Club oder im Theater, wobei der Oberkassirer nie versäumte, seine geehrten Revisoren, als kleine Entschädigung für die Mühe, die er ihnen verursacht, auf nächsten Sonntag zu einem kleinen Diner „en petit comité“ einzuladen, — eine Einladung, die stets bereitwilligst angenommen wurde, denn die M.'schen Diners hatten unter Feinschmeckern einen ausgezeichneten Ruf. Der Aufwand, der bei der Hochzeit von Carl's Schwester entwickelt wurde, die große Mitgift der Braut hatten den Argwohn des Gouverneurs gesteigert, und er ließ im Stillen eine genaue Untersuchung von M.'s Vermögensumständen, seinen Ausgaben, seinen Einkünften und Ressourcen anstellen, und das Facit war das Ergebniß, daß M. vier- bis fünfmal so viel ausgab, als er wirklich besaß und einnahm. Sobald dies festgestellt war,

beschloß der Gouverneur eine neue, außerordentliche Untersuchung vornehmen zu lassen, ließ zu diesem Zwecke zwei Regierungsräthe und zwei Rechnungsräthe aus einer benachbarten Provinz kommen und stellte an die Spitze dieser Commission seinen eigenen Präsidialsecretär; an diesem Morgen war die Commission in der Landeshauptkasse erschienen und hatte dem Oberkassirer den Zweck ihres Erscheinens mitgetheilt. Mit großer Liebenswürdigkeit empfing dieser den unvermutheten Besuch, bedauerte, durch diese plötzliche Ueberraschung sich in die Unmöglichkeit versetzt zu sehen, seine werthen Gäste mit einer Erfrischung bewirthen zu können, erklärte sich aber zur Vornahme der Kassenuntersuchung vollständig bereit. — Aber diese ward dieses Mal nicht in einer Stunde abgemacht, sondern dauerte mehr als dreizehn Stunden, — jeder Geldbeutel ward geöffnet, jedes Banknotenpaket aufgemacht und Alles genau gezählt, — und das Resultat war, daß schon nach wenigen Stunden sich das Vorhandensein eines großen Deficits mit Gewißheit herausstellte.

Der Oberkassirer war im Anfang heiter und liebenswürdig gewesen, hatte das trockene Wort der Untersuchung durch kleine Scherze zu beleben gewußt, — nach und nach hatte er immer mehr und mehr von seiner guten Laune verloren, war einsilbiger geworden, und als endlich die einzelnen Kassenbücher mit den Eintragungen im Hauptbuche verglichen, alle Abtheilungsbeamten einzeln verhört und aus ihren Aussagen ein Gesammtresultat zusammengestellt war, — da ward er ernst und stumm, gab auf keine Frage mehr Antwort, oder entgegnete auf alle Fragen mit einem Achselzucken und einem: „Ich weiß es nicht.“ Schon um 3 Uhr Nachmittags hatte es sich mit Gewißheit herausgestellt, daß das Deficit über eine halbe Million Gulden betrug, — auf Befehl des Vorsitzenden der Commission trat ein Polizeicommissär mit seinen Untergebenen ein, und dem Oberkassirer, der stumm und vernichtet dasaß, wurden Ketten angelegt, — er selbst aber, sobald es dunkelte, in einem Wagen nach dem Criminalgefängniß gebracht. Ein langwieriger Criminalproceß folgte, die Enthüllungen kamen nur nach und nach, und erst nachdem M... selbst ein vollständiges Geständniß abgelegt hatte, ward es möglich, den vollen Thatbestand darzustellen und nachzuweisen, wie es möglich war, daß M... durch falsche Eintragungen, durch angebliche Geldsendungen an die Wiener oder an andere Provinzial-Haupt-

kaſſen, die zur Zeit der Reviſionen zufällig ſtets unterwegs waren, nicht nur die Unterſuchungs-Commiſſionen, ſondern auch ſeine eigenen Unterbeamten zwölf Jahre lang in vollſtändigſter Unkenntniß eines Deficits erhalten, das im Laufe dieſer Jahre bis auf 600,000 Gulden geſtiegen war. Es gab damals in Oeſterreich weder Eiſenbahnen noch Telegraphen, ja noch nicht einmal Schnellpoſten, und eine Geldſendung von einer Provinzial-Hauptkaſſe an eine andere oder nach Wien geſchah mit Frachtfuhren, die von Soldaten zu Fuß begleitet und bewacht wurden, und war daher oft drei, vier, oft ſechs Wochen unterwegs. Solche Sendungen figurirten in M.'s Büchern ſtets zur Zeit der regelmäßigen Reviſionen und dienten jedesmal dazu, das immer ſteigende Deficit zu decken. Ein Jahr lang dauerte dieſer Proceß, — das Urtheil, geſprochen durch ſeine früheren Tiſchgäſte, die Herren Criminalräthe, lautete auf zwanzig Jahre ſchweren Kerkers und vollen Erſatz der veruntreuten Summen. Was ſich in M.'s Hauſe vorfand, ward confiscirt und verſteigert, — die Familie dadurch in das größte Elend geſtürzt, während der Erlös der Auction dem Aerar kaum einige Tauſend Gulden einbrachte. M... ward nach dem Spielberge, jener berüchtigten Feſtung bei Brünn, abgeführt, aber — wie das ſlaviſche Sprichwort ſagt: „Der Magen iſt dankbarer als der Kopf" — ſeine früheren Tiſchgäſte und Clubgenoſſen machten im Stillen ihren Einfluß für den ehemaligen Gaſtfreund geltend, — M... kam nicht in den unterirdiſchen ſchweren Kerker, wo Silvio Pellico, Maroncelli und andere italieniſche Patrioten ihre Vaterlandsliebe ſchwer büßten, — er ward auf ärztliches Gutachten davon dispenſirt und erſt als Krankenwärter, dann als Schreiber im Gefängnißhospital verwendet. Später hörte man gar nichts mehr von ihm, und mehrere Jahre darauf wollten ihn alte Bekannte in Livorno — wenn auch unter anderm Namen — geſehen haben. Man erzählte ſich, daß er hochſtehenden Beamten — man nannte auch den vorigen Gouverneur — oft in ihren Geldverlegenheiten mit bedeutenden Darlehen, die ihm nie zurückgezahlt wurden, ausgeholfen habe und daß daher hoher Einfluß, um ſich nicht ſelbſt zu compromittiren, M.'s Schweigen durch jene Begünſtigungen erkauft habe. — Seine Frau verſchwand ſpurlos — die liebenswürdige, neuvermählte Tochter ſtarb in ihrem erſten Kindbette an einer Gehirnentzündung, und mein theurer Freund Carl, vernichtet durch die Schmach, gebrochen durch das Erlebte,

ohne Freunde, ohne Aussicht, ohne Mittel, seine Studien beendigen zu können, — ging nach Amerika, wo er wahrscheinlich einsam und unglücklich geendet hat, denn trotz allen meinen Nachforschungen habe ich nie mehr etwas von ihm gehört. Ein Jahr darauf verließ ich die Provinzial-Hauptstadt und bin nie mehr dorthin zurückgekehrt. Der Strom des Lebens trug mich auf seinen wildbewegten Wogen hinaus in die weite See durch Sturm und Klippen, gutes und böses Wetter, und keinem meiner Jugendfreunde und Studiengenossen bin ich auf meinen abenteuerlichen Kreuz- und Querfahrten mehr begegnet. — Doch hatte ich noch vor meinem Scheiden aus jenem Freundeskreise die freudige Genugthuung, zu erleben, daß Friedrich's Vater, der alte T...., an M.'s Stelle zum Oberkassirer und Chef der Hauptlandeskasse befördert ward, und er damit, nach mehr als dreißigjähriger Dienstzeit, endlich in einen Gehalt einrückte, der den Bedürfnissen seiner großen Familie mehr entsprach. Doch änderte dieser Glückswechsel nichts in der einfachen und bescheidenen Lebensweise, in der sich Friedrich's elterliches Haus bewegte. Dieselbe einfache, aber äußerst reinliche Wohnung ward beibehalten, dieselben schlichten Eichenmöbel blieben in Gebrauch, dieselbe einfache Kleidung trugen Vater und Mutter, Söhne und Tochter; — nur die Kostgänger wurden aufgegeben, da die alternde Frau T.... den Lasten und Arbeiten einer so großen Hauswirthschaft nicht mehr gewachsen war. Doch sah ich mit Vergnügen, daß mit den verbesserten Einkünften auch mehr für die Erziehung der Kinder gethan werden konnte; — ein Klavier, aus zweiter Hand zwar, aber von gutem Tone, kam in's Haus, um Emilien Gelegenheit zur Ausbildung ihres schönen musikalischen Talentes zu geben, — werthvolle Werke für die Studien der älteren Söhne konnten jetzt endlich angeschafft, Privatlehrer zur Nachhülfe für die jüngeren bezahlt werden. Nur der Vater T.... änderte nichts an seiner Lebensweise; — wie er es seit dreißig Jahren gewohnt war, stand er um 5 Uhr Morgens auf, trank seinen Kaffee, steckte ein Butterbrod in die Tasche und humpelte nun auf seinen Krücken in's Bureau, von wo er erst Abends nach Hause kam, um am gemeinschaftlichen Mahl Theil zu nehmen. So ging es die ganze Woche, am Sonntage wie am Werktage, und nur einige Male im Jahre, zu Ostern, Weihnachten, Pfingsten, blieb er zu Hause und verlebte den ganzen Tag im Kreise seiner Familie, welche ausnahmsweise Gelegenheiten dann auch als hohe

Familienfesttage betrachtet und gefeiert wurden. — Was nun folgt, habe ich nicht erlebt, sondern erfuhr es erst jetzt aus den Mittheilungen meines Freundes Friedrich. Acht Jahre waren so vergangen und der alte T.... hatte nur noch ein Jahr zu dienen, um dann mit vollem Gehalt in den Ruhestand treten zu können, wie dies in Oesterreich gesetzliche Vorschrift ist; die Söhne hatten ihre Studien beendigt, der älteste war Arzt, der zweitgeborene kaiserlicher Beamter und auch die anderen standen schon im Beginne einer vielversprechenden Carrière; Emilie war an einen wohlhabenden Gutsbesitzer glücklich verheirathet und bereits Mutter eines liebenswürdigen Knaben, — als eine traurige Katastrophe hereinbrach. Eine von Wien aus, auf eine dahin gelangte Denunciation, angeordnete strenge Kassenrevision ward vorgenommen, — dabei ein Deficit von 17,000 Gulden gefunden, und am Abende dieses verhängnißvollen Tages saß der alte T.... bereits in derselben Zelle des Criminalgefängnisses, in der sich sein Vorgänger M... befunden hatte. Der Vorfall erregte in der ganzen Stadt das größte Aufsehen, — Niemand wollte an T.'s Schuld glauben, — man kannte seine und seiner Familie bescheidene Lebensweise, — wie sollte es möglich sein, daß der alte T...., ein Muster der Redlichkeit und Tugend, ein von Allen geehrter und geachteter Mann, eine Kassenveruntreuung begangen habe! Und doch war es so! — Denn gleich im ersten Verhör legte T.... ein vollständiges Bekenntniß ab, nach welchem er sich wesentlich erleichtert zu fühlen schien und heiter und ruhig in seine Gefängnißzelle zurückkehrte. In T.'s Hause war indessen Alles versiegelt und mit Beschlag belegt worden, und die alte, trostlose Mutter mußte Schutz und Obdach bei der verheiratheten Tochter suchen, wo sie mit offenen Armen empfangen ward. Der Sachverhalt, wie ihn der alte T.... in seinem ersten Verhör angab und wie die ganze spätere Untersuchung ihn in allen Theilen bestätigte, erwies sich als folgender: T.... hatte früh geheirathet, als er noch ein kleiner Unterbeamter mit nur 600 Gulden Jahresgehalt war. Bald wurden ihm in rascher Folge Kinder geboren, die Familie mehrte sich, — während das Vorrücken in höhere Gehaltstufen nur sehr langsam nachhinkte. Das „Soll" und das „Haben" stimmten nicht mehr, — erst kleine, dann größere Schulden lasteten auf der Haushaltung, — um diese zu bezahlen, mußten nun größere Schulden gemacht werden, und so

fiel T.... in die Hände jener christlichen und jüdischen Blutsauger, die in Oesterreich das schöne und einträgliche Geschäft betreiben, den k. k. Beamten gegen Verpfändung ihrer Gage-Bogen Geld zu 2, $2^1/_2$ bis 3 Procent per Monat vorzustrecken. Es ist System dieser Blutsauger, diese Schuldscheine von Monat zu Monat, ja von Jahr zu Jahr zu prolongiren, die verfallenen Zinsen aber zum Capital zu schlagen und von diesen Zinsen wieder eben so hohe Zinseszinsen zu nehmen. Ein kleiner Beamter, der z. B. 100 Gulden von einem solchen Blutsauger geliehen hat, hat ihm nach drei Monaten 109 Gulden zurückzuzahlen, — kann er dies nicht, so muß er für die nächsten drei Monate die 109 Gulden verzinsen und schuldet nach wieder einem Vierteljahre schon 119 Gulden, — am Ende eines Jahres 142 Gulden, und es bedarf gar nicht vieler Jahre, um die Schuld auf das Doppelte, auf 200 Gulden zu erhöhen. So war es auch T.... gegangen, er schuldete solchen Wucherern im Laufe der Jahre nach und nach einige tausend Gulden, und je mehr seine sechs Kinder heranwuchsen und sich die Ausgaben für ihre Erziehung und Studien steigerten, je schwerer ward es, jene früheren Schulden zu bezahlen, die durch ihre Zinsen und Zinseszinsen lawinenartig anschwollen. Als T.... Oberkassirer ward, hatte diese Schuldenlast die Höhe von 9000 Gulden erreicht.

Jetzt wollten die Blutsauger die Früchte ihrer Speculation ernten und drangen auf Zahlung, wollten nicht mehr prolongiren, drohten mit Klage, Execution, Pfändung. — T...., auf das äußerste getrieben, eine Klage und ihre Folgen fürchtend, ließ sich zu einem Eingriffe in die ihm anvertraute Kasse verleiten. Er nahm, um den ungestümsten Gläubiger zu befriedigen, eine kleine Summe aus der Kasse, als ein Darlehen, wie er sich und sein Gewissen beschwichtigte, das er von seinem Gehalte wieder ersetzen wollte. Allein kaum hatte die Meute Wind bekommen, daß Geld zum Zahlen da sei und Einer von der Bande schon sein Geld ertrotzt habe, als Jeder zu spät zu kommen fürchtete und ein allgemeiner Sturmlauf auf den armen T.... begann. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als dem ersten unfreiwilligen Anlehen bei der k. k. Kasse noch andere folgen zu lassen, und bald hatte er durch geschickte Manipulationen, die bei dem complicirten Rechnungs- und Controlsystem in Oesterreich leicht ausführbar und schwer zu entdecken waren, ein Deficit von 12,000 Gulden zu verdecken. Seine

Söhne hatten indeß ihre Studien beendigt, die in den höheren Lehranstalten immer mehr Geld kosteten, nun kamen Rigorosum und Doctor-Examen mit ihren Ausgaben bei dem einen, — Jahre des unentgeltlichen Prakticirens in der beginnenden Beamten-Carrière bei den anderen Söhnen, und der alte T...., dem kein Rückweg mehr offen war, nahm nun, auf Alles gefaßt, nach und nach das ihm Fehlende — etwa noch 5000 Gulden — aus der Landeskasse. Er erzählte dies Alles einfach und schlicht dem Untersuchungsrichter, — er hatte keine andere Entschuldigung vorzubringen, als die: „Ich weiß, daß ich groß gefehlt habe, — aber ich habe es für meine Kinder gethan und bin gern bereit, meine Strafe zu dulden." Der Proceß dauerte nicht lange, — ein von T.... durch die ganze Zeit seiner Ehe sorgfältig geführtes Haushaltungs-Rechnungsbuch fand sich vor, welches über die Verwendung seines Gehaltes, sowie der fehlenden 17,000 Gulden vollständigen Aufschluß gab und das T.'s Geständniß in allen Punkten bestätigte. Der traurige Fall erregte in der ganzen Stadt allgemeine Theilnahme und das tiefste Mitleid mit T.... und seiner gebeugten Familie.

Eine Gräfin — wie tief bedaure ich, den Namen dieser edlen Frau verschweigen zu müssen — bot sich an, dem Aerar die 17,000 Gulden zu ersetzen, wenn der Proceß niedergeschlagen werden könnte — allein vergebens! Die sogenannte Gerechtigkeit mußte ihren Lauf haben. Der Tag der Verkündigung des Urtheils rückte heran; am Abend vorher hatte der alte T.... noch eine lange Unterredung mit seiner gebeugten Frau gehabt und sie zu trösten gesucht: „Du weißt ja, liebe Alte, daß ich das Geld nicht leichtsinnig verspielt, verjubelt oder verschwendet habe. Es ist für unsere Kinder ausgegeben worden, und sie werden es uns lebenslang danken — was liegt auch an mir altem, lahmem Krüppel, aber den Kindern steht noch die ganze Welt offen." Beim Weggehen bat er sie dringend, am andern Tage bei der Urtheilsverkündigung mit den Kindern gegenwärtig zu sein. „Es wird eine schreckliche Viertelstunde werden, aber ein Blick auf Euch, meine Lieben, wird mir Muth und Kraft geben, auch dieses zu überstehen," sagte er, sie küssend. — Es war ein trüber, kühler Märzmorgen, als dem Balkon des Criminalgerichts-Gebäudes gegenüber auf der Straße die sogenannte Schandbühne aufgerichtet wurde, auf der, dem ganzen Volke sichtbar, der Schuldige stehen mußte, um sein

Urtheil verlesen zu hören. Polizeisoldaten umgaben im Kreise diesen Pranger, hinter ihnen fluthete eine ungeheure Volksmenge. — Um 10 Uhr ward der alte T.... aus dem Gefängniß herbeigeführt, — zwei Gerichtsdiener hoben den lahmen Mann, ihn unter den Armen fassend, auf die Schandbühne, auf die er mit seinen Krücken nie gekommen wäre. Als er oben war und sich plötzlich als Ziel und Stichblatt von Tausenden von Augen sah, da flog eine dunkle, brennende Röthe über sein Gesicht, der eine tödtliche Bläße folgte, — dann aber lehnte er sich, auf seine Krücken gestützt, an den Pfahl in der Mitte der Schandbühne, und seine Blicke irrten suchend auf der Menge umher. Da plötzlich schien er, was er gesucht, erblickt zu haben, denn ein freundliches, verklärtes Lächeln flog über seine bleichen Züge, und unverwandt blieb sein Blick auf ein vergittertes Fenster im Erdgeschoß des Gerichtsgebäudes gerichtet, hinter dessen Eisenstäben im Schatten des vorspringenden Balkons eine in Trauer gekleidete, schwarz verschleierte Frau, umgeben von ihren Söhnen, sichtbar ward. Es war die Frau, es waren die Kinder des Unglücklichen, die sich diese Marterqual auferlegten, um den Wunsch des Vaters zu erfüllen. Die großen Glasthüren des Balkons öffneten sich, — das Gerichtspersonal trat heraus, der Vorsitzende verlas das Urtheil, welches auf zwanzig Jahre Zuchthaus lautete. — T.... schien kein Wort von der Verlesung zu vernehmen, sein Blick ruhte mit unendlicher Milde auf Weib und Kindern, und als die traurige Ceremonie zu Ende war und die Gerichtsdiener ihn ergriffen, um ihn wieder hinabzuheben, da erwachte er wie aus einem schönen Traume, und mit einem leisen, fast unmerklichen Neigen des Kopfes nahm er Abschied von seinen Lieben und verschwand bald hinter dem Thore des Gefängnißhofes.

Die Zuchthäusler mußten damals, in schweren Ketten und in Sträflingskleidung, die Stadt kehren und andere öffentliche Arbeiten verrichten; — davon konnte nun natürlich bei dem lahmen T.... keine Rede sein, und so wurde er im Innern des Gefängnisses mit Arbeiten beschäftigt, die er sitzend verrichten konnte. Die Ketten fielen natürlich auch weg, aber das Abscheeren der Haare, die graue Sträflingskleidung mit der Mütze, worauf mit rothen Buchstaben sein Verbrechen und die Zahl seiner Strafjahre zu lesen waren, wurden ihm nicht erspart. Er trug Alles mit Ruhe, Sanftmuth und Ergebung, fügte sich ohne Klage und Murren in Alles,

und wartete nur mit schmerzlicher Sehnsucht auf einen jener wenigen Tage im Jahre, wo es nach dem strengen Reglement den Sträflingen gestattet ist, Besuche von ihren Angehörigen zu empfangen. Dann war es aber ein großer, hoher Festtag für den armen alten Mann, wenn seine Lieben kamen und zwei Stunden bei ihm zubringen durften. Dann saß er auf seinem dürftigen Strohsack freudig und verklärt da, neben ihm seine „liebe Alte", wie er sie nannte, deren Hand er fest in der seinigen hielt, und um ihn herum standen und saßen die Kinder, die ihm von ihrem Leben, von ihrem Vorwärtskommen, von ihren Leiden und Freuden erzählen mußten. „Auf baldiges Wiedersehen, meine Lieben!" sagte er dann beim Abschiede, und diese Hoffnung schien ihn dann in der Zwischenzeit zu beleben und aufrecht zu erhalten. T.'s bedauernswerthes Schicksal fand allgemeine Theilnahme, und die angesehensten Personen, unter ihnen der Landesgouverneur, der Präsident des Criminalgerichts, jene oben erwähnte Gräfin, verwendeten sich in Wien, um seine Begnadigung zu erlangen. Allein diese konnte nur vom Kaiser selbst ausgehen, und dieser „gute Vater Franz", wie damals auf polizeiliche Anordnung der Kaiser in der Volkssprache genannt wurde, — der „gute Vater Franz" war kein großer Freund von Begnadigungen überhaupt, und gegen Leute, die sich an seinen k. k. Kassen vergriffen hatten, war er vollends unerbittlich. — T .... wurde nicht begnadigt, und Jahre vergingen, während T .... im Zuchthause schmachtete und von Allen, außer von seiner Familie, vergessen ward. — Da starb der Kaiser Franz, und die Thronbesteigung Ferdinand's gab seiner Familie neue Hoffnung; — sie that eifrig alle nöthigen Schritte, fand überall freundliche Unterstützung, und ein Gesuch mit mehr als 200 Unterschriften der angesehensten Männer ging nach Wien ab, wo man sehr geneigt war, den neuen Herrscher durch Begnadigungen, politische Amnestien u. dergl. populär zu machen.

Eines Morgens trat der Gefängnißwärter in T.'s Zelle, die dieser mit einem Mitgefangenen theilte, da der lahme Mann sich nicht gut allein helfen konnte. „Stehen Sie auf, T ....," sagte er; „ich soll Sie zum Herrn Gerichtspräsidenten führen. Nun, der schläft heute fest!" brummte der Wärter. „Da kann man wirklich sagen: das Glück kommt im Schlafe." Er trat an's Bett, um den Schläfer zu ermuntern, — aber kaum hatte er die Hand auf seine Schulter gelegt, als er bestürzt zurückfuhr und rasch

zur Thür der Zelle hinauseilte. Der Doctor kam mit dem Wärter zurück, der Zuchthausdirector kam, die Zelle füllte sich mit anderen Gefangenwärtern, — sie kamen alle zu spät. Der arme T.... war hinübergegangen, — er war sanft entschlummert, für ihn gab es keine Ketten, kein Gefängniß mehr. Der Mitgefangene erzählte, er habe gegen Mitternacht T...., der am Abend noch mit ihm von seiner Frau und den Kindern gesprochen und sich auf den herannahenden Besuch derselben gefreut hatte, leise flüstern hören, als ob er mit sich selbst spräche, — dann habe er laut gesagt: „Auf Wiedersehen, meine gute Alte! meine lieben Kinder!" und sei wieder eingeschlafen. — Jetzt trat auch der Gerichtspräsident ein, sein Secretair trug ein amtliches Schreiben; die Begnadigung war am Abend vorher von Wien angekommen. — T.... bedurfte ihrer nicht mehr, — er war frei.

* * *

Ich habe meinen Freund Friedrich in diesen Tagen wiederholt besucht. Er hatte eine reizende kleine Villa am See gekauft, die er mit seiner Familie bewohnt. In dem Parke der Villa erhebt sich, umgeben von Cypressen und Trauerweiden, ein kleiner Tempel aus schwarzem Marmor, — in dem geschmackvoll decorirten Innern steht auf einem Piedestal ein Bild, gemalt von dem ersten Künstler Italiens; — es stellt einen jener Besuche bei dem gefangenen Vater dar. — Die Zuchthauszelle mit dem von oben durch ein Gitterfenster einfallenden Licht und dem ärmlichen Strohlager ist nach der Natur aufgenommen, die Köpfe sind sämmtlich Portraits — das ganze Bild ist von ergreifender Wahrheit und macht auf den Besucher den tiefsten Eindruck. Auf dem Piedestal liest man die Inschrift:

Dem Edelsten der Menschen!
Dem zärtlichsten Gatten! Dem liebevollsten Vater!
Die trauernden Kinder.

In diesem Familienheiligthum bewahrt Friedrich, als kostbare Reliquie, den Sträflingsanzug, die wenigen Briefe seines Vaters, die er aus dem Gefängniß an seine Lieben schreiben durfte; — hier bringt Friedrich täglich einige Stunden zu und lehrt seine Kinder das Andenken ihres Großvaters ehren, — hier versammelt sich alljährlich am Sterbetage die ganze Familie, um die Gedächtnißfeier des liebenden, sich und sein Kostbarstes: seinen

guten Namen, für das Wohl seiner Kinder opfernden Vaters in stiller, wehmüthiger Andacht zu begehen. Wenn ich im nächsten Frühjahre von meiner Wanderung aus dem Süden zurückkehre, werde ich an diesem Tage am Comer See auf Friedrich's Villa sein und an dieser Todtenfeier Theil nehmen.

Von Regoledo nach Lecco.

Abschied von Regoledo. — Der alte Leonardo. — Die schöne Lorenza. — Die faulen Italiener. — Das dolce far nienti. — Die Sfondrati und die Serbelloni. — Eine Ruine zu verkaufen. — Der Milchbach. — Die Kunststraße von Colico nach Lecco. — Die Villen am Comer See. — Villa Frizzoni. — Der alte General Serbelloni. — Die Schildwachen gegen den Tod. — Die Kaiserin von Rußland. — Die Lasten und Plagen gekrönter Häupter. — Garibaldi's zweite Heirath. — Das unterbrochene Opferfest.

Bergamo, 24. September 1868.

A rivederti, Regoledo! rief ich, als meine unfreiwillige Villegiatur am schönen Comer See beendet war und ich begleitet von dem herzlichsten Buon viaggio! der Signora Piantanidi, des Doctor Schivardi, sämmtlicher Badegäste und des ganzen versammelten Dienstpersonals, im leichten Wagen mit zwei muthigen Bergpferden bespannt, Regoledo verließ und im scharfen Trabe die Schlangenwindungen der Kunststraße hinab nach Gittano fuhr. Hier erwartete mich noch mein alter Eselführer, Barcojuolo und Factotum, der alte Leonardo, um ebenfalls sein Buon viaggio anzubringen und uns mit einem Teller voll der schönsten und reifsten Trauben aus seinem Garten und einem Säckchen der prächtigen süßen Kastanien zu erfreuen. — Povero vecchio Leonardo! — Vor zwei Monaten erst hat er seine einzige Tochter verloren und sitzt nun allein mit seiner alten Frau in dem großen schönen Steinhause, das er sich erbaut und das nach seinem und seiner Frau Tode nun, sammt Garten, Feldern, Weinbergen und Oliven-

pflanzungen, in die Hände entfernter Verwandten fallen wird. — Lorenza, ſeine Tochter, war das ſchönſte Mädchen in der ganzen Gegend, arbeitſam, thätig, häuslich und die beſte Tochter. Alle jungen Burſchen der Umgebung warben um ihre Gunſt und ihre Hand — allein ſie hatte noch keinen erhört, — ſie wollte bei den Eltern bleiben, ſo lange dieſe ihrer bedurften, — und erſt wenn dieſe geſtorben, wollte ſie heirathen und dann dem Manne ihrer Wahl mit ihrer Hand auch eine reiche Mitgift bringen. Dieſe Mitgift zu vergrößern, arbeitete ſie bei Tag und Nacht; — des alten Leonardo Geſchäft war es, das Gepäck der Gäſte, die nach der Heilanſtalt wollten und mit dem Dampfſchiffe ankamen, den Berg hinauf zu ſchaffen; Lorenza nahm ihm dies Geſchäft beinahe ganz ab — damit der Vater mit ſeiner Barke und ſeinem Eſel ungehindert Geld verdienen könne. Das ſtarke Mädchen trug die Koffer und Felleiſen der Reiſenden, ja oft ſchwere Kiſten auf ihrem Rücken den 1000 Fuß hohen Berg hinauf, lief ſingend wieder hinab, um bald mit einer neuen Laſt empor zu klimmen, und Abends, wenn das mühſame Tagewerk zu Ende war, half ſie der Mutter die Wirthſchaftsgeſchäfte beſorgen, oder ſie ſaß nähend oder ſtrickend am Fenſter, dabei die ſchönſten Volkslieder ſingend. — So war ſie 18 Jahre alt geworden, — dann nahmen auf einmal ihre Kräfte ab, ihr Geſang verſtummte, ihre blühend rothen Wangen wurden blaß und eingefallen — ein verrätheriſcher Huſten ſtellte ſich ein, der Dorfarzt kam, verſchrieb Kräutertränke, Pulver und Mixturen, aber es half Alles nichts mehr; vor zwei Monaten ward die arme Lorenza begraben und der alte Leonardo zeigte mir ihr Grabkreuz, und nachdem er an demſelben gekniet und gebetet hatte, wiſchte ſich der harte, rauhe Mann eine Thräne von den gebräunten Wangen und ſeufzte: Addio, Povera! — Aber, fragte ich ihn auf dem Rückwege, warum habt Ihr ſie ſo arbeiten laſſen? Wäre es nicht beſſer geweſen, Ihr hättet zum Gepäcktragen einen Eſel mehr gekauft und Eure Tochter geſchont, dann lebte die arme Lorenza wohl noch. — „Ella volera cosi“ (ſie wollte ſo) war ſeine Antwort. — Man glaubt gar nicht, wie die Leute hier in dieſen Bergen arbeiten — dieſe „faulen Italiener“, wie man wohl in Deutſchland ſagt, „mit ihrem dolce far niente“! Welche verfluchte Redensart! „Quella maladetta frase!“ ruft der alte Lucca in ſeinem Buche aus, die, überall gang und gäbe, die öffentliche Meinung über das Volk Italiens ſo verdreht hat! — Ja

wohl! Die Italiener ſind, wenigſtens hier in Ober-Italien, das fleißigſte Volk, das ich je geſehen. Alles wächſt an Abhängen, — muß mühſam angebaut, noch mühſamer hereingebracht werden, und doch findet man auf den ſteilſten Felſenabhängen nicht ein Fleckchen Fruchterde, und wäre es auch nur einige Quadratfuß groß, auf dem nicht irgend etwas angebaut wäre, — und wo ſich nur eine Hand breit ſchwarzer Erde zwiſchen den Felſen eingeklemmt hat, iſt wenigſtens ein Kürbiskern hineingepflanzt, der nun mit ſeinen langen Ranken, großen Blättern und goldgelben Früchten die nackten Felſen umher überwuchert. Und nun erſt die Arbeiter in der lombardiſchen Ebene, die ihren Wein, Reis und anderes Getreide in ſumpfige Felder pflanzen, drei Viertel ihrer Feldarbeiten unter einer glühenden Sonne, bis an die Knie im Sumpfwaſſer watend, verrichten müſſen und, wie natürlich, dabei vom böſen Malariafieber decimirt werden: dieſe faulen Italiener beſchämen die Bauern von ganz Frankreich — mit alleiniger Ausnahme der Bauern in der Umgebung von Paris — und von einem großen Theile des ſüdlichen Deutſchland; — aber ſie nähren ſich auch beſſer als jene, trinken ihren Wein und eſſen gute, nahrhafte Speiſen und keine Kartoffeln. Da ich den Comer See in allen ſeinen Theilen während dieſer drei Wochen vollſtändig kennen gelernt hatte, und da außerdem in Bellagio, Cadenabbia, Menaggio und den anderen Modeorten der Tremezzina die Hôtels und Penſionen überall mit Fremden beſetzt waren, ſo nahm ich meinen Weg längs des viel weniger gekannten Lago di Lecco. Ich begreife überhaupt die Manie der Reiſenden nicht, die faſt alle ſich auf den obigen zwei bis drei Punkten am rechten Ufer des Sees concentriren und daher auch exorbitante Preiſe zahlen müſſen, während das linke Ufer eben ſo ſchöne Punkte und gute Hôtels mit bedeutend billigeren Preiſen darbietet.

Da iſt z. B. Varenna mit ſeinem vorzüglichen Hôtel („Albergo Reale") der Herren Marcionni, mit täglicher Penſion à 6 Francs (1 Thlr. 18 Sgr.), mit der ſchönſten Ausſicht am ganzen See und der hinter der Stadt gelegenen Ruine Torre di Vezio, einſt der Sitz der mächtigen Familie der Sfondrati, die ſich die Conti della Riva, „die Herren des Seeufers," nannten und von ihren Burgen bei Varenna und dem gegenüberliegenden Bellaggio aus die Schiffe der Kaufleute brandſchatzten, welche ihre Waaren aus Deutſchland und der Schweiz über den See nach Lecco oder Como und von da nach Mailand bringen wollten.

Als diese, den Raubrittern des Mittelalters sehr ähnliche Familie der Sfondrati ausstarb, ging der ganze Besitz mit der Gräfin Sfondrati durch Heirath an die Mailänder Familie der Serbelloni über, der er noch gehört. Aber auch diese Familie ist im Aussterben, die letzte Serbelloni hat den Grafen Crivelli geheirathet, der, als Unterhändler wegen Revision des Concordates von Wien nach Rom geschickt, dort auf einem Spazierritte in der Campagna eines plötzlichen, noch nicht ganz aufgeklärten Todes starb. Die Wittwe ist jetzt eben im Begriff, das sämmtliche Grundeigenthum der Serbelloni, bis auf die Villa bei Bellagio, zu verkaufen, und der prachtvolle Berg mit der stolzen Ruine Torre di Vezio hinter Varenna wird im nächsten Monate unter den Hammer kommen und wird, wie mich die Eingeborenen versicherten, höchstens um 2000 Francs weggehen. Und doch ist dies ein Punkt, so schön, als irgend einer der malerischsten Punkte am Rhein, mit einer prachtvollen Aussicht und einer großen Fruchtbarkeit des Bodens, Die Ruine aber könnte durch Ausbau der vorhandenen Theile, bei der Billigkeit des Materials, um eine verhältnißmäßig geringe Summe zu einem zweiten Stolzenfels umgebaut und, da bereits ein guter Weg den Berg hinaufführt, hier einer der schönsten Wohnsitze am reizenden Comer See geschaffen werden. Da ist ferner bei Varenna ein 900 Fuß hoher Wasserfall, der Fiume latte — der Milchbach, von seiner weißen Farbe so genannt, — der ein großartigeres und prachtvolleres Schauspiel darbietet, als der Gießbach, die Meyringer und andere vielbeschriebene Fälle in der Schweiz. Mit dem Dampfschiffe, das sechsmal täglich in Varenna anlegt, oder auch mit Barken, kann man die Modepunkte der Tremezzina besuchen und die prächtigen Villen Carlotta, Melzi, Giulia, Frizzoni, Serbelloni u. a. besichtigen, und so sehe ich nicht ein, warum vernünftige Reisende, die das Interesse ihres Geldbeutels doch auch im Auge behalten, nicht lieber in Varenna oder in dem eben so freundlichen Bellano bleiben sollten. Außerdem aber ist man in der Tremezzina und auf dem rechten Ufer von der ganzen Welt abgeschlossen und meist nur auf Garten und Terrasse vor dem Hôtel beschränkt, — denn am rechten Ufer giebt es keine, die Ortschaften verbindende Landstraße, alle Communicationen sind nur auf dem Wasserwege möglich, der, besonders bei schlechtem und stürmischem Wetter, nicht Jedermanns Lieblingsleidenschaft ist. Am linken Ufer dagegen läuft, immer am See-

ufer hin, eine 1832 von den Oesterreichern vorzüglich gebaute Kunststraße von Colico bis Lecco, auf der man zu jeder Zeit längere oder kürzere Ausflüge zu Pferd oder im Wagen machen kann. Auf dieser prächtigen Straße, mit schönen schattigen Ruheplätzen und Steinbänken alle tausend Schritte, mit Parapets von Granit und langen durch die Felsen gesprengten Galerien, bin ich heute von Varenna nach Lecco gefahren, von wo mich dann die erst seit Kurzem eröffnete Eisenbahn nach Bergamo führte. Von dieser, in der fruchtbaren Ebene der Brianza, diesem Paradiese Ober-Italiens, gelegenen schönen Stadt mit ihrer Ober- und Unterstadt und dem auf stolzem Bergesgipfel thronenden alten Römer-Castelle werde ich Ihnen in meinem nächsten Briefe erzählen; heute lassen Sie mich noch in der Erinnerung am Comer See verweilen.

Ich sprach vorhin von den schönen Villen in und gegenüber der Tremezzina; sie alle verdienen gesehen zu werden, sowohl wegen ihrer Naturschönheiten, als wegen der darin befindlichen Kunstwerke. Die Siegespalme unter ihnen verdienen die Villa Carlotta und die Villa Melzi; allein Sie erlassen mir es wohl, Ihnen hier Beschreibungen derselben zu geben, die dem Leser doch kein veranschaulichendes Bild geben können und unfehlbar in den katalogisirenden Inventarton der Reisehandbücher verfallen müssen. Ich werde Ihnen daher auch nichts von der Villa Frizzoni erzählen, die vor erst 10 Jahren von dem reichen Seidenhändler Frizzoni (die Familie ist deutsch und hieß ursprünglich Fritze) an der äußersten Spitze des Vorgebirges von Bellaggio erbaut ward. Die Frizzonis sind hier in Bergamo zu Hause und allgemein geachtet; sie haben ihren Mitbürgern in dem Revolutionsjahre 1848 große Dienste geleistet, und ihrem Muthe und aufopferndem Dazwischentreten hat Bergamo es zu danken, daß es nicht, wie Brescia, durch den Wütherich Haynau mit Mord, Brand, Plünderung und Nothzucht gezüchtigt ward. Leider steht die schöne Villa Frizzoni am Comer See fast das ganze Jahr leer und nur der Inspector und ein Gärtner hausen in diesen fürstlichen Räumen. Das wäre eine Villa für die Kaiserin von Rußland gewesen, die jetzt zur Villegiatur am Lago di Como erwartet wird, — aber es fällt den Frizzonis nicht ein, die prächtigen Kunstwerke in ihrer Villa sechs Wochen lang der brutalen Willkür russischer Diener — und seien es auch kaiserliche Leibdiener — zu überlassen. „Grattez le Russe et vous trouverez toujours le Tartare!“ Dieser Ausspruch bleibt immer

wahr. Für mich war von allen diesen Villen die Villa Serbelloni die interessanteste, — schon darum, weil sie nicht am flachen Seeufer liegt, sondern wie ein echtes altes Raubschloß auf steilen Höhen thront.

Es war auch keine Villa, — dieser alte unförmliche Steinkasten, der jetzt halb wie eine große Farm aussieht, es war in der Feudalzeit, als die Spanier die Herrschaft über Italien führten, eine Ritterburg mit Zinnen, Thürmen und Festungswerken, erbaut zum Schutz und Trutz von dem mächtigen Fürsten des Seeufers, dem gefürchteten Grafen Serbelloni-Sfondrati. Die mittelalterliche Feudalzeit ging zu Ende, — die Thürme und Zinnen wurden baufällig — die Lombardei ging an Oesterreich über, — und die Serbelloni machten ihren Frieden mit dem Hause Habsburg, das sie unter seine Großwürdenträger aufnahm. Die Befestigungen wurden abgerissen, die Wälle in Terrassen umgewandelt, aus der Burg wurde eine Villa, die aber mehr einem Gefängnisse, als einem Landhause ähnelt. — Auch im Innern ist Alles finster, ernst, dem Verfalle entgegengehend, und in den Sälen und Zimmern riecht es nach Moder und Mauerfraß. — Das Schlafzimmer des letzten männlichen Serbelloni, in welchem er starb und die Linie Serbelloni-Sfondrati erlöschen ließ, erinnert an die hier im Volke lebenden Sagen von ihm, der jedenfalls ein wunderlicher Kauz gewesen sein muß. Er war österreichischer Feldmarschall gewesen und hatte sich in mehreren Kriegen durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, — dann hatte er hohe Chargen am Wiener Hofe bekleidet, war zu diplomatischen Missionen gebraucht worden und hatte sich zuletzt, hoch bejahrt, auf sein Schloß am Comer See zurückgezogen. Hier soll nun dem alten Herrn die fixe Idee gekommen sein, daß ihm Feinde nach dem Leben trachteten, und in diesem Wahne ordnete er die außerordentlichsten Maßregeln an. — Das Volk am See behauptet, er habe sich so gegen den Tod bewachen lassen, da er durchaus nicht sterben wollte; — allein diese Version ist bei dem Fürsten Serbelloni, der aus der Schule der Voltairianer und ein Freund und Gesinnungsgenosse des Fürsten Charles de Ligne war, eine ziemlich unsichere. Genug, der alte Fürst schlief in einem Zimmer mit dicken Fenstergittern und eisernen Fensterläden, in welchem die ganze Nacht 12 Wachskerzen in gläsernen Wasserbassins brannten. In dem Vorzimmer vor dem Schlafcabinete schlief ein Kammerdiener, der sein Bett quer vor die

Thür des Schlafcabinets ſtellen mußte, und vier Bedienten, die einen Tiſch mit Piſtolen, Säbeln und anderen Waffen vor ihren Ruheſtätten hatten. Vor dieſem Vorzimmer waren noch zwei andere größere Antecameras, in deren erſterer ſich zwölf öſterreichiſche Soldaten in voller Armatur auf Wache befinden und die ganze Nacht aufbleiben mußten, dafür aber am Tage ſchlafen konnten, und in deren äußerſter zwei große Bulldoggen, ſogenannte Bluthunde, lagen, die unfehlbar Jeden, der Nachts hereingetreten wäre, zerriſſen hätten. Außerdem mußten andere Soldaten unter den Fenſtern Schildwache ſtehen und durch den ganzen Garten, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, patrouilliren, zu welchem Zweck der Feldmarſchall ſtets eine Compagnie ſeines Regimentes aus ihrem Standquartier in ſeine Villa commandiren ließ. — Bei dieſen Vorſichtsmaßregeln war es denn auch den Leuten erklärlich, daß der alte Herzog 89 Jahre alt wurde, und erſt in ſeinem 90. eines Morgens, ſanft entſchlummert, todt im Bette gefunden ward. „Der Tod hat doch den Weg zu ihm gefunden," ſagte mir der alte Leonardo, „und alle Wachen haben ihm nicht helfen können." Die Kaiſerin von Rußland trifft wirklich in dieſen Tagen zu längerem Aufenthalte am Comer See ein. Auf den Rath ihres deutſchen Leibarztes, Dr. Hartmann, ſoll ſie, nach dem von ſehr günſtigen Folgen begleiteten Gebrauche des Bades Kiſſingen, nun in einem milden Klima weilen und als Nachcur die Traubencur gebrauchen, da nach ärztlichem Ausſpruche die unmittelbare Rückkehr in das im September und October ſo feuchte und unbeſtändige Klima Petersburgs ihren Geſundheitszuſtand ernſtlich gefährden dürfte. Allein es war ſehr ſchwer, eine paſſende Localität für die hohe Dame zu finden, um ſo ſchwerer, als ſie in Begleitung der Großfürſtin Maria, der Großfürſtin Sargey und Paul, eines ganzen Hofſtaates von Hofmarſchällen, Oberhofmeiſterinnen, Ajas, Hofdamen und Kammerherren und einer Dienerſchaft von mindeſtens 60 Köpfen kommt. Der Oberkammerherr des Kaiſers Alexander, Fürſt Skariatin, unterſtützt von dem Architekten Antonio Citolla, bereiſte alle Ufer des Sees, allein die großen prachtvollen Villen der Tremezzina mit ihren reichen Kunſtwerken wurden von den Beſitzern nicht hergegeben, — die großen Hôtels wollten ihre einträgliche Herbſtſaiſon nicht unterbrechen und ihre alljährlich wiederkehrenden Gäſte nicht abweiſen, — die größte Villa am See, die Villa Odescalchi, dicht an Como gelegen, war 1848 von den

Kroaten Radetzky's so zerstört und demolirt worden, daß ihre Herstellung allein eine halbe Million und mehr gekostet haben würde, und so blieb zuletzt keine andere Wahl, als die Villa Ciani bei Canobbio, ehemals Villa d'Este, wo die Königin Caroline von England lange Jahre lebte, für die Kaiserin aller Reußen zu miethen und durch eine Legion von Künstlern und Arbeitern aus Mailand in größter Eile einrichten und verschönern zu lassen. Wie die Kaiserin aber mit ihrem ganzen Gefolge in dieser verhältnißmäßig kleinen Villa Platz finden und wie sie sich in der etwas feuchten und tiefgelegenen Wohnlichkeit befriedigt finden wird, ist eine ander Frage, deren Beantwortung ich der nächsten Zukunft überlassen muß. Die Kaiserin trifft am 29. d. M. in Como ein; sie schiffte sich in Lecco ein und fährt mit dem Dampfer den ganzen Lago di Lecco hinauf und dann um Bellagio herum nach Como hinab, von wo sie sich erst nach Villa Ciani begiebt. —

Ein Dampfschiff wird beständig geheizt vor Canobbio vor Anker liegen, um mit ihr alle möglichen Excursionen machen zu können; eine Telegraphenstation ist eingerichtet und so verbunden, daß die hohe Dame allstündlich über Berlin mit Petersburg correspondiren kann. — Einer der Söhne des Königs Victor Emanuel wird die Kaiserin an der Gränze empfangen, und als Ehrenwache sind bereits ein Bataillon Versaglieri (Scharfschützen), zwei Escadrons Cavallerie und eine Militär-Musikbande nach Como beordert. Es fehlt nur noch eine Batterie von sechs Kanonen, um die ländliche Zurückgezogenheit der armen Kaiserin vollständig zu machen. Daß die Musikvereine und philharmonischen Gesellschaften Comos und der umliegenden Orte es an Nachtmusiken und Liederständchen zu Wasser und zu Lande, daß die Bewohner des Seeufers es an Freudenfeuern, Illuminationen und Feuerwerken nicht fehlen lassen, daß alle reisenden Engländer und sonstigen neugierigen Touristen in Massen herbeiströmen und den erlauchten Gast auf Schritt und Tritt belauern werden, versteht sich von selbst, und so dürfte das eine recht stille, ruhige Villegiatur für die kränkliche und müde Kaiserin werden. Das ist aber eben der Fluch, der auf den Großen dieser Erde lastet! Königin Victoria hat ihn in Luzern zur Genüge kennen gelernt, und sie beneiden uns arme, gewöhnliche Menschenkinder gewiß um den Vorzug, daß sich Niemand um uns und unser Treiben kümmert. — Es ist doch heutzutage ein hartes Brot, Kaiser oder König zu sein. Sie können

sich wohl denken, daß die Bevölkerung Comos, Canobbios und aller Orte am See in der größten Aufregung ist und mit Spannung den kommenden Ereignissen entgegensieht. „Seit Garibaldi's Hochzeit in Como," sagte mir ein Bürger dieser Stadt, „war unsere Bevölkerung in keiner solchen Aufregung." Ich weiß nicht, ob Sie von der Wiederverheirathung Garibaldi's und dem unterbrochenen Opferfeste des Hochzeitstages gehört haben; — für mich, der damals in Amerika war, war die Geschichte, wie sie mir an Ort und Stelle von glaubwürdigen Leuten erzählt und bekräftigt ward, neu, und so möge sie jedenfalls hier eine Stelle finden. Während seines Feldzuges am Comer See im Jahre 1859 und nachdem er die Oesterreicher bei Varese so vollständig geschlagen hatte, kam Garibaldi nach Como, lernte dort ein junges schönes Mädchen, die natürliche Tochter eines Marchese, kennen und verliebte sich in sie; eine eifrige Correspondenz folgte nach dieser Bekanntschaft zwischen Beiden, und bald stand sein Entschluß fest. Die schöne Comarchin sollte ihm seine erste Gattin, die heldenmüthige Teresita, ersetzen, die 1848 alle Gefahren und Strapazen des Gebirgskrieges erduldet und auf dem Rückzuge von San Marino an die Meeresküste an den Folgen einer verfrühten, durch die Entbehrungen und Anstrengungen des Feldlagers herbeigeführten Niederkunft gestorben war. Im nächsten Jahre (1860) kehrte er nach Como zurück, hielt um des Mädchens Hand an, erhielt die Zusage und der Hochzeitstag ward festgesetzt. Garibaldi war damals (1807 geboren) 53 Jahre alt, aber noch immer lebhaft und feurig, wie ein echter Sohn Italiens. Von allen Seiten erhoben sich unter Garibaldi's Freunden warnende Stimmen, die ihm von dieser Verbindung abriethen; er wurde mit anonymen und unterzeichneten Briefen bestürmt, deren Schreiber ihn beschworen, das heldenmüthige Andenken Teresita's heilig zu halten, oder doch wenigstens dieses Mädchen nicht zu wählen, das des gefeierten Namens Garibaldi unwürdig sei; — er — „homme entêté." wie ihn die Franzosen nennen — blieb fest bei seinem Vorsatze, und die Hochzeit wurde in Como gefeiert. Die Trauung fand in dem schönen, 500 Jahre alten Marmor-Dome statt, — eine glänzende Tafel vereinte nach derselben die ersten Kriegshelden und Patrioten, die angesehensten Bürger Italiens. Das jubelnde Volk brachte seinem geliebten Helden donnernde Evivas aus, Freudenfeuer flammten auf allen Bergen des Seeufers, Como war illuminirt,

und Tausende stimmten, von der Musik der Militärbande begleitet, die kriegerisch begeisternde Garibaldi-Hymne an. Nach Mitternacht zogen sich die Neuvermählten in das Brautgemach zurück, während die Hochzeitsgäste, freudig erregt, noch beisammen blieben. Was nun in jenem stillen Gemache geschah, was gesprochen, was verrathen wurde, — Niemand weiß es, Garibaldi hat nie darüber gesprochen, und wehe dem, der dieses Thema je in seiner Nähe berührt hätte. Alles beruht auf Vermuthungen, die ich hier nicht wiedergeben will, mich nur auf die Thatsachen beschränkend. Die Lichter des Brautgemaches verlöschten nicht, — man hörte heftige Stimmen, lautes Weinen, — einen Wortwechsel, — dem plötzlich ein weiblicher Schrei und dann eine tiefe Stille folgte; dann wurde die Thür des Gemaches aufgerissen, — Garibaldi, ganz angekleidet, stürzte in heftiger Erregung heraus, — eilte hinab in den Stall, sattelte sein Pferd und stürmte wenige Minuten nachher durch Nacht und Nebel auf der Straße nach Mailand dahin. Er ist nie mehr nach Como gekommen, — hat seine zweite Frau nie mehr gesehen; Signora Garibaldi aber lebte still und zurückgezogen in Como, bis mit beiderseitiger Einwilligung die Scheidung ausgesprochen ward und die Dame ihren Mädchennamen wieder annahm.

Dies ist die Geschichte von Giuseppe Garibaldi's zweiter Heirath. Dann folgte der Tag von Mentana, und wohl mag der alte Held auf Caprera jetzt ausrufen:

Nessum maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.*) Dante.

*) Kein größerer Schmerz,
Als sich erinnern glücklich heit'rer Zeit
Im Unglück.

Von Bergamo nach Mailand.

Ueberſchwemmung der Eiſenbahnen. — Die liberi pensatori. — Das alte Bergamo. — Eine Stadt für die Schuſter. — Die Piazza Garibaldi. — Ein Cicerone und ſein Freund. — Der Sacriſtan. — Sta. Maria maggiore. — Gaetano Donizetti. — Johann Simon Mayr. — Das Grab Coleone's. — Das Mauſoleum eines Kanarienvogels. — Spaziergang auf den Stadtwällen. — Die fruchtbare Brianza. — Der Prato dei Mercanti.

Mailand, 26. September 1868.

Da bin ich wieder in dem ſchönen, ſchnell liebgewordenen Mailand, um das Verſäumte nachzuholen und zugleich abzuwarten, wann ich mit Sicherheit weiter reiſen kann. Die zwölftägigen Herbſtregen der letzten Wochen, die uns in Regoledo bald ſammt der ganzen Waſſerheilanſtalt von der ſteilen Höhe in's Thal hinabgeſchwemmt hätten, haben in Parma, Piſtoja, Porretta und auf der ganzen Strecke von Bologna bis Florenz und tiefer hinab im Römiſchen furchtbare Verheerungen angerichtet und einen großen Theil der Eiſenbahnen für den Augenblick unfahrbar gemacht. Am ſchlimmſten iſt die Strecke von Piſtoja und Porretta und die noch ganz neue Bahn zwiſchen Spezia und Sarzana zugerichtet; — große Brücken ſind durch die Gewalt der Bergſtröme weggeriſſen, Viaducte unterminirt, Dämme durchbrochen worden, und Poſt-, Paſſagier- und Güterbeförderung ſind augenblicklich in der heilloſeſten Confuſion. Zwar ſind Tauſende von Arbeitern bereits nach den beſchädigten Strecken geſchickt worden, — wo Unterbrechung der Schienen eingetreten, richtet man eiligſt einen Nothdienſt von Diligencen, bei den weggewaſchenen Brücken Fährboote ein, um wenigſtens Poſt und Reiſende weiter zu befördern, aber es werden noch Wochen vergehen, ehe die Communicationen wieder ganz hergeſtellt ſein werden, um ſo mehr, als die Prieſterwirthſchaft im Römiſchen eine Unterbrechung der Eiſenbahnverbindungen als ein ſegensreiches Ereigniß betrachtet und dieſelbe ſo lange als möglich dauernd zu machen wünſcht. Erſt jetzt, und alle Tage mehr, ſieht man in Rom ein, daß man nie hätte Eiſenbahnen bauen ſollen, die das heilige Reich des Syllabus, der Encyklica

und der unbefleckten Empfängniß in Berührung und Verbindung mit den freigeiſtiſchen Ideen des übrigen Italien bringen. Denn es wird immer ſchlimmer in dem katholiſchen Italien, und erſt heute, am 26. September, an dem Tage, an welchem vor dreiundfünfzig Jahren in Paris die heilige Allianz geſtiftet wurde, die den Fortſchritt und den Zeitgeiſt bekämpfen und die Welt hübſch im alten chriſtlich-germaniſchen Geleiſe halten ſollte, erſt heute wieder hat hier in Mailand die Società dei liberi pensatori (unſeren „freien Männern" — freethinkers — drüben vergleichbar) ein Geſuch an die Municipal-Verwaltung gerichtet, alle Chriſtus-, Madonnen- und Heiligenbilder an Straßenecken, Brücken u. dergl. zu entfernen und ſie auf das Innere der Kirchen, wohin ſie gehören, zu beſchränken. Dieſes Geſuch wird von faſt allen Zeitungen unterſtützt und wird wohl Gewährung finden müſſen, ſollen ſich nicht Scenen wiederholen, wie vor einigen Wochen in der Via Rottunuto, wo die Paſſage durch ſingende und plärrende Weiber, die vor einem Marienbilde an der Straßenecke irgend ein Marienfeſt feierten, ganz geſperrt ward, Piſtolenſchüſſe abgefeuert, Schwärmer und Raketen angezündet wurden und ſich zuletzt Strolche und Tagediebe unter das Gewühl miſchten, den Vorübergehenden die Hüte von den Köpfen ſchlugen oder unter dem Vorwande einer Sammlung zu Meſſen für arme Seelen im Fegefeuer dieſelben brandſchatzten. Die Unordnung ſtieg zu einer ſolchen Höhe, daß Gensdarmen und Sicherheitswächter einſchreiten, Militär herbeigerufen und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen werden mußten. Doch ich ſpreche von Mailand und habe Ihnen noch gar nichts von Bergamo erzählt, der uralten kaiſerlichen Stadt, die bei den Römern Bergomum hieß, früher aber den alten Namen Pergamus trug, womit im Alterthume eine feſte Stadt bezeichnet wurde, woraus wohl auch mit der Zeit das deutſche „Porg — Purg — Burg" entſtanden ſein mag.

Bergamo beſtand ſchon 500 Jahre vor Chriſti Geburt, als die Celten über die Alpen herabſtiegen, die Tuscer ſchlugen und ſich die fruchtbare lombardiſche Ebene eroberten; — die Stadt trägt noch jetzt ihren alterthümlichen Charakter und macht, auf ſteiler Bergeshöhe gelegen, mit ihren in ſchattige Promenaden umgewandelten Wällen und Baſtionen, ihren vielen Kuppeln und Thürmen, einen wunderbaren Eindruck. Aber Podagriſten oder ſchlechte Fußgänger müßten hier nicht wohnen, denn hat man die

ziemlich steile Höhe, auf der die eigentliche Stadt liegt, mühsam erstiegen, so steigen im Innern der Stadt wieder alle Straßen bergauf oder laufen jählings bergab, um bald wieder bergauf zu steigen, so daß man nach einer Stunde langsamen Promenirens schon todmüde ist. Darum sind wohl auch so viele Schuster in Bergamo, deren ich in jeder Straße wenigstens ein halbes Dutzend zählte, denn die Bewohner müssen bei diesem beständigen Bergklettern unverhältnißmäßig viel Schuhwerk zerreißen. — Das einzige ebene Fleckchen in der hügeligen Stadt schien mir das Plateau zu sein, das die Piazza Garibaldi bildet, zugleich der schönste und interessanteste Punkt der Stadt, der, noch nicht modernisirt, ein Stück italienisches Mittelalter anschaulich macht. In der Mitte des nicht großen, aber eben darum leicht zu übersehenden Platzes sendet ein Springbrunnen seinen Strahl in die Höhe, der plätschernd in ein Bassin niederfällt und angenehme Kühlung verbreitet. Auf einer Seite der Municipalpalast mit seinen stattlichen Colonnaden, auf der andern Seite das alte Theater (das prachtvolle neue Theater liegt in der modernen Unterstadt), diesem gegenüber der Palazzo des Domcapitels mit der Bibliothek, und als Hintergrund der alte Broletto, das Rathhaus, auf mächtigen Schwibbogen, die eine große offene Halle bilden, ruhend. — Alle diese Gebäude, in ihren originalen, alterthümlichen Stylen, bilden ein Ensemble, wie man es, Venedig ausgenommen, nicht leicht in einer andern Stadt Italiens wiederfindet. Wir schlenderten auf dem Platze umher und erwarteten jeden Augenblick die alten, ehrwürdigen Gestalten der Consiglieri und Procuratoren in Sammetwämmsen und Pumphosen, mit langen Mänteln, Degen und Allongeperrücken angethan, nach dem Broletto wandeln, — oder uns von Sbirren angehalten und zur Legitimation vor den Podesta geführt zu sehen. Aber es blieb still und ruhig auf dem alterthümlichen Platze, — die Bergamasker schienen ihre Siesta zu halten, und nur ein kleines mageres Männchen, angethan mit einem Fracke von Anno 1815 und nankinenen Unaussprechlichen, folgte uns auf Schritt und Tritt. Endlich wagte es eine schüchterne Bemerkung und machte uns auf das Standbild Torquato Tasso's am Broletto aufmerksam, — errichtet, weil des Dichters Vater (!) hier in Bergamo i. J. 1493 geboren ward. Das Männchen erwies sich nun bald als ein wohlunterrichteter Lohndiener, der bescheiden die Bitte stellte, uns begleiten und die Merkwürdigkeiten seiner

Vaterſtadt zeigen zu dürfen, — wobei er klagte, daß das ſchöne und ſo vieles Sehenswerthe enthaltende Bergamo ſo ſelten von den Touriſten beſucht werde und daher auch ſo wenig gekannt ſei. Das Männchen klagte dies Alles ſo wehmüthig und ſah uns, ihm vom Himmel geſendete „Foreſtieri", ſo vertrauens- und hoffnungsvoll an, daß ich nicht Nein ſagen mochte, obwohl ich mir ſonſt grundſätzlich alle Lohndiener mit ihrem Staarmatzgeſchwätz möglichſt weit vom Leibe halte. So ſteuerten wir denn, indem wir den luſtig dahin flatternden Schößen ſeines Frackes wie einem Kometen nachzogen, am Broletto vorüber, auf die Hauptkirche der Stadt, Santa Maria maggiore, zu, deren romaniſcher Styl mit den alten Löwenportalen trotz des engen Raumes, auf dem ſie liegt, doch einen impoſanten Eindruck macht. Unſer Lohndiener holte den Sacriſtan herbei, der ſein Zwillingsbruder ſein konnte, nur war er noch etwas kleiner, noch etwas magerer und dabei verwachſen wie Victor Hugo's Quaſimodo. Auch ihm ſchienen ein paar Fremde ein wahrer „Godsend", denn er war unermüdlich und ſchenkte uns auch nicht die geringſte Sehenswürdigkeit in ſeiner vielgeliebten Kirche. Unermüdlich ſchloß er Schränke und Verſchläge auf, ſchob Leuchter und Blumen von den Altären, um die Bilder beſſer betrachten zu können, und nannte mehr Namen und Jahreszahlen, als ich bei dem beſten Willen im Kopfe behalten konnte. Sie werden mir daher auch die Wiederaufzählung erlaſſen, und ich beſchränke mich darauf, zu ſagen, daß ich ſehr viele ſchöne alte Bilder von Lorenzo Lotto, Lolmo, Cavagna, Procacini u. A. geſehen, daß die ganze Wölbung der Kirche, zuſammengeſetzt aus Bildhauerarbeit, Malerei, Stuccatur und Vergoldung, einen eben ſo prachtvollen, als überraſchenden Anblick gewährt, der beſonders an jenen Theilen noch erhöht wird, wo man gegenwärtig die Vergoldungen (aber auch nur dieſe) erneuert hat und das großartige Werk nun in ſeiner ganzen urſprünglichen Schönheit uns entgegentritt. Was mich aber am meiſten intereſſirte, waren die vielen künſtleriſch vollendeten Holzmoſaiken an den Chorſtühlen des Domcapitels. Sie ſind vor etwa 400 Jahren von einem bergamaskiſchen Künſtler Giovanni Francesco Capoſſerrato und ſeinen Brüdern und Söhnen verfertigt worden und zeugen von einer großen künſtleriſchen Begabung. Aus kleinen Holzſtiften von farbigen edeln Holzarten zuſammengeſetzt, mit meiſt gelbem Ton, ſehen ſie auf den erſten Anblick werthvollen Oelgemälden ähnlich, und

erſt bei ſchärferem Hinſehen findet man die mühſam künſtleriſche Zuſammenſetzung. Dieſe Holzmoſaikbilder, meiſt Geſchichten aus dem alten Teſtamente vorſtellend, ſind durch ſchwere Vorſetzläden vor Beſchädigungen geſchützt, die der kleine unermüdliche Sacriſtan einen nach dem andern aufſchloß und bei Seite legte, ſo daß zuletzt der ganze Platz vor dem Hochaltar wie ein Schlachtfeld oder wie ein mit Schiffstrümmern bedecktes Seeufer nach einem Sturme ausſah. Aber das Beſte hatte der kluge Sacriſtan für zuletzt aufgeſpart, und ſo führte er uns mit ſtolzem Selbſtbewußtſein zu dem 1866 im Chor der Kirche errichteten Denkmal des in Bergamo geborenen und zur Kunſt herangebildeten Compoſiteurs G. Donizetti, von dem tüchtigen, nur hie und da etwas zu realiſtiſchen Künſtler Vincenzo Vela aus einem Blocke carrariſchen Marmors geſchaffen. Der arme Donizetti, der bekanntlich in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, fiel als ein Opfer des „fa presto“ unſerer Zeit, die Alles mit Dampfesſchnelle ſchaffen, vollenden, aber auch genießen will. Donizetti componirte ſeine Partituren in Italien ſtets in vier bis fünf, oft auch in zwei Wochen; — als er nun nach Paris kam und für die große Oper dieſe fünfactigen Rieſenopern ſchuf, wie ſie Meyerbeer, Halevy, Auber und Roſſini (Wilhelm Tell) in die Mode gebracht hatten, wollte er eben ſo raſch arbeiten, und überarbeitete ſich. Dazu kam, wie bei Bellini, die ihm reichlich geſpendete Gunſt ſchöner Damen, die ausgezeichneten Erſcheinungen in Paris überall entgegenkommt, und ſo trat bald die Kataſtrophe ein. Nachdem er noch ſeine Caterina Cornaro beendet, erkrankte Donizetti an einem immer mehr zunehmenden Leiden des Gehirns und des Rückenmarks und verſank endlich in melancholiſche Apathie. Sein Bruder brachte ihn nach Bergamo, in der Luft ſeiner Heimath ſollte er Ruhe, vielleicht Heilung finden, die bedeutendſten Aerzte wurden conſultirt, aber Alles blieb vergebens. Donizetti kannte weder Andere, noch ſich ſelbſt mehr, — jede Erinnerung an ſeine glänzende Laufbahn war verwiſcht, — er vegetirte ſo in einem blos animaliſchen Halbleben noch einige Zeit, dann erlöſte ihn ein ſanfter, bewußtloſer Tod von ſeinen ſchweren Leiden. Donizetti's Denkmal gegenüber ſteht das ſeines Lehrers und Meiſters, des alten deutſchen Muſikers Johann Simon Mayr, ein eben ſo ſtattliches Monument, das im Medaillon des alten ſchlichten Tonmeiſters Portrait in ſeinem pelzverbrämten Oberrocke zeigt. Armer Donizetti, ſo jung, ſo lebensluſtig, ſo voll von ſtolzen Plänen und

Entwürfen — wie hätte ich das je ahnen können, wenn ich in den vierziger Jahren mit Dir hinter dem Vorhange des „Théâtre Italien" in Paris plaudernd auf und ab ging, daß ich, der viel Aeltere, nach zwanzig Jahren an Deinem Grabdenkmale stehen und Deinen Verlust betrauern sollte! Wir weilten am längsten bei Donizetti's Monumente, denn wir Alle hatten ihn persönlich gekannt und lieb gehabt, — und wie streng aburtheilend man auch in Deutschland über Donizetti und seine Werke zu sprechen pflegt, so hat doch die italienische Opernbühne an ihm einen unersetzlichen, oder doch bis jetzt unersetzten Verlust erlitten, denn Verdi und alle seine Nachtraber haben noch keine Lucia di Lammermoor, Lucrezia Borgia, Favorita, Linda di Chamounix, Don Pasquale, Elissir d'Amore u. A. geschaffen. — Der unermüdliche Sacristan hatte endlich alle seine Kunstschätze erschöpft und übergab uns nun einem Collegen, der die reiche Begräbnißcapelle Bartol. Coleone's unter seiner Obhut hatte. Schon von außen hatte die im reichsten Renaissancestyl aufgeführte, ganz aus verschiedenfarbigen Marmorquadern zusammengesetzte Façade unsere Aufmerksamkeit erregt. Das Innere entsprach dem prächtigen Aeußern. Hier ruht unter einem kolossalen Monumente, das durch seine mehr als lebensgroße Reiterfigur aus vergoldetem Erz gekrönt wird, der einstmalige Oberfeldherr der Republik Venedig, — ein gewaltiger Streiter und Kriegsheld, — der ein anderes Denkmal, ihn ebenfalls zu Pferde vorstellend, in Venedig vor der Kirche San Giovanni e Paolo hat. Aber hier liegt er begraben, neben ihm unter einem andern Monumente seine Tochter, die schöne Medea Coleone, — hier sind seiner Verfügung gemäß in vermauerten Nischen sein Schwert, Commandostab, seine Rüstung, seine Orden, Anstellungspatente und Decrete aufbewahrt, damit er sie am jüngsten Tage gleich bei der Hand haben und seine Ansprüche als Oberbefehlshaber und Kriegsheld vor den Thron des ewigen Richters bringen könne. Der gewaltige Coleone starb hier in Bergamo i. J. 1475, nachdem ihm seine einzige Tochter und Erbin Medea bereits vorausgegangen war, und so bestimmte er sein ungeheures, aus reicher Kriegsbeute in allen Ländern zusammengebrachtes Vermögen zur Erbauung dieser Begräbnißcapelle und den Rest zu frommen Stiftungen; heutzutage würde dieser Feldherr Coleone, der stets auf eigene Faust ein Kriegsheer von wilden Gesellen, Abenteurern, Strolchen und Justizflüchtigen anwarb und dann sich und seine

Soldaten bald an Venedig gegen Mailand, bald an Mailand gegen Venedig vermiethete, — dabei aber überall zuerſt an ſich und reiche Beute mittelſt Plünderungen dachte, — heutzutage würde dieſer Generaliſſimus der venetianiſchen Republik wahrſcheinlich ein Räuberhauptmann, oder höchſtens ein Freiſchaarenführer genannt werden, — ward doch Garibaldi, der gefeierte Held Italiens, ſo bezeichnet; — damals war er eine höchſt geachtete Perſönlichkeit, Kaiſer und Könige bewarben ſich um ſeine Freundſchaft, und König Chriſtian II. von Dänemark ſtattete dem Greiſe noch auf ſeinem Schloſſe Malpaya, wo er eine fürſtliche Hofhaltung führte, einen Beſuch ab. — Wir bewunderten die reizenden Sculpturen Antonio Amadeo's und erfreuten uns beſonders an einem lieblichen Bilde Angelica Kauffmann's, der Freundin Goethe's, das die Madonna, den heiligen Joſeph und den kleinen Jeſus, ſpielend mit dem kleinen Johannes dem Täufer, mit liebenswürdiger Naturwahrheit und tiefſinniger Auffaſſung darſtellt und das unter allen dieſen Meiſterwerken der alten Künſtler würdig ſeinen Platz behauptet. Schon wollten wir gehen, als uns der Sacriſtan noch einmal feſthielt, um uns noch eine Merkwürdigkeit zu zeigen; er führte uns in die Sacriſtei, und aus einem Wandſchranke holte er mitten aus Abendmahlskelchen, Hoſtien, Paternen und anderen frommen Geräthſchaften einen kleinen Glasſturz hervor, unter welchem ſich unter einer kleinen Trauerweide auf einem Säulenſtumpfe ein mumificirter Vogel befand; — die in die Säule gegrabene Inſchrift lautete: „Passer Medeae Coleoni † 1466.“ — Es war die Mumie von Medea's Kanarienvogel, damals noch ein ſehr ſeltenes Thier, dem die Gebieterin nach ſeinem Abſterben dieſes Miniaturdenkmal in ihrem Boudoir geſetzt haben mochte. Ein 400 Jahre altes Grabmonument eines Kanarienvogels — und wir kennen nicht einmal die Grabſtätte des großen Mozart! Den Rückweg nahmen wir durch die Porta Aleſſandro und wandelten auf den Stadtwällen bis zur Porta San Giacomo, dabei fortwährend den Anblick eines Panoramas genießend, wie man es ſich nicht ſchöner denken kann. Hinter Porta Aleſſandro ſteigt der mit Villen und Wohnhäuſern bedeckte Berg noch höher hinauf und wird durch die Ruinen des Caſtell Vecchio gekrönt, wo einſt ſich zu der Römer Zeiten die Burg (Akropolis) und das Capitol des alten Bergomum befanden. An die Bergſtadt, wo die Nobili und alten Geſchlechter ihre Stammhäuſer haben und darin wohnen, ſchließt

ſich im Thale die untere oder neue Stadt an, Borgo San Leonardo genannt, der eigentliche kaufmänniſche und betriebſame Theil Bergamos, wo ein reges Leben und Treiben herrſcht und Handel und Induſtrie ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Daher leben auch Alt- und Neuſtadt ganz getrennt von einander, die Nobili auf dem Berge vermeiden jede Berührung mit dem Krämervolke im Thale, und die Heirath eines Altſtädters mit einer Bewohnerin der unteren Stadt würde als eine entehrende Mesalliance betrachtet werden. Dafür aber ertönt unten luſtig und lebhaft das Geräuſch der Maſchinen, erſchallt aus den großen Filanden (Seidenſpinnereien) der nie aufhörende Geſang der Mädchen, die das Geſpinnſt der Cocons ablöſen und aufhaspeln, klopfen die Hämmer, rauſchen die Feilen, fahren ſchwerbeladene Laſtwagen zur Eiſenbahn, entſtehen täglich neue Häuſer, Läden, Magazine und Fabriken, — während es auf dem Berge oben todt und ſtill iſt, Gras in den meiſten Straßen wächſt und man einen großen Palazzo für einige Hundert Francs des Jahres miethen kann. Um dieſe Unterſtadt herum zieht ſich nun nach allen Seiten die von den Flüſſen Brembo und Serio und unzähligen Kanälen durchzogene Brianza-Ebene, der Fruchtgarten Ober-Italiens, und dehnt ſich hinaus in unabſehbare Fernen, in der die Thürme von Mailand, Monza, Cremona, Caſſano und anderen Städten auftauchen, ein Anblick, wie ich ihn ſchöner und ausgedehnter noch nicht geſehen habe. Den äußerſten Horizont begränzen lange Bergketten, die Ausläufer der Alpen, — während ein einzelner Berg, ganz allein daſtehend, gleich einem erratiſchen Blocke in dieſe ungeheure Ebene geſchleudert worden zu ſein ſcheint. Das Volk nennt dieſen vereinzelten Bergkegel darum auch den verwaiſten Berg, Monte Orfano. Dieſes Panorama, das Worte zu beſchreiben nicht hinreichen und das bei jeder Wendung der Stadtmauer, ja bei jedem Schritte neue und ſchönere Anſichten darbietet, verdient allein ſchon den Beſuch Bergamos. Noch reizender aber ſind die Umgebungen der Stadt, beſonders die Valle Brembana, und ein Ritt durch dieſe fruchtbare Ebene, wo Reis und Mais, Getreide und Gemüſe aller Art, Wein und Oliven, Feigen und Mandeln, Aprikoſen und Pfirſiche faſt von ſelbſt, ohne Mühe und große Pflege wachſen, iſt hochbelohnend. Hier iſt — wenn irgendwo — das gelobte Schlaraffenland, die Felder geben vier, fünf — oft ſechs Ernten, — die Wieſen, von unzähligen kleinen Waſſerrinnen durchzogen, werden ſieben- bis achtmal im

Jahre geschnitten. Müde und matt vom vielen Sehen und Genießen statteten wir im Nachhausegehen nur noch dem Prato bei Mercanti einen Besuch ab, wo das große steinerne Meßgebäude steht, in welchem alljährlich vom 15. August bis 15. September die große, seit dem Jahre 913 n. Chr. bestehende Messe von Bergamo (Fiera di San Alessandro) abgehalten wird, und ließen uns dann im „Albergo d'Italia," dem Pächter, der Wasserheilanstalt Regoledo, Herrn Piantanidi gehörig, häuslich nieder, einer delicaten Polenta mit kleinen Vögeln, dem Lieblingsgerichte der Bergamasken, und trefflichen Forellen aus dem Lago d'Iseo tapfer zusprechend und auch den vorzüglichen Höllenwein (Inferno) des rebengesegneten Asti nicht verschmähend. Treffliche Betten, die besten, die ich bisher gefunden, stärkten unsere müden Glieder für neue Anstrengungen, und am andern Morgen trug uns die Eisenbahn um 8 Uhr nach Mailand, wo wir schon um $9^1/_2$ Uhr eintrafen und uns nach dem schon früher als vorzüglich bewährten „Hôtel de l'Europe" am Corso Vittorio Emanuele fahren ließen. Hier liegen wir nun vor Anker, bis die Eisenbahnen reparirt sind.

Am mittelländischen Meere.

Das Universalmittel auf Reisen. — Die Parforce-Reisenden. — Ein Touristen-Ehepaar. — Die Kunstausstellung der Brera in Mailand. — Al. Focosi's Bild. — Madarelli's Caligula. — Enrico Cairoli. — Zwölf Acte Oper und Ballet um einen Franc. — Von Mailand nach Genua. — Auf dem Schlachtfelde von Marengo. — Ueber die Apenninen. — „Hôtel de France." — Anblick von Genua.

Genua, 29. September 1868.

So weit wäre ich, aber hier fangen die Schwierigkeiten an, denn die Eisenbahnverbindungen zwischen Genua und Florenz sind noch immer unterbrochen. Sowohl die Eisenbahn der Riviera di Levante ist zwischen Spezia und Sarzana unpassirbar, als auch die mit einem großen Umwege verbundene Schienencommunication

über Aleſſandria, Parma und Bologna iſt gründlich geſtört. Man kann im Nothfall wohl über die Lücken mit Diligencen hinwegkommen, aber dieſes ewige Aus- und Einſteigen, Ab- und Aufpacken iſt überall, beſonders in Italien, höchſt läſtig, wo ſich zu jedem Koffer, ja zu jedem Mantelſacke ein Dutzend bereitwilliger Helfer finden, die alle ein Eckchen anfaſſen, dabei ſtöhnen, als ob ſie wer weiß wie ſchwer trügen, und dann jeder insbeſondere Anſpruch auf eine Belohnung machen. — Ich werde alſo wieder mein Univerſalmittel auf Reiſen gebrauchen, welches heißt: Geduld, und werde ruhig abwarten, bis die Bahnen wieder fahrbar ſind, da ich ohnehin 8 Tage für den Aufenthalt in Genua beſtimmt hatte. Und wahrhaftig, 8 Tage werden kaum ausreichen, um die Eindrücke dieſer gewaltigen, alle Sinne betäubenden Seeſtadt in ſich aufzunehmen, und wenn man auch, ſo wie ich, grundſätzlich dem Durchwandern endloſer Gemäldegalerien, dem Beſuche aller alten Kirchen und ähnlicher Touriſten-Robot möglichſt weit aus dem Wege geht. Dieſe Krankheit der modernen Reiſenden, gewiſſenhaft alle Sehenswürdigkeiten [?] einer Stadt durchzuarbeiten, wie ſie ſolche in ihrem Bädeker, Förſter, Berlepſch oder Murray verzeichnet finden, iſt entſetzlich und zerſtört alle Freude am Reiſen. Ich fand erſt heute wieder ein junges deutſches Ehepaar, das ſeine Hochzeitsreiſe machte, und zum Schauplatz derſelben Ober-Italien gewählt hatte. Beim Frühſtück ließ der Mann den Kaffee kalt werden, kümmerte ſich gar nicht um die hübſche junge Frau, ſondern entwarf mit Hülfe eines verſchmitzten Lohndieners, der in dem ehelichen Tableau den verlockenden Mephiſto darſtellte, — den Plan zur heutigen Campagne, d. h. er ſchrieb aus ſeinem Förſter eine lange Liſte Palazzi, Kirchen und Merkwürdigkeiten auf, die er im Laufe des heutigen Tages noch durchrennen, dabei die junge, ſichtlich gelangweilte Frau hinter ſich herſchleppen und das Ganze von dem dummen Geplauder des Lohndieners accompagniren laſſen wollte. Endlich war er fertig und las mir triumphirend ſeine Liſte vor: Hafen Dogana und Arſenal, Palazzo und Garten Doria, Denkmal des Columbus und Piazza dell' Acqua verde, Kirche della Annunciata, Strada Balbi mit dem königlichen Palaſte, die Univerſität, die Palazzi Balbi, Durazzo, Spinola, Pallavicini und della Municipalita, Teatro Carlo Felice, die Kirchen San Stefano, San Ambrogio, San Lorenzo, San Donato, Brücke und Kirche Carignano, den Leuchtthurm, den Scaglietto,

die Börse mit Cavour's Denkmal, Acqua Sola und die Villa Negro, zuletzt die Villa Gropallo, — dann rasch Table d'hôte und Abends noch in's Teatro Paganini, wo die Borghi Mamo im Barbiere singt. „Ich denke," schloß er nach der Vorlesung, „daß ich meinen Tag gut eingetheilt habe. So reist man mit Nutzen." — Ich wünschte ihm guten Appetit zu dieser Tour und warf einen fragenden Blick auf die junge Frau, sie saß da ein Bild der stillen Ergebung, — während der Vorlesung des Gemahls hatte sie die Augen geschlossen und die zarten Hände krampfhaft auf dem Schooße gefaltet. Mit leiser, bittender Stimme sagte sie endlich: „Aber Carl, wird Dir das nicht zu viel werden? Könnten wir nicht die Hälfte auf morgen lassen?" — „Was fällt Dir ein, liebes Kind," fuhr er auf, „morgen? — morgen müssen wir nach Pegli und Savona, Abends 9 Uhr fahren wir mit dem Dampfer nach Livorno und sind übermorgen ja schon in Florenz angesagt." — Die Aermste seufzte tief und ließ das Köpfchen noch tiefer sinken, und so blies der Herr Gemahl, unter einem Arm den Förster, unter dem andern den Bädeker, zum Aufbruch und schleppte die junge Frau fort. Aber Frauen wissen sich zu helfen, und an Klugheit und Frauenlist fehlt es ihnen nicht, wenn sie auch erst eine Woche verheirathet sind. Als ich heute Nachmittag zur Table d'hôte kam, war der Herr Gemahl allein da, — sehr erhitzt, sehr verstört und sehr marode, — auf meine Frage um die Frau Gemahlin hörte ich die Mähr: „Stellen Sie sich vor, — im Palaste Doria macht meine Frau einen falschen Tritt auf der großen Marmortreppe; hat sie sich nun den Fuß dabei verstaucht oder geprellt, genug, sie konnte nicht mehr auftreten, ich mußte sie im Fiaker nach Hause führen, ihr von der Cameriere Umschläge mit kaltem Wasser machen lassen und habe dabei eine gute Stunde verloren, so daß ich meine Besichtigungstour mit größter Eile durchmachen mußte. Aber ich bin doch noch fertig geworden," setzte er triumphirend hinzu, — „gerade eine halbe Stunde vor dem Essen." Das „Fertigwerden" und „Abgemachthaben" spielt bei dieser Sorte von Reisenden die größte Rolle. „So werden Sie wohl morgen nicht nach Florenz und Livorno reisen?" fragte ich. „Ja wohl werde ich," fiel er rasch ein. „Die kalten Umschläge haben bei meiner Frau Wunder gewirkt. Als ich nach Hause kam, trat sie mir schon entgegen, sie will heute auf ihrem Zimmer speisen und sich schonen, — morgen soll ich auch allein nach

Pegli und Savona fahren, und so hofft sie Abends auf dem Dampfer nach Livorno mitfahren zu können.“ Ich stimmte ihm vollkommen bei und dachte nur: die arme Frau wird sich, bis der Herr Gemahl den äußersten Punkt von Sicilien abgemacht hat, noch oft den Fuß verstauchen müssen, denn er ist ein moderner Reisebarbar, und wäre im Stande, die junge schwächliche Frau die 11,000 Fuß zum Gipfel des Aetna über Asche und Lavablöcke, über Schnee und Eis mit hinauf zu schleppen. Zu dieser leider nur zu zahlreichen Klasse von Reisenden gehöre ich nicht; — ich getraue mich nicht, die Dosis in acht Tagen abzumachen, die sich der Herr Gemahl für einen Tag verschrieben hatte, und ich empfinde solchen Reisegefährten gegenüber immer eine kleine Schadenfreude und innerliche Genugthuung, wenn ich lese: diese oder jene Sammlung oder Galerie ist während dieses Monats geschlossen. — Ich gehe künstlerischen Genüssen gern nach, sehe gern ein schönes Gemälde, höre gern gute Musik, — aber das Abhetzen und Durchjagen, bei dem von den tausenderlei Gesehenen nicht ein einziger Eindruck bleibt, hasse ich gründlich. Ich bin in Mailand bei meinem zweimaligen Aufenthalte nur in einer einzigen Bildergalerie gewesen, in der der Brera, um die Kunstausstellung von 1868 anzusehen; nachdem ich diese durchgemustert hatte, eilte ich zu Raphael's Sposalizio und blieb eine halbe Stunde mit wahrem Seelenvergnügen vor diesem so naturwahren und so einfachen Meisterwerke, — dann sah ich noch ein paar Portraits von Van Dyk und von Rembrandt an, und danach eilte ich so schnell als möglich hinaus, um mir den schönen Eindruck nicht zu verderben. Unter den in der Kunstausstellung aufgestellten Werken jetzt lebender italienischer Maler waren mitunter sehr schöne Sachen, — überhaupt zeigte das neue, freigewordene Italien einen großen Fortschritt auf allen Gebieten der Kunst. Es ist das auch nicht anders möglich, — zur Entwickelung der Kunst ist Freiheit die erste Bedingung. Unter der Herrschaft Oesterreichs in Ober-Italien und dem geistigen Drucke, den seine Schützlinge in Toscana, Modena, Parma, Lucca u. s. w. übten, unter dem Kirchenregimente der Jesuiten in Rom und dem Könige Bomba in Neapel war keine freie Entwickelung der Kunst möglich. Fast alle Sujets zu Bildern waren verpönt, besonders aber solche aus den glänzenden Zeiten Italiens; gern gesehen waren eigentlich nur kirchliche und heilige Bilder und etwa servile Stoffe, in denen Oesterreich oder der Papst

verherrlicht wurden. Jetzt ist das anders und besser geworden, — volle Freiheit herrscht auf dem Gebiete der Kunst, und die modernen Maler Italiens brauchen ihre Bilder nicht mehr nach Paris oder London zu schicken, um sie nur ausgestellt zu sehen. Die Censur, die auf diesem Kunstgebiete durch die Werkzeuge Oesterreichs geübt wurde, die Proscription einzelner Maler, nicht wegen ihrer künstlerischen, sondern wegen ihrer politischen Richtung, die Ermuthigung, die man durch Prämien und Ankäufe ganz gewöhnlichen Sudlern zu Theil werden ließ, wenn ihre Werke nur möglichst servil den bestehenden Gewalten schmeichelten, — alle diese die Kunst lähmenden Umstände sind nun überwunden und der künstlerische Genius Italiens regt auf's Neue seine Schwingen. Die diesjährige Ausstellung der Brera zählte 387 Nummern, während die letzte Ausstellung unter österreichischer Herrschaft nur 294 aufzuweisen hatte, aber nicht nur in der Quantität, sondern auch in der Qualität ist ein großer Fortschritt sichtbar. Einhundertachtundachtzig Maler und Bildhauer haben ihre Werke ausgestellt, bis auf drei oder vier Schweizer und zwei Engländer lauter italienische Künstler. Eine erfreuliche Erscheinung ist vor Allem die verschwindend kleine Zahl von heiligen und biblischen Gemälden, — die Kunst wendet sich in dem neuen Italien immer mehr dem realistischen Leben und der Natur zu. Landschaften und Genrebilder bilden den Haupttheil der Ausstellung, aber auch die Historienmalerei ist würdig vertreten. Den Glanzpunkt der Ausstellung bildet Alessandro Focosi's, eines Mailänder Künstlers, großes Bild: Carl Emanuel I., Herzog von Savoyen, verjagt den spanischen Gesandten. — Vor diesem etwa 12 Fuß breiten und 8 Fuß hohen Gemälde sind immer dichte Gruppen von Bewunderern versammelt, und das Bild verdient in der That diese Huldigung. Es sind nur vier Figuren auf dem Bilde: Carl Emanuel, der an einem reichbedeckten Tische sitzt, ihm gegenüber sein Minister, Beiden gegenüber der spanische Gesandte, der zum Herzog gerufen worden ist, und im Hintergrunde ein Thürsteher, der den Sammetvorhang der Thür aufhebt, durch die der erzürnte Herzog den Gesandten hinausweist. Vor die Füße des Gesandten hat der Herzog den ihm einst von Spanien gegebenen Orden des goldenen Vlieses hingeschleudert, und auf die Aufforderung Spaniens, die von ihm angeworbenen fremden Truppen augenblicklich zu entlassen, antwortet der Herzog damit, daß er dem Gesandten befiehlt, binnen 24 Stunden sein Land

zu verlaſſen und dem Könige von Spanien zu ſagen: wenn der König den Krieg wolle, ſo werde er ihn (den Herzog) gerüſtet finden. — Auf dieſe hiſtoriſch wahre Scene folgte der Krieg, der von 1614 bis 1617 dauerte, in welchem das kleine Savoyen allein gegen die Armeen und Flotten des mächtigen Spanien kämpfte und endlich in dem Frieden von Pavia ſeine Unabhängigkeit und beträchtliche Vortheile errang. Portraits, Figuren, Gewandung, Möbel und Zimmerſchmuck und die architektoniſchen Details ſind in dieſem Bilde mit großer Meiſterſchaft behandelt; der Ausdruck in den Geſichtern iſt ſprechend, und man kann gar nicht müde werden, das Bild zu betrachten. Mit Einſtimmigkeit wurde daher auch dieſem Bilde Focoſi's bei der großen Ausſtellung von 1866 in Florenz der erſte Nationalpreis zuerkannt. Es iſt bereits durch Photographien in allen möglichen Formaten vervielfältigt, von welchen wenigſtens die größeren einen annähernden Begriff von der Schönheit und Bedeutung des Werkes geben. Zwei andere größere Hiſtorienbilder, das eine von Caval. Frederico Madarelli, ſtehen dem Bilde Focoſi's würdig zur Seite. Madarelli's Bild ſtellt den Kaiſer Caligula dar, wie er dem Senator Piſo am Abende vor ſeinem Hochzeitsfeſte ſeine junge Frau wegnimmt und mit ſich fortführt. Die ängſtlich erſchrockene und doch in ihrer weiblichen Eitelkeit geſchmeichelte Braut, — die Geſichter ihrer Geſpielinnen, theils ſie beneidend, theils zürnend, die Eltern ſich in ſclaviſcher Unterthänigkeit dem Gebote des Cäſar fügend, die Gruppen der übrigen Hochzeitsgäſte, die den Vorgang ganz natürlich zu finden ſcheinen, und im Mittelpunkte des Bildes Caligula, ein ſprechend ähnliches Portrait Napoleon's I., bilden ein künſtleriſch ſchönes Ganze von großer Wirkung. Das andere große Bild iſt von Moſé Bianchi und ſtellt den Raub der Pandecten dar, die in Amalfi aller Welt unzugänglich gehütet wurden, bis bei dem Kriege König Lothar's II. gegen Roger von Sicilien Amalfi erſtürmt ward und ein Soldat von Lothar's piſaniſchen Hülfstruppen ſich bei der Plünderung der Stadt dieſes koſtbaren Geſetzbuches bemächtigte und es nach Italien brachte. Der König hat die bedeutendſten Bilder der Ausſtellung für ſeine Sammlungen angekauft, andere hat der Kronprinz Humbert käuflich erworben, 26 Stück hat die Geſellſchaft der ſchönen Künſte gekauft und auch die Ankäufe durch Privatperſonen ſind ſehr zahlreich, — beſonders viel haben zwei Engländer, T. Hamilton und Sam. Smith von

London, gekauft. Unter den vom Könige gekauften Bildern sind vorzüglich Luigi Bianchi's „Gefährlicher Fußpfad" und Attili Simonelli's „Inneres einer Küche in Trastevere" bemerkenswerth; — ein ausgezeichnetes von Mr. Hamilton gekauftes Bild ist Annibale Strata's „Kartenschlägerin". Luigi Riva hat ein reizendes Gretchen (Faust) ausgestellt, das, wie ich jetzt erfahre, auch der König gekauft hat, — ein Bild von solcher Lebensfrische und Wahrheit, daß man sich gar nicht satt daran sehen kann. Reizend sind die Genrebilder, namentlich des Neapolitaners Enrico Capocci's „Politisch-religiöse Frage", auf welchem ein dicker, starker, zwölfjähriger Schuljunge in der rothen Garibaldiblouse im Faustkampfe mit einem sechzehnjährigen blassen und magern Seminaristen diesem das Roma Capitale d'Italia praktisch beweist. Zahlreiche Bewunderer ziehen die militärischen Bilder des Cav. Girolamo Induno an, — besonderes Aufsehen aber macht sein Tod Enrico Cairoli's, der am 23. October 1867 während des Garibaldi'schen Römerzuges, bei dem Versuche, von Terni aus in Rom einzudringen, in einem Gefechte mit den Päpstlichen fiel. Das Bild ist von großer Wirkung und der Eindruck, den es auf die Menge macht, ein gewaltiger. Die Commentare, die ich bei diesem Bilde hörte, lauteten nichts weniger als schmeichelhaft für Seine Heiligkeit den Papst und dessen Protector Napoleon III. Es liegt überhaupt ein tiefer Haß gegen Napoleon im italienischen Volke, und alle Straßen sind in Mailand mit Caricaturen bedeckt, auf denen der Franzosenkaiser in allen möglichen, bald lächerlichen, bald gehässigen Situationen abgebildet ist. Nächst ihm sind Papst und Cardinäle Hauptgegenstand der Caricaturen der vielen Witzblätter. Doch ich schreibe diesen Brief in Genua und erzähle Ihnen noch immer von Mailand; — also genug davon und nur noch die kurze Bemerkung, daß ich in Mailand auch noch einen musikalischen Genuß hatte und am Abend vor meiner Abreise noch das Teatro Ciniselli besuchte, ein großes Tagestheater, nun zu Abendvorstellungen eingerichtet, in welchem man für einen Franc (8 Sgr.) Entrée fünf Acte von Verdi's Masnadieri (nach Schiller's Räubern) und dann noch ein großes Ballet: „Gretchen" in sieben Tableaux zu sehen bekam. Zwölf Acte Oper und Ballet um einen Franc!! Und dabei waren die Sänger gar nicht schlecht, Tenor und Bariton sogar mit schönen Stimmen begabt und gut geschult. Das Ballet aber zählte, außer den handelnden Personen und den ersten Tänzern und Tänzerinnen,

noch ein Ensemble von zwölf männlichen und vierundzwanzig weiblichen Koryphäen. — Die Ausstattung war höchst anständig und der ganze letzte Act des Ballets mit elektrischem Lichte, das durch vorgeschobene farbige Glasscheiben in den verschiedensten Farbentönen wechselte, beleuchtet. Die Vorstellung begann um $7^1/_2$ Uhr und dauerte bis nach Mitternacht, dabei rauchte das Publikum, wurde Bier und Sodawasser herumgetragen, und kleine Jungen verkauften Cigarren und präsentirten gleich die brennenden Fidibus dazu. Die Musiker des Orchesters zündeten sich in den Zwischenacten ebenfalls ihre Cigarren an den Fußlichtern der Rampe an, und der Souffleur, der frei in seinem Loche sitzt und kein Schirmdach über dem Kopfe hat, rauchte ebenfalls. Kurz, es war sehr ungenirt und gemüthlich in dem Teatro Ciniselli, — Jeder that, was er Lust hatte, — die Sänger sangen und das Publikum plauderte laut, ohne sich gegenseitig um einander zu kümmern, nur wenn eine beliebte Cabaletta kam, trat Stillschweigen ein, — man genoß das Musikstück mit Andacht, und wenn es vorüber war, ging der surrende und summende Lärm des allgemeinen Geplauders wieder los. Am andern Morgen nach diesem ersten Opernabend in Italien fuhren wir nach Genua, — immer in gleich fruchtbarer, aber auch in gleich monotoner Gegend, immer durch die Korn- und Reisfelder, die Wein- und Olivenpflanzungen und die von unzähligen Wasserrinnen durchschnittenen üppig grünen Wiesen der lombardischen Ebene. Vorüber an dem alten Pavia, der Stadt der hundert Thürme, an dem berühmten Karthäuserkloster, der Certosa; vorüber an Voghera und Tortona ging es in raschem Fluge nach Alessandria, der Hauptfestung des italienischen Reiches. Hier ward die Scene lebhafter; — auf dem großen schönen Bahnhofe trafen mit uns gleichzeitig oder etwas später die Züge von Turin, von den Seen, von Verona und Venedig, von Piacenza, Brescia, Cremona ein, und aus allen diesen Waggons ward nun ein riesiger Zug von einem halben Hundert Waggons gebildet, den zwei Locomotiven zogen. So ging es über das denkwürdige Schlachtfeld von Marengo, wo am 14. Juni 1800 durch Desaix' rechtzeitiges Eintreffen Napoleon die Oesterreicher unter General Melas schlug und von diesem Augenblicke an der Beherrscher Frankreichs, der Gebieter der Geschicke Europas wurde. — In Novi, ebenfalls eins der vielen blutgetränkten Schlachtfelder Italiens, wurden hinter unsern Zug noch zwei Locomotiven

angehängt, die nachſchoben, und ſo wand ſich nun dieſe Rieſenſchlange von Zug über und durch die Apenninen. Dieſe dem wilden Gebirgszuge nur mit größter Mühe abgewonnene Eiſenbahnſtraße ſteigt bis zu einer Höhe von 1083 Fuß empor und zählt 11 große Tunnels, von denen der längſte 9762 Fuß lang iſt. Die Straße ſoll 140 Millionen Francs gekoſtet haben, iſt aber ſtark und ſolid gebaut, denn die furchtbaren Regengüſſe und Orkane der letzten Wochen, die in ganz Ober-Italien ſo viele Zerſtörungen anrichteten, haben dieſe Straße, die ſich doch immer am Ufer des reißenden Bergwaſſers Scrivia hinwindet, nichts gethan. In Buſalla, dem höchſten Punkte, wo ſchon die Schlöſſer und Landhäuſer anfangen, nach deren kühler Gebirgsfriſche ſich die reichen Genueſer zurückziehen, wenn im Sommer der Thermometer in dem Bergkeſſel der Stadt über 30 Grad Réaumur ſteigt, gingen unſere zwei Hülfslocomotiven zurück, und wir rollten nun über Ponte decimo, Belzaneto, Rivarolo hinab nach Genua. Unter dem Caſtell durch in einen Tunnel, — und wir ſind im Bahnhofe, wo, der ſtädtiſchen Acciſe wegen, noch eine, zwar nicht ſtrenge, aber doch langweilige Viſitation ſtattfindet, und wir, nachdem auch dieſe überſtanden, nun im bequemen Omnibus dem uns in Mailand beſtens empfohlenen „Hôtel de France" zurollen, das uns müde Reiſende auch bald in ſeine gaſtlichen Mauern aufnimmt. Ich öffne das Fenſter, — welch ein Anblick! — Vor mir breitet ſich der Hafen mit ſeinem Gewimmel von Schiffen und Maſten aus, von denen mich nur der prachtvolle Hafendom von Marmor trennt; — mir gegenüber der große Leuchtthurm, deſſen Licht ſoeben angezündet wird, während von der Hafenbatterie der Signalſchuß ertönt, der für die Matroſen in der Stadt das Zeichen iſt, auf ihre Schiffe zurückzukehren; rings im weiten Halbkreiſe amphitheatraliſch empor und hinter den Häuſern ſteigen die Bergreihen auf, deren Spitzen mit Forts und Batterien gekrönt ſind. Dort gleitet, eine lange Rauchſäule hinter ſich laſſend, der Poſtdampfer nach Palermo zum Hafen hinaus; — hier lichten zwei andere Dampfer die Anker, um nach Livorno und nach Civita Vecchia abzugehen, — dazwiſchen kreuzen unzählige Boote, die die Reiſenden an Bord bringen, und den Paſſagierdampfern gegenüber liegen ernſt und finſter die Kriegsdampfer der italieniſchen Flotte, in ihrer Mitte die koloſſale Panzerfregatte „Roma." — Lange Reihen von Gaslaternen bezeichnen die Umriſſe des Hafens und der zahllos bergauf-

ſteigenden Straßen, während über dem ganzen großartigen Schauſpiel nun der Vollmond heraufſteigt und draußen, außerhalb des Hafens die hohe See in ein ſtrahlendes Silbermeer umwandelt. Wer will da an das Schlafengehen denken? Man möchte die ganze Nacht im Fenſter liegen oder ſich auf die Terraſſe auf dem Dache des Hôtels ſetzen. Und welche Nacht! Ende September, wo man in Norddeutſchland ſchon an's Heizen denkt, und hier — milde, laue und ſchmeichelnde Luft, ohne verrätheriſchen Abendthau, ohne die Gefahr, morgen mit einem tüchtigen Schnupfen zu erwachen. Auf den Straßen noch das regſte Leben, alle Cafés voll, alle öffentlichen Promenaden wimmelnd von Spaziergängern, — Verkäufer, die mit lauter Stimme ihre Waaren ausbieten, große Oefen mit gekochten und gebratenen Kaſtanien an allen Straßenecken, dazwiſchen Eis- und Limonadeverkäufer, Declamatoren, Improviſatoren und Straßenſänger, — überall noch ein heiteres, luſtiges, geſchäftiges Leben, — allgemeine Erquickung und Zerſtreuung nach des Tages Laſt und Hitze. Ja, dies iſt Italien, dies iſt das glückliche, den Augenblick genießende italieniſche Volk! Sei mir gegrüßt, — ſei mir gegrüßt, du ſtolzes Genua, du Königin der italieniſchen Seeſtädte — voll der ſchönſten Erinnerungen und Denkmäler, und nimm mich freundlich auf in deine alten Mauern.

Straßenleben in Genua.

Doria und Fiesco. — Chriſtoph Columbus. — Ein Nobile als Laſtträger. — Bewegtes Straßenleben. — Eine Stadt für Schwerhörige. — Der Zeitungsverkäufer und ſeine politiſche Vorleſung. — Zehn Stockwerke hohe Häuſer. — Vortreffliches Pflaſter. — Das alte Genua. — Piazza dell' Acqua verde. — Die Villa Negro und der Garten Acqua Sola. — Ein Permeſſo.

Genua, 1. October 1868.

Je mehr ich Genua durchwandere, je mehr gefällt es mir, und ich werde mich nur ſchwer von hier losreißen können. Genua vereinigt mit dem regen, geſchäftigen Leben und Treiben eines

der größten und beſuchteſten Seehafen die großen hiſtoriſchen Erinnerungen an eine Republik, die auf gleicher Höhe der Macht wie das ſtolze Venedig ſtand, und deren Nobili und Patricier mehr als einmal dem halben Italien ihren Willen dictirten. Wohin man hier tritt, ſteht man auf hiſtoriſchem Boden, auf den Trümmern einer Zeit des Heldenmuthes und der begeiſterten Vaterlandsliebe, — und dieſe Helden und Patrioten, die die enge, an die Felſen hingebaute Bergſtadt zur Beherrſcherin der Meere machten, waren die Genueſer Kaufleute, deren Politik, wie die Englands noch heute, ſtets auf Erweiterung ihres Handels- und Abſatzgebietes, auf Eröffnung neuer Märkte gerichtet war. Die Dorias, wie ſie hier auf Inſchriften und alten Documenten heißen, ſpäter d'Orias, die Grimaldi, Spinola, Fieſchi und andere Familien gaben der Republik in ihren zu Dogen erwählten Familienhäuptern viele bedeutende Männer, klug und ſchlau im Cabinet, tapfer und kühn im Kriege zu Waſſer und zu Lande, — Alle aber darauf bedacht, die Macht und das Anſehen ihrer Vaterſtadt zu vermehren. Wenn man durch die Straßen Balbi, Nuova, Nuoviſſima, Giula oder längs des Hafenquais dahinwandelt, ſo reiht ſich Palaſt an Palaſt, einer größer, prächtiger und reicher als der andere. Welche Vorhallen, welche Treppenhäuſer, welche Säulengänge! Alles iſt großartig, mit Verſchwendung des Raumes und Materials erbaut, als ob es für Giganten und nicht für gewöhnliche Menſchen erbaut wäre. In das Treppenhaus der Univerſität, früher einer der vielen Paläſte der mächtigen Familie Balbi, würde man jetzt in Paris ein großes Haus mit Wohnungen für wenigſtens dreißig Familien bauen, und in die Vorhalle und das Treppenhaus des Palazzo Ducale könnte man ein ganzes Pariſer Hôtel hineinſtellen; — Alles iſt großartig, majeſtätiſch, hoch, frei und luftig angelegt, und das Material iſt meiſt Marmor, — vorzüglich weißer und ſchwarzer in Querſtreifen. Es war dieſe Verzierung ein Vorrecht, das nur den erſten und älteſten Familien für ihre Paläſte zuſtand. Jetzt iſt das freilich anders geworden; ſchon von dem Tage an, wo der alte Andreas Doria die ariſtokratiſche Verſchwörung des Luigi Fieſchi di Lavagna mit Bluturtheilen und maſſenhaften Confiscationen und Verbannungen unterdrückte, ſank Genuas Macht; die blutigen Partheikämpfe um den Beſitz der Macht, die die großen Familien ſtets gegen einander führten und bei denen: Hier Welf! — und: Hier Waiblinger! die Loſungsworte abgaben,

untergruben die Republik immer mehr. Und nun ward der Seeweg nach Ostindien entdeckt, und ein Genueser, den seine Vaterstadt abgewiesen hatte, als er ihr seine Entdeckungsprojecte vorlegte, — der große Cristoforo Colombo, entdeckte Amerika. — Der Handel wendete sich neuen Bahnen zu, — Genua verfiel, — in den Kämpfen der Franzosen und der Kaiserlichen um den Besitz Italiens litt es unendlich, — seine Besitzungen im Orient nahmen ihm die Türken weg, und zu Anfang dieses Jahrhunderts war die Republik Genua nur noch ein Schatten, deren kümmerlicher Unabhängigkeit die Truppen der französischen Republik nach der Schlacht bei Marengo ein rasches Ende machten und Genua dem französischen Reiche einverleibten, von dem es nach dem Wiener Congresse 1815 an Sardinien kam. So ist es denn kein Wunder, wenn ganze Reihen stolzer Paläste jetzt in Hôtels umgewandelt sind, wie die meisten Hafenquais, wenn andere, in Familienwohnungen abgetheilt, von einer Menge fleißiger Arbeiter und kleiner Geschäftsleute bewohnt werden, die in den weiten, luftigen Räumen zugleich ihre Werkstätten haben. So haben auch viele jetzt ganz verarmte Adelsfamilien ihren Adel abgelegt, und man zeigte mir unter den Lastträgern im Hafen einen alten Mann mit sehr interessanten, hocharistokratischen Gesichtszügen als den letzten Sproß einer Nobilifamilie, die der Republik zwei Dogen gegeben hatte. Auch einen Tabakverkäufer lernte ich kennen, dessen Großvater bei dem Einrücken der Franzosen im Jahre 1800 noch General-Procurator der Republik gewesen war. Erst seit Genua unter die Krone Sardinien kam, hat es sich wieder gehoben, und jetzt, wo es der erste Seehafen Italiens ist, steht ihm eine große Zukunft bevor. Die Bevölkerung der Stadt, die zu einer Zeit bis auf 70,000 Seelen gesunken war, ist jetzt schon auf 130,000 gestiegen, und an Genua schließen sich, gleich Vorstädten, eine Menge Ortschaften, wie Sampierdarena, Sestri, Cornigliano, Foce Rivarolo u. a. an, alle mit Genua in beständig hin und her rollender Omnibusverbindung, die alle voll von großen Tabaks-Etablissements sind und zusammen eine Bevölkerung von mindestens 80,000 Seelen haben. Die Regierung Victor Emanuel's thut sehr viel für Genua, und ich habe daher auch hier verhältnißmäßig die wenigsten Malcontenti gefunden. Wer es auf Gemäldegalerien und alte Kirchen abgesehen hat, für den bietet Genua nur eine geringe Auswahl; — in den verschiedenen Palästen finden sich

in faſt jedem einige gute Bilder, beſonders aber im Palazzo Brignole-Sale, gewöhnlich auch, weil er ganz hochroth angeſtrichen iſt, Palazzo Roſſo genannt, — wo eine ganze Galerie herrlicher Van Dycks vorhanden; auch in zwei oder drei Kirchen giebt es einige Kunſtwerke, die ſich über die Mittelmäßigkeit erheben, aber im Ganzen hat die Kunſt auf dem nur Handel und Verkehr befördernden Boden Genuas kein Feld der Entwickelung gefunden, und ärmer als irgend eine andere Stadt Italiens iſt Genua an Kunſtdenkmalen. Wer aber italieniſches Volksleben und das rege Treiben und Streben einer ſüdlichen Seeſtadt kennen lernen will, der gehe nach Genua. Ich verlaſſe Morgens um 8 Uhr mein Zimmer und betrete es erſt ſpät Abends wieder; alle meine Zeit verbringe ich auf der Straße, und da giebt es vollauf zu ſehen: der Hafen mit ſeinem betäubenden Lärm und verwirrenden Getreibe, die Straßen mit ihrem Gewimmel von Menſchen, Wagen und Laſtthieren, die in langen Reihen in die Berge hineinziehen, die vielen Villen mit den herrlichen Gärten mit tropiſcher Vegetation und den prachtvollſten Ausſichten auf Stadt, Hafen und hohe See, — und dazu nun die Staffage: — Menſchen aus allen Ländern, ja aus allen Welttheilen, in allen möglichen Coſtümen, oder auch, wie die Hafenlaſtträger, faſt ohne Coſtüm, — lebhafte Geſticulationen, ausdrucksvolle Phyſiognomien, wohin man auch blickt, — und der Lärm, — Alles ſchreit, als ob die ganze Welt taub wäre, oder als ob die Mauern Jerichos noch einmal durch Lufterſchütterung umgeblaſen werden ſollten; Schwerhörige werden hier gewiß hören können, ob aber Leute mit geſundem Gehör hier nicht taub werden, will ich nicht verbürgen. Weniger als in Mailand, Venedig und anderen Städten Ober-Italiens bewegt ſich das Volksleben Abends auf den Straßen, — die Leute haben ſich während des ganzen langen Tages ſo müde gearbeitet, müde geſticulirt und müde geſchrieen, daß ihnen Abends ein Bischen Ruhe zum unentbehrlichen Bedürfniß wird. So ſind denn auch Abends alle Plätze vor den Hausthüren, alle Bänke auf den Promenaden, alle Balkone mit Sitzenden und Ruhenden bedeckt, und die Spaziergänger bilden Abends nur die Foreſtieri und die Müſſiggänger. Abends erſcheinen die meiſten Zeitungen, und dies iſt die Zeit, wo man ſich nach zwiſchen 5 und 6 Uhr eingenommenem Mittagsmahl zur Beförderung der Verdauung mit Politik beſchäftigt. Ich ſah geſtern Abend bei der Kirche della Nunciata einen Zeitungsverkäufer, der dem

zahlreich um ihn verſammelten Publikum eine politiſche Vorleſung hielt. Der Mann hatte keinen Rock, ſondern nur ein Hemd, etwas, was im Nothfalle für eine Hoſe gelten konnte, und den Reſt einer Weſte an, — aber wie ſprach der Menſch, und wie aufmerkſam hörte ihm ſein Publikum zu! Der Telegraph hatte eben den Ausbruch der ſpaniſchen Revolution in Madrid ſelbſt und den Sturz des letzten Zweiges der Bourbonen gebracht, und dieſe Nachrichten erregten hier das größte Intereſſe, da man wohl weiß, daß die beabſichtigte Zuſammenkunft Napoleon's mit Iſabellen gegen Italien gerichtet war, und daß die 30,000 Mann Spanier, die ſtatt der Franzoſen Rom beſetzen ſollten, eigentlich dazu beſtimmt waren, dem Exkönig Franz II. Neapel und Sicilien wieder zu erobern und dann die vertriebenen Fürſten von Toscana, Modena, Parma u. ſ. w. wieder in ihre Herzogthümer einzuſetzen. — Der Zeitungsverkäufer, der auf einen Stuhl geſtiegen war, las dem ihm Beifall zujubelnden Publikum nun zuerſt die Telegramme vor: den Ausbruch der Revolution in Madrid, wie ihr kein Widerſtand entgegengeſetzt wurde und die Truppen mit dem Volke fraterniſirten, die Flucht der Königin Iſabella von San Sebaſtian nach Frankreich und ihr Empfang durch Napoleon, kurz alle Details über den Sturz des letzten regierenden Zweiges der Bourbonen; — dann fuhr er fort: „Oh, meine Freunde und Mitbürger! Welche ſchöne, welche erfreuliche, welche erheiternde Nachrichten; dieſelbe Marine, dieſelben Schiffe, auf denen Iſabella II. dem Papſte materiellen Beiſtand an Geld und Soldaten ſchicken wollte, — dieſelbe Flotte hat in Cadiz das Zeichen zur glorreichen Revolution gegeben, die jetzt ſiegreich in die Thore von Madrid eingezogen iſt, während die Königin über die Gränze in die Verbannung wanderte. Und ihr frommen Chriſten, die ihr noch immer gläubig nach Rom hinüber ſchielt, — begreift ihr jetzt, welch' prächtige Wirkung der päpſtliche Segen hat. Es iſt jetzt gerade ein Jahr, — oh Amici! als unſer heiliger Vater, Papſt Pius IX., der „unſchuldigen" Königin Iſabella die goldene Roſe mit ſeinem apoſtoliſchen Segen ſchickte, als „eine Belohnung ihrer vielen Tugenden und der Reinheit und Frömmigkeit ihres Lebens", und der päpſtliche Segen hat gewirkt, wie ihr ſeht. Hat doch der heilige Vater auch den armen Maximilian geſegnet, als dieſer nach Mexico abreiſte, und was war die Folge? Daß er auf Befehl des Juarez wie ein gemeiner Verbrecher erſchoſſen wurde. Wie oft iſt nicht der Exkönig von Neapel, der junge Bombino, vom Papſte

gesegnet worden, und doch hat ihn unser wackerer Garibaldi mit nur 1000 Mann Freiwilliger vom Throne herunter und zum Lande hinaus gejagt. Auch den Kaiser von Oesterreich hat der heilige Vater gesegnet, als das Concordat noch gut hielt, darum sind auch die Oesterreicher bei Sadowa von den Preußen so geklopft worden. — Und ist ER (im Italienischen lui gleichklingend mit Luis) nicht auch vom Papste gesegnet worden für die Wunder, die ER mit den heiligen Chassepots bei Mentana verrichtet hat? Laßt uns hoffen, — oh Freunde, daß auch bei ihm, — unserm guten Freund und Alliirten — (hier überkam den Redner ein gewaltiges Niesen, und das Publikum lachte) — daß auch bei ihm die Wirkungen des päpstlichen Segens sich bald zeigen werden!" Jetzt traten aus dem immer dichter werdenden Kreise zwei von den Sicherheitswächtern heran in ihren langen, bis fast an die Knöchel reichenden, von oben bis unten zugeknöpften schwarzen Röcken, ihren glanzledernen Cylinderhüten und den großen spanischen Rohren mit elfenbeinernen Griffen, halb wie russische Popen und halb wie englische Constabler aussehend, und der eine näherte sich dem Redner und sagte ihm halblaut einige Worte. — „Bene Signori"— lautete seine Antwort; — die Rede blieb unvollendet, dafür aber schrie er um so lauter: „Il Giornale della sera! Große Revolution in Spanien. Die Insurgenten überall siegreich! Die Königin aus dem Lande gejagt! — Alles das um nur 5 Centesimi. Die Leute kauften ihm die Blätter eifrig ab und an allen Straßenecken wurde der Inhalt in einzelnen Gruppen wieder vorgelesen und commentirt. Die Sicherheitswächter waren indeß die Via Balbi hinauf gegangen und unser Zeitungsverkäufer fing wieder an: „Große Revolution in Spanien! Oh welch ein gesegnetes Land ist dieses Spanien mit seiner frommen Königin und ihren frommen Nonnen und Beichtvätern, mit seinen 55 Bischöfen und 2500 Domherren, mit seinen 800 Klöstern mit 15,000 Mönchen und Nonnen darin, mit seinen 18,000 Pfarrern und 24,000 Weltpriestern. Denkt euch, oh Amici — eine Armee von 58,000 Pfaffen, die alle nichts thun und auf Kosten der 16 Millionen Spanier leben. So glücklich sind wir früher in Italien auch gewesen, aber seitdem uns der heilige Vater excommunicirt hat, sind wir dieser Vortheile beraubt worden." — Die Sicherheitswächter wurden wieder sichtbar und der Demosthenes auf dem Strohstuhle unterbrach seine Rede und schrie, wie früher: „Große Revolution in

Spanien, — die Königin weggejagt, alles für 5 Centesimi!“ worüber sich das Publikum köstlich amüsirte. — Ultra-radicalen Blättern empfehle ich diesen Mann als Hülfs-Redacteur, er heißt Angelo Padovanesco und wohnt im Vico del Cannetto il Lungo, Nr. 37 im 7. Stock. Ich weiß es zufällig, da ich regelmäßig meine Zeitungen bei ihm kaufe. Daß aber hier die Menschen im 7. Stockwerk wohnen, ist gar nichts Besonderes, denn die Häuser sind alle wenigstens sechsstöckig, meist aber haben sie 8, 9 und selbst 10 Stockwerke. Ueber einem solchen zehnstöckigen Hause steigt ein anderes von 8 Stockwerken herauf, hinter welchem sich wieder, noch etwas höher am Berge hinauf, ein siebenstöckiges Haus erhebt, und da die ganze Stadt an einem Berg-Amphitheater hinauf gebaut ist, so hebt sich Häuserreihe über Häuserreihe, terrassenförmig aufsteigend, bis ganz oben die Forts und Landbefestigungen von Genua die Kämme der Berge krönen. Ich kenne keine Stadt in Deutschland, selbst mit doppelt so starker Bevölkerung, die einen so imposanten Anblick darbietet, wie Genua; — überhaupt haben die Städte Italiens fast alle etwas Decoratives, Malerisches in ihrer äußeren Erscheinung, — das Dorf Cassano an der Adda sieht wie eine größere deutsche Residenzstadt aus, und Bergamo mit nur 35,000 Einwohnern präsentirt sich großartiger und imposanter, als Stuttgart, München, Carlsruhe oder Bremen. Freilich sieht es im Innern der kleinen italienischen Städte desto schmutziger und unerfreulicher aus, und man thut wohl, wenn man als Reisender sich mit der äußeren Ansicht derselben begnügt. Genua aber ist eine vorzugsweise reine und reinliche Stadt, wozu schon das vortreffliche, aus Granit- und Marmorquadern bestehende Pflaster, die aus solchen Platten geformten Trottoirs, die durchgängig abschüssige Richtung der Straßen und der Ueberfluß an Wasser viel beitragen. Wir haben in den letzten Tagen sehr viele, oft die ganze Nacht anhaltende Regengüsse gehabt, — aber eine Stunde darauf war das Pflaster schon wieder rein und trocken, und bis zu Mittag konnte man schon in seidenen Schuhen oder Zeugstiefelchen durch alle Straßen gehen. Die Paläste und die anderen hohen palastähnlichen Häuser sind fast alle von außen bemalt, die älteren Paläste alle mit Fresken — mitunter von bedeutenden Künstlern, die wohl durch Zeit und Witterung gelitten haben, aber doch immer noch einen gefälligen Eindruck machen. Der Hauptverkehr der Stadt, insofern er Fremde, elegante Damen, Equipagen und Fiaker

betrifft, beschränkt sich nur auf einige wenige Straßen, die das ursprüngliche Genua einschließen. Das alte Genua lag zusammengedrängt auf einen kleinen Häuserhaufen an der Nordseite des Hafens, — alle Straßen waren und sind bis heute noch 5 bis 6, — einige auch nur 3 Fuß breit, — kein Wagen kann hier passiren, und die einander gegenüber Wohnenden können sich aus dem Fenster die Hände schütteln oder sich auf einem hinübergelegten Brette besuchen. Nur längs des Meeresufers war freier Platz zum Aus- und Einladen der Schiffe gelassen, der aber jetzt durch die Gebäude des Freihafens, des Zollhauses, der Darsena (des Arsenals) und durch die den Hafen mit der Central-Station verbindende Eisenbahn wesentlich geschmälert ist. — Vom Spazierengehen am Ufer des Meeres ist in Genua keine Rede, — jeder zollbreit Boden längs des Hafens ist von dem Geschäft in Anspruch genommen, — dagegen läuft längst des Hafens eine ihn von der Stadt abschneidende Marmorterrasse hin, die 20 Schritte breit und 748 Schritte lang, ganz aus weißem Marmor erbaut ist und, bis über das zweite Stockwerk der dahinter liegenden Hôtels reichend, einen sehr schönen Morgenspaziergang darbietet; — später am Tage ist es auf der den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzten Terrasse unerträglich heiß. — Wer daher das Leben und Treiben im Hafen in der Nähe sehen und den herrlichen Anblick Genuas von der Seeseite aus genießen will, der nimmt sich eine Barke und läßt sich (die Stunde um 2 Francs) im Hafen herum oder hinaus zum Leuchtthurm rudern. Um dieses enge, krumme und steile Häuser- und Gäßchen-Nest am Hafen ziehen sich nun die in Genuas Blüthezeit erbauten Palaststraßen, Balbi, Nuova und Nuovissima, die Plätze Carlo Felice, Fontane Amorose und Nunciata hin und bilden mit den neueren Straßen Carlo Alberto, Giulia und Carlo Felice den eigentlichen Corso Genuas, auf dem allein sich Equipagen und Wagen bewegen können und der bis zu der neu angelegten, mit schönen Gartenanlagen gezierten Piazza dell' Acqua verde führt, auf welcher sich das prachtvolle Monument des Columbus erhebt, während der monumentale Bahnhof und hinter diesem die aufsteigende Bergstadt mit dem Castell St. Georgio den Hintergrund bilden. — Diese Straßen bilden die Hauptlebens- und Verkehrsadern der Stadt, hier sieht man die schönen Genueserinnen mit ihren, die ganze Figur umhüllenden weißen Schleiern ihre Einkäufe machen, hier sind die reichsten Verkaufsläden, die glän-

zendsten Kaffeehäuser; hinter diesen Hauptstraßen steigt die Stadt wieder staffelförmig den Berg weiter hinauf, aber diese steilen Straßen werden von keinem Wagen mehr befahren; — nur Maulesel mit ihren Lasten auf dem Rücken klettern hier hinauf, und wer durchaus nicht gehen will, kann sich höchstens in einer Portechaise hinauftragen lassen. Nur die ganz modernen Straßen um Acqua Sola herum sind auch in dieser Höhe fahrbar, wie Via Assardi Serra und Palescro, und münden alle bei Acqua Sola, einer reizenden, auf halber Bergeshöhe gelegenen Promenade, dem Lieblingsspaziergange der Genueser, mit schattigen Alleen, Blumen-Bosquets, Springbrunnen und einer Reihenfolge der schönsten Aussichten auf die Stadt und ihre Umgebung, den Hafen und das Meer. Neben dieser Promenade und dieselbe überragend hatte der Marchese Negro seine prächtige, mit einem ungeheuren Kostenaufwande erbaute Villa, die er bei seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode der Stadt als öffentlichen Spaziergang vermachte, wodurch Acqua Sola erst seinen vollständigen Abschluß erhielt. Die Villa Negro enthält die reizendsten Gartenanlagen mit Orangen- und Citronenbäumen, Oleandern und Magnolien von der Größe zehnjähriger Apfelbäume, mit Palmen und Cypressen und einer reichen exotischen Vegetation. Ueberall giebt es Quellen, Wasserfälle, Springbrunnen, Felsengrotten, Volièren mit den schönsten Papageien und Kakadus; — Ruhebänke sind an allen Wegen angebracht, und die Aussicht von den verschiedenen Belvederes auf das Häusermeer der Stadt und die mit Schiffen bedeckte See ist das Großartigste, was man sich denken kann. Hier lustwandeln die elegantesten Damen mit ihren Cavalieren, aber auch der sonnenverbrannte Matrose in seinem blauen Wollhemde, der Arbeiter in seiner schlichten Sammetjacke und das bloßfüßige Bauernmädchen, — wie ich denn überhaupt bis jetzt in Italien noch keine Spur von jener Exclusivität gesehen habe, die z. B. im Tuileriengarten in Paris den ehrlichen Arbeitern in Mütze und Blouse den Eintritt verbietet, während selbst der schäbigste Cylinder ungehindert passiren kann. Doch ich muß mich von der schönen Acqua Sola losreißen und mir einen Permesso zur Besichtigung der schönen Villa Pallavicini in Pegli holen, — diesem Weltwunder Genuas. — Wenn ich sie morgen gesehen habe, schreibe ich Ihnen Näheres. Bis dahin Addio!

Die Villa Pallavicini.

Regen im Superlativ. — Die Corriera nach Spezia. — Annehmlichkeiten der Seereiſe. — Die Ausſchiffung in Livorno. — Abenteuer eines Bremer Kaufmannes. — Waterproofmäntel und Juchtenſtiefel. — Palazzo Pallavicini und der Segretario generale. — Der Permeſſo. — Auf der Eiſenbahn nach Pegli. — Waſſerdichter Spaziergang durch den Park. — Wie eine Wüſte in einen Park umgewandelt wird. — Der unterirdiſche See. — Die Treibhäuſer. — Je suis Hambourgeois. — Der Berliner mit dem rothen Barte. — Was iſt des Deutſchen Vaterland?

Genua, 3. October 1868.

Wer wiſſen will, was ein tüchtiger Regen iſt, der muß nach Genua gehen: — ſeitdem ich hier bin, regnet es alle Tage! Alle dicken, ſchweren Wolken, die ſich in den Schluchten und Thälern der Apenninen ſammeln und des Morgens als Nebel aufſteigen, führt der Landwind dem Meere zu, nach Genua, und hier entleeren ſie ſich mit wolkenbruchähnlicher Heftigkeit auf unſere Häupter. Nur auf Augenblicke, ſelten auf mehrere Stunden, bricht die Sonne durch das ſchwarze Gewölk, und dieſe Lichtblicke muß man beſtens zu benutzen ſuchen. Ein Genueſer Freund, dem ich meinen Unmuth über ſolches Mißgeſchick des Wetters klagte, ſagte mir tröſtend: „Darauf müſſen Sie ſich hier gefaßt machen; wir haben im Juli und Auguſt keinen Tropfen Regen gehabt. Wenn es aber in Genua einmal im Herbſte zu regnen anfängt, ſo regnet es vier Wochen in einem fort, und wenn die vorüber ſind, ſo fängt es erſt recht zu regnen an.“ — Ein ſchöner Troſt! und da er mir auch von anderer Seite beſtätigt ward, ſo ging ich in aller Eile nach dem Bureau der Corriera und miethete für morgen das Coupé des nach Spezia abgehenden Wagens. Hier erfuhr ich auch gleich die tröſtliche Nachricht, daß eine Brücke weggeriſſen ſei und daß wir ausſteigen, über eine Nothbrücke klettern und auf der andern Seite in einen dort bereitſtehenden Poſtwagen ſteigen müßten. Auch über den Zuſtand der Eiſenbahn ſüdlich von Spezia nach Piſa und Florenz konnte ich nichts Beſtimmtes erfahren. — Der Beamte der Corriera glaubte nur, ſie werde wohl in Ordnung

ſein, — allein es blieb nichts Anderes übrig, wollte ich nicht in Genua in einer zweiten Sündfluth untergehen, und ſo ergab ich mich denn in das Unvermeidliche. Nur eine Eiſenbahn führt bis jetzt nach dem erſten und größten Seehafen Italiens, nämlich die von Turin nach Mailand, mit der ich gekommen war. Die Eiſenbahn von Genua nach Nizza und Frankreich iſt im Bau, wird jedoch wenigſtens noch zwei Jahre bis zu ihrer Vollendung brauchen, und die andere Bahn von Genua über Spezia nach Piſa und Florenz iſt zwar zwiſchen Spezia und Piſa fertig und längſt befahren, aber das wichtigſte und ſchwierigſte Stück, von Genua nach Spezia, wird auch in 1869 noch nicht fertig ſein. Bliebe alſo nur der Seeweg mit Dampfſchiff von Genua nach Florenz. Allein eine Seereiſe bei ſolchem Wetter, wo das unruhige Meer ſeine ſchäumenden Wellen hier im Hafen über die 20 Fuß hohen Hafenwälle ſchleudert, hat nichts Einladendes, um ſo weniger, als der geſtörten Communicationen halber die Dampfſchiffe mit Paſſagieren buchſtäblich vollgepfropft ſind. Auch hatte mir ein eben erſt von Florenz zurückgekehrter Bremer Kaufmann eine höchſt abſchreckende Schilderung von der Ausſchiffung der Paſſagiere in Livorno gemacht. Die Dampfer laufen nämlich in Livorno nicht in den Hafen ein und ſetzen etwa ihre Paſſagiere, wie andere vernünftige Schiffe, an irgend einem Quai oder Molo ab, ſondern ſie bleiben draußen auf der Rhede liegen, da ſie nach einigen Stunden nach Civita Vecchia oder Neapel weiter gehen. So wie der Dampfer nun auf der Rhede Anker wirft, wird er von Hunderten von kleinen Barken mit Schiffern, Fachini und Hôteldienern umringt, die ſich die Paſſagiere wegzufiſchen ſuchen. „Sie haben keinen Begriff," erzählte der Bremer, „wie es da zugeht. Ich bin doch in einer Seeſtadt geboren und aufgewachſen, aber ſo etwas habe ich noch nicht geſehen; die Fachini drangen an Bord und bemächtigten ſich trotz alles Proteſtirens des Gepäcks, das ſie ſchonungslos in die Kähne hinabwarfen, wobei auch manchmal ein Koffer oder eine Hutſchachtel in's Waſſer fielen und unter Jubel und Gelächter herausgefiſcht wurden. Natürlich beeilen ſich nun auch die Paſſagiere, hinabzukommen, um nicht von ihrem Gepäck getrennt zu werden. Von den Schiffsofficieren an Bord kümmert ſich Niemand um die Ausſchiffung der Paſſagiere, mögen ſie ſehen, wie ſie damit fertig werden, — ja, wenn es Waaren, Colli wären, die müßten ſie nach Schiffsmaniſeſt abliefern, — aber

wegen der Paſſagiere laſſen ſie ſich keine grauen Haare wachſen. Da ſtand ich auf der Schiffstreppe, mein Koffer war eben dicht an meinem Kopfe vorbei in den Kahn geflogen, das Meer war höchſt unruhig, — der kleine Kahn und mit ihm alle übrigen tanzten einen hölliſchen Hopswalzer auf und nieder; bald war der Kahn mit meinem Koffer hoch oben dicht vor meinem Geſichte, bald war er tief unten im ſchwindelnden Abgrunde. Endlich erwiſchte mich der Barkenführer beim Stiefel, um mich in ſein Boot zu ziehen, aber ein Concurrent hatte mich gleichzeitig am andern Fuße gepackt, um mich in ſein Boot hinabzureißen, während ich mich krampfhaft an die Schiffstreppe anklammerte; aber nun ſchrieen die nachdrängenden Paſſagiere, ich ſolle Platz machen, unter mir zankten ſich die beiden Bootsleute um ihre Beute, auf allen Seiten aber ſchrieen die Lohndiener: Hôtel Victoria! — Hôtel Waſhington! — Albergo all' Aquila nera! — Gran Bretagna! — Hôtel du Nord! — Pergola! — Luna! — Patria! — Es war zum Verzweifeln! Endlich drängte ſich ein rieſiger Fachino mit einer rothen Mütze zu mir auf die Schiffstreppe, faßte mich mit ſeinen eiſernen Armen um den Leib, warf mich auf ſeine Schulter, und ſchwups! ſprang er mit mir in das Boot hinab. — Ich hatte noch einmal an Weib und Kind daheim gedacht, dann mich geduldig in mein Schickſal ergeben. Aber der Mann war glücklich geſprungen, — ich ſaß oder lag vielmehr neben meinem Koffer in der Barke, und der Führer machte ſich nun mit derben Flüchen und Ruderſchlägen Luft aus dem tollen Gewimmel. Für dieſes Vergnügen zahlte ich nun beim Landen zwei Francs, und dem rieſigen Fachino gab ich auch noch einen Franc. — Einen alten Engländer aber haben ſie richtig in's Waſſer hinabgeriſſen, und nur mit Mühe konnte er wieder herausgefiſcht werden. Ich für meinen Theil reiſe nie mehr per Dampfer nach Livorno!" So ſchloß mein Bremer und ich dankte ihm für die rechtzeitige Warnung. Vor der Hand alſo machen wir hier in Genua Ausflüge in Waterproofmänteln und juchtenen Stiefeln, und unſere Regenſchirme erweiſen ſich als ſehr nützliche Möbel. So ſind wir denn auch geſtern in Pegli geweſen, um den Park der berühmten Villa Pallavicini zu ſehen. — In der Via Carlo Felice ſteht ein ſtattlicher Palaſt, der nebſt einigen anderen Paläſten in Genua dem Marcheſe Pallavicini gehört. — Hier öffnet man im Erdgeſchoß rechts eine Thür, deren Glocke unbarmherzig fünf Minuten fort-

bimmelt, und tritt in eine Reihe von fünf bis sechs Zimmern voll Repositorien mit Actenfascikeln und großen Handlungsbüchern, während an langen Tischen sehr viele emsig schreibende Herren sitzen. Es ist dies die Verwaltungskanzlei des Herrn Marchese, und die Herren sind seine Beamten, denn da der arme Marchese etwa eine Million Francs jährlicher Einkünfte hat, so läßt sich nicht verlangen, daß er seine Wirthschaftsrechnungen selbst führe. An den Herrn Segretario generale gewiesen, trug ich ihm mein Anliegen vor und überreichte meine Visitenkarte für den Herrn Marquis, der auf diese kleine Beobachtung der Etiquette sehr streng hält. Währenddeß bimmelte die niederträchtige Thürglocke immer fort, da stets neue Applicanten um einen Permesso eintraten, und man konnte sein eigenes Wort nicht hören. Ah, un Signore Americano! sagte der Segretario generale mit einem verbindlichen Lächeln, fragte, für wie viel Personen ich den Permesso wünschte, und fing denselben sogleich zu schreiben an, während die anderen Nationalitäten warten mußten. Dann überreichte er ihn mir mit einem artigen: „Molto piacere!“ — Die Glocke bimmelte wieder und ich war draußen. Da hatte ich es Schwarz auf Weiß. Der Herr Marchese erlaube dem Signor Americano mit Gesellschaft, morgen von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags seine Villa in Pegli in Begleitung eines Führers zu besichtigen, doch sei dieses Permesso nur für die darin bezeichneten Personen gültig und nur für den darin bestimmten Tag. — Unterzeichnet: Il Segretario generale del Sigr. Marchese. Am andern Morgen fuhren wir mit der Eisenbahn, die dereinst Genua mit Nizza verbinden soll, — die auch bis Savona fertig, aber durch die letzten Regengüsse und Sturmfluthen zwischen Voltri und Savona schon wieder zerstört ist, — nach Pegli. Die Bahn läuft längs des Meeresufers über Sampierdarena, Cornigliano und Sestri di Ponente — einzelne, fast aneinander grenzende Ortschaften mit fünf- bis sechsstöckigen bemalten Häusern, gleichsam Fortsetzungen von Genua, dessen Vorstädte sie vorstellen. Hier steht denn auch Fabrik an Fabrik, hier wohnen die Arbeiter, denen Genuas enge Gäßchen zu dumpf und zu theuer sind; hier sind auch die meisten Schiffswerften, und längs der ganzen Eisenbahnstrecke bis Pegli ruhen mächtige, im Bau begriffene Schiffe auf Felgen, während ein Heer von Arbeitern mit Sägen und Schiffsbeil, mit dem schweren Hammer und dem riesigen Bohrer an den kolossalen Gerippen hängen oder herum-

klettern. Nachdem wir dem Herrn Custode del Sigr. Marcheſe unſern Permeſſo abgegeben, den wir zuerſt beim äußerſten Thore dem Portiere del Sigr. Marcheſe vorzeigen mußten, wies uns der Custode einen Führer zu, die aus den 25 Gärtnern des Parks nach der Reihenfolge gewählt werden. Da das Wetter auch heute genueſiſch war, ſo holte ſich unſer Führer erſt einen mächtigen Regenſchirm, — wir waren ſchon vollkommen waſſerdicht ausgerüſtet, — und nun traten wir unſere Wanderung durch den Park an, die faſt 3 Stunden dauerte und während der das Wetter doch noch ſo ausnehmend günſtig war, daß wir nur zwei- oder dreimal unſere Schirme aufſpannen mußten. — Eine dreiſtündige Wanderung ohne Raſtpunkte war nothwendig, um nur die vorzüglichſten Parthien zu überſehen, dabei blieb der ganze unterhalb der Treibhäuſer liegende flachere Theil unbeſucht, ſowie die oberhalb der gothiſchen Burg liegenden ſteileren Parthien; Sie mögen ſich aus dieſen Angaben einen Begriff von der Ausdehnung dieſer Anlage machen, die, von dem jetzigen Beſitzer erſt vor 22 Jahren aus einer Wüſtenei geſchaffen, jetzt ſchwerlich ihresgleichen in ganz Europa hat. Eine Landſchaft zu beſchreiben, habe ich immer für eine der ſchwerſten und undankbarſten Aufgaben gehalten, — aber einen Park zu beſchreiben, deſſen Schönheit eben nur in der Zuſammenſtellung der Baumgruppen, der Abwechſelung der einzelnen Bilder, den ſich hie und da öffnenden Fernſichten beſteht, — ihn ſo zu beſchreiben, daß der Leſer ſich das Beſchriebene anſchaulich machen kann, halte ich für eine Unmöglichkeit. Ich kann daher nur ſagen, daß der Schönheiten ſo viele da ſind, daß wir trotz der dreiſtündigen Wanderung nie auch nur einen Augenblick Langeweile empfanden, ſondern immer auf's Neue überraſcht, angeregt und erfreut wurden. Der Marcheſe, wie bereits bemerkt, ein ſehr reicher Mann, hatte ſchon lange den Plan gehabt, die öden Berge, die ſeine Villa und deren Garten umgaben, mit Bäumen bepflanzen und in einen Park umwandeln zu laſſen. Er legte die Ausführung in die Hände eines ſehr tüchtigen Mannes, dem er auch im Park ſelbſt ein prächtiges Marmordenkmal hat ſetzen laſſen, und dieſer ging dann mit Luſt und Liebe an das anvertraute Werk. Da die Höhen um Genua faſt alle felſig und baumlos ſind, — Genua, ſagen die Florentiner, habe ein „Mare senza pesce e monti senza alberi“, — ſo mußte erſt Erde aus der Ebene hinaufgebracht und ein Boden für den künftigen Park präparirt, — das

Waſſer zu den Seen, Strömen, Waſſerfällen und aquatiſchen Spielereien mußte dritthalb Stunden weit über die Berge hergeleitet werden. Die Nadelholzbäume wurden von Turin und Mailand, — die ſüdlichen und tropiſchen Bäume von Sicilien und Neapel auf Schiffen herbeigeführt, — und begünſtigt von dem herrlichen Klima und der üppigen Fruchtbarkeit Italiens, hat ſich nach zweiundzwanzig Jahren jetzt ein Park entwickelt, wie man ſeinesgleichen ſo bald wohl nicht finden wird. Allerdings mögen wohl die älteſten unter den Bäumen ſchon da geſtanden und in die Gruppen geſchickt hineingezogen worden ſein, — aber dennoch iſt, was die Kunſt hier geſchaffen hat, bewundernswerth. Was aber dieſem Parke, dieſer meilengroßen künſtlichen Waldung einen beſondern Reiz verleiht, das iſt ihr immergrüner Charakter, — der ganze Park beſteht in ſeiner Maſſe aus einem Walde von Laurus tinus und Pinien, in welchem ſich gruppenweiſe Cedern, Cypreſſen, Magnolien und andere immergrüne Blattgewächſe zwiſchen anderen Gruppen von nordiſchen Tannen, Fichten, Lärchen und anderen Nadelhölzern erheben, und bietet ſomit ſelbſt im ſtrengſten Winter ſtets denſelben Anblick eines grünen Waldes — und welch ein Grün! wie ſaftig, wie üppig, wie reich in ſeinen abwechſelnden Schattirungen. Dazwiſchen kommt man nun auf ganze Haine von Camellienbäumen mit Tauſenden von Blüthenknospen bedeckt, — auf Alleen von baumſtarken Oleander, die Azalea pontica, die Eriken-Arten wachſen überall frei im Boden, Bosquets bildend, und geſtern, am 2. October, gingen wir Stunden lang durch Hecken von Roſenſträuchen, die von den ſchönſten und herrlichſten Roſen völlig überdeckt waren. Zu dieſen Naturſchönheiten hat der Marcheſe dann auch eine Menge Parkſpielereien hinzufügen laſſen, — die jedenfalls ungeheuer viel Geld gekoſtet haben müſſen, in der Mehrheit aber auch mit Geſchmack und Verſtand angelegt ſind. Eine Ritterburg auf dem höchſten Punkte des Parks, von deren Zinnen man eine bezaubernde Ausſicht auf Park und Umgebung, zurück bis nach Genua und vor ſich auf die hohe See und die Küſten bis über Voltri hinaus hat, ein Mauſoleum eines römiſchen Feldherrn, Ruinen eines Campo Santo, Moſcheen, Kioske, römiſche Tempel, chineſiſche Pagoden, Obelisken und Triumphbogen, die auf ihrer Rückſeite in eine Bauernhütte ausgehen, folgen in reicher Abwechſelung; Vexirwaſſer auf Brücken und Stegen, ſelbſt auf Sitzen, Schaukeln und heraus aus den reizendſten Blüthengebüſchen, necken

und erschrecken die Damen, und eine recht hübsche Spielerei ist jedenfalls eine aus wirklichen Stalaktiten gebaute sehr große Tropfsteingrotte, deren einer Theil mit seinen labyrinthischen Gängen festen Boden hat, während die anderen verschlungenen Gänge der Grotte einen unterirdischen See bilden, über den man mit Gondeln fährt, und plötzlich an's Tageslicht herauskommend, sich auf einem schönen See, der einen griechischen Tempel umgiebt, befindet und unter einer Brücke hindurch Genua und das Meer erblickt, welches, durch optische Täuschung, eine Fortsetzung dieses Sees zu sein scheint. — Von seltenen Bäumen sind ausgezeichnete Exemplare der Korkeiche, des Kampherbaumes, schöne Lorbeerbäume und vorzüglich schöne Cedern vom Libanon da; — eine reizende Waldzierde aber bilden die Tausende von Erdbeerbäumen, die in dieser Jahreszeit mit ihren großen rothen, einer Gartenerdbeere ganz ähnlichen Früchten das dunkle Grün beleben; dazu nun denke man sich eine ganz südliche Vegetation mit Caruben, Feigen, Myrten, Cactus, Aloen, Agaven, Weinreben, Citronen und Orangenbäumen, eine reiche und üppige Flora, Treibhäuser, in denen 40 Fuß hohe Bananenpalmen, mit Früchten und Blüthen bedeckt, Kaffeebäume, Pfefferſträucher, Zuckerrohr und die seltensten und wunderbarsten tropischen Bäume und Sträucher stehen, so kann man sich einen annähernden Begriff von der Villa Pallavicini machen. Und doch hat der Marchese zum Mitgenuß aller dieser Herrlichkeiten nur seine Frau; — die einzige Tochter ist nach Piemont verheirathet, der einzige Sohn ist im Alter von 21 Jahren gestorben. Reich befriedigt kehrten wir nach Genua zurück und kamen eben noch zu rechter Zeit zu der trefflichen Table d'hôte des „Hôtel de France", die ich allen Reisenden auf das beste empfehlen kann, sowie überhaupt „Hôtel de France", welches Herr Isolla führt, der auch in Neapel das „Hôtel de Genève", Piazza Medina, hat, in jeder Hinsicht empfehlenswerth ist. — Fast hätte mir bei der Table d'hôte ein junges Hamburger Mutterſöhnchen den Appetit verdorben; — er saß mir gegenüber, neben ihm ein Franzose, mit dem er in einem Französisch parlirte, das noch stark nach Meidinger roch. „Vous-êtes Allemand, monsieur?" fragte ihn der Franzose, worauf der junge Hamburger: „Non, monsieur! je suis Hambourgeois, d'une ville jadis française. J'ai honte d'être appellé Allemand; — et je ne veux pas être Allemand sous ce despotisme militaire de la Prusse."

(Nein, mein Herr, ich bin ein Hamburger, — aus einer Stadt, die einſt franzöſiſch war. Ich ſchäme mich, ein Deutſcher genannt zu werden, und ich will unter dieſem preußiſchen Militär-Despotismus auch kein Deutſcher ſein.) Wir ſahen uns erſtaunt und empört über dieſe unverſchämte Verläugnung des eigenen Vaterlandes an; — der Gelbſchnabel mußte ſeine Nachbarn alle für Italiener gehalten haben, ſonſt wäre er wohl nicht ſo plump herausgeplatzt. Da beugte ſich ein Berliner Kaufmann, mit einem wunderſchönen rothen Barte, der jedem Gemälde von Rubens Ehre gemacht haben würde, zu dem Mutterſöhnchen und ſagte ihm auf Berliner Deutſch: „Halten Sie man jefälligſt das Maul mit dem dummen Zeug, oder — nun, Sie verſtehen mir wohl.“ — Wir lächelten, — der Franzoſe ſagte: „Qu'est ce que ce monsieur demande?“ Der Hamburger Preußenfreſſer aber verſtummte, und während der ganzen Table d'hôte habe ich ihn kein Wort mehr ſprechen hören. Am andern Morgen ſah ich den Hausknecht ſein Gepäck hinabtragen, — er reiſte ab; — der große, ſtämmige, rothbärtige Berliner ſchien ihn vertrieben zu haben.

Nun, es muß auch ſolche Käuze geben, aber es iſt doch verdrießlich, wenn ſie Einem über den Weg laufen. Es iſt merkwürdig, daß man dieſe Verläugnung des eigenen Vaterlandes nur bei den Deutſchen findet. Ich habe noch keinen Engländer, Franzoſen, Italiener, Holländer u. ſ. w. gefunden, der ſein Vaterland verläugnet hätte, wohl aber habe ich in England und Amerika, in Frankreich und Italien Deutſche genug gefunden, die ſich ſchämten, Deutſche zu ſein, die affectirten, nicht Deutſch ſprechen zu können, lieber ſchlecht Engliſch, Franzöſiſch oder Wälſch radebrechten und ihren deutſchen Namen engliſirten oder franzöſirten. — Sollte denn das Jahr 1866 nicht auch hierin einen Fortſchritt zur Beſſerung bewirkt haben? Und ſomit — abbastanza peroggi! — ich muß packen, — morgen Mittag geht es fort, — wenn ich glücklich über die weggeriſſenen Brücken, weggeſchwemmten Straßendämme und ſonſtigen Hinderniſſe bin, ſchreibe ich Ihnen wieder. Bis dahin Addio!

P. S. Letzte Nachrichten: Es regnet!!

Eine todte Stadt.

Gute Folgen der deutschen Herrschaft in Italien. — Das deutsche Cultur-Element. — Die Bettelei in Mittel-Italien. — Pisa. — Sturm auf die mit der Eisenbahn Ankommenden. — Der projectirte Omnibus und die Facchini. — Der Fluch des neuen Italien. — Die Malcontenti. — Die Corriera von Genua nach Spezia. — Die Riviera di Levante. — Ein Wagenwechsel mit Hindernissen. — Im Café Elvetico. — Auf der Eisenbahn von Spezia nach Pisa. — Die Piazza dei Cavallieri und Ugolino's Hungerthurm. — Dom und Battisterio. — Der Campo Santo.

Pisa, 5. October 1868.

Man mag sagen, was man will, aber die deutsche Herrschaft in Ober-Italien hat ihr Gutes gehabt; — man sieht das am besten, wenn man die Lombardei mit Toscana nur, — geschweige erst mit dem Kirchenstaate und Neapel vergleicht. Nicht als ob ich dem weiland Stockprügel-Regimente der Oesterreicher in Italien hier ein Loblied singen wollte, aber während ihrer mehr als hundertjährigen Herrschaft über Mailand und die Lombardei hat sich das mächtige deutsche Cultur-Element durch deutsche Officiere, deutsche Beamte und die durch die ersteren wie durch die Regierung herbeigezogenen deutschen Künstler, Handwerker, Arbeiter, Hôtelwirthe, durch deutsche Kaufleute und Fabrikanten, ja selbst durch deutsche Dienstboten unmerklich und langsam, aber desto fester auf oberitalienischem Boden eingenistet. Es war im Kleinen derselbe Proceß, dasselbe Eindringen germanischer Civilisation, das sich in den Vereinigten Staaten von Amerika durch die massenhafte deutsche Einwanderung im Großen vollzieht, und das schon viel größere und rascher hervortretende Folgen gehabt hätte, flösse nicht neben dem Strome der deutschen Einwanderung zugleich auch die irländische Bevölkerung in dichten Schaaren in das junge Land, in ihrem Gefolge eine gute Portion von Barbarei, Intoleranz, Bigotterie, Rauf- und Trunksucht mit sich bringend und so die segensreichen Folgen des deutschen Cultur-Elements wesentlich abschwächend.

Die ersten großen Fabriken in Ober-Italien wurden durch

Deutsche gegründet, die bedeutendsten Bank- und Handelshäuser waren in den Händen von Deutschen, — eine Anzahl von Professionen wurde, wie noch heute in Paris Schuster-, Schneider- und Tischlergewerbe, fast ausschließlich von Deutschen betrieben, die ersten anständigen Hôtels, die ersten brillanten Cafés und Conditoreien richteten Deutsche und Schweizer ein; — ihr Beispiel zwang die Concurrenz zur Nachahmung des importirten Guten, und die wohlthätigen Folgen dieses Einflusses des deutschen Cultur-Elements findet man jetzt, wo Italien wieder den Italienern gehört, dennoch in dem ganzen socialen Leben in Ober-Italien, besonders aber in der Lombardei, zu Tage tretend. Mailand z. B. ist durchaus keine italienische Stadt, wie z. B. Bologna, Perugia oder Siena, — es hat sich halb Paris, halb Wien nachgebildet, — und ähnelt den beiden Capitalen, von denen aus in den letzten 150 Jahren seine Geschicke entschieden wurden. Wie ganz anders ist es, wenn man die Apenninen überstiegen hat! —

Zwar in Toscana macht sich der Segen deutscher Cultur, die die Lothringer hier nach dem Aussterben der Mediceer ohne es zu wollen mit sich brachten, noch etwas geltend, — weiter hinab aber wird es immer finsterer und mittelalterlicher, und ich sehe in dem sich jetzt entwickelnden neuen Italien noch kein belebendes Cultur-Element, wie es das deutsche zu allen Zeiten war und noch ist.

Die alten Uebel des italienischen Volkes: Bigotterie, Faulheit, Bettelei und Unwissenheit, die in der Lombardei fast nirgend mehr zu Tage treten, machen sich, sowie man die Apenninen überschritten hat, wieder breit. In dem strammen Piemont, dem Preußen Italiens, in der Lombardei sieht man keine Bettler mehr, die öffentlichen Armenanstalten sind musterhaft, auf den Bahnhöfen verkünden große Marmortafeln, daß aller Dienst im Innern der Bahnhöfe unentgeltlich zu geschehen hat und daß bei Strafe augenblicklicher Entlassung die Bediensteten keine Trinkgelder fordern, ja selbst nicht einmal annehmen dürfen. Die Fiaker haben ihre festen, überall angeschlagenen Taxen, ebenso die Fachini, die Omnibus fahren in Mailand vom Domplatz nach allen Thoren um 10 Centesimi (9 Pfennige pr. Crt.), — nirgend mehr Bettler, und selbst den zahlreichen Hausirern und Zeitungsverkäufern genügt eine leichte verneinende Bewegung des Kopfes, um den Fremden unbelästigt zu lassen. In Spezia schon verlangte der Fachino der

Corriera, der mein Gepäck vom Postwagen zur Eisenbahn brachte, nicht weniger als 4 Francs, nahm aber nach langer Debatte mit 2 vorlieb. Der Eisenbahndiener, der meinen Koffer abwog und die Zettel mit Nummer und Bestimmungsort der Bagage darauf klebte, verlangte dafür eine Belohnung, und als ich ihm in allzu gutmüthiger Weise 50 Centesimi gab, meinte er, das sei zu wenig und er müsse wenigstens 2 Francs bekommen. Erst als ich ihn mit einem: „Non sono fresco — sono pratico“ (ich bin kein Grüner — ich bin ein Kundiger) abwies und ihm drohte, ich wolle den Stationschef fragen, ob und was er zu bekommen habe, zog er brummend ab. Ein anderer Eisenbahndiener, der mir die Thür des Warteſaales öffnete, bettelte um etwas Tabak für ſeine Pfeife, — kurz, die Bettelei, dieſes Erblaſter der Italiener, iſt trotz aller Bemühungen der italieniſchen Regierung nicht auszurotten; — von den Local- und Municipalbehörden aber wird ſie ſogar unterſtützt und befördert.

In den Reiſehandbüchern heißt es z. B. von Piſa: „Man mache ſich bei Ankunft auf dem Bahnhofe auf die widerwärtigſte Zudringlichkeit der haufenweiſe harrenden Fachini gefaßt.“ Dadurch gewarnt, hatte ich meinen Koffer gleich direct nach Florenz dirigirt und daran ſehr wohl gethan. Als wir, nur mit unſeren Reiſetaſchen beladen, den Bahnhof verließen, umgab uns ſogleich eine dichte Schaar von Fachini, Kutſchern und Hôteldienern, ihre Dienſte mit ſolchem Eifer anbietend, daß ſie ſich ſogar bemühten, uns, beſonders den Damen, die Reiſetaſchen mit ſanfter Gewalt aus den Händen zu nehmen. Wer da nicht Italieniſch kann, iſt verloren; — er wird als Fremder erkannt und behandelt, — bei uns genügte ein entſchiedenes: „Non toccate a niente!“ (Rührt nichts an!) und ein noch feſteres: „Via!“ (Weg!), um uns Bahn zu brechen. Aber auf dem ungefähr 300 Schritte weiten Wege bis zum „Hôtel de Londres“ wurden wir noch wenigſtens fünfzigmal angeredet, Lohndiener boten ſich in allen Sprachen an, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen; Hôtelrunner prieſen uns die Vortrefflichkeit ihrer Gaſthöfe, Fiaker fuhren uns in den Weg und luden zum Einſteigen ein, und ein Schwarm von kleinen Buben zog nebenher und bettelte um die Gunſt, unſere Reiſetaſchen tragen zu dürfen, wofür ſie, einander herunter bietend, zuletzt nur 2 Palanken (10 Centeſimi) verlangten. Erſt als wir im „Hôtel de Londres“ angelangt waren und der Wirth das eiſerne

Gitterthor hinter uns rasch zugeschlagen hatte, waren wir in Sicherheit. — Der Wirth, ein Pariser, Mr. Isolin, der dieses Hôtel seit einigen Jahren vorzüglich als Pension für die zahlreichen hier den Winter zubringenden brustkranken Engländer und Franzosen errichtet hat, erzählte mir später, wie es ihm trotz aller seiner Bemühungen noch nicht gelungen sei, einen Omnibus von und zum Bahnhofe gehen lassen zu dürfen. Die Väter der Stadt hätten sich über dieses Project förmlich entsetzt und hartnäckig die Erlaubniß verweigert. „Was?" hatten sie gesagt, „Sie, Herr Isolin, ein wohlhabender Mann, wollen den armen Teufeln von Fachini das Brot vor dem Munde wegnehmen! Das geht nicht! Und wenn wir es Ihnen auch erlaubten, — was würden die Folgen sein? — Die Fachini würden Ihnen Ihren Omnibus in den ersten 14 Tagen zertrümmern, und uns würden sie die Fenster einschlagen oder gar die Häuser über dem Kopfe anzünden." Und so blieb denn Alles beim Alten in dem schönen Pisa, wo zwischen den hohen Palästen das Gras auf den Straßen wächst und nur schwindsüchtige Engländer das geldspendende Publikum bilden. Die Italiener bezeichnen ihre Städte sehr treffend; — sie nennen Mailand: la grande, Genua: la superba, Florenz: la bella — und Pisa nennen sie: la morte, das todte Pisa. Diese einst so mächtige Stadt, aus deren jetzt verschlammtem Hafen die mächtigsten Kriegs- und Handelsflotten ausliefen, die den Sarazenen Sardinien, Corsica, Palermo entriß, später Carthago eroberte und bedeutende Besitzungen im Orient erwarb, dieses Pisa hat jetzt nur noch 34,000 Einwohner, keine Fabriken, keinen Handel; — der Schneider macht für den Bäcker einen Rock, — der Bäcker verkauft sein Brot an den Schneider, — Schuster und Tischler tauschen ihre Erzeugnisse an einander aus, — Einer lebt vom Andern, und da sie Alle zusammen wenig oder nichts haben, so exploitiren sie in allen möglichen Weisen die Fremden, die des milden Klimas halber oder wegen der Sehenswürdigkeiten der Stadt nach Pisa kommen.

Dabei bleibt Pisa eine todte Stadt, und es wäre ein wahres Glück für Italien, wenn einige Hundert solcher Städte, die sich längst überlebt haben, von der Oberfläche der Erde verschwänden. Diese vielen Städte ohne Handel und Industrie, in denen man bettelstolze, verfallene Palazzi, aber nicht eine anständige Fabrik findet, sind der Fluch des neuen Italien. So fleißig und arbeit-

ſam auch hier das Landvolk iſt, ſo bergen dieſe Städte doch ganze Haufen von Müſſiggängern, denen jede Arbeit ein Greuel, denen Betteln in den verſchiedenſten Masken und Uebervortheilung der Fremden der zuſagendſte Erwerb iſt, und die hauptſächlich das Heer der Malcontenti bilden, ſtets bereit zum Raiſonniren, Oppoſiren, zum Bilden geheimer Geſellſchaften, bis die Zuſtände endlich ſo unerträglich werden, wie jetzt in der Romagna, in Ravenna, Faenza, Forli u. a. O., wo weder Perſonen noch Eigenthum mehr ſicher ſind, die Polizei aus Furcht vor der Vendetta Niemand zu verhaften, die Gerichte keinen Mörder zu verurtheilen wagen und die Regierung ſich bereits in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen hat, die oberſte Civil- und Militärgewalt in die Hände eines Soldaten, des Generals Escoffier, zu legen und von dem im November zuſammentretenden Parlamente die Ermächtigung zu Ausnahmemaßregeln zu verlangen; und wie die miniſteriellen Blätter andeuten, würden dieſe Ausnahmemaßregeln in Publicirung des Belagerungszuſtandes und Aburtheilung aller Verbrechen durch Militärgerichte und — in der Deportation aller Verdächtigen beſtehen.

Sie mögen aus dieſen verzweifelten Schritten einer conſtitutionellen Regierung, die nicht einmal auf eine ſichere Majorität in der Kammer rechnen kann, entnehmen, welchen Umfang das in dieſen Städten niſtende ſociale Uebel bereits gewonnen hat. Noch einmal: Die italieniſche Landbevölkerung iſt fleißig, arbeitſam, mäßig und genügſam; — aber in den Städten, beſonders in den verkommenen, geſunkenen kleinen Städten hat ſich eine Müſſiggängerbevölkerung angehäuft, für die wirklich das dolce far niente die zuſagendſte Beſchäftigung iſt, Menſchen, die jede Arbeit haſſen und die nicht im Stande ſind, zu begreifen, wie ein Menſch, der zu leben hat, ſtatt ſein Geld in Staatspapiere zu ſtecken und von den Intereſſen-Coupons zu leben, — ſo wahnſinnig ſein kann, eine Fabrik zu errichten, deren Betrieb zu überwachen oder von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags im Comptoir zu arbeiten. Menſchen, die Geld und dennoch das Bedürfniß der Arbeit haben, ſind dieſen Leuten ein unerklärliches Räthſel; — denn wenn ein Bewohner von Piſa oder einer andern ſolchen Stadt ſein knappes Auskommen für den Tag hat, ſo thut er abſolut nichts, als von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen und überall ſchwatzen, — oder er legt ſich auf die Steingeländer des Quais am Arno und dreht und verraucht eine Cigarrette nach der andern, und der einzige

Verſuch, mehr Geld zu erwerben, beſteht darin, daß er alle 14 Tage ſeine 50 Centeſimi in die Zahlenlotterie trägt, drei Nummern beſetzt und auf eine Terne wartet. — Denn die heilloſe Zahlenlotterie, dieſe Blutſteuer der Armen und der Aermſten, beſteht leider in dem neuen Italien noch immer und iſt eine von den wenigen Erbſchaften der früheren despotiſchen Regierungen, die das conſtitutionelle Regiment des italieniſchen Königreiches unangetaſtet gelaſſen hat.

Doch ich will Ihnen lieber erzählen, wie ich nach Piſa gekommen bin und wie es mir mit der Corriera von Genua bis Spezia gegangen iſt. Um 2 Uhr Nachmittags waren wir im Bureau der Corriera, die pünktlich um dieſe Zeit abgehen ſollte, aber eine halbe Stunde ſpäter auch noch ruhig mit angeſpannten Pferden und ungeduldig brummenden Reiſenden daſtand. Auf meine Frage im Bureau, ob wir etwa auf ſchöneres Wetter oder auf günſtigen Wind warteten, erfuhr ich, daß die königliche Poſt die mitzunehmenden Brieffelleiſen noch nicht geſchickt habe, und daß auf dieſe gewartet werden müſſe. Es iſt traurig, wenn die Regierung zur brieflichen Verbindung des erſten Handelshafens Genua mit dem erſten Kriegshafen Spezia ſich für die Beförderung ihrer Briefe und Depeſchen auf eine Privatunternehmung verlaſſen muß und nicht einmal ſelbſt einen Poſtwagen fahren laſſen kann; — noch ſchlimmer aber iſt es, wenn dieſe Privatpoſtkutſche zur Zurücklegung einer Strecke von 10 deutſchen Meilen volle achtzehn und eine halbe Stunde braucht. Wir fuhren um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags ab und langten am andern Morgen einige Minuten vor 9 Uhr in Spezia an. Der erſte Act unſerer Reiſe war, wie dies bei vielen Theaterſtücken der Fall iſt, viel verſprechend, allein ſpäter wurde es von Act zu Act ſchlimmer. Ich hatte vorſorglich die drei Plätze des Coupé genommen, und ſo ſaßen wir ganz allein und bequem und hatten, ſo lange es Tag war, eine Reihenfolge der reizendſten An- und Ausſichten auf die an Naturſchönheiten ſo reiche Riviera di Levante. Gleich hinter Genua ſtieg die bereits unter franzöſiſcher Herrſchaft begonnene, aber erſt unter Victor Emanuel beendete Straße einen ſteilen Berg hinauf und ſenkte ſich dann hinab in das Thal des Beſagno, zu unſerer Rechten immerfort das Meer, mit Schiffen bedeckt, — zu unſerer Linken Hügelreihen, beſäet mit den prächtigſten Villen und herrlichen Gärten. So ging es fort über San Martino d'Abaro,

durch die endlosen, von Früchten strotzenden Orangen- und Citronenhaine Nervis über Resco nach Rapallo, wo die Straße in's Gebirge tritt und nun einen steilen Berg hinauf, einen andern hinunter, durch Tunnels und auf hohen Dämmen durch diese Ausläufer der Apenninen hindurch führt. Bald rechts, bald links tauchte neben uns der Riesenbau der neuen Eisenbahn von Genua nach Spezia auf, — bald fast durchgängig auf Viaducten erbaut, deren massive Bogen die Höhe sechsstöckiger Häuser hatten, bald in endlosen Tunnels durch die höchsten Berge laufend; — eine Bahn mit Hindernissen aller Art, die bis zu ihrer Vollendung noch manche schwierige Aufgabe zu lösen geben wird. Jetzt fing es aber auf gut Genuesisch zu regnen an, die grauen schweren Wolken senkten sich bis auf die Decke unseres Wagens, der mit fünf starken, von Schweiß und Regen triefenden Pferden und dem bis auf die Haut durchnäßten Postillon lustig dahin rollte. Wenn die Eisenbahn vollendet sein wird, wird man diese Strecke, zu der wir über 18 Stunden brauchten, in 3 Stunden zurücklegen, und statt der 22 Francs, die jetzt ein Platz in der Corriera kostet, wird man ungefähr 7 Francs bezahlen. Wir fuhren nun in die stürmische und regnerische Nacht hinein, bekamen fünf- bis sechsmal frische Postpferde, hielten uns aber nirgends auf und von einem Abendessen oder sonstigen Erfrischungen war daher keine Rede. So kamen wir denn um 3 Uhr Morgens unter strömendem Regen bei Borghetto in das Thal des wilden Bergstromes Vara, wo vor circa drei Wochen die steinerne Brücke von den Wogen weggerissen worden war. Drei Wochen waren seitdem vergangen, aber noch immer keine Anstalten zu einer Nothbrücke gemacht worden. Hier fand also der angekündigte Wagenwechsel statt, und zwar in folgender Weise: am Ufer des Vara mußten die Passagiere in dem furchtbarsten Regen aussteigen; jeden Reisenden faßte ein stämmiger Bauernbursche beim Arm, und so kletterten wir nun über Felsblöcken das steile Ufer des Vara hinab. Voran ging ein Mann, der einen in Theer getunkten Reisigbesen angezündet hatte, zwischen unseren Füßen hindurch liefen kleine barfüßige Buben mit Laternchen, die als Volontairs mithalfen, um sich einige Sous zu verdienen, deren Lichterchen aber wie Irrlichter um uns herumgaukelten und uns Reisende nur schwindlig und verwirrt machten. So gelangten wir endlich, stolpernd und rutschend und nur von den kräftigen Armen der Führer auf den Beinen erhalten,

hinab in das Bett des reißenden Bergſtromes, der mit donnerähnlichem Geräuſch dahintobte und uns mit ſeinen Schaumwellen beſpritzte. Im Strome ſelbſt waren auf Felsblöcke einige Bretter gelegt worden und auf dieſen balancirten wir uns wie etwa ein Seiltänzer über das tobende Gebirgswaſſer. Endlich waren wir alle glücklich drüben, — jetzt hieß es aber auf der andern Seite hinaufklettern. War ſchon das Hinabklimmen in finſterer Nacht und unter fortdauernden Wolkenbrüchen ſchlimm geweſen, ſo war das Hinaufklimmen noch viel ſchwieriger. Das Ufer ſtieg hier einige Hundert Fuß ſteil hinauf, und der Boden war nicht felſig wie drüben, ſondern lehmartig und ſchlüpfrig. Bei jedem Schritte aufwärts rutſchte man zwei Schritte zurück, und wir kamen nicht vom Flecke.

Die Führer ſchleppten uns unverdroſſen aber doch die Höhe hinauf, und nach einer Stunde, die ich nie vergeſſen werde, waren wir endlich oben auf der Chauſſee, wo der uns entgegengeſchickte Poſtwagen ſtand. Die Paſſagiere, durchnäßt bis auf die Haut, ſtürzten ſich hinein, nun mußten aber erſt das Gepäck und die Brieffelleiſen herübergeſchleppt werden. Der Mann mit dem brennenden Beſen und ſeine Trabanten liefen nun zurück, und nach wieder einer Stunde kamen ſie mit den ſchweren Koffern auf dem Rücken die ſteile, ſchlüpfrige Anhöhe heraufgeklettert. Wie ſie die Koffer den glatten, ſchlüpfrigen Weg heraufgebracht haben, auf dem ich mich kaum allein und geſtützt von einem Führer erhalten konnte, iſt mir noch jetzt ein Räthſel. Während die Koffer wieder auf die Vache des Wagens gepackt wurden, belohnten wir unſere anderen Führer, die uns, als Alles glücklich beendigt war, noch ein fröhliches: „Buon viaggio!“ zuriefen und nun, der Mann mit dem brennenden Beſen voran und die Laternenjungen nebenher laufend, höher in die Berge hinaufſtiegen, um in ihr Heimathsdorf zurückzukehren.

So hatte ich denn nun auch praktiſch erfahren, was ein kleiner Wagenwechſel in Italien ſei, und ich gelobte mir, dieſes Experiment nicht mehr zu wiederholen. Und abermals ging es nun bergauf und bergab, bis endlich die letzte Höhe erreicht war und wir vor uns das Meer und Spezia mit ſeinen mächtigen Kriegsſchiffen liegen ſahen. Noch einmal hinab in tauſend kühnen Schlangenwindungen flogen wir nun im ſcharfen Trabe, der Regen hatte aufgehört, und als wir in Spezia ankamen, ſchien die Sonne und

eine milde, balsamische Luft, gewürzt vom Dufte der Orangen- und Magnolienblüthen, wehte uns belebend entgegen. — Wir benutzten die zwei Stunden, die wir noch bis zum Abgange des Trains hatten, um im Café Elvetico sehr gut zu frühstücken, ließen dabei unsere Stiefel, die von Koth, Lehm und anderen Ueberbleibseln dieser Nacht etwa wie Elephantenfüße aussahen, von ein paar dienstbeflissenen ambulanten Fußbekleidungsverschönerern wieder in präsentable Gestalt bringen, und fuhren nun, alles Ungemach schnell vergessend, auf der Eisenbahn nach Pisa.

Vorüber ging es an dem alten Sarzana, von wo die Familie der Buonaparte stammt, ehe sie mit dem kühnen Malaspina nach Corsica auswanderte, vorbei an der alten etruscischen Stadt Luna, die, von den Arabern im elften Jahrhundert ganz zerstört, noch aus jener Zeit ihrer Blüthe unter römischer Herrschaft die Ruinen eines großen Amphitheaters und eines mächtigen Circus bewahrt hat. Leider ließen wir in einiger Entfernung die weißen und rothen Berge liegen, in denen der berühmte Marmor von Carrara gebrochen wird, und unzählige große Blöcke dieses Marmors lagen zu beiden Seiten der Bahn, der Weiterbeförderung nach allen Theilen der Welt harrend. Ueber Massa, wo einst Napoleon's Schwester Elisa Bacciochi regierte, Pietrasanta und Viareggio fuhren wir endlich in den Bahnhof von Pisa ein, wo wir von den ungeduldig harrenden Fachini und Consorten in der gemeldeten Weise empfangen wurden.

Da man in Italien erst Abends zu Mittag speist, was einem mitreisenden Baiern ein wahrer Greuel war, so hatten wir von 12 bis 6 Uhr vollauf Zeit, alle Merkwürdigkeiten Pisas zu besichtigen, was ich um so gewissenhafter that, da ich beschlossen hatte, nie und unter keiner Bedingung wieder nach dieser todten Stadt zurückzukehren, die auf mich einen höchst unangenehmen Eindruck gemacht hat. Mit Förster's Reisehandbuch unter dem Arme und die zudringlichen Mosquitoschwärme der Lohndiener und Fremdenführer von uns abwehrend, machten wir uns auf den Weg, besahen die stattliche Piazza dei Cavalieri, wo einst Ugolino dei Gherardeschi mit seinen Söhnen und Neffen, auf Befehl des Erzbischofs Ruggieri degli Ubaldini in dem sogenannten Hungerthurme eingemauert, elendiglich verhungern mußte, und zogen von da zu dem prächtigen Dom mit seiner Marmor-Façade und seinen unzähligen, von den Pisanen aus Rom und Griechenland heim-

gebrachten antiken Säulen, — beſahen das eben ſo prächtige Battiſterio (Taufcapelle), den ſchiefen, 12 Fuß nach der einen Seite überhängenden Glockenthurm und den Campo Santo, den Stolz der Bürger Piſas. Der Campo Santo, gegründet von dem Erzbiſchof Ubaldo im Jahre 1190, der dazu vom Calvarienberge bei Jeruſalem in 50 Schiffen geweihte Erde nach Piſa bringen ließ, um die Todten darin zu begraben, iſt eine in Parallelogrammform erbaute Säulenhalle, die einen großen, nur mit vier Cypreſſen geſchmückten Raſenplatz einſchließt. Unter dieſen Säulenhallen, deren zwei 415 Fuß, zwei aber 137 Fuß lang und deren Rückwände mit den großartigſten, leider theilweiſe beſchädigten Frescogemälden verziert ſind, haben die Piſaner nicht nur ihre berühmten Todten begraben und ihnen prächtige Monumente errichtet, ſondern auch alle antiken Sculpturen römiſchen, griechiſchen und etruſciſchen Urſprungs, ſowie Bildwerke aus dem Mittelalter in einer höchſt werthvollen Sammlung aufgeſtellt. Die Beſichtigung dieſer intereſſanten Alterthümer nahm zwei Stunden in Anſpruch, und doch mußten wir uns nur mit einer flüchtigen Ueberſicht begnügen. Von neueren Monumenten ſind beſonders intereſſant das Grabmal Algarotti's, auf Befehl und auf Koſten Friedrich's des Großen errichtet, und das Grabmal der berühmten Sängerin Angelica Catalani, „der großen Künſtlerin und vortrefflichſten und mildthätigſten Frau" von ihren drei Söhnen geweiht. — Die Beſichtigung dieſes Campo Santo verdient es allein, daß man Piſa beſucht, ſo viel Unangenehmes dieſe Stadt auch ſonſt hat.

Doch ich bin müde und matt, — die Nachtfahrt und der Wagenwechſel mit Hinderniſſen liegen mir noch in den Gliedern, zudem geht es morgen um 6 Uhr früh ſchon wieder nach Florenz, da ich am Bahnhofe erfuhr, daß der Ueberſchwemmung des Arno halber der morgige Zug vielleicht der letzte ſein werde, der noch expedirt werden könne, — und heute ſchon ein Frachtzug ausgefallen ſei, indem das Waſſer breits das Niveau der Schienen erreicht habe. — Alſo fort! Denn in Piſa mehrere Tage liegen bleiben zu müſſen, iſt für mich ein ſchrecklicher Gedanke. Alſo Felice notte, von Ihrem ꝛc.

In Florenz.

Der erste Eindruck. — Der Palazzo vecchio. — Die Loggia dei Lanzi. — Die Uffizii. — Palazzo Unguccioni. — Die Muster-Republik Italiens. — Republikanische Gleichheit in den Sammlungen. — Zum Adelstand degradirt. — Fremdencolonien. — „Albergo della Porta rossa.“ — Ueberschwemmte Eisenbahnen. — Die Kaiserin von Rußland vom Comer See vertrieben. — Exkönigin Isabella von Spanien. — Politische Caricaturen. — Das Tagewerk des Bummelns. — Die Theater in Florenz. — Deutsche Stücke auf italienischen Bühnen. — Heimisches Gefühl in Italien.

Florenz, 9. October 1868.

Von allen Städten Italiens, die ich bis jetzt gesehen, macht Florenz auf mich den erfreulichsten und angenehmsten Eindruck, und gewiß nicht mit Unrecht wird es „das schöne Florenz“ genannt. In einer reizenden, fruchtbaren Gegend, an beiden Ufern des Arno gelegen, ist es von anmuthigen Hügeln und sanft aufsteigenden Bergen, den letzten Ausläufern der Apenninen, umgeben, — und hat eine milde, angenehme Luft, im Frühling und Herbst das zusagendste Klima für Nordländer. Dazu kommen breite, reinliche Straßen mit Palästen oder wenigstens palastähnlichen Häusern besetzt, ein reges, bewegtes Volksleben, ein frisches, fröhliches Treiben auf allen Straßen und Plätzen, und eine Fülle von Kunstschätzen, wie man sie nirgend auf so verhältnißmäßig kleinem Raume beisammen finden kann. Wenn man z. B. aus der Via Calzajoli auf die prächtige Piazza della Signoria tritt, übersieht man mit einem Blicke mehr große und bedeutende Kunstwerke, alle im Freien aufgestellt, als manche große Residenzstadt in allen ihren Museen und Sammlungen zusammen aufzuweisen hat. Da steht vor uns der Palazzo vecchio, einst der Sitz der Regierung der Republik, dann der kunstliebenden Mediceer, mit seinen festungsähnlichen Zinnen und seinem gewaltigen Wartthurme, das ganze kolossale Gebäude aus massiven Steinquadern im Rustico-Style erbaut; — jetzt der Sitz der italienischen Deputirtenkammer, für die eben ein neuer Sitzungssaal errichtet und Tag und Nacht von Hunderten von Arbeitern gehämmert, gesägt und gemauert wird. Vor dem Pa-

lazzo ſtehen zwei eben ſo koloſſale Marmorſtatuen: Michel Angelo's David und Bandinelli's Hercules; — neben denſelben, nahe der Stelle, auf der der große Reformator Abt Savonarola verbrannt wurde, Ammanati's großer Brunnen mit der Marmorſtatue des Neptun und Tritonen und Satyrn aus Erz. Neben dem Brunnen die Reiterſtatue Cosmus I. von Medicis, und dem Palazzo gegenüber die Loggia dei Lanzi, die ehemalige Hauptwache der Lanzenknechte, eine majeſtätiſche Halle, in welcher jetzt eine Fülle der ſchönſten Kunſtwerke aufgeſtellt iſt. Da ſtehen Donatello's Judith und Holofernes und Benvenuto Cellini's Perſeus, beide in Erz, Giovanni da Bologna's Raub der Sabinerinnen und Hercules mit dem Centaurus, ein antiker Ajax mit der Leiche des Patroclus im Arme und Fedi's, eines jetzt lebenden bedeutenden Künſtlers, Gruppe des Raubes der Polixena, — alle aus weißem Marmor, während den Hintergrund ſechs weibliche römiſche Statuen, im Trajansforum zu Rom gefunden, ausfüllen. Neben der Loggia della Zecca (Münze), in der jetzt die Poſt iſt, und nun gegen den Arno hin auf mächtigen Säulenhallen, geſchmückt mit den lebensgroßen Statuen berühmter Toscaner, die weltbekannten Kunſtſammlungen degli Uffizii, in denen die Mediceer ihre reichen Schätze der Malerei und Sculptur aufſtellten, während der prächtige Palazzo Unguccioni, nach Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo erbaut, den herrlichen Platz würdig abſchließt. Wahrlich, man wird nicht müde, auf dieſer Piazza della Signoria umherzuwandeln, zu betrachten, zu bewundern und immer neue Schönheiten zu entdecken. Und alle dieſe prächtigen Kunſtſchätze ſind nicht ängſtlich und neidiſch in Muſeen eingeſchloſſen und von Cuſtodes und Trinkgeld verlangenden Galeriedienern bewacht, — ſie ſtehen offen da, unter freiem Himmel, dem Volke zur Erhebung und zur Belebung ſeines natürlichen Schönheitsſinnes zu allen Tageszeiten zugänglich, — in der wechſelnden Beleuchtung des Morgens, des Mittags und des Abends, wie Nachts bei Mondenſchein einen ſtets neuen, unauslöſchlichen Eindruck darbietend.

Florenz war die Muſter-Republik Italiens und hat heute noch viel von dieſer republikaniſchen Geſinnung bewahrt; — hier giebt es im Gebiete der Kunſt keinen Unterſchied der Stände, — alle Galerien ſind täglich von 10 bis 3 Uhr Nachmittags und am Sonntage noch eine Stunde länger Jedermann offen, das Fordern, ja ſelbſt das Geben und Annehmen von Trinkgeldern iſt ſtreng

verboten. In der Galerie degli Uffizii ſieht man neben reichgeſchmückten, eleganten Damen, ruſſiſchen Fürſten, engliſchen Lords und der Crême de la Crême der Touriſtenwelt den einfachen Arbeiter in ſeinem ſchlichten Wammſe, den gemeinen Soldaten in ſeiner den calabreſiſchen Räubertrachten nachgebildeten neuen Uniformirung, das einfache Bauermädchen, — ſie Alle vereinigt hier, als Gleiche, die göttliche Kunſt.

Und doch, bei dieſer ſo gemiſchten Beſuchermenge, welche Ruhe, welche artige Sitte, welche aufmerkſame Betrachtung, — welch angeborenes Schicklichkeitsgefühl; — nie noch habe ich geſehen, daß die Galeriediener genöthigt waren, auch nur mit einer leichten Ermahnung warnend einzuſchreiten. Alles bewegt ſich ruhig, anſtändig, gute Sitte beachtend und voll Intereſſe und Aufmerkſamkeit durch dieſe mit den edelſten Schätzen der Kunſt reichgeſchmückten Gallerien.

Ja, die republikaniſche Sitte hat ſich, wenigſtens auf dem Gebiete der Kunſt, in dem ſchönen Florenz noch immer erhalten, und ſelbſt in den Theatern fand ich bei einem außerordentlich gemiſchten Publikum dieſelbe artige Sitte, dieſelbe höfliche Rückſicht gegen Andere, daſſelbe Schicklichkeitsgefühl. Hier wird in den Theatern zweiten Ranges nicht wie in Mailand geraucht, noch werden Getränke ausgeboten, und mit dem erſten Bogenſtriche des Orcheſters nimmt Alles die Hüte ab, um den Rückwärtsſitzenden nicht zu geniren. Florenz hatte, als es Freiſtaat war, ſeinen republikaniſchen Sinn ſo ſcharf zugeſpitzt, daß die Regierung der Republik nur aus den zwölf Vorſtehern (Prioren) der berechtigten Handwerkszünfte, mit Ausſchluß jedes Adligen, gebildet war, und daß die größte Strafe für einen Florentiner Bürger darin beſtand, daß er ſeine Bürgerrechte verlor und zum Adelsſtande degradirt wurde — eine Einrichtung, die man der preußiſchen Regierung zur Beherzigung empfehlen möchte, da in Preußen leider noch immer ein adliger Verbrecher mit dem Verluſte der Adelsrechte beſtraft und in den ehrlichen Bürgerſtand herabgeſetzt wird. Daß dieſes wüſte Ueberbleibſel der Feudalzeit noch immer nicht aus den Geſetzbüchern der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entfernt wird, iſt, bei der jetzigen Stellung und dem Anſehen des Bürgerthums, geradezu unbegreiflich.

Kurz, Florenz gefällt mir außerordentlich, und wenn ich könnte, ſo würde ich für immer hier bleiben, wie denn auch Florenz der

beliebte Wohnsitz von zahlreichen Fremden-Colonien, besonders aber von Engländern, Russen und Polen ist. Auch ist das Leben hier billig, und selbst in den vornehmsten Stadttheilen, wie am Lung-Arno, kann man möblirte Privatwohnungen billig, z. B. zwei Zimmer (ganz eingerichtet) mit Bedienung für 40 bis 60 Francs monatlich (10 bis 12 Dollars) haben.

Die Table d'hôtes der ersten Hôtels kosten (mit Wein) nur 3 bis 4 Francs, und die besten Trattorien geben für den festen Preis von 2 Francs ein Pranzo, bestehend aus Suppe, drei Gerichten nach eigener Auswahl, Käse, Früchten, Confect und einer Tasse Kaffee, nebst Brot und Wein à discrétion; — ja man kann für 1 und $1^1/_2$ Francs anständig zu Mittag speisen, und die theuersten Diners à prix fixe in den großen Café-Restaurants steigen nicht über 4, höchstens 5 Francs. Eine Tasse Kaffee kostet 20 Centesimi (etwa $1^1/_2$ Sgr.), ein Glas Eis (Gelato) 30 Centesimi. Ich wohne hier in dem mir schon von Mailand aus bestens empfohlenen „Albergo della Porta rossa", im Mittelpunkte der Stadt, und zahle für ein sehr großes, elegant möblirtes Zimmer im zweiten Stockwerk 2 Francs und, wenn ich zu Hause speise, für eine Table d'hôte von acht Gängen nebst Wein, wie ich sie selbst in Straßburg nicht besser gefunden habe, $3^1/_2$ Francs. Der toscanische Wein ist, selbst in den gewöhnlichen Qualitäten, vorzüglich; jetzt, im October, sind alle Märkte mit jungen grünen Erbsen, Schnittbohnen, Blumenkohl, Cardonis u. A. überfüllt, und das Obst ist das allervortrefflichste, das ich noch gegessen, besonders die Weintrauben (unter diesen die Uva pergolese mit ihren länglichen Beeren) und treffliche Feigen und Pfirsiche.

Es ist bereits sehr lebhaft in Florenz, obwohl die eigentliche Wintersaison noch nicht recht angefangen hat, aber Mitte November, wenn die italienischen Kammern wieder zusammentreten, wird es noch viel lebhafter und glänzender hier werden. Jetzt stören noch die vielen großen Ueberschwemmungen, die durch theilweise Zerstörung der Bahnen und schwere Beschädigungen der Bergstraßen in der Schweiz den Fremdenzuzug bedeutend geschmälert haben. Ich bin von Pisa bis hierher Meilen weit durch überschwemmte Felder gefahren, auf denen entwurzelte Weinstöcke, Olivenbäume und Anderes herumtrieben und die Ernte mit einer dicken Lage von Schlamm und Sand bedeckt war, und die Kaiserin von Rußland hat sich aus ihrer ganz neu und prachtvoll für sie eingerichteten

Villa Ciani am Comer See ſchon wenige Tage nach ihrer Ankunft flüchten müſſen, da die herabſtürzenden Bergſtröme von rückwärts und der über ſeine Ufer tretende See von vorn in die Zimmer drangen. Jetzt iſt ſie in Mailand, wo ihr Victor Emanuel den königlichen Palaſt zur Verfügung geſtellt hat.

Wo die arme Frau (einer ihrer Söhne iſt ſoeben nur mit knapper Noth dem Tode bei dem Schiffbruche einer ruſſiſchen Fregatte entgangen; der älteſte ſtarb in ihren Armen vor zwei Jahren in Nizza, und ſie ſelbſt darf nicht mehr nach Petersburg zurückkehren, da die Aerzte in ſolchem Falle nicht ſechs Monate für ihr Leben gutſtehen wollen) — wo dieſe arme gekrönte Frau den Winter zubringen wird, ſcheint noch nicht beſtimmt. Fürſt Doria hat ihr ſeine bei Genua dicht neben der Villa Pallavicini gelegene ſchöne Villa angeboten, — heute leſe ich aber in den Zeitungen, daß ſie ſich wahrſcheinlich nach Pau im ſüdlichen Frankreich begeben wird. Auch Exkönigin Iſabella von Spanien hat ſich über die Wahl ihrer Winterreſidenz noch nicht entſchieden. Vorläufig genießt ſie, die bourboniſche Königin, die Gaſtfreundſchaft eines Bonaparte, die übrigens ſehr kühler Natur iſt und auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl ihr alle königlichen Ehrenbezeigungen verweigert. Der Papſt hat der verjagten Königin den Palaſt des Quirinal zur Wohnung angeboten, und ſchließlich wird ſie wohl dahin gehen müſſen, denn in Frankreich iſt ſie nichts weniger als populär, und unter ihrem Gefolge reißen bereits Zwietracht und Deſertion ein, — ſo daß ſchon ſämmtliche Adjutanten des Königs-Gemahl bei Nacht und Nebel nach Spanien zurückgekehrt ſind. Ja ſelbſt der einzige Kriegsdampfer, den ſie bei Bayonne liegen und deren Capitän befohlen hatte, ſich ſtets, ihres Befehles gewärtig, ſegelfertig zu halten, iſt vor drei Tagen ſpurlos verſchwunden. Dieſes raſche und ſchmähliche Ende des letzten Zweiges der Bourbons und dieſer überraſchend ſchnell und ohne Blutvergießen erfolgte Sieg der ſpaniſchen Revolution erregen überall, beſonders aber in ganz Italien, das größte Intereſſe, und die paar päpſtlichen Jeſuitenblätter ausgenommen, habe ich noch nicht eine Zeile des Bedauerns über dieſe gefallene Größe geleſen. Ja das frömmſte dieſer Blätter, die Unita cattolica, geht bereits ſo weit, zu behaupten, Königin Iſabella habe ihren Sturz ſelbſt verſchuldet, weil ſie nicht energiſch genug zum Schutze der katholiſchen Kirche aufgetreten ſei und gewiſſe gottloſe Maßregeln, wie die Beſchlagnahme

und den Verkauf der Kirchengüter, nicht verhindert habe. So dankt Rom seinen treuen Dienern, und Exkönigin Isabella mag sich bei ihrer Ankunft im Quirinal auf einen nicht allzu freundlichen Empfang gefaßt machen. Gestern waren hier bereits alle Straßenecken und Stände der Zeitungsverkäufer mit einer Caricatur bedeckt: Isabella's Empfang in Rom darstellend. Die Königin, auf einem Esel reitend, ist soeben vor den Thoren Roms angekommen und ein Jesuit hebt sie aus dem Sattel und breitet den Schutz seines Regenschirmes über sie aus. Die Königin hält ihren Reisesack krampfhaft ängstlich fest, in welchem sich die gest— gesparten Millionen befinden, die sie vor ihrer Flucht in Sicherheit gebracht hat. Aus der sich öffnenden Thür des gegenüber liegenden „Hôtels der Vagabunden" aber strömen ihr alle in Rom lebenden depossedirten Fürsten von Neapel, Toscana, Modena, Parma u. s. w. entgegen und begrüßen sie mit einem freudigen: „Willkommen, Frau Schwester!"

Das politische Caricaturenthum ist in ganz Italien in höchster Blüthe, — in jeder Stadt erscheinen drei, vier, auch mehr illustrirte Witzblätter à la Kladderadatsch und Charivari, in denen nichts geschont wird, am wenigsten die eigene Regierung, — Napoleon III. und der Papst aber am übelsten wegkommen. Preußens König Wilhelm und Bismarck erscheinen auf diesen politischen Caricaturen nur selten und nie böswillig lächerlich gemacht, sondern meist, wie Garibaldi, als Schreckbilder und bêtes noires Napoleon's III. Ein Spaziergang in den Straßen bietet stets ein reiches Museum dieser Volkswitze, und manche davon sind im so drolligen Pulcinellhumor des Italieners aufgefaßt, daß man sich des herzlichsten Lachens nicht erwehren kann. — Wenn Sie mich daher fragen, wie ich hier in Florenz meine Zeit zubringe, so kann ich Ihnen darauf nur die eine Antwort geben: „Ich flanire!" oder auf Deutsch: „Ich bummle!" und nichts ist, um Land und Leute kennen zu lernen, nützlicher als das Bummeln.

Ich arbeite des Morgens von 6—10 Uhr, — dann wird in einem Kaffeehause gefrühstückt und die Zeitung gelesen, und dann geht es in die Galerien degli Uffizii und in die damit verbundenen Sammlungen des Palastes Pitti, der Residenz des Königs Victor Emanuel. Ich bin jetzt vier Tage in Florenz, und an allen diesen vier Tagen habe ich die Stunden von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags in diesen beiden Galerien zugebracht, und doch

wie wenig kenne ich erſt davon und wie finde ich jeden Tag neue, bisher überſehene Kunſtſchätze. Dann treibe ich mich auf Straßen und Plätzen herum, beobachte das Volksleben, wobei gelegentlich wohl auch eine Kirche oder ein Monument mitgenommen werden. Um 5 Uhr iſt Table d'hôte, nach dieſer geht man ſpazieren, um Florenz und die reichen Kaufläden bei Gasbeleuchtung zu ſehen, und um 8 Uhr geht es in eins der vielen Theater, die erſt nach Mitternacht aus ſind, worauf man dann müde und matt das willkommene Bett ſucht. — Das größte Theater, die Pergola, iſt noch geſchloſſen, dagegen war ich geſtern in dem zweiten Theater von Florenz, Teatro Pagliano, ein wunderhübſches, ſehr großes Gebäude, ganz einfach weiß lackirt mit rothen Sammetbrüſtungen der Logen und ganz ſchmalen Goldleiſten auf den architektoniſchen Linien, eine Einfachheit, die bei der hieſigen glänzenden Beleuchtung eine äußerſt gefällige Wirkung macht. — Ich ſah geſtern Roſſini's dreiactige Opera buffa: La pietra del paragone, mit einer ganz vorzüglichen Mezzo-Sopraniſtin und einem Bariton, wie ich ſeit Tamburini's Glanzzeiten keinen mehr gehört, und ein ſechsactiges, großes hiſtoriſches Ballet: „Die Belagerung von Florenz im Jahre 1530," mit ungemein reicher Ausſtattung und einem erſten Tänzerpaare, das durch ſeine ausgezeichneten choreographiſchen Leiſtungen ſelbſt in der großen Oper in Paris Aufſehen erregen würde — und der Eintrittspreis für alle dieſe Herrlichkeiten war — im Parterre mit einem bequemen Sitzplatze — 1 Franc oder 8 Sgr. — Ja man bekommt in Italien etwas für ſein Geld — das iſt gewiß!

In einem andern Theater, dem Teatro Nazionale, ſah ich eine neue dreiactige Oper: „Don Matteo," von ganz paſſabeln Sängern und einem vorzüglichen Buffo aufgeführt, und dazu ein sieben-actiges Ballet: „Die beiden Tartuffes," — in welchem ein Jeſuit einen ganz charmanten Cancan à la Mabille mit einem Dutzend der hübſcheſten Griſetten tanzte. Hier koſtete das Parterre-Entrée gar nur 60 Centeſimi (5 Sgr.). Die Einrichtung der italieniſchen Theater iſt nämlich folgende: in jedem Theater beſteht ein feſter Eintrittspreis, der für alle Plätze gleich iſt und in den Volkstheatern 25 bis 50 Centeſimi, in den größeren und Operntheatern 60 Centeſimi bis 1 Franc beträgt; nur in den ganz großen Theatern, wie in der Fenice in Venedig, Scala in Mailand, Pergola in Florenz, San Carlo in Neapel iſt in den eigentlichen großen

Stagioni, z. B. des Carnevals, der Eintritt höher und steigt auf 2 bis $2^1/_2$, ja 3 Francs. Mit diesem Eintrittsbillet ist aber kein Recht auf einen Sitz verbunden, doch sind in jedem Theater ein Theil der Bankreihen im Parterre (Platea) und die meisten Bänke auf der Galerie (Loggione) den früh Kommenden zur Disposition gestellt. Sind diese unentgeltlichen Sitze alle besetzt, so muß man, wenn man nicht stehen will (was die meisten jungen Leute vorziehen), sich einen der numerirten Sitze kaufen, deren Preis von 75 Centesimi bis zu 1, 2, ja 3 Francs steigt, — das Eintrittsbillet muß man aber auch in diesem Falle besonders lösen. Die Logen (Palchi) gehören zum Theil einzelnen Familien (als Actionären des Gebäudes) eigenthümlich, oder sie sind von anderen Familien für das ganze Jahr gemiethet, oder der zeitweilige Director hat einen Theil davon zu seiner Disposition. Alle diese Logenbesitzer treiben nun durch besondere Agenten einen Handel mit ihren Logen und vermiethen sie für den Abend. Schon auf der Straße vor dem Theater werden Logen offerirt, und ein Agent bietet den andern herunter. Feste Preise für die Logen giebt es nicht; — bei einer ersten Opernvorstellung (prima necita) muß man eine solche Loge für 4 bis 6 Personen oft mit 80, 100, ja 150 Francs bezahlen, die man am nächsten Abend, wenn etwa die neue Oper durchgefallen ist, um 5 Francs haben kann.

Der Besuch der italienischen Theater ist den Fremden besonders zu empfehlen, hier trifft sich Alles, hier erfährt man alle Neuigkeiten, hier macht man interessante Bekanntschaften, hier lernt man aber auch am schnellsten und leichtesten Italienisch. Zudem sind die Italiener gute Schauspieler, besonders in der Posse und im Lustspiel, und ein gutes Orchester findet man in jedem Theater. Auch auf diesem Felde macht sich das deutsche Element immer mehr geltend; — eins der Tagestheater gab in diesen Tagen Schiller's Räuber (I Masnadieri), im Teatro Rossini ist für morgen Don Carlos, „Tragedia del gran poeta tedesco Federico Schiller," angekündigt, und im Teatro Nuovo giebt man allabendlich: Le Nozze di Figaro, dell' immortale maestro W. A. Mozart. Drei Theater in der Hauptstadt Italiens, die deutsche Meisterwerke zur Aufführung bringen!

Erwarten Sie daher bei diesem Bummelleben von mir keine ausführliche Schilderung der hiesigen Kunstschätze, — eine Schilderung, die den Lesern doch nichts anschaulich machen kann; —

ich ſehe, ich genieße, ich ſchwelge in dem künſtleriſchen Ueberfluſſe, — aber beſchreiben kann ich nichts; — die Eindrücke ſind zu überwältigend, zu betäubend. Das Eine weiß ich, daß ich mich wohl und glücklich fühle wie noch nie im Leben, daß ich dieſe milde, laue Luft, dieſen tiefblauen Himmel, dieſes ſüdliche Leben, dieſen überquellenden Reichthum an Natur- und Kunſtſchönheiten mit vollen Zügen genieße, daß ich ſelig und glücklich bin, wie ein Kind im Schooße der Mutter. Mein ſchönſter Traum iſt Wahrheit geworden, die Hoffnungen meiner Jugend und meines Mannesalters ſind erfüllt, — ich bin in Italien, und es heimelt mich Alles um mich an, als wäre ich eigentlich hier geboren und zu Hauſe und kehrte nun nach langer Abweſenheit wieder zurück. — Ja, großer Goethe! Du haſt ein wahres Wort geſprochen: „Wer Italien geſehen hat, kann nie mehr unglücklich werden!“ — Ich bin in Italien! und wenn ich einſt ſcheiden muß, dann: fare thee well, and if for ever, still for ever, fare thee well!

Abſchied von Florenz.

Rom und der Veſuv. — Zwei Magnete. — Die Tribuna in der Galeria degli Uffizii. — Humane und liberale Anordnungen für den Beſuch der Galerien. — Der Palazzo Pitti. — Verbindungsgang über den Arno. — Anfang eines Verſuches der Majeſtätsbeleidigung. — Die ruſſiſche Capelle und der Caſtellan in Wiesbaden. — Die Accademia delle belle Arti. — Die Annehmlichkeiten von Florenz. — Ein großer Uebelſtand. — Die ſteinerne Stadt. — Der Garten Boboli und die Caſcinen. — Ein Bild in der Akademie. — Das Viſa des ſpaniſchen Conſuls.

Florenz, 12. October 1868.

Morgen verlaſſe ich das ſchöne Florenz, — nicht ohne Widerſtreben, — aber es muß ſein, ich möchte von dem köſtlichen Octobermonate, in welchem Rom ſich am ſchönſten präſentirt, doch wenigſtens die zweite Hälfte in der alten Siebenhügelſtadt genießen.

Auch habe ich meine Zeit in Florenz redlich benutzt und nichts Sehenswerthes ungesehen gelassen, und Rom nimmt so viel Zeit in Anspruch, will man es auch nur oberflächlich kennen lernen. Außerdem aber melden die Zeitungen heute, daß der Vesuv seit dem 6. d. wieder seine unterirdische Thätigkeit entwickelt und bereits zwei gewaltige Lava-Ergüsse mit leichten Erdstößen producirt hat. So zieht mich denn Alles südlich, — und wenn der alte Vesuv Ernst macht und ein ordentlicher Ausbruch in Aussicht steht, so gehe ich vielleicht gleich von Rom weiter nach Neapel und kehre erst zum Carneval nach Rom zurück, um dann dort bis zur Osterwoche zu bleiben. Auf Reisen dieser Art lassen sich eben keine Pläne vorausmachen, — der Zufall und die eintretenden Umstände müssen die jedesmalige Reiseroute bestimmen. So gehe ich auch morgen nicht den geraden Weg über Arezzo und Perugia nach Rom, sondern ich gehe wieder rückwärts bis Pisa und von dort ohne Aufenthalt nach Livorno, um auch diesen bedeutenden Seehafen kennen zu lernen, und erst von Livorno gehe ich über Orbetello und Civita Vecchia nach Rom.

Hier in Florenz habe ich mir wenig Ruhe gegönnt und von den vierundzwanzig Stunden des Tages mindestens sechzehn in nützlicher Thätigkeit verbracht, denn es giebt so viel zu sehen, zu lernen, zu beobachten, daß man seine Zeit so zweckmäßig als möglich verwenden muß. Zwar von den siebenundachtzig Kirchen, die Florenz zählt, habe ich nur sieben besucht und achtzig ungesehen gelassen, welche Sünde gegen den Touristen-Comment mir die Herren Förster, Bädeker, Berlepsch und Tutti quanti gnädigst verzeihen mögen, — aber dafür war ich alle Tage in der Galerie degli Uffizii, habe die Gemäldegalerie im Palazzo Pitti dreimal gründlich besehen, und war zweimal in der Akademie delle belle Arti, wo mich besonders die Säle mit den Werken jetzt lebender Maler außerordentlich interessirten. Ich wollte, ich verstände es, Ihnen alle diese Kunstschätze zu beschreiben, um auch Andere alle die Schönheiten genießen zu lassen, die ich hier mit vollen Zügen eingesogen habe, aber ich kann es nicht, — denn wollte ich Ihnen nur die großen Werke der Sculptur und Malerei beschreiben, die ein einziges Cabinet in der Galerie degli Uffizii, die sogenannte Tribuna enthält, so müßte ich über diese Tribüne allein ein ganzes Buch schreiben. Denken Sie sich, daß die Galerie degli Uffizii aus zwei 500 Fuß langen Gängen besteht, die zu beiden

Seiten mit Gemälden bedeutender Meister und, meist antiken, Statuen von großem Kunstwerthe geschmückt sind. Diese unabsehbaren Galerien führen zugleich in fünfundzwanzig verschiedene Säle und Cabinete, alle mit den bedeutendsten Schätzen der Malerei, der Sculptur, des Erzgusses, mit Gemmen, Cameen, römischen und griechischen Antiken und Inschriften gefüllt. Die Perle der ganzen Sammlung aber bildet die Tribuna: in einer capellenförmigen Rotunda mit einer Kuppel und von oben einfallendem Lichte befinden sich die größten Meisterwerke der Sculptur, und um sie an den Wänden die schönsten Bilder Raphael's, Correggio's, Tizian's, Van Dyck's, Guido Reni's, Giulio Romano's, Paolo Veronese's, Andrea del Sarto's, Perugino's, Mantegna's, Fra Bartolommeo's und anderer großen Künstler aus der Blüthezeit italienischer Malerkunst. Hier steht die berühmte Mediceische Venus, das bisher noch unübertroffene Ideal weiblicher Körperschönheit, — hier ist der junge Apollo des Praxiteles, der Schleifer, der cymbelschlagende Satyr und die prächtige antike Gruppe der Ringkämpfer, gefunden zur selben Zeit, als die sechzehn Figuren der Niobiden ausgegraben wurden. Hier hängen aber auch fünf Bilder von Raphael, darunter seine Madonna del Cardinello und seine Fornarina, hier hängen die berühmte Venus von Titian, Adam und Eva von Lucas Cranach, Portraits von Van Dyck und Baroccio, Albrecht Dürer's Anbetung der Könige und zwei reizende Madonnenbilder, eins von Guido Reni, das andere von Giulio Romano, dazwischen andere Meisterwerke von Luini, Fra Bartolommeo, Michel Angelo, Lucas von Leyden, Alfani, Guercino und vielen Anderen, vor deren Werken immer ein dichter Kreis von Bewunderern versammelt ist, während auf erhöhten Postamenten jüngere Künstler ihre Staffeleien aufgestellt haben und, diese Meisterwerke copirend, sich selbst zur Meisterschaft heranbilden. — Und über dieser glänzenden Zusammenstellung der größten und bedeutendsten Erzeugnisse des Kunstgenius steigt würdig Buontalenti's Kuppel mit den geschmackvollen Malereien und Verzierungen von Poccetti empor. Das ist die Tribuna, und doch ist sie nur eine Perle in dem reichen Schmucke der Galerie degli Uffizii, und der Saal der Niobiden, der Saal des Baroccio machen ihr in mancher Hinsicht den Rang streitig, — obwohl sie für den wahren Kunstkenner doch das höchste Kleinod dieser reichen Sammlungen bildet. Was aber den Genuß bedeutend erhöht, ist die liberale, echt humane Weise,

in der der Besuch dieser Galerien dem Publikum geboten wird. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Galerien alle Tage — auch an Sonntagen — Jedermann geöffnet sind, daß keine Trinkgelder erlaubt sind, — lassen Sie mich hinzufügen, daß Jeder gehen, stehen, sitzen, bleiben kann, wo und wie es ihm gefällt, daß von einem beschleunigten Durchtreiben des Publikums durch die Säle durch hetzende und drängende Galeriediener, wie z. B. dies in unausstehlicher Weise im Museum von Versailles der Fall, hier keine Rede ist, — daß sich vielmehr auf dem langen Corridor zahlreiche Marmorbänke und in jedem Saale oder Cabinete eine hinreichende Anzahl bequemer Armsessel oder Tabourets befinden, auf die man sich niederlassen und die Bilder seiner Wahl mit Ruhe und Muße betrachten kann.

Aber damit war die Liberalität der Gründer wie der Erhalter dieser Galerie noch nicht erschöpft; — es galt, dem kunstliebenden Publikum auch die zweitbeste Galerie in Florenz leicht und bequem zugänglich zu machen, die Galerie im Palazzo Pitti, dem Residenzschlosse des Königs.

Der Palazzo Pitti liegt aber auf der andern Seite des Arno, in dem weniger besuchten Theile von Florenz, und so ward ein Verbindungsweg geschaffen, der über den Arno weg, weg über Straßen und Häuser, aus den Uffizii nach dem Palazzo Pitti führt und beide Galerien mit einander verbindet.

Hat man daher die Galerie degli Uffizii ganz durchwandert, den Saal der Niobe und das Cabinet der antiken Bronzen verlassen, so steigt man eine Treppe hinab in das etruscische Museum, wo Vasen, Gefäße des Gottesdienstes und des täglichen Lebens dieses vorrömischen Volkes in reichster Auswahl aufgestellt sind. Man schreitet nun weiter durch eine lange Galerie mit etruscischen und römischen Graburnen und betritt einen langen Corridor, der mit den Handzeichnungen der berühmtesten Maler Italiens geschmückt ist, derer Zahl der Katalog auf 28,700 angiebt. Besonders zahlreich und werthvoll sind die Zeichnungen und Skizzen von Raphael, Michel Angelo und Leonardo da Vinci. Ermüdet wirft man sich auf einen großen, in der Mitte des Corridors stehenden Divan, um einen Augenblick zu rasten, und siehe da, — man blickt hinab auf den Arno, seine Brücken und ein hübsches Panorama von Florenz. Man ist plötzlich über der Mitte des Flusses, und man weiß nicht wie. Der Verbindungsgang führt nämlich aus den

Uffizii längs der Häuserreihe am Quai weg über den Arno hinüber, und zwar hoch oben über den Kaufläden und Häusern der Goldschmiede und Juweliere, die beide Seiten des Ponte vecchio bedecken. Von hier läuft der Verbindungsgang nun über die Dächer der Häuser in der Straße Guiccardini, bis er endlich den Palazzo Pitti erreicht und in dessen zweitem Stockwerk mündet. Wir aber im Innern des Corridors wandeln vergnügt weiter, denn immer Neues und Interessantes giebt es in diesem Verbindungsgange zu sehen. Da sind die Portraits aller Mediceer und ihrer Frauen, von den bedeutendsten Meistern gemalt, — da folgt ein endloser langer Corridor (denn wir gehen ja über einen ganzen Stadttheil hinweg), zu beiden Seiten mit den prachtvollsten Gobelin-Teppichen geschmückt, Waffenthaten und Friedensfeste der Medicis darstellend, von einer Farbenpracht, Schönheit der Zeichnung und einer so lebensvollen Composition, daß ich selbst in Paris keine schöneren Gobelins gesehen habe, — nun kommt wieder ein Gang mit Thier- und Pflanzenbildern, in den Jahren 1680—1690 auf Befehl der Medicis zu naturhistorischen Zwecken gemalt, und nun noch eine Treppe hinauf und man steht mitten in der Galerie des Palastes Pitti, die in achtzehn, prachtvoll mit Stuccatur, Vergoldungen und den schönsten Fresken geschmückten Sälen aufgestellt ist. Alle Säle sind mit den reichsten Möbeln, Sammetsesseln, Mosaiktischchen u. A., ausgestattet, — in jedem Zimmer sind Lunetten und Kataloge zu Jedermanns Benutzung ausgelegt. Auch hier kann sich Jedermann auf die königlichen Sammet-Fauteuils niederlassen, — was in manchen deutschen Museen und Sammlungen als ein gelinder Anfang zum Versuch des Hochverrathes betrachtet werden würde, — wenigstens ist es mir vor einigen Jahren, noch unter der Regierung des Herzogs Adolf von Nassau, in Wiesbaden passirt, daß, als ich, bei Besichtigung der russischen Grabcapelle auf dem Neroberge, mich wegen großer Ermüdung auf einen der dortstehenden altdeutschen Stühle setzte, der alte Castellan mich grob anschnauzte, mir augenblicklich aufzustehen befahl und, als ich eine Bemerkung machte, mich gleich durch die Schloßwache arretiren lassen wollte, — was ich ihn doch zu thun bat, er aber weislich unterließ.

In dieser von den Cardinälen Leopold und Carl von Medicis angelegten und vom Großherzog Ferdinand II. vergrößerten Sammlung befinden sich an fünfhundert der vorzüglichsten Bilder, darunter

allein ſieben bis acht der ſchönſten Bilder Raphael's, — Seeſtücke von Salvator Roſa von unübertroffener Schönheit und, außer anderen Meiſterwerken, eine Madonna von Murillo, von deren Betrachtung man ſich gar nicht losreißen kann. — Es bieten dieſe beiden verbundenen Galerien, die man ohne Unterbrechung durchwandern kann, einen ſolchen Reichthum an Meiſterwerken, eine ſolche Fülle an Kunſtſchätzen, wie man ſie nicht leicht irgendwo wiederfindet. Laſſen Sie mich hier im Vorbeigehen noch bemerken, daß unter den koſtbaren älteren Moſaiktiſchen, deren Werth auf 40,000 Ducaten geſchätzt wird, ſich ein großer runder Tiſch mit Florentiner Pietradura-Moſaik und einem Bronzegeſtell befindet, der, für die Londoner Induſtrieausſtellung beſtimmt, 200,000 Thaler gekoſtet haben ſoll. —

Außer dieſen beiden Sammlungen beſteht aber noch eine dritte, bei den älteren Bildern chronologiſch von Cimabuc und Giotto an geordnete, an modernen Bildern höchſt reichhaltige Gemäldegalerie in der Accademia delle belle Arti, außerdem ein reicher Schatz von Oelgemälden und Fresken in den vielen Kirchen und den Kreuzgängen der (aufgehobenen) Klöſter, und größere oder kleinere Gemäldegalerien in den Paläſten des Podeſta (jetzt Muſeo Nazionale im Bargello), Strozzi, Berte, Pucci, Panciatichi u. A. Florenz bietet alſo den Kunſtfreunden eine unerſchöpfliche Fundgrube, ſowie ſeine zahlreichen und Jedermann zugänglichen, öffentlichen Bibliotheken für den Hiſtoriker und die Gelehrtenwelt von unſchätzbarem Werthe ſind. Kommen dazu nun noch ſeine gewaltigen, maſſiven, feſtungsähnlichen Paläſte aus unbehauenen Quadern im Ruſtico-Style aufgeführt, mit den wenigen dick vergitterten Fenſtern im Erdgeſchoß und den wunderlichen Fackelhaltern und Holz- und Pechkörben zu nächtlicher Beleuchtung vor den oberen Stockwerken, — die ein treues Bild dieſes mittelalterlichen Schauplatzes der Partheikämpfe und der dadurch bedingten Nothwendigkeit der Verſchanzung und Befeſtigung der Privatwohnſitze überliefern, — die großen ſchönen Plätze, namentlich della Signoria, Sta. Maria Novello, Sta. Croce, und die ganz neue Piazza dell' Indipendenza, das durchaus vorzügliche Pflaſter, ſo daß die Stadt immer rein und ſauber ausſieht, der Glanz und Reichthum der Kaufläden und Magazine, das liebliche Klima und die verhältnißmäßige Wohlfeilheit des Lebens, — endlich der Zuſammenfluß der Gebildetſten aller Nationen, verbunden mit der Anweſenheit des königlichen

Hofes und des italienischen Parlaments, — so begreift man leicht, daß Florenz eine solche Anziehungskraft ausübt und daß Hunderte von wohlhabenden deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Familien hier ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen haben, den sie nur in den drei heißen Sommermonaten verlassen, um sich in die Bergesfrische der Apenninen zu flüchten.

Und dennoch, trotz aller seiner Vorzüge, hat Florenz einen Mangel, der mir wenigstens den längeren Aufenthalt hier verleiden dürfte, — es ist dies der Mangel an öffentlichen Spaziergängen. Mehr als Mailand verdient Florenz den Namen der „steinernen" Stadt, — Mailand hat doch einige mit Bäumen und Gartenanlagen bepflanzte Squares, es hat seine zwei Giardini publichi, und vor Allem hat es jene aus alten Wällen geschaffene prachtvolle Doppelallee, die um die ganze Stadt läuft; — von alledem ist in Florenz keine Spur; — ich habe in der ganzen Stadt auch nicht einen einzigen Baum gesehen, geschweige eine Gartenanlage für das Publikum, selbst die beiden Ufer des Arno bestehen nur aus steinernen Palästen, steinernen Quais und Steinpflaster. Die Florentiner scheinen keinen Begriff davon zu haben, was der Lung-Arno sein würde, wenn er zu beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von Ahorn- oder Platanenbäumen bepflanzt wäre.

Es mag wohl im Innern einiger Häuser, besonders in dem neuen Stadttheile gegen die Barriere nuova zu, einzelne Gärten oder doch wenigstens einige Bäume geben, aber diese sind dann sorgfältig verschlossen und ängstlich gehütet, und trotz alles Suchens habe ich in Florenz keine anderen Bäume entdecken können, als zwei halbverdorrte Cypressen im Kreuzgange der aufgehobenen Barfüßermönche, neben San Marco. Für ganz Florenz mit seiner stets steigenden Bevölkerung von 120,000 Einwohnern bestehen zwei öffentliche Gärten, der königliche Garten Boboli und die königlichen Cascinen. Allein so schön der den Palast Pitti umschließende Garten Boboli mit seinen immergrünen Hecken und Alleen, seinen vielen Sculpturwerken, seinen herrlichen Fernsichten auf Florenz und dessen Umgebung auch ist, so ist er doch nur einmal in der Woche, und zwar nur Sonntags von Mittag bis Abends, dem Publikum geöffnet; — die Cascinen aber sind eine traurige Nachahmung des Wiener Praters in den allerkleinsten Verhältnissen, und minus alles dessen, was den Prater so schön

macht. Diese Cascinen liegen außerdem vor der Stadt, — man braucht dazu den Omnibus, — und wenn man dort ist, was bieten sie? Allerdings gegen Abend sehr viele elegante Equipagen mit schönen Damen, viele noble Reiter aus dem Jockeyclub, dazwischen Fiaker und Corricolos mit Leuten, die auch gern nobel thun möchten, — aber die ganzen Cascinen haben so etwas Beengtes, Abgegrenztes, Habsburgisch-Lothringisches in ihrer ganzen Physiognomie, daß man seines Lebens darin nicht froh werden kann und gern wieder auf das Steinpflaster von Florenz zurückkehrt. Allerdings sind die Umgebungen von Florenz sehr schön, und Ausflüge nach San Miniato, Poggio Imperiale, Certosa im Val d'Ema, nach Bello Squardo, Monte Oliveto und der alten Stadt Fiesole sind sogar lohnend, aber dazu gehört ein Wagen, und der obrigkeitliche Tarif der Fiaker hört außerhalb der Stadtthore auf, — daher auch diese Umgebungen wenig für das Volk bieten. Dagegen hat aber Florenz zwölf Theater, wovon jetzt, außerhalb der eigentlichen Saison, nur sieben geöffnet sind, im Winter aber alle zwölf.

Während ich dieses schreibe, muß ich unwillkürlich immer an ein Bild denken, das ich in der Accademia delle belle Arti gesehen. Es ist von einem jungen Maler und heißt: „Der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Urban läßt die Bauernfamilie Cigoli erschießen." Das Bild hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, und ich kann es gar nicht aus dem Kopfe bringen. Man sieht, daß es mit historischer Treue gemalt ist. Der Feldmarschall-Lieutenant Urban hält auf der Chaussee zu Pferde, neben ihm sein Adjutant, — die unglückliche Familie Cigoli ist hinab in den Graben, der die Chaussee von den Feldern trennt, getrieben, und oben am Abhange des Grabens steht eine halbe Compagnie österreichischer Soldaten mit einem Officier und feuert in langsamem Bataillefeuer auf die Unglücklichen hinab. Der alte Großvater und des Vaters Bruder, sowie ein Sohn liegen bereits todt am Boden, ein anderer Sohn empfängt soeben die tödtliche Kugel und stürzt, — der Vater Cigoli steht noch aufrecht inmitten seiner fünf anderen Söhne, trotzig die Unterdrücker seines Volkes anblickend und ihnen einen Fluch und eine Verwünschung als Abschiedsgruß sendend, während selbst der jüngste, zehnjährige Sohn furchtlos, wie seine Brüder, den Kugeln entgegenblickt. Die Oesterreicher oben aber feuern lustig drauf los, sie schießen und laden wieder,

und ſchießen ſo lange, bis auch der Letzte dieſer Unglücklichen ſich ſterbend in ſeinem Blute im Graben wälzt. Dann reitet Feldmarſchall-Lieutenant Urban nach Hauſe, ſpeiſt gut zu Mittag und ſchreibt Nachmittags eine Depeſche an ſeinen Kaiſer, ungefähr in dem Style, wie Feldmarſchall-Lieutenant Haynau ſolche von Brescia ſchrieb: „Ich habe Befehl gegeben, daß jeder Gefangene ſogleich erſchoſſen, und jedes Haus, aus dem auf uns geſchoſſen wird, ſogleich niedergebrannt wird.“ Und dieſes Bild hängt nun da in der Galerie delle belle Arti, und die Oeſterreicher gehen vorbei, ſchlagen die Blicke nieder und ſchämen ſich; — und ſo wird es hängen für künftige Geſchlechter, ein Denkmal der öſterreichiſchen Blutherrſchaft in Italien. — Und doch, trotz aller dieſer Erinnerungen iſt der Haß gegen Oeſterreich im italieniſchen Volke erloſchen und ſelbſt in der Lombardei habe ich keine Spur mehr davon gefunden. An ſeine Stelle iſt eine Art von Bedauern getreten, wie man es dem gefallenen Feinde wohl gönnt. Doch ich werde viel zu ernſthaft, und unter dieſem ſchönen Himmel, in dieſer reizenden Natur ſollte man eigentlich keine Politik treiben. Ich breche daher ab, um meine Reiſevorbereitungen zu treffen, — vor Allem aber, um meinem Paſſe das für Rom unerläßliche Viſa des Conſuls von Spanien aufdrücken zu laſſen. Sonderbar! Um den Kirchenſtaat betreten zu dürfen, muß man das Viſum des Vertreters einer Regierung haben, die factiſch gar nicht mehr exiſtirt. — Da heißt es wohl: Gleich und gleich geſellt ſich gern! — Adieu, ſchönes Florenz! Auf baldiges Wiederſehen! — Denn wie lange ich es in Rom aushalten werde, kann ich noch nicht ſagen.

Ueber Livorno nach Rom.

Das Meiſterſtück mediceiſcher Politik. — „Albergo alla Pergola.“ — Die Straßen von Livorno. — Offerten aller Art. — Una bellissima ragazza di quatuordieci anni. — Teatro Roſſini. — Die Maremmen. — Orbetello. — Troſtloſer Aufenthalt und wunderbare Table d'hôte. — Weine, Deſſert und — Fliegen. — Montalto. — Empfangsfeierlichkeiten an der päpſtlichen Gränze. — Verbotene Bücher. — Ankunft in Rom. — Letzte Empfangsceremonie am Bahnhofe. — „Hôtel Ceſari.“ — Herr Carl Pochalsky. — Eine Privatwohnung.

Rom, 16. October 1868.

Ich bin wieder nördlich gegangen und habe, noch einmal über Piſa zurückkehrend, mich nach Livorno gewendet. Zwei Tage war ich in dieſer blühenden Seeſtadt Toscanas und bedauere weder die Zeit noch das Geld, die ich auf dieſen Umweg verwendet habe. Livorno macht auf den fremden Beſucher einen ſehr angenehmen, freundlichen Eindruck; — es ſieht mit ſeinen ſchnurgeraden, nach den vier Weltgegenden laufenden Straßen und ſeinen großen Plätzen eher einer amerikaniſchen als einer italieniſchen Stadt ähnlich. Livorno iſt eine Schöpfung der Mediceer, dieſer klugen und feingebildeten Kaufleute, die ſich durch ihren Reichthum, ihren Bürgerſinn und ihre ſtaatsmänniſchen Tugenden zu Beherrſchern des ſchönen Toscana machten und deren Dynaſtie in den drei Jahrhunderten ihrer Regierung mehr für Künſte, Wiſſenſchaften, Handel, Gewerbe und Ackerbau that, als alle anderen Fürſten Europas zuſammen. Darum ruhen ſie auch in der prachtvollen Fürſtengruft in San Lorenzo in Florenz, und ihre Mauſoleen ſind von allen Stürmen der Revolutionen und der Kriege Italiens unangetaſtet geblieben. Darum ſteht auch auf dem Platze vor dieſer Kirche die koloſſale Bildſäule des Stammvaters dieſes tüchtigen Geſchlechtes, des Kaufmanns Giovanni delle bande nere, des Vaters des Herzogs Cosmus I., dem das dankbare Volk als Befreier Toscanas von der neapolitaniſchen Zwingherrſchaft den ehrenvollen Beinamen: Pater patriae (Vater des Vaterlandes) gegeben hatte. Mit ſcharfem Blicke hatten die Medici die Wich-

tigkeit eines Seehafens, wie Livorno, erkannt und Alles aufgeboten, um ihn zu Wohlfahrt und Blüthe emporzuheben. Als die Mediceer schon fast ein Jahrhundert regierten, zählte Livorno erst 750 Einwohner. Cosimo I. erst sah die Früchte der weisen Maßregeln seiner Vorfahren reifen, die Livorno den Unzufriedenen und durch Religions- und Bürgerkriege Verjagten aller anderen Länder, vorzüglich aber den überall von der Inquisition grausam verfolgten Juden geöffnet hatten. Die Katholiken Englands, die Juden und Mauren Spaniens, die Unzufriedenen des südlichen Frankreich — sie alle zogen nach Livorno, wo ihnen religiöse Toleranz, Handels- und Gewerbefreiheit und Schutz der Personen und des Handels zugesichert war. Bald erhoben sich in Livorno neben katholischen Kirchen protestantische Bethäuser, jüdische Synagogen und selbst eine türkische Moschee. Mit der Zahl der Einwohner stiegen Handel und Gewerbe, Schifffahrt und Geschäftsgeist. Livorno wurde Freihafen und mit besonderen Privilegien ausgestattet, und heute zählt diese immer mehr emporblühende Stadt schon nahe an 100,000 Einwohner, unter denen 20,000 Juden. Mit Recht nannte daher schon Montesquieu Livorno das „Meisterstück mediceischer Politik." Auch unter der jetzigen Regierung wird es sehr begünstigt, und ein Blick auf das lebhafte Treiben im Hafen und das geschäftige Gewühl in den Straßen zeigt, welch eine große Zukunft dieser Stadt noch bevorsteht.

Dagegen hat Livorno keine römischen Alterthümer, keine Tempelruinen, ja nicht einmal Paläste und Monumente aus dem Mittelalter, — wohl aber zeigen seine beiden Straßen mit vorzüglichem Pflaster, seine Piazza d'Armi, auf der ein kleines Armeecorps aufgestellt werden kann, seine eben so große Piazza Carlo Alberto und seine die ganze Stadt durchziehenden Kanäle mit massiven Quais, daß Livorno eine Schöpfung der neueren Zeit ist.

Im „Albergo alla Pergola" an der Piazza d'Armi, einem echt italienischen Hôtel, ohne Table d'hôte, wohl aber mit Trattoria im Hause, fanden wir uns sehr gut aufgehoben, bezahlten für zwei Zimmer mit der Aussicht auf den Marktplatz und im ersten Stock für drei Personen nur 4 Francs und speisten ganz vorzüglich nach der Karte. Es ist überhaupt Jedem, der die Landessprache spricht, nur anzurathen, in den besseren italienischen Gasthäusern einzukehren, wo kein Table d'hôte-Zwang herrscht, man zu jeder beliebigen Tageszeit speisen kann und schließlich die Rechnung um die

Hälfte billiger gestellt findet, als in den mehr auf Schein und Pomp berechneten, als wirklich Comfort bietenden Hôtels nach französischem Muster. Ich wenigstens habe diese Erfahrung gemacht und habe mich in den italienischen Albergi ganz wohl befunden. Auch über Mangel an Reinlichkeit hatte ich mich nicht zu beklagen, — die Betten waren gut, die Bettwäsche sauber, Wasser und Handtücher reichlich vorhanden, und die Reinlichkeit im Hause, Hofe, auf Gängen und Treppen dieselbe relative Reinlichkeit, wie man sie in ganz Italien und somit auch in den Hôtels erster Klasse findet. Wir flanirten die ganze Zeit auf den Straßen und im Hafen umher, sahen riesige Dampfschiffe von und nach Genua, Civita Vecchia, Neapel, Palermo, Messina und Marseille kommen und gehen, betrachteten die reichen Kaufläden in der Villa Vittoria Emanuela, die Goldarbeiten, Mosaiken und Corallen in der Via del Fiore, wurden mit Anträgen aller Art überhäuft, von geschmuggelten Cigarren angefangen bis zu obscönen Büchern und Bildern, und ein verdächtig aussehender Strolch, der vergeblich vergoldete Uhrketten ausbot, flüsterte mir vertraulich zu: er wolle mich zu einer „Bellissima ragazza di quatuordieci anni" führen. Das beste Mittel, sich dieses Volk vom Halse zu halten, ist, schweigend seines Weges zu gehen. Noch einige Schritte gehen sie anbietend und anpreisend mit, geben aber dann schnell das undankbare Geschäft auf, um sich andere, mehr zugängliche Kunden zu suchen.

Abends sah ich im Teatro Rossini, einem reich geschmückten Opernhause mit sechs Logenreihen, eine ganz vortreffliche Vorstellung von Octave Feuillet's: „Roman eines armen jungen Mannes." Das nicht leichte Conversationsstück, das in allen seinen zahlreichen Rollen ausgezeichnete Darsteller erfordert, wurde vorzüglich, ohne Uebertreibung und Pathos, mit französischer Leichtigkeit und Eleganz im Dialoge und doch mit südlichem Feuer in den leidenschaftlichen Effectscenen aufgeführt und hätte in dieser Darstellung auf jedem deutschen Hoftheater (wo die pensionsberechtigten Hofschauspieler gewöhnlich nichts mehr lernen und sich keine Mühe geben) Furore machen müssen.

Am andern Morgen ging es mit der Eisenbahn, die fast immer nahe am Meere hinläuft, nach Rom, — allein nicht ohne Hindernisse. Ich hatte den ersten Train um 8 Uhr Morgens gewählt, dabei aber übersehen, daß dieser kein durchgehender war, sondern in Orbetello, dem letzten toscanischen Gränzorte, liegen blieb.

Erſt unterwegs, als keine Abhülfe mehr möglich war, erfuhr ich dies, und als wir um 2 Uhr Nachmittags in Orbetello ankamen, hatten wir die tröſtliche Ausſicht vor uns, $3^1/_2$ Stunden hier liegen zu bleiben und erſt um halb 6 Uhr mit dem Abendzuge nach Rom gehen zu können. — In ſolchem Falle vertreibt man ſich die Zeit damit, daß man in der Stadt oder dem Städtchen umherſchlendert und Land und Leute kennen zu lernen ſucht. Das war aber hier geradezu unmöglich, denn die Station lag in einer öden, häuſerleeren Fläche mit kümmerlicher Vegetation, die an die, eben erſt mit Dampf durcheilte, troſtloſe Strecke der Maremnen erinnerte, dieſe über 15 italieniſche Meilen lange Sumpfebene, die ſich von Cecina bis nahe an Orbetello erſtreckt und die aus mit dichtem Gehölz bewachſenen, verſchlammten, verödeten und höchſt ungeſunden Sumpfflächen beſteht, deren fieberkranke Bewohner im hohen Sommer alle fortwandern müſſen. —

In neueſter Zeit ſind von Seite der Regierung große Opfer gebracht worden, um dieſe Strecke urbar und bewohnbar zu machen, und in der Gegend von Cecina ſind dieſe Anſtrengungen auch bereits vom beſten Erfolge gekrönt worden. Meilen weit ſind die Holzungen ausgerodet, die Sümpfe trocken gelegt und ſtreckenweiſe ſchon mit Getreide bebaut worden, — Fahrſtraßen durchziehen die Maremna nach allen Richtungen, und der kleine Hafen San Stefano ſieht bereits einen nicht unbeträchtlichen Küſtenhandel ſich entwickeln. — In einer ſolchen noch nicht urbar gemachten Gegend ſaßen wir nun, und das Städtchen Orbetello lag am Meere, zwei Meilen vom Bahnhofe entfernt; es war alſo nicht an einen Beſuch deſſelben zu denken. Da präſentirte ſich in dieſer troſtloſen Stimmung ein geſchmeidiger Cameriere und fragte ſich an, ob die Herrſchaften nicht Luſt hätten zu ſpeiſen, Büffet wie Table d'hôte ſeines Padrone ſtänden zu unſerer unbegränzten Dispoſition. — Das war doch wenigſtens ein Troſt, — mit Eſſen und Trinken ließ ſich nun wenigſtens eine Stunde der Wartezeit leidlich überſtehen, und überdies wußten wir, daß wir erſt nach 10 Uhr Abends in Rom ſein würden und es daher räthlich ſei, ſich hier noch zu ſtärken.

Wir folgten alſo dem Herrn Cameriere aus dem Warteſaale in den Speiſeſaal, uns ſchon auf die pompös angekündigte Table d'hôte freuend, aber bald ſollte unſere Enttäuſchung beginnen. Der Speiſeſaal beſtand aus einem Zimmer von 20 Fuß Länge bei

12 Fuß Breite, dessen Mitte eine riesige ovale Tafel, für 24 Personen gedeckt, einnahm, so daß an beiden Seiten knapp noch Platz für die Stuhlreihen blieb. Die Tafel selbst war höchst theatralisch arrangirt und imponirte auf den ersten Anblick. Drei große Pyramiden erhoben sich auf derselben, bestehend aus terrassenförmig aufsteigenden, mit buntem Papier geschmückten Gestellen, auf denen Kreise von Bouteillen aufgestellt waren, mit den Etiquetten aller nur möglichen und unmöglichen Weine beklebt. Da war Champagner Veuve Clicquot und Röderer, Sillery und Peray, da war Chateau Lafitte und Chateau La Rose, Lacrimä Christi und Marsala, Johannisberger und Hochheimer, Malaga und Madeira — kurz, alle Weine, von denen der Büffetwirth nicht eine Flasche in seinem Keller hatte. Zwischen diesen Pyramiden lagen hochrothe Kürbisse, umgeben von Aepfeln, Birnen und Trauben, Teller mit mumificirtem Backwerke und endlich die verschiedensten Käsearten, theils mit Glasglocken bedeckt, theils von den Millionen Fliegen mit einer andern Decke überzogen. — Als wir das Zimmer betraten, tönte uns ein furchtbares Gesumme und Gebrumme entgegen, und aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, erhoben sich Millionen von Fliegen von den Pyramiden und ihrer Umgebung und flogen, über die Eindringlinge raisonnirend, um unsere Köpfe, während der Wirth bemüht war, Tisch, Teller, Gläser, Löffel mit einem großen Bartwisch von dem Staube zu befreien, den vorn die Landstraße, hinten die Eisenbahn freigebig über die ganze Table d'hôte ausgestreut hatte. Besagter Staub aber bestand aus einem höchst feinen, glänzenden Sande, der sich in Alles festsetzte und den wir später mit dem Brote, mit dem Salze, mit den Speisen zwischen den Zähnen knistern und knirschen hörten. Nach diesem vielversprechenden Eingange nahmen wir Platz, ich und meine beiden Reisegefährten, und außer uns noch zwei Benedictiner-Mönche, die sehr wohlgenährt aussahen und, wie wir, über die Vorbereitungen zur Table d'hôte nicht sehr erbaut zu sein schienen. Den Anfang machte die unvermeidliche Minestra oder Reissuppe mit Paradiesäpfeln hochgewürzt, in die alle Augenblicke kämpfende Fliegen hineinstürzten und um Hülfe ringend umherschwammen. Mit dem Herausfischen und Wegwerfen der Fliegen und dem Schlürfen von einigen Löffeln Suppe war der erste Gang der Table d'hôte überstanden. Nun kam der zweite, bestehend aus einigen kalten Fischlein, die vor einigen Tagen in Oel gebacken worden sein

mochten und die man seither in irgend einer antiken Grabruine conservirt hatte, — dazu sehr viele in Viertel zerschnittene Citronen. Die Benedictiner blickten uns, wir blickten schmerzlich die Benedictiner an, und wir dachten wie sie: Oh! wären wir jetzt in Eurem Kloster und an der reichbesetzten Tafel Eures Herrn Priors. Indessen der Hunger ist der beste Koch, und — faute de mieux — aßen wir auch die kalten Fischlein und gedachten des Wunders im Evangelium, wo der Herr ja auch mit sieben Fischen und sieben Broten viele Tausende gesättigt hatte. Den Fliegen aber, den eigentlichen Bewohnern dieses Speisezimmers, mochten wir schon zu lange dasitzen, denn sie begannen jetzt mit uns einen Kampf auf Leben und Tod. Schaarenweise umsummten sie unsere Köpfe, bedeckten unsere Hände, setzten sich auf unsere Teller, ja die Kühnsten und Verwegensten flogen uns in den offenen Mund, während wir fechtend, wegjagend, abwehrend, kopfschüttelnd die allerergötzlichsten gymnastischen Uebungen durchmachten, wobei der eine Benedictiner dem andern die geöffnete Tabaksdose aus der Hand schlug, so daß der ganze Schnupftabak auf den Teller mit den Fischlein fiel und alle Fliegen zu niesen anfingen. — Jetzt kam der dritte und Hauptgang: „Gigot de mouton à la Milanaise", wie der Herr Cameriere triumphirend ankündigte; — einige sehr dünne Scheiben vor einigen Tagen gebratenen Schöpsenfleisches, das über einer Lichtflamme unmerklich erwärmt worden war, mit etwas kalten Kartoffeln belegt. Im steten Handgemenge mit den Fliegen suchten wir auch von dieser vorsündfluthlichen Delicatesse einige Bissen zu genießen, aber vergebens, — der Gigot de mouton war zu alt und trocken, und wir gaben die Arbeit auf. Damit war die Table d'hôte zu Ende; — es stand zwar noch Dessert genug herum, aber Obst wie Käse waren von den Fliegen so sinnig und bunt verziert, daß wir es nicht über das Herz bringen konnten, diese Arabesken mit unseren Zähnen zu zerstören. Wir standen also hungrig auf und verlangten unsere Rechnung, und der Herr Wirth begnügte sich damit, uns für alle Herrlichkeiten seiner Table d'hôte nur 2 Francs per Kopf abzunehmen. — Sollten unglückliche Reisende einst in Orbetello Halt zu machen gezwungen werden, so mögen sie hiermit vor der dortigen Table d'hôte auf das feierlichste gewarnt sein. Wie wir die übrige Zeit zugebracht, langweilig im Bahnhofe auf und ab gehend, denn selbst im Wartesaale zu schlummern war we-

gen der Fliegen unmöglich, kann sich Jeder denken, bis endlich um $5^1/_2$ Uhr der Abendzug kam und uns erlöste.

Nun ging es in raschem Fluge — denn zwischen Livorno und Rom wird äußerst schnell gefahren — nach Montalto, dem ersten päpstlichen Gränzorte, wo wir schon in der Dunkelheit ankamen. Sogleich umringte ein Spalier von Gränzwächtern mit Hirschfängern und Carabinern den Train — Niemand durfte aussteigen, und die päpstlichen Beamten öffneten nun Coupé um Coupé, beleuchteten mit ihren Laternen prüfend den Inhalt und verlangten die Passaporti. Jeder Paß wurde mit einer Nummer bezeichnet und dem Inhaber ein Empfangschein mit gleicher Nummer behändigt, auf dem stand, daß gegen Rückgabe dieses Scheins der Paß auf der Station Rom zurückerstattet werde. Während der Fahrt von Montalto nach Rom werden die Pässe von den mitfahrenden Beamten sorgfältig revidirt, abgestempelt und die nöthigen Vermerkungen für die geheimen Polizeiregister daraus gemacht. — Nach der Paß-Operation wurden die Reisenden eingeladen, sich mit ihrem Handgepäck in einen großen Raum zur Visitation zu begeben, da die großen Koffer erst auf dem Bahnhofe in Rom visitirt werden. — Auch diese Visitation wurde mit großer Artigkeit und mit keineswegs peinlicher Genauigkeit vorgenommen. Ich hatte in meinem Handkoffer absichtlich obenauf einige Bücher, darunter Bädeker's Reisehandbücher gelegt, um die Aufmerksamkeit der Visitatoren von den tiefer unten liegenden Werken von Ad. Stahr, Gregorovius u. A. abzulenken. Die bekannten rothen Einbände der Bädeker wurden keines Blickes gewürdigt, dagegen ein daneben liegendes graues Büchlein sogleich geöffnet. „Una gramatica italiana" — bemerkte ich lächelnd, und als der Herr Beamte sich mit einem Blicke überzeugt hatte, daß dem so sei, legte er es hin und ließ den Handkoffer schließen. — Wer daher Bücher, die auf dem Index in Rom verbotener Bücher stehen, dorthin einschwärzen will, wird wohlthun, selbe roth mit Gold à la Bädeker einbinden zu lassen, und sie werden unbeanstandet passiren. — Im Ganzen waren die Paß- und Douaneformalitäten durchaus nicht so rigorös, wie ich sie nach den Beschreibungen anderer Reisenden erwartet hatte, — es wurde keine Visirungssteuer gefordert, auch keine Trinkgelder verlangt.

Nach Beendigung dieser Einzugsfeierlichkeiten durften wir wieder in unsere Coupés steigen, und ohne Aufenhalt, als zwei

Minuten in Civita Vecchia, ging es nach Rom, wo wir vor 10 Uhr eintrafen. Als der Zug im Bahnhofe, mitten in den Ruinen der Bäder des Kaisers Diocletian, hielt, umgab wieder eine Schaar päpstlicher Zuaven die Waggons, — wieder öffneten die Beamten Coupé um Coupé, ließen sich die Empfangsscheine zurückgeben und händigten dafür die Pässe aus, — und als auch dieser Act beendigt war, marschirten die Zuaven ab und die Erlaubniß zum Aussteigen wurde ertheilt. — Mit dem ganzen Schwarm der erlösten Passagiere eilten wir dem Ausgange auf der Piazza bei Termini zu, wurden von den Lohndienern und Omnibusführern der großen Hôtels theils taubgeschrieen, theils zerrissen, machten uns endlich los, warfen uns in eine Droschke und ließen uns in das „Albergo Cesari", Piazza di Pietra, fahren.

Von dem gähnenden Cameriere mit sichtlicher Unlust empfangen, erlangten wir doch endlich ein Zimmer im vierten Stockwerk, die Betten wurden, wie dies in Italien immer erst nach Ankunft der Gäste gebräuchlich ist, frisch gemacht, und um Mitternacht bestiegen wir die thurmhohen Lagerstätten und schliefen mit dem beruhigenden Bewußtsein ein, endlich in der ewigen Stadt Roma, dem Ziel unserer Wünsche, angelangt zu sein.

Das „Hôtel Cesari" ist in Rom als das billigste bekannt und seiner centralen Lage halber, in der Mite des eigentlichen Fremdenquartiers, Jedem zu empfehlen; allein wer längere Zeit in Rom bleiben will, wird sich wohl sogleich nach einer Privatwohnung umsehen, um von dem theuren und unbequemen Leben in den römischen Hôtels baldmöglichst loszukommen, und so that auch ich.

Gleich am andern Morgen ging ich auf die Wohnungsschau aus, und durch Vermittelung des sehr gefälligen Herrn Carl Pochalski, eines Preußen, der aber schon seit zweiundzwanzig Jahren in Rom lebt und auf dem Corso Nr. 455 ein Bureau zur Vermittelung möblirter Wohnungen und Besorgung aller Arten von dienstbaren Geistern hält, fand ich auch sogleich, was ich suchte. Ich war noch nicht achtzehn Stunden in Rom, so hatte ich auch schon meine Koffer, nach einer ziemlich sorgfältigen Visitation, vom Bahnhofe geholt und war in meine Wohnung, Via dei Pontifici, neben dem Corso, bei Signora Maria Santi, einer ehrbaren Wittwe und Mutter von elf lebenden Kindern, installirt. — Ich habe zwei sehr große, anständig möblirte Zimmer im zweiten Stockwerk, für die ich, nebst Bett und Handwäsche, Bedienung, heißem Wasser

zum Kaffee u. ſ. w., monatlich 15 Scudi oder 80 Francs bezahle. Außerdem kocht unſere freundliche Wirthin ſehr gut und hat uns bereits geſtern auf unſern Wunſch, da wir, mit dem Auspacken beſchäftigt, nicht mehr ausgehen mochten, mit einer Schüſſel Maccaroni al burro. einer dito Frittura assortita nebſt Deſſert regalirt, die nichts zu wünſchen übrig ließen und uns für die Fliegen-Table d'hôte in Orbetello reichlich entſchädigten.

Heute beginne ich, vom ſchönſten Octoberwetter begünſtigt, meine Entdeckungsreiſen in Rom.

Erſte Eindrücke in Rom.

Hier iſt Alles claſſiſch. — Rom, die Hauptſtadt Italiens. — Die Alarm-Correſpondenzen und die felſenfeſte Zuverſicht des Oſſervatore Romano. — Die letzten Erfahrungen. — Napoleon's Reform. — Verlangen und das päpſtliche „Non possumus.“ — Die Reformatoren der Kirche. — Rom, ein Danaer-Geſchenk für Italien. — Ueberall Geiſtliche. — Eine Lotto-Ziehung. — Die Oſteria Palombella. — Der Wirth und ſein Koch. — Magen und Seele. — Unſere Rechnung.

Rom, 18. October 1868.

Seit vier Tagen bin ich hier, und jeden Morgen und Abend rufe ich aus: „Ja! das iſt Rom, — das iſt Italien!“ Das iſt der claſſiſche Boden des alten Rom; wenn es auch unter dreißig Fuß hohem Verwüſtungsſchutt tief unten begraben liegt, die Claſſicität dringt doch durch, und die Alterthumsforſcher, die Tag und Nacht in den alten Trümmerhaufen herumklettern und ihre Naſe in jeden Scherben ſtecken, verſichern auch: hier ſei Alles claſſiſch. Claſſiſch das ſpitze, holprige Steinpflaſter, gegen das das berühmte Berliner Pflaſter ein Sammetteppich iſt; claſſiſch der zähe, ſich an Alles feſtſetzende Straßenkoth, wenn es regnet; claſſiſch die Verzierungen, Guirlanden und Feſtons von naſſer Wäſche, die ſich an den Fenſtern der Häuſerfronten in maleriſcher Unordnung

hinziehen; classisch die beiden Armeen von Pfaffen und Soldaten, die hier die Garnison bilden und denen man auf Schritt und Tritt begegnet. — Ja, Rom ist noch ein Stück Italien, wie es war, — Italien, wie es noch Goethe sah und sich darein verliebte; Italien, wie wir es aus den Märchen und Erzählungen unserer Kindheit, aus unseren Jugendträumen kennen, und Italiens Hauptstadt kann nur Rom sein. Was soll das moderne Turin mit seinen amerikanisch-rechtwinkligen Straßen und seinen Piemontesen, die mehr Franzosen, als Italiener sind; was sollen die französirten Städte Mailand und Florenz, die, wenn sie ihre Kunstschätze und mittelalterlichen Paläste nicht hätten, Jedermann für französische Departementsstädte halten würde; was soll Genua, wo man Türkisch, Englisch, Französisch, Illyrisch, Spanisch — kurz alle Sprachen, nur kein reines Italienisch spricht und die Bevölkerung aus allen Weltgegenden zusammengeweht ist; was soll Neapel mit seiner halb afrikanischen, halb spanischen Bevölkerung — sie alle können keine Ansprüche darauf machen, die Hauptstadt Italiens zu werden; — Rom ist die natürliche Hauptstadt der italienischen Nation, und Rom wird und muß diese Hauptstadt werden, ohne den Papst, wenn der Zeitgeist siegt, oder mit dem Papste, wenn die Weltgeschichte wieder einmal still steht oder um ein Jahrhundert zurückgeht. Wie ganz anders sieht Rom in der Wirklichkeit aus, als man es sich gewöhnlich vorstellt, wenn man die angsterfüllten, zähneklappernden römischen Correspondenten der „Augsb. Allgem. Zeitung" gelesen hat, denen zufolge Papst, Cardinäle, Kirche, Religion und bürgerliche Gesellschaft hier auf einem Vulkan sitzen, unter ihren Füßen eine Pulverkammer, in die an jedem Tage Mazzini oder Garibaldi einfallen kann, ein brennendes Zündhölzchen hinein zu schleudern, worauf sofort Alles in die Luft fliegt und der jüngste Tag da ist. Wenn man diese und ähnliche Berichte liest, so sollte man glauben, das Papstthum sehe sich am Ende seiner Tage und blicke mit Angst und Schrecken den kommenden Dingen entgegen. Von alledem zeigt die Physiognomie von Stadt und Gesellschaft hier nichts; — die katholische Hierarchie hat ein solches Selbstgefühl der Macht, ihrer Unentbehrlichkeit, ihrer Unzerstörbarkeit, daß sie mit größter Gemüthsruhe den Plänen und Umtrieben Mazzini's, Garibaldi's „und noch Schlimmerer — wenn es überhaupt solche noch geben kann," — wie der Osservatore Romano sagt — zusieht. Petrus heißt Felsen, und auf

diesen Felsen hat der HERR seine Kirche gebaut, — so steht in der Peterskirche angeschrieben, und mit felsenfester Zuversicht baut die römische Hierarchie hierauf ihre Zuversicht. — Wie? haben die Nachfolger des heiligen Petrus nicht die blutigen Christenverfolgungen der Kaiserzeit überstanden? Haben sie nicht die Raub- und Zerstörungszüge des Theodorich, des Genserich, des Attila überdauert und die Römerzüge der deutschen Kaiser? Haben sie nicht sogar den mächtigen Imperator Napoleon I., der seine Hand an die geheiligte Person des Papstes legte und den heiligen Vater als Gefangenen nach Frankreich abführen ließ, — haben sie ihn, der ganz Europa beherrschte, nicht endlich stürzen und wie ein verlöschendes Irrlicht auf St. Helena enden sehen? Und alle die Revolutionen der zwanziger Jahre in Italien, die Juli-Revolution und das verhängnißvolle 1848, dieses Jahr der Schwäche der Könige und der Dummheit der Völker, — sind sie nicht alle spurlos an dem heiligen Stuhle vorübergegangen? Und in unseren Tagen, als Garibaldi's kühne Schaaren das heilige Rom bedrohten, haben da die heiligen Chassepots bei Mentana nicht Wunder gethan und die Rotte Korah, Dathan und Abiram vernichtet?

Woher sollte nach solchen Erfahrungen der Kleinmuth kommen? Nein, Papst Pius IX., seine Cardinäle und Erzpriester, die Jesuiten und die Mönche von allen Farben, die ganze Hierarchie und Clerisei, sie sind von ihrer Unentbehrlichkeit und Unzerstörbarkeit so überzeugt, daß in Rom Alles seinen alten Gang gehen würde, und wenn auch das ganze übrige Europa in Flammen stände. — „Reformen! heiliger Vater! um Gottes willen, nur einige Reformen!" schreibt Napoleon III. nach Rom, und der heilige Stuhl antwortet mit seinem alten: Non possumus! — Reformen, thörichtes Verlangen! Wenn Rom reformiren könnte, dann wäre es nicht Rom. Sint, uti sunt aut non sint! antwortete der Jesuiten-General dem fortschrittlichen Papste, der Aenderungen und Reformen in den Statuten des Ordens des heiligen Loyola vorschlug, — und so antwortet die päpstliche Hierarchie, wenn man in der Kirche Reform verlangt: „Sie sei, wie sie *ist*, oder sie sei *gar nicht*!" — Reform? was haben denn Savonarola, Giordano Bruno und Andere reformirt? Nichts! — Und der mächtige Cola Rienzi? Hat er auch nur ein Jota in den römischen Zuständen geändert? Sie Alle säeten Flugsand auf harte Felsen und ernteten die Tortur und den Scheiterhaufen. — Oder hat Martin

Luther die katholiſche Kirche reformirt? Nein! die Reformation war eine Revolution gegen das Beſtehende, deren ſich ehrgeizige und vergrößerungsſüchtige Fürſten bemächtigten und die Früchte an Land und Leuten, Kloſtergütern und Kirchenſchätzen einſäckelten. Das blühende, reiche Deutſchland ward durch den dreißigjährigen Krieg in eine menſchenleere Wüſte verwandelt, aber St. Peter's Stuhl in Rom ſtand wie zuvor, und die Jeſuiten regierten die Fürſten und Völker. Die Reformation ſchuf eine Religion, die keine Religion iſt, weil ihr der Glaube fehlt, — weil ſie die menſchliche Forſchung an ſeine Stelle ſetzte, die den Grund der Dinge wiſſen will, von Erkenntniß zu Erkenntniß ſchreitend immer wißbegieriger und forſchluſtiger wird und zuletzt ſich ſelbſt in nichts auflöſt und zerſtört. Dann kommen die Feuerbach, die Strauß, die Renan u. A. und graben und hauen an den Grundpfeilern des Gebäudes, bis überall Riſſe und Sprünge entſtehen und ein Theil der Gläubigen in Deismus oder Atheismus aufgeht, während der andere durch Orthodoxie, Puyſeismus u. dergl. unmerklich zur päpſtlichen Hierarchie zurückkehrt. Dies iſt der erſte Eindruck, den Rom auf mich gemacht hat und den ich in der ganzen zuverſichtlichen Haltung und Phyſiognomie der in Schaaren dahinſchleichenden Prälaten, Abbates, Weltprieſter und beſchuhten und barfüßigen Mönche beſtätigt finde. — Iſt es fanatiſche Zuverſicht, iſt es das zuverſichtliche Vertrauen auf Hülfe von außen oder — von oben, was dieſe ſelbſtbewußte, ruhige Stimmung hervorruft? Ich weiß es nicht, — aber daß ſie da iſt, das ſehe und höre ich alle Tage. Diejenigen, die ſich Rom ohne den Papſt und ohne den Sitz der chriſtlichen Kirche denken und dieſe Umwandlung für ein Leichtes halten, urtheilen mehr nach ihren Wünſchen und Vorurtheilen, als nach logiſchen Schlüſſen. Und wenn morgen Rom dem König Victor Emanuel als Hauptſtadt Italiens gegeben würde, ſo wäre das das verderblichſte Danaer-Geſchenk, das der jungen italieniſchen Nation gemacht werden könnte. Alle Einkünfte des verſchuldeten Königreichs würden nicht hinreichen, um Rom zu einer würdigen Hauptſtadt des Reiches zu machen, denn bis auf Ruinen, Springbrunnen, Obelisken und Kirchen fehlt hier Alles, was den Glanz und die Pracht einer großen Reſidenzſtadt bildet; — Alles müßte neu geſchaffen, — das alte Rom müßte zu zwei Dritteln niedergeriſſen und ein neues gebaut werden, — und dann wäre es eben nicht mehr Rom. Eine Stadt, die nur eine einzige anſtän-

dige Straße mit Trottoirs (den Corso) hat, während in allen den übrigen krummen, engen und winkligen Gassen und Gäßchen das abscheuliche Pflaster die Füße wund macht und — statt der überall fehlenden Trottoirs — gerade an den Häusern das Pflaster am schlechtesten und spitzigsten ist, während in der Mitte für die Pferde doch etwas besser gesorgt ist, — eine Stadt, in der in jeder Straße große Unrathhaufen am hellen Tage liegen und Jeder seine Wäsche vor seinen Fenstern aufhängt, — eine Stadt, in der man nicht fünfhundert Schritte gehen kann, ohne bergauf oder bergab steigen zu müssen, — in der das Laissez aller et laissez faire! seit Jahrhunderten der oberste Regierungsgrundsatz in allen weltlichen Dingen war, — eine solche Stadt, mit ihren zur zweiten Natur gewordenen Unarten und Unordnungen, zur Haupt- und Residenzstadt Italiens zu machen und ihr ein neues, zeitgemäßes Aussehen zu geben, ist eine Aufgabe, die man nicht mit Decreten auf dem Papier löst und zu deren Lösung erst ein Jahrhundert und das Aussterben mehrerer Generationen nothwendig wären. — Und selbst Napoleon I., der mächtige Gebieter Europas, dessen Je le veux! Gesetz für die Völker war, — er, der Mailand eine neue Gestalt gab, Neapel durch Murat, Madrid durch Joseph reformiren ließ, — er, der Gewaltige, konnte mit Rom nichts ausrichten. Einige Ausgrabungen abgerechnet, finden sich hier keine Spuren der civilisatorischen Thätigkeit des großen Kaisers. Gesetzt aber auch, Victor Emanuel ständen alle Millionen der Rothschilds, Barings und Torlonias zu Gebote, — mit Geld ließen sich die materiellen Schwierigkeiten überwinden, — dann bliebe immer noch die Hauptschwierigkeit: den Geist, die Gesinnung, die Vorurtheile der römischen Bevölkerung zu ändern, die gerade noch um ein Jahrhundert gegen das übrige civilisirte Europa zurück ist, deren religiöse Vorurtheile unüberwindlich sind und deren Religion aus einem Gemisch von Frömmigkeit und Aberglaube, Christenthum und Götzendienst besteht, — gute, wackere, aber beschränkte Leute, bei denen der Prete, der Hauspriester, noch allmächtig und ein Nicht-Katholik eigentlich kein Mensch ist.

Hier hat sich die Religion mit allen Functionen des öffentlichen und des bürgerlichen Lebens verschmolzen, hier sind die Minister Cardinäle, die Departements-Chefs in den Ministerien Prälaten und Erzpriester, Geistliche leiten die Polizei, Priester verwalten die Finanzen, — alle höheren Beamten sind Priester, und ginge es

an, so machte man, wie in früheren Jahrhunderten, tapfere Cardinäle und Erzbischöfe zu Brigade-Generalen und Obersten der päpstlichen Armee. Wissen Sie, wie viele Geistliche Rom zählt? Nicht weniger als 6367, darunter 40 Bischöfe, 1457 Weltpriester, 2569 Mönche und 2301 Nonnen, wozu noch 367 Seminaristen und 2334 geistliche Zöglinge (alle in geistlicher Tracht) kommen.

Man kann daher darauf rechnen, daß man in Rom auf den Straßen unter fünf Personen wenigstens einem Priester begegnet, und da der Papst ferner von seiner neu formirten Armee an 7000 Mann in Rom selbst stehen hat, so sieht man auf den Straßen hauptsächlich nur Soldaten und Priester, und thatsächlich kommen auch auf je achtundzwanzig Seelen der Bevölkerung Roms ein Priester und ein Soldat, — die beide von jenen Achtundzwanzig ernährt werden müssen. Nun sollte man glauben, daß solche Zustände unerträglich seien und im Volke das Bedürfniß der Abhülfe wachrufen sollten. Nichts von alledem, — das römische Volk ist an alles das gewöhnt, — „so war es immer, so ist es, und so wird es immer sein!" lautet sein Trostspruch, in jedem Geistlichen verehrt es außer dem heiligen Vermittler vor dem Throne Gottes auch noch einen Bestandtheil der Regierung und eine Persönlichkeit von Einfluß und Protection, — und in jedem Zuaven, Gensdarmen, Carabinier u. s. w. sieht es den nöthigen Schutz gegen die teuflischen Verschwörungen und Umsturzpläne der Mazzinis, Garibaldis und der übrigen Infidel und Eretici. Ich ging gestern über die Piazza Madonna auf die Post, die im zweiten Hofe des Finanzministeriums liegt und um 5 Uhr Nachmittags regelmäßig schon geschlossen wird. Es war vor 12 Uhr, und die Menge Menschen auf dem Platze deutete an, daß etwas Außergewöhnliches vor sich gehen werde. — Und so war es auch, — die feierliche Ziehung der fünf Nummern des Zahlen-Lottos sollte soeben stattfinden. Der Balkon des Finanzpalastes war mit einem Baldachin von goldverbrämtem, rothem Seidendamast gekrönt, während ähnliche Draperien die Balustraden bedeckten. Auswärts am Balkon war auf vergoldetem Gestell ein Glücksrad, ganz von Glas, angeschraubt, und im Hintergrunde erhob sich im goldenen Rahmen eine große Tafel mit fünf weißen Feldern. Drei Beamte waren soeben beschäftigt, die neunzig Nummern abzuzählen, jede laut auszurufen, dann zu rollen, in eine Hülse zu stecken und diese zuletzt in das Glücksrad zu legen. Unten amüsirte sich das Volk

in ergötzlichen Gloſſen über die Langſamkeit der Beamten. Endlich waren die neunzig Nummern im Glücksrade, — es ſchlug 12 Uhr, — alle Kirchen von Rom fingen zu läuten an, und heraus auf den Balkon trat ein Prälat, ein hoher Würdenträger der römiſchen Kirche, mit langem violettſeidenen Mantel, dem weißen Prieſterhemde mit feinen Spitzenmanſchetten, dem großen Kreuze mit Edelſteinen auf der Bruſt und dem viereckigen Barett auf dem Kopfe. Tief beugten ſich vor ihm die hohen Beamten, — der Waiſenknabe, eine liebliche Kindesgeſtalt, ſchön wie Raphael ſeine Engelsköpfe zu malen pflegte, wurde auf ein hohes Poſtament gehoben, und die feierliche Handlung begann. Ein untergeordneter Prieſter, in Grau und Violett gekleidet, fing an das Glücksrad zu drehen, zwei Trompeter im Hintergrunde bliesen eine luſtige Fanfare, und der Waiſenknabe, ganz weiß angezogen, mit eng anliegenden Aermeln, nahm den großen hellbraunen Dominikanerhut, der ſein Köpfchen deckte, ab und bezeichnete ſich mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes, erſt von der Stirn herab bis zum Magen und dann von Schulter zu Schulter, während der Prälat ſeine Hand ſegnend erhob. Jetzt ſchwiegen die Trompeten, das Glücksrad ſtand ſtill, der Waiſenknabe ſchwang ſeinen Arm über ſeinem Kopfe von links nach rechts, und dann eben ſo langſam von rechts nach links, um zu zeigen, daß ſein Händchen leer und ſein Hemd feſt zugeknöpft ſei, — dann griff er in das Rad, zog eine Nummer und übergab ſie dem Prälaten. Dieſer entrollte ſie und las ſie laut, gab ſie dem erſten, dieſer dem zweiten Beamten, die alle die Nummer ablaſen, bis ſie an den letzten kam, der nun, ſich über eine Art von Leſepult hinablehnend, in altkirchlicher Melodie dem Volke unten langſam und deutlich hinabſang: Primo — estratto — Nu—me—ro — Trenta sette! — worauf die Trompeter wieder mit einem luſtigen Reiterſtücklein einfielen, das Glücksrad gedreht wurde und die gezogene Nummer vom Winde getragen langſam auf das Volk hinabſchwebte, wo ſich Hunderte von Händen emporſtreckten, um ſie zu erhaſchen, und als ſie auf die Erde fiel, eine Balgerei unter der hoffnungsloſen Straßenjugend losging.

„Oh santissima Madonna!“ betete neben mir ein Mütterchen, „hilf einer armen alten Frau nur diesmal und laß meine Terne herauskommen!“ — „Accidente alla Madonna!“ läſterte ein junger Burſche mit einer ſchmierigen Wollmütze auf den glänzenden

ſchwarzen Locken dazwiſchen, — „ich habe der Madonna ſchon zwei große Wachskerzen geweiht, und nie iſt noch eine meiner Nummern gekommen. Povera Marietta!“ ſchloß er mit ſchmerzlich bewegtem Tone. — „Ma, Girolama caro!“ rief ihm die wohlbeleibte Verkäuferin von Obſt und Gemüſe an, die hinter dem Burſchen bei ihrem Krame ſtand, — „Ihr ſolltet Euch lieber auf Eurer Hände Arbeit, als auf die Lotterie verlaſſen, um die Marietta heirathen zu können. Aber ſo wird die povera carina noch lange warten müſſen.“ — „Aber, Signora Maria,“ entgegnete der Burſche, „wie könnt Ihr nur ſo ſprechen! Wozu hätte denn der Santissimo Padre die Lotterie eingeſetzt, als daß die Armen auch einmal Gelegenheit haben ſollten, reich werden zu können.“ Jetzt waren die Trompeter ſtill geworden, das Glücksrad ſtand, und mit denſelben Formalitäten wird die zweite Nummer gezogen, während die erſtgezogene ſchon oben auf dem erſten weißen Felde ausgeſtellt war. — 46 war die zweite Nummer, 47 die dritte, 5 die vierte; — alle mit derſelben Feierlichkeit gezogen, während unten die Looſe verglichen, hier gejubelt, dort gebetet, da geflucht und raiſonnirt wird. Als aber jetzt die fünfte Nummer gezogen ward und Nr. 45 herauskam, da erbrauſte ein allgemeiner Sturm des Unwillens, denn das war ja doch unerhört, daß drei auf einander folgende Nummern, wie 45, 46, 47, herauskommen ſollten, die alle Combinationen und Traumbücher zu Schanden machten, denn, wie ein alter Herr im fadenſcheinigen, tabakbraunen Fracke und glänzenden Seidenhute ſeinem Nachbar demonſtrirte, kein vernünftiger Chriſt könne ſolch' unvernünftige Nummern wie 45, 46, 47 als Terne beſetzt haben. Nach der letzten Nummer bliesen die Trompeter noch einen jubelnden Triumphmarſch, der Waiſenknabe ward herabgehoben und küßte dem Prälaten die Hand, worauf ihm dieſer ſeinen Segen ertheilte; — dann zog ſich das ganze officielle Perſonal in das Innere zurück, und die Volksmenge verlief ſich unter vielen „Maledettos“ und „Accidentes“. — Ich aber ging und dachte darüber nach, wie innig der religiöſe Cultus hier mit allen Dingen verwoben ſei und wie man ſelbſt zu der himmelſchreienden Beſteuerung der Armen und Aermſten durch die Lotterie, — wobei der Staat mit der Fiction, man könne möglicherweiſe 2000 Scudi gewinnen, dem ärmſten Teufel ſeine 5 Soldi aus der Taſche herausſchwindelt, — wie man ſelbſt zu dieſer ſaubern Finanzoperation Prälaten und Prieſter und das

Zeichen des heiligen Kreuzes braucht. — Ueber dieſen Betrachtungen bekam ich Hunger und betrat die Oſteria Palombella hinter dem Pantheon, eine altehrwürdige Kneipe, den Künſtlern in Rom wegen des guten Orvietoweines wohlbekannt. Beſagte Oſteria beſteht aus zwei von Lampenruß und Kohlenrauch geſchwärzten Gewölben mit einem großen Herde im Hintergrunde, — etwa wie man in den Theatern Auerbach's Keller im Fauſt darſtellt. Rothbraun angeſtrichene Tiſche und dito nicht ſechs Zoll breite Bänke ohne Rücklehnen bildeten die einzigen Möbels und ſahen ſo alt und primitiv aus, daß mein Begleiter behauptete, dieſe Tiſche und Bänke müßten antik ſein und wahrſcheinlich aus einer Prätorianerwachſtube der Kaiſerzeit ſtammen. Der Wirth, in Hemdärmeln und mit ſchmieriger Schürze, ſah uns ſogleich an, daß er Gäſte von Diſtinction vor ſich habe, er wiſchte den ſchmierigen Tiſch mit der ſchmierigen Schürze eigenhändig ab und fragte dann, welchen Wein wir beföhlen? — „Vom beſten!" lautete unſere Antwort. — „Dunque la foglietta a sei soldi!" meinte er. — „Sicuro!" meinten wir, und bald ſtanden zwei Foglietten mit goldgelbem Olevano auf dem Tiſche, ein trefflicher Wein, der große Aehnlichkeit mit unſerm beſten Catawba hat, nur daß er ſüßer und würziger iſt.

Ob die Herren vielleicht etwas ſpeiſen wollten, meinte der Wirth, der Koch ſei zwar ausgegangen, aber er werde uns auch accommodiren können. Er empfahl vorzügliches **Manzo allesso** — gekochtes Rindfleiſch mit Broccoliſalat; — es ward acceptirt und mit Appetit verzehrt. — Ob die Herren nun einen köſtlichen Fiſch mit Eſſig und Oel eſſen wollten — meinte nun der Wirth, und ich meinte Ja, er ſollte ihn nur bringen. — Er kam — verſchwand und ging den Weg alles Fleiſches oder vielmehr alles Fiſches. — Es wäre auch noch ein vorzüglicher gebackener Fiſch zu haben, ſchlug der Wirth vor, als er die Teller wegräumte, und wir vertilgten auch dieſen. Jetzt octroyirte der Wirth uns noch ein Stück Parmeſankäſe zum Deſſert, und von der Straße herein kam ein Mann mit einem rieſengroßen Topfe, den er neben mir auf die Bank ſetzte und mir ein **Olive dolci** in die Ohren ſang. Ich ließ für einen Sou geben, und der Mann gab uns drei große Schöpflöffel voll der köſtlichſten Oliven. So ſpeiſten wir in der Oſteria Palombella mitten unter einigen armen Künſtlern und vielen weit mehr Geld als dieſe habenden päpſtlichen Zuaven,

— da trat der Koch ein, zog seinen Rock aus und setzte eine Papiermütze auf, und nun entspann sich zwischen ihm und dem Wirth folgender gemüthlicher Dialog, der von beiden Seiten mit lebhafter Betonung und noch lebhafterer Gesticulation vorgetragen ward:

Wirth: „Aber, Antonio! es sind Gäste da, die essen wollen, und Du gehst fort!"

Antwort: „Ich war in der Kirche."

„Aber geht man denn in die Kirche, wenn Gäste da sind, die essen wollen?"

„Werden noch zu essen kriegen. Sollen warten. Ich muß für das Heil meiner Seele sorgen."

„Aber die Gäste —"

„Wollen nur für ihren Magen etwas haben, — ich aber mußte an meine Seele denken." (Nach meinem Tisch hinüber schreiend) „Na! was wollt Ihr denn essen, Ihr — Malcontenti!"

„Sie haben schon lange Vermicelli al burro bestellt, aber Du warst nicht da."

„Aber jetzt bin ich da, und die Vermicelli werden auch gleich da sein."

Dabei warf der gereizte Koch mit Tellern und Schüsseln um sich, als wenn sie von Korkholz wären, putzte in höchster Wuth einige Köpfe Endivienſalat, als wollte er sie mit Stiel und Stumpf vertilgen, briet fluchend ein paar Coteletten auf dem Rost, brachte dabei aber doch alles Bestellte mit erstaunlicher Schnelligkeit fertig und präsentirte keine Speise, ohne einen derben, aber gutgemeinten Scherz dabei zu machen.

Wir verlangten endlich unsere Rechnung, und der Wirth nahm ein Stück Kreide, machte nach gut altväterlicher Sitte einige Hieroglyphen auf den Tisch, und die Rechnung für den Einzelnen lautete:

Wein	6	Soldi,
Brot	2	=
Manzo	6	=
Fisch in Essig . . .	8	=
Gebackener Fisch . .	6	=
Käse	3	=
Zusammen	31	Soldi

oder $1\frac{1}{2}$ Francs (12 Sgr.), wofür wir ganz vorzüglich gegessen und getrunken und uns dabei auf das köstlichste unterhalten hatten.

— Für den, der in Rom viel umherzulaufen hat, um Alles zu sehen, sind diese Osterien, in denen man zu jeder Zeit des Tages zu essen bekommt, sehr bequem, da in den Trattorien die Mittagsstunde erst um 4 Uhr Nachmittags beginnt. Den übrigen Theil des gestrigen Tages brachte ich auf dem Forum Romanum und im Colosseum zu, doch davon in meinem nächsten Briefe. Für heute — Good bye!

Spaziergänge in Rom.

Weite Entfernungen. — Auf „Schusters Rappen.“ — Das Droschkenwesen in Rom. — Die Einspänner. — Die Omnibus. — St. Peter's Dom. — Die riesigen Dimensionen. — Die Confession. — Die Dome von Mailand, Köln, Wien und Florenz. — Pracht der Ausstattung. — Die Grabmäler der Päpste. — Drei Frauen unter den Päpsten. — Die Stuarts. — Freiheit und Gleichheit in der Peterskirche. — Ein Abend im Dom. — Heimkehr. — Osteria della Campanella.

Rom, den 20. October 1868.

Man verdient sich hier sein Brot im Schweiße des Angesichts oder vielmehr jeder Genuß muß mit endlosen Fußwanderungen theuer erkauft werden. Es liegt hier alles Sehenswerthe so weit auseinander, — die Entfernungen sind alle so groß, daß ich manchen Abend schon um 7 Uhr müde und matt in's Bett sinke, wie in ein Meer der Vergessenheit, und bis zum andern Morgen um 7 Uhr nichts mehr von mir und der übrigen Welt weiß. Rom hat einen Umfang von siebzehn Miglien, oder, da fünf Miglien auf eine deutsche Meile gehen, von drei und einer halben deutschen Meile, und innerhalb seiner Mauern liegen Villen mit weit ausgedehnten Parks, Weinbergen und Feldern, Ruinen und Trümmerhaufen, die man durchwandern muß. Und nun erst außer den Mauern, z. B. an der alten Römerstraße, der Via Appia mit ihren antiken Grabmälern, oder an der Via Tiburtina, die nach

Tivoli führt, — welche kolossalen Entfernungen! Und die meisten derselben müssen, will man wirklichen Genuß haben, zu Fuß gemacht werden, denn wer eine Stadt in der Droschke oder im Omnibus durchfliegt, wird von dem Volks- und Straßenleben, von dem Charakter und der Physiognomie der Bewohner und der Gebäude wenig oder gar nichts sehen, während für den Fußgänger sich auf jedem Schritt und Tritt Neues und Bemerkenswerthes darbietet. Ich benutze daher „Schusters Rappen" auf das allergründlichste und habe vielleicht schon mehr gesehen, als mancher reiche Tourist, der sich nur im Miethwagen und unter der Leitung eines Lohndieners aus seinem Hôtel herauswagt und sich von Letzterem täglich vorschreiben läßt, was und wie viel er heute sehen soll.

An Fuhrwerken fehlt es zwar nicht, — es ist in dieser Hinsicht besser geworden, als es noch vor zwanzig Jahren bei Ad. Stahr's erster Anwesenheit in Rom war, der damals klagend ausrief: „Wer in Rom mit bescheidenen Mitteln lebt, muß sich das Fahren vergehen lassen." Damals hatten nur die Besitzer einer Anzahl zweispänniger Wagen das Privilegium, Droschkendienste zu leisten, und dieses Monopol ward von ihnen so trefflich exploitirt, daß eine Stunde Fahrens mindestens einen Scudo (1 Thlr. 10 Sgr.) kostete, im Carneval aber oder an Festtagen forderten sie, was sie wollten, und zwar meist fabelhaft hohe Preise.

Jetzt ist das besser, — die Privilegien der Carozzieri sind gefallen und Rom wimmelt von einspännigen Droschken, die noch obendrein einen polizeilich festgestellten Tarif haben, und zwar 1 Franc für jede Fahrt im Innern der Stadt und 2 Francs für die Stunde, — mit einer Erhöhung von 25 Procent für Nachtfahrten. An allen Ecken und Enden der weitläufigen Stadt findet man diese Einspänner, schon von Weitem nicken sie Euch fragend zu, fahren wohl auch eine kleine Strecke mit freundlicher Einladung, doch einzusteigen, neben Euch her und sind im Ganzen meist rasch und verläßlich. Die Kutscher sind meist junge, gewandte, in Rom wohlerfahrene Leute, wissen überall Bescheid und sind mir, wenn ich eine Auskunft haben will, jedenfalls lieber, als die Lohndiener mit ihrer auswendig gelernten Staarmatzgelehrsamkeit. — Aber mit den Omnibus steht es noch immer so, wie vor zwanzig Jahren; — noch immer fahren nur zwei Omnibuslinien, aber nicht etwa von einem Ende der Stadt zum andern, sondern die eine von der

Piazza Venezia, wo der Corso aufhört und Capitol und Forum anfangen, hinaus nach der St. Paulskirche außerhalb der Stadtmauern, — und die andere von der Porta del Popolo ebenfalls hinaus vor die Stadt bis nach Ponte molle, wo Constantin der Große den Gegenkaiser Maxentius schlug und so den Sieg des Christenthums über das alte Heidenthum begründete. Wer nun diese beiden Ausflüge nicht machen will oder schon gemacht hat, dem helfen diese Omnibus nichts, und er muß, wie ich es thue, meist zu Fuße gehen, theils grundsätzlich, um mehr zu sehen und zu beobachten, theils um seine „bescheidenen Mittel" für bessere Genüsse aufzusparen.

Von meiner Wohnung, nahe der Porta del Popolo,*) bis zur Peterskirche ist es ein weiter Weg, — endlos ziehen sich die Straßen längs dem Bogenlaufe des Tiberflusses dahin, bis man die Engelsbrücke erreicht, und nun erst den langen Borgo durchschreiten muß, und die Piazza Rustcucci und die riesigen Dimensionen des Petersplatzes selbst, und dennoch war ich in den wenigen Tagen meines hiesigen Aufenthaltes schon dreimal in der Peterskirche, und jedesmal blieb ich drei bis vier Stunden in diesem Riesendome, den man stets nur mit Bedauern verläßt, um am nächsten Tage wiederzukehren.

Wer einen klaren und anschaulichen Begriff von der Größe und Macht, von der Pracht und Herrlichkeit des Papstthums und der herrschenden Kirche in ihrer höchsten Blüthezeit haben will, der betrachte St. Peter's Dom, und er wird fühlen, welche gewaltigen Männer diese Päpste Julius II., Leo X. und ihre nächsten Nachfolger waren, und wie unter ihrem Einflusse und Schutze Genies wie Bramante, Raphael Sanzio, Michel Angelo, Bald. Peruzzi und deren Nachfolger hier das höchste und vollendetste Bauwerk christlicher Architektur schaffen konnten. Kolossal war damals die Macht der päpstlichen Kirche, die zwei Welten regierte, und kolossal und übermenschlich ist St. Peter's Dom.

Wenn man zuerst durch die riesige Vorhalle tritt, in die jede unserer modernen Kirchen bequem hineingestellt werden könnte, und nun in das Innere des Domes blickt, so erscheint er dem Auge wie eine gewöhnliche große Kirche, und man wundert sich über

*) Seit einiger Zeit fährt noch eine dritte Omnibuslinie von Porta del Popolo zum Vatican und zur Peterskirche. D. V.

das Aufheben, das davon gemacht wird. — Kaum aber ist man hineingeschritten und hat etwa ein Drittel der Länge durchmessen, als man die riesigen Dimensionen des kolossalen Baues zu fassen anfängt, und besonders dann, wenn man sich umwendet und schon jetzt die Menschen an der Kirchenthür wie Zwerglein sieht. Denn das ist eben das Großartige und Wunderbare dieses Baues, daß alle Verhältnisse desselben so genau berechnet sind, daß Altäre und Säulen, Gewölbbogen und Statuen, Ornamente und Architekturen, Gemälde und Fußboden-Mosaiken in Hinsicht ihrer Dimensionen so richtig proportionirt sind, daß Alles sich harmonisch zu einem Ganzen verschmilzt, das Auge aber dabei den gewöhnlichen Maßstab des täglichen Lebens verliert und das Riesige kaum groß, das Kolossale nur natürlich findet. Man muß drei bis vier Stunden in der Kirche bleiben, sie nach allen Richtungen durchschreiten, prüfen und vergleichen, bis man auch nur einen annähernden Begriff von der ungeheuren Größe dieses Riesenwerkes erhält. Erst als ich mich nicht weit vom Eingange dicht zu einem Engelchen hinstellte, das mit anderen solchen Bengelchen eine Weihwasserschale von Giallo antico (gelbem Marmor) hält, sah ich, wie ich neben diesem Engelchen, das zu den kleinsten Statuen der Kirche gehört, wie ein verschrumpftes Zwerglein dastand, während der Engel sich wie ein stämmiger Hercules neben und über mir erhob. — Nun ist man endlich bei der Confession angelangt, dem Grabe des heiligen Petrus, das sich in der Mitte der Kirche, ungefähr auf zwei Drittel der ganzen Länge des Gebäudes, befindet. — Man blickt zurück auf die Eingangsthüren, die aus- und eingehenden Menschen sehen wie einjährige Kinder aus, — man blickt vor sich bis hinauf zum Hochaltar, und die Menschen, die sich dort beschauend bewegen, sehen ebenfalls wie nur etwas größere Kinder aus. Ueber dem Grabe Petri und dem Altare hinter demselben, an dem nur der Papst Messe lesen darf, erhebt sich ein prächtiger Baldachin aus vergoldeter Bronze, der 1860 Centner wiegt und 197 Pariser Fuß hoch ist, also hoch genug, um den höchsten Palast Roms darunter zu stellen, oder ein Haus von elf Stockwerken, jedes Stockwerk zu 18 Fuß Höhe gerechnet, — eine Höhe, die selten mehr den modernen Räumen gegönnt wird. — Ueber diesem Baldachin erst wölbt sich Michel Angelo's kühner Kuppelbau, 413 Pariser Fuß hoch, ganz mit den reichsten Mosaiken auf Goldgrund ausgekleidet, und unter dieser ungeheuren Wölbung

erſcheint der rieſige Erz-Baldachin wie von gewöhnlicher, mittelmäßiger Größe. Von dem Grabe St. Peter's weg, vor dem ſtets 89 große goldene Lampen brennen und vor deſſen Eingange die knieende Statue Papſt Pius VI. von Canova aufgeſtellt iſt, ſchreitet man wieder einen langen Weg bis zum Hochaltare und überſieht nun von deſſen Stufen die ganze Länge der Kirche, die 622 Pariſer Fuß beträgt. Aber ſelbſt das Querſchiff des Doms hat 461 Fuß, und wenn man ſich nun erinnert, daß der mächtige Mailänder Dom nur 448 Fuß lang und im Mittelſchiffe 175 Fuß breit, — der Kölner Dom und St. Stephans-Dom in Wien aber kleiner als der Mailänder ſind, ſo fühlt man erſt, wie groß die Peterskirche iſt. Der vielbewunderte Dom in Florenz iſt 552 Fuß lang, 320 Fuß breit, aber die Höhe der Kuppel iſt nur 580 Fuß, — ſo daß alle dieſe vielbewunderten Kirchen weit hinter dem St. Petri-Dom in Rom zurückſtehen müſſen.

Und nun dieſe Pracht der Ausſtattung! Wohin man tritt, wohin man blickt, die koſtbarſten, nicht mehr herbeizuſchaffenden Marmorarten, Gold, Moſaik, Gemälde, Basreliefs, Sculpturwerke, Ornamente und Arabesken. Allerdings einige Werke nur ſind von großem Kunſtwerthe; — die meiſten Altargemälde ſind koloſſal vergrößerte Copien nach Gemälden Raphael's, Lanfranco's, Guido Reni's, Bianchi's u. A., und bei dieſen thurmhohen Figuren und dieſen rieſigen Kindern und Engeln gehen Zartheit und Empfindung des Originals verloren.

Auch die Grabmäler der Päpſte ſind ſolche rieſige Marmormaſſen, daß man ſich unwillkürlich fragt, was wohl der rohe Marmorblock allein ſchon gekoſtet haben möge; aber einen künſtleriſch ſchönen Eindruck machen ſie nicht. Es ſind eben gewaltige, titaniſche Geſtalten, und die ſchweren Marmorvorhänge und ſteinernen Draperien ſehen ordentlich bedrohlich aus, als könnte ſolch ein Vorhang alle Augenblicke herunterfallen und Hunderte von Menſchen zerſchmettern. Unter dieſen Grabmälern, die alle an die alten gewaltigen Bildwerke der Egypter erinnern, treten nur einige wenige durch ihren Kunſtwerth vortheilhaft hervor. Es ſind dies das Grabmal Clemens' XIII. mit deſſen Statue, der Religion, dem Engel des Todes und zwei Löwen von Canova, das Paul's II., von Michel Angelo entworfen und von G. Della Porta ausgeführt, und das Grabmal Pius' VII., des „Märtyrers" (den Napoleon gefangen nach Frankreich abführen ließ), von Thorwaldſen. —

Der Schöpfer aller dieſer Herrlichkeit, Papſt Julius II., hat kein prächtiges Grabmal; — der Freund und Beſchützer Raphael's liegt unter einer einfachen weißen, in den Fußboden eingefügten Marmorplatte. Außer den Päpſten liegen hier noch drei hervorragende Frauen begraben, die Gräfin Mathilde, die im Verein mit Gregor VII. den deutſchen Kaiſer Heinrich IV. die Demüthigung von Canoſſa erdulden ließ, — Königin Chriſtine von Schweden, die dem Thron entſagte, nach Rom ging und hier katholiſch ward, und Maria Clementine Sobieski, Tochter des Polenkönigs und Befreier Wiens von den Türken, auf der Inſchrift als: „Königin von Großbritannien und Irland" bezeichnet. Dieſem letzteren Monumente gegenüber ſteht noch ein Grabmal von Canova, meiſterhaft ausgeführt, das der letzten Stuarts: Jacob's III., wie er ſich ſtets nannte, und ſeiner Söhne Carl, Eduard und Heinrich. Dieſe armen Stuarts dauern Einen, — ſie regierten miſerabel ſchlecht, aber, einmal fortgejagt, trugen ſie ihr Schickſal mit Würde und verließen den Thron arm, auf fremde Unterſtützung angewieſen; — heutzutage verſtehen es die weggejagten Potentaten beſſer, — der Exkönig von Hannover hat ſeine Millionen bei Zeiten in der Bank von England in Sicherheit gebracht und die unſchuldige Iſabella hat aus dem bettelarmen Spanien nur 37 Millionen mitgenommen. Ob ſie wohl auch noch in der Peterskirche begraben wird? — Ich bezweifle es. Was aber bei dem Beſchauen und Anſtaunen aller dieſer Pracht und Herrlichkeit mich am meiſten befriedigt, das iſt die Ungezwungenheit, mit der man ſich in dieſem herrlichen Dome bewegen kann. Von früh Morgens bis ſpät Abends ſind ſeine Thore für Jedermann geöffnet; — kein geldgieriger Kirchendiener folgt jedem Eurer Schritte, ſie ängſtlich belauernd, keine Lohndiener, Explicatoren und Vermittler drängen ſich auf Schritt und Tritt auf. Man geht hin und her, — ab und zu, — beſieht, was man will, bleibt ſtehen, wo und wie lange man Luſt hat; — ſo lange man ſich nicht unſchicklich benimmt und ein öffentliches Aergerniß giebt, hat man hier die vollſtändigſte Freiheit der Bewegung und des Sichgehenlaſſens. Wenn ich dagegen daran denke, was man Alles durchmachen und abwehren muß, bis man an den Kölner Dom gelangt, und wie, wenn man endlich drinnen iſt, die Bettelei und Quälerei wieder von Neuem anfängt, ſo muß ich lächelnd geſtehen, daß das als

gewaltthätig und unduldsam verschrieene päpstliche Regiment sich bei Weitem humaner und liberaler zeigt.

Als ich vorgestern zum dritten Male in der Kirche war und sie auf's Neue nach allen Richtungen durchkreuzt hatte, mochte ich gar nicht weiter gehen, — draußen war, trotz des 18. Octobers im Kalender, eine Hitze von 22 Grad Réaumur, und da drinnen in den hohen, stattlichen Räumen war es so kühl, so frisch: ich nahm mein Buch aus der Reisetasche, setzte mich in eine Bank und las. Niemand störte mich, — wie lange ich so gelesen, weiß ich nicht, denn das Buch interessirte mich außerordentlich, und in der Peterskirche ist es so still und friedlich, daß man durch nichts gestört wird. Als ich endlich aufblickte, vergoldeten gerade die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Kuppel, und gleich darauf erscholl von allen Kirchen das Ave-Maria-Geläute, das Ende des römischen Tages; — worauf dann wieder von 1 Uhr bis zu 24 Uhr, dem nächsten Ave-Maria, gezählt wird. — Ich ging, über das Gesehene wie über das Gelesene nachdenkend, langsam über die Engelsbrücke nach Hause. — Was ich gelesen, erzähle ich Ihnen wohl noch; — es war ein neues, sehr interessantes Buch, das ganz in den Petersdom paßte. Es war ein weiter Weg, den ich wanderte, durch endlose, hochbelebte Straßen, denn am Abend entleert sich der Inhalt der Wohnhäuser auf Straßen und Plätze, um Kühlung und Erfrischung und, vor Allem, die beliebte „Conversazione" zu suchen. Hinab die Via Giulia zog ich, durch das Labyrinth des Ghetto, dem Theater des Marcellus zu, hinter welchem Via della Salita die bekannte Goethekneipe Osteria della Campanella liegt, wo mich die Reisegefährten erwarteten. — Bald saßen wir auf den rauhen Holzbänken, an den rohen Tischen uns an kühlendem Orvieto labend und in eine Schüssel der Gnocchi famosi, die wir uns eigens bestellt hatten, und in ein Stuffato alla casareccia wacker einhauend. — Welch eine herrliche Einrichtung sind diese römischen Osterien, und wie sehr hatte Goethe Recht, als er sie so begeistert pries. Hier herrschen noch naturwüchsige Einfachheit und republikanische Gleichheit; — auch die Goethekneipe, — obwohl selbst der alte König Ludwig von Baiern und viele Kunstcelebritäten hier gelegentlich zu kneipen pflegten und noch pflegen, — auch die Goethekneipe besteht nur aus zwei gewölbten Räumen mit dem großen Kochherde im Hintergrunde; Tische und Bänke sind von ursprünglicher Einfachheit, und die Tisch-

tücher werden nur alle Sonntage rein aufgelegt und müſſen dann die ganze Woche dienen; — aber welch ein Wein! welch ein freundlicher, humoriſtiſcher Wirth! welche geſunde, kräftige Speiſen und — last, not least, — welche billige Zeche!

Welch ein Abſtand gegen die franzöſelnden Reſtaurants mit ihren ſchwarz befrackten und weiß cravateten Garçons, ihrem Val-au-vent à la financière, Poulet truffé à la Marengo, Suprême de volaille en mayonnaise und ihren ſündentheuren Weinen. — Rom verliert alle Jahre mehr von ſeinem urſprünglichen Charakter, der immer noch wachſende Fremdenzufluß, begünſtigt durch die Leichtigkeit des Eiſenbahnreiſens, bringt immer mehr neue und fremde Elemente in das alte Rom, — um deren Launen und eingebildeten Bedürfniſſen zu genügen, überzieht ſich die alte Cäſarenſtadt allmälig mit einem gleißenden Firniß modernſter Pariſer Hyper-Civiliſation; — ſchon ſind dieſer Aſter-Cultur einige der ſchönſten Einrichtungen gefallen, — ſelbſt keins der von Gregorovius ſo meiſterhaft geſchilderten Marionetten-Theater habe ich mehr gefunden; — aber das rein menſchliche Inſtitut der Oſterien wird dieſe moderne Civiliſation doch wohl verſchonen und ſie werden, zur Labung und Erquickung aller Durſtigen, beſtehen, einfach und anſpruchslos, wie ſie vor 100 und 200 Jahren waren, gerade ebenſo, wie ſie jetzt ſind, und Bacchus, der lebensluſtige Gott, möge ſie noch lange erhalten. Mit dieſem herzlichen Wunſche ſchließe ich dieſen Brief.

Tagebuchblätter aus Rom.

Capitol. — Forum Romanum. — Colosseum. — Geschichtliche Rückblicke. — Der Platz des Capitols. — Hinab zum Forum. — Dreißig Fuß tief. — Gründliche Zerstörung Roms. — Ueber zwanzig Hügel in der Siebenhügelstadt. — Heidenthum. — Judenthum und Christenthum. — Ein großer Heide. — Mönche und Bettler. — Ein patentirter Bettler. — Im Colosseum. — Nicht mehr auf das Dach der Peterskirche. — Die Bastionen vor den Thoren. — Deutsche Trattoria. — Deutsche Künstler. — Das Teatro Agonale. — Ein Theaterbesuch mit Hindernissen. — Die rettenden Zuaven.

Rom, den 20. October 1868.

Capitol! — Forum Romanum — Colosseum! Wem fallen nicht bei diesen drei Namen alle classischen Erinnerungen seiner Jugend ein, — als wir noch den Cornelius Nepos exponirten und den viel schwierigeren Styl des Livius und des Tacitus in gutes Deutsch übertragen mußten. Die ganze römische Geschichte von dem Beginne dieser aus Geächteten und Flüchtlingen gebildeten Nation, bis zu ihrer Glanzhöhe, wo sie sich zur Weltherrscherin machte und über ein Gebiet von 100,000 Quadratmeilen gebot, drängt sich auf diesen drei welthistorischen Punkten zusammen. Auf dem Capitol die größten Heiligthümer Roms und die die Stadt beherrschende Burg, der Schauplatz der Triumphe siegreicher Feldherren und aller anderen großen Festlichkeiten des Staatslebens, — hinter dem Capitol das Forum Romanum mit seinen Gerichtshallen, Tempeln, Marktplätzen, mit der Rostra für die öffentlichen Redner, — auf diesem Platze ward erwogen, entworfen, vorbereitet, was nur zur Größe des Reiches und zum Wohle der römischen Bürger unternommen werden konnte, und endlich das Colosseum, in welchem das untergehende Römerthum noch eine Zeit lang versuchte, das neu auftauchende Licht des Christenthums in Blut zu ersticken, — indem es in diesem Circus in Gegenwart des Kaisers und seines Hofes, der Senatoren und der Ritterschaft, der Vestalinnen und der Priester, und unter dem Beifallsjubel von 90,000 Zuschauern, Tausende von Christen von Löwen, Tigern, Leoparden, Krokodilen zerreißen, durch Elephanten zertreten oder

ſie, in Pech getunkt, als Fackeln verbrennen ließ. Hier wurden Hunderttauſende der erſten Chriſten unter den entſetzlichſten Qualen gemordet, weil ſie nicht mehr Jupiter und ſeinen Olymp voll liederlicher, aber liebenswürdiger Götter und Göttinnen anbeten wollten, ſondern feſt zu dem Glauben an den neuen, alleinigen Chriſtengott und ſeinen menſchgewordenen Sohn hielten. Und doch, was half's? — Rom brach zuſammen und in der Weltſtadt herrſcht jetzt der Nachfolger deſſelben armen Petrus, der ſeines Glaubens halber hingerichtet ward. Ein Spaziergang über Capitol und Forum zum Coloſſeum gehört für den denkenden Menſchen, der die Geſchichte dieſes Stückchens Erde kennt, zu den intereſſanteſten Genüſſen, die das an geiſtigen Genüſſen ſo reiche Rom bietet.

Wenn man den modernen Corſo hinabgewandelt iſt bis an ſein Ende auf der Piazza di Venezia, braucht man nur noch eine einzige Gaſſe zu durchſchreiten, die zu der Piazza d'Ara Coeli führt, und auf dieſer unſchönen Piazza ſteigt vor uns der Aufgang zum Capitol empor, während von oben bereits die herrliche Reiterſtatue Kaiſer Trajan's, aus vergoldetem Erz, uns entgegenblickt. Allein kaum ſind wir über Michel Angelo's flache Treppe hinaufgelangt, als wir erſchrecken über den winzig kleinen Raum des Plateaus, auf dem einſt Roms Capitol ſtand. Wie? auf dieſem beſchränkten Platze ſtanden der Tempel des capitoliniſchen Jupiter, vor dem die gefangenen Könige und Feldherren beſiegter Völker hingerichtet wurden, der Tempel der Juno Moneta, die Münz-Prägeanſtalt, das Mamertiniſche Gefängniß, unzählige Monumente, Altäre, Statuen und andere Erinnerungszeichen, während noch immer Raum genug übrig blieb, damit Senat, Ritterſchaft und Volk ſich hier verſammeln und den heraufziehenden Triumphator empfangen konnten. Ich kann es, nachdem ich den Platz geſehen, nicht begreifen, und die Alterthumsforſcher ſind, unter beſtändigen gelehrten Streitigkeiten, auch über das Wo? und das Wie? noch nicht einig geworden. Jetzt ſchließen drei geſchmackloſe Gebäude den Capitolplatz ein, wovon das eine, der Palazzo Senatorio, als Gefängniß dient, während die anderen die an antiken Kunſtſchätzen überreichen Sammlungen der Conſervatoren des Capitols enthalten. Sonſt ſind außer der Reiterſtatue Trajan's noch Caſtor und Pollux mit den Roſſen, die einſt am Theater des Pompejus ſtanden, — ein paar ſehr verwitterte Trajaniſche Kriegstrophäen und die Statuen Kaiſer Conſtantin's und ſeines Sohnes die einzigen Zierden des

Platzes, der, die hiſtoriſchen Erinnerungen abgerechnet, einen höchſt dürftigen Eindruck hinterläßt. Ganz anders aber geſtaltet ſich dieſer Eindruck, wenn man vom Capitol hinabgeht und nun die ausgedehnte Strecke betritt, auf der das Forum Romanum lag. „Lag!“ ſage ich, denn was von Trümmern und Ueberreſten jener großartigen Schöpfungen des weltgebietenden Rom hier auf dieſem Campo vaccino — („Kuhfelde“, wie es jetzt heißt und wo in der That noch hie und da Büffel, Kühe und Ziegen weiden) — noch ausgegraben und wieder aufgeſtellt ward, iſt im Verhältniſſe zu dem koloſſalen Ganzen der Vorzeit jetzt nur noch ein ärmlicher Reſt.

Das heutige Rom liegt 30 Fuß hoch über dem alten Rom der Kaiſerzeit, und erſt wieder tief unter dem kaiſerlichen Rom dürften ſich Trümmer und Reſte von dem von den Galliern zerſtörten republikaniſchen Rom finden. Bis zu ſolcher Tiefe iſt man aber noch nie gedrungen, — die bisher gemachten Ausgrabungen enthalten nur Gebäude und Kunſtwerke aus der Kaiſerzeit, und zwar meiſt aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Dieſe ausgegrabenen Ruinen ſtehen alſo 10, 20 bis 30 Fuß tief unter dem jetzigen Straßenpflaſter in großen Gruben und verlieren dadurch viel von ihrer Großartigkeit. Wohl keine Stadt der Erde iſt ſo oft und ſo gründlich verwüſtet worden, als dieſes Rom, — durch die Gothen, die Hunnen, die Heruler, die Vandalen, die Longobarden, durch die Römerzüge der deutſchen Kaiſer und durch Roberto Guiscardi mit ſeinen wilden Araber- und Sarazenenſchaaren. Dann kamen die Kämpfe der römiſchen Barone gegeneinander, die ſich aus Tempeln, Foren, Grabmälern lauter Privatfeſtungen machten, und die Zerſtörungswuth der meiſten Päpſte, die alle antiken Monumente abbrachen und niederriſſen, um mit den Säulen, Statuen und Ornamenten ihre neugebauten, meiſt geſchmackloſen chriſtlichen Kirchen zu ſchmücken. — Es kamen das Schisma und die Reſidenz der Päpſte in Avignon, die Bürgerkriege und Revolutionen und eine ſolche Periode des allgemeinen Verfalls, zu dem ſich auch noch die Schreckniſſe wiederholter Erdbeben und der verderblichen Peſt von 1348 geſellten, daß Rom einem elenden Dorfe gleich, in den Domen von St. Peter und St. Paul das Gras zwiſchen dem Marmorpflaſter luſtig emporwucherte und Kuh- und Ochſenheerden bis zu den Hauptaltären weideten. Und immerfort wurde noch zerſtört, — was die Fremden verſchont ge-

laſſen hatten, zerſtörten die eigenen Bürger, — Tempelmauern und Bogen wurden niedergeworfen, um einer eiſernen Klammer oder eines Erzringes, die daran ſaßen, habhaft zu werden. Alle dieſe Trümmerhaufen bildeten nach und nach Hügel, und vom Thurm des Capitols kann man deutlich ſehen, wie die einſt auf ſieben Hügeln erbaute Stadt jetzt wenigſtens einige zwanzig ſolcher Erderhöhungen hat, die ſich über das ganze Stadtgebiet erſtrecken und unter denen das alte Rom begraben liegt, während auf dem neuen, durch die Trümmer der Vernichtung gebildeten Boden Straßen und Stadttheile entſtanden ſind, in denen das neue Rom wohnt, ißt, trinkt, Geſchäfte treibt, liebt und ſtirbt. — Wenn man dieſe Umſtände in's Auge faßt, ſo begreift man leicht, wie wenig bis jetzt noch durch Ausgrabungen zu Tage gefördert worden iſt und welche ungeahnte Fülle von Kunſtſchätzen noch tief vergraben im Boden ruhen mag, — beſonders auf dem jetzt mit Weinbergen und Ruinen bedeckten Palatinus, wo einſt die prächtigen Paläſte der römiſchen Kaiſer ſtanden. So wandelt man denn an dieſen Ausgrabungen hin über das Forum, vorbei an dem halb aus der Erde hervorſchauenden Triumphbogen des Kaiſers Septimius Severus, an den Reſten der Curia Julia, der Tempel des Saturnus, der Minerva, des Veſpaſian, der Concordia, an der Säule des Kaiſers Phokas und der Baſilika Conſtantin's vorüber zum Triumphbogen des Titus, durch deſſen Bogen nie einer der römiſchen Juden hindurchgeht, denn dieſer Bogen ward dem Kaiſer für die Eroberung Jeruſalems gewidmet und auf den Basreliefs des Triumphzuges prangen der ſiebenarmige Leuchter, die Bundeslade, die Jubeljahrstrompeten und andere heilige Geräthſchaften aus dem Salomon'ſchen Tempel. — Sonderbare Laune der Weltgeſchichte! Dieſer Triumphbogen verherrlicht den Sieg des Heidenthums über das Judenthum, und kaum einige Hundert Schritte davon entfernt ſteht rechts vom Coloſſeum der Triumphbogen des Kaiſers Conſtantin, errichtet, nachdem er den Maxentius beſiegt, ſich zum Alleinherrſcher gemacht und die chriſtliche Religion zur Staatsreligion erklärt hatte. — Während am Bogen des Titus die Vernichtung des Judenthums durch das Heidenthum gefeiert wird, verewigt der Nachbarbogen die Vernichtung des Heidenthums durch das Chriſtenthum; — ja die Nachkommen der Juden, die Titus als Gefangene nach Rom brachte, leben noch, feſt an der alten Religion und den Gebräuchen der Väter haltend, in demſelben Rom,

während von dem Heidenthum kein Ueberbleibſel, wenigſtens kein lebendes, geblieben ſein dürfte, wenn nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert hie und da einmal ein großer Heide, wie z. B. Goethe, geboren würde. Als ich ſo ſinnend dahinſchritt, hinab die Via Sacra der alten Römer, die noch immer mit denſelben breiten Steinen gepflaſtert iſt, auf denen einſt die römiſchen Legionen hier hinabzogen, um zur Porta Appia hinaus neuen Siegen und Triumphen entgegen zu gehen, — ſaß am Triumphbogen des Titus ein alter Kapuziner, ſchmutzig und verwahrloſt, wie nur ein Kapuziner ſein kann, und ſonnte ſich, während zwei eben ſo ſchmutzige Bettelmönche zur Rechten in eine Vigna emporkletterten, um ſich einige Trauben für ihren Kloſtertiſch zu erbetteln, und aus der Villa Mills, jetzt ein Kloſter der Saleſianerinnen, ertönte Glockengebimmel und der klagende Choral der Nonnen. Zu meiner Rechten aber ſchritt ein Bettler daher mit einem Modellkopfe für einen Beliſar und bat: „Per la carita di Dio e del la Santissima Madonna“ um ein Almoſen für einen „Povero, chi mori da fame“. Er hatte auch ein großes Meſſingſchild angehängt, beſagter Bettler, auf dem zu leſen ſtand, daß der Träger deſſelben von der päpſtlichen Regierung zum Betteln autoriſirt ſei. „Oh großer Kaiſer Conſtantin!“ rief ich in Gedanken aus, als ich mich jetzt dem Triumphbogen dieſes erſten Chriſtenkaiſers nahte, „war es denn nöthig, das ſchöne, fröhliche Heidenthum zu zertrümmern, dieſen lebensluſtigen Don Juan-Jupiter mit ſeinen menſchlich fühlenden und menſchlich irrenden Göttern und Göttinnen zu verjagen, um an deren Stelle ſchmutzige Kapuziner, zudringliche Bettelmönche, autoriſirte Bettler und lebenslänglich eingeſperrte Nonnen zu ſetzen?“ — Da gingen zwei Jeſuiten an mir vorüber mit ihren breiten Krämphüten und den langen Mänteln, mit bleichen aſcetiſchen Geſichtern, eingefallenen Augenhöhlen, niedergeſenktem Blicke und leiſer, flüſternder Sprache. — „Und wenn Du erſt dieſe hätteſt ſehen können, großer Kaiſer,“ dachte ich weiter, — „Du hätteſt gewiß dieſe ſchönen Heidentempel nicht geſchloſſen, die jetzt hier in Trümmern liegen, und das prächtige Forum, das Carl der Große im neunten Jahrhundert noch faſt in ſeiner ganzen alten Pracht ſah, ſtände hier noch aufrecht, das herrlichſte Monument der thaten- und ruhmreichen Geſchichte eines großen, kräftigen Volkes.“

Da trat meinem Blicke in ſeiner vollen Pracht und Herrlichkeit

Es war unter Betrachten und Beſchauen Abend geworden, — römiſcher Abend mit aller ſeiner Ruhe und Milde und ſeiner lauen, ſanft fächelnden Abendluft, bei der man ſich nicht, wie etwa im froſtigen Norden, ängſtlich bis oben zuknöpft, ein Tuch um den Hals windet und ſchon mit Beſorgniß denkt an den zu erwartenden Schnupfen und Katarrh des nächſten Morgens.

Ich ſchritt der Stadt zu, hinauf am Quirinal, und von da zur Piazza Barberini, um jetzt auch an den müde gewordenen Körper und den hungrigen Magen zu denken. Oben an der Ecke der Via del Tritone und der Via Felice blicken von einem Schilde die troſtreichen Worte: „Deutſche Küche" uns entgegen. Es iſt die Trattoria Carlin, — ein ganz anſtändiges Local, oder, wie Förſter ſagt: „nicht einladend, aber doch gemüthlich," eins der wenigen deutſchen Etabliſſements in Rom, wohin ſich alle Jene flüchten, die mit der italieniſchen Sprache nicht fertig werden und ſich daher in den römiſchen Oſterien und Trattorien nicht gut verſtändigen können. Zu Nutz und Frommen aller ſpäteren Reiſenden will ich hier bemerken, daß die Trattoria Carlin ein ſehr gutes Speiſehaus iſt, mit reinlichen Tiſchtüchern, reinen Servietten und deutſchen Kellnern, daß man daſelbſt das heimiſche Sauerkraut, trefflich mit Wein zubereitet, und nordiſches Kartoffelmus bekommt, und daß auf dem Speiſezettel auch ein räthſelhaftes Gericht, „Fanny cuck" betitelt, figurirt, das ich mir ſpäter als ehrlichen deutſchen „Pfannkuchen" überſetzen ließ. Hierher kommen auch die jungen deutſchen Maler, die alle Taſchen ihrer fadenſcheinigen Paletots voll von Pinſeln und Farbebeutelchen und den Kopf voll von großartigen Entwürfen zu hiſtoriſchen Bildern, dafür aber im Portemonnaie nur wenige Paoli haben. Ach! wenn die reichen Leute daheim, die hie und da zur Ausſchmückung ihrer Zimmer ein Bild oder eine Copie von einem dieſer jungen Maler von einem Kunſthändler kaufen, der ſie dem armen Künſtler um ein Spottgeld abgedrückt hat, — wenn ſie wüßten, unter wie viel Noth, Hunger und Entbehrungen aller Art dieſe Bilder gemalt worden ſind, wie oft nur trockenes Brot, — ein Schluck Landwein und das kurze Pfeifchen mit ſchlechtem päpſtlichen Tabak die einzigen Stärkungsmittel waren, mit denen der malende Künſtler den knurrenden Magen beſchwichtigte, — ſie würden ſich nicht an die wuchernden Kunſthändler wenden, ſondern die beſcheidenen Ateliers dieſer jungen Maler ſelbſt aufſuchen und ſie, ihnen den

vollen Preis bezahlend, in den Stand setzen, freier und sorgenloser der Kunst und ihrer weiteren Ausbildung leben zu können. Fast alle unsere bedeutenden deutschen Künstler in Rom, deren Werke jetzt emsig gesucht und theuer bezahlt werden, haben eine harte Schule der Noth und der Entbehrung durchmachen müssen, ehe es ihnen gelang, sich Geltung und Anerkennung zu verschaffen; — und wie viele tüchtige Künstler hungern noch!

Ich hatte das Colosseum gesehen, wo das alte Rom dem Volke seine großartigen öffentlichen Schauspiele bot, und so wollte ich denn des Contrastes halber ein römisches Theater der Neuzeit besuchen. — Am Pantheon vorbei, dessen mächtiges Säulenportal nun fast schon 1900 Jahre der Zerstörung trotzt und ehrfurchtgebietend dasteht, um noch kommenden Jahrtausenden zu imponiren, wanderte ich zur Piazza Navona, dem größten Platze und Obst- und Gemüsemarkte Roms, auf dem einst die Pferderennen, die Equiria der Kaiserzeit, stattfanden und auf dem jetzt in der Mitte von drei Brunnen, zwei Kirchen, einem Obelisken, mehreren Palästen und sehr vielen häßlichen Häusern das regste Verkehrsleben herrscht.

Hier liegt eins der römischen Volkstheater, das Teatro Agonale, ein dramatisches Institut, das täglich drei Vorstellungen, am Sonntage aber gar deren vier giebt. Man gab: Il terribile colpo di mezzanotte, ein Drama, und eine Pantomime: Pierrot finto statua. Die erste Vorstellung war eben zu Ende und die zweite sollte beginnen. Hinaus stürmten die Zuschauer der ersten, — ihnen entgegen hinein stürmten die Schaulustigen der zweiten Vorstellung, — es war ein Gewoge, ein Aufeinanderrauschen, ein Durcheinanderwirbeln, vergleichbar dem Zusammentreffen des wasserreichen Vorderrheins mit dem von den Höhen des Bernardino kommenden, wildfluthenden Hinterrhein auf der Splügenstraße. Zur Cassa gelangte ich glücklich und nahm, als Standesperson, ein Billet für den Balkon um 6 Sous, während der Eintritt in's Parterre nur 4 Sous kostet. Das Billet hatte ich, aber hineinzukommen war keine Möglichkeit; — hatte mich eine Welle der Hineindrängenden mit sich genommen und beinahe bis an den Strand des Einganges geworfen, so schleuderte mich eine andere Welle der Herausstürmenden wieder zurück, weit hinaus in die offene See der Piazza Navona. Schon erlahmten meine Kräfte in diesem Wogenkampfe, da erblickten mich die Zuaven,

die am Eingange Wache hielten und sich bemühten, Ordnung zu halten, so weit diese überhaupt möglich war.

Mochten sie nun in mir den „Signor Forestiere" entdeckt haben und mit diesem ein menschliches Rühren empfinden (denn sie, die Zuaven, sind ja auch alle Forestieri: Franzosen, Belgier, Deutsche, Spanier, selbst Amerikaner), genug, als ich wieder nahe dem Eingange war, sprangen zwei von den Zuaven mit ihren Gewehren und Haubajonnetten heraus, packten mich unter beiden Armen, während sie rechts und links freigebig Kolbenstöße austheilten, und mit dem Rufe: „Der Freiheit eine Gasse!" war ich glücklich unter dem Portale, und eine kleine Hühnertreppe hinaufkletternd, befand ich mich auf dem Palchettone, in dessen erster, noch leerer Bankreihe ich Platz nahm. Das ganze Theater ist nicht größer als ein Zimmer in einem römischen Palazzo oder ein Tanzsaal in Deutschland und besteht nur aus Parterre (Platea) und Balkon, nebst zwei Prosceniumslogen für Honoratioren. Vier Lampen bildeten die vordere Beleuchtung der Bühne, — ein sehr primitiver Kronleuchter mit vier Flammen erhellte das Auditorium. Jetzt war der Strom der Hinausfluthenden versiegt und die Thüren wurden für die zweite Vorstellung geöffnet. — Wie aus einer geöffneten Schleuse brauste und wogte der Menschenschwarm hinein in das Parterre, — heulend, johlend, brüllend, pfeifend, tobend, in lebensgefährlichen Sprüngen über alle Bänke setzend, wälzte sich die Menschenmenge vorwärts, — es war, als ob alle Eisenkäfige der van Aken'schen Menagerie zerbrochen wären und das ganze Heer der wilden Löwen, Tiger, Leoparden, Bären und Hyänen nun in's Freie stürmte. Lauter junge Burschen mit lockigem Haupthaar und dunkeln Feueraugen, alle in Hemdärmeln, (wer wollte auch in diesem Sturme und Drange seinen Rock riskiren!) und dazwischen Frauen mit Säuglingen an den Brüsten, päpstliche Jäger und Carabiniere, Kinderwärterinnen mit den ihnen anvertrauten Kleinen, — und aus dieser zusammengepreßten, nach Raum und Luft ringenden Masse erschallte nun ein ohrenzerreißendes, betäubendes Gequieke, Gejohle, Geheul, Gebrüll, Gepfeife, als ob der Weltuntergang vor der Thür wäre.

Die Musiker im Orchester sind noch nicht da, und das jugendliche Publikum vertreibt sich, außer obigem Höllenlärm, die Zeit damit, daß sie einander aus den Bänken herauszerren, über die Sitze werfen und antike Ringkämpfe aufführen, so weit dies der

Raum und die Umstände gestatten, denn an der Thür stehen wieder die Zuaven mit ihren Gewehren und einer der Hauptunruhestifter wird soeben nach vergeblicher Mahnung von ihnen unsanft emporgerissen, in die Luft hinaus getragen und draußen auf der Straße niedergesetzt, wo er in der kühlen Abendluft Zeit hat, über die letzten Reste seines in Fetzen zerrissenen Hemdes und über sein verlorenes Entréegeld reumüthige Betrachtungen anzustellen.

Jetzt hat sich auch der Balchettone gefüllt, — einige neurömische Vestalinnen und Priesterinnen der Venus vulgivaga, einige ehrsame Bürgerfrauen, viele Corporale und Sergeanten, ferner junge Handwerker bilden hier das Publikum; — und nun kommen die Musikanten! Oh Himmel! sei unseren Ohren gnädig, — in diesem kleinen Raume zwei Ophicleïden, zwei Posaunen, zwei Trompeten und zwei Hörner — das ist das Orchester, und der Capellmeister bläst das Ophicleïd und schlägt ab und zu den Tact. Die Ouvertüre geht los, — enorm, massenhaft, — Mark und Bein erschütternd, wie die Posaunen des jüngsten Gerichts, — mit der Musik steigt in gleichem Verhältnisse das Lärmen des Parterres, — ambulante Verkäufer drängen sich durch die tobende Menge und bieten Düten mit Kürbiskernen und Kuchen aus, die begierig gekauft werden, und worauf nun ein allgemeines Geknupper und Nagen folgt, als ob 10,000 Eichhörnchen einen großen Sack voll Nüsse aufknabberten. Endlich geht der Vorhang auf; — ein allgemeines Ah! begrüßt die offene Scene, und wie Pulcinella auftritt, die stehende Maske des Volkstheaters, mit der schwarzen Maske und dem weißen Anzuge und spitzen Filzhute des Bajazzo, wird er mit stürmischem Jubel und Bravo Pulcinella! begrüßt. — Der „Terribile colpo di mezzanotte“ erweist sich uns aber schon in den ersten Scenen als ein alter Bekannter.

Es ist die alte Operette: „Zwei Worte oder die Nacht im Walde,“ die einst in Frankreich und Deutschland gern gesehen wurde, und deren Libretto ohne die Gesangsnummern nun hier das schreckliche Drama liefert. — Ein französischer Officier, der Nachts im Walde verirrt, mit seinem Diener (Pulcinella) in eine Räuberherberge einkehrt und von der Magd des Hauses durch rechtzeitige Warnung gerettet wird, — das ist der Inhalt, der im Original in einem Acte spielt, hier aber zu einem Drama von zwei Acten verarbeitet war. — Das Publikum nahm an der

Entwickelung der Handlung lebhaftes Intereſſe, die böſe Wirthin wurde vom Parterre aus mit: Bestia maledetta! und anderen nicht ſehr ſchmeichelhaften Redensarten begrüßt; — als aber am Schluſſe die Räuber, wüthend über die Flucht des Officiers, die Magd umbringen wollen und nun der Officier mit Bewaffneten hereinſtürzt, den Räuberhauptmann niederhaut, während Pulcinella mit einer Miſtgabel einen Räuber verarbeitet, da ſtieg der Enthuſiasmus des Publikums auf den höchſten Grad. Das ganze Parterre ſtieg jubelnd und jauchzend auf die Bänke, alle Hände ſtreckten ſich gegen die Bühne aus, als wollte Jeder mithelfen, und von allen Seiten tönte es: „Haut ſie nieder! — Schlagt die Hunde todt! — Gieb es ihm tüchtig, Pulcinella! — Der da iſt noch nicht ganz hin“ u. ſ. w. Von der letzten Scene, „wo ſich das Laſter erbricht und die Tugend zu Tiſche ſetzt,“ — war kein Wort mehr zu hören, und der Vorhang fiel unter einem Lärm, wie er nur in einem großen Narrenhauſe voll Tobſüchtiger denkbar iſt. — Nach dem Drama folgte noch eine Pantomime mit Arlequin, Colombine, Pierrot u. ſ. w. mit ſehr vielen Ohrfeigen, Fußtritten und ähnlichen Zartheiten; allein das Publikum intereſſirte ſich dafür bei Weitem nicht ſo wie für das Räuber-Drama. Eine ganze Stunde währte dieſe Pantomime, und während dieſer Stunde machten die Ophicleïden und Poſaunen, die Trompeten und Hörner, begleitet von dem heilloſen Lärm des Parterres, eine ſolche Höllenmuſik, daß man lebhaft an den Blocksberg, die Walpurgisnacht-Bälle daſelbſt und Meiſter Urias' hölliſches Orcheſter erinnert ward. Endlich war auch die zweite Vorſtellung aus und das Publikum der dritten wogte ſchon ungeduldig vor dem Thore. Ich war bald unten, aber an's Hinauskommen war nicht zu denken — wenigſtens nicht mit heilem Rocke und Hute. — „Mais, Monsieur!“ wendete ich mich an einen Zuaven, „comment est-il possible de sortir avec cette foule là au dehors?“ — „Oh,“ entgegnete er lächelnd, „rien de plus facile. Venez!“ — Er winkte einem Kameraden, — Beide nahmen mich wieder in die Mitte, — vorwärts in das wogende Menſchenmeer, — einige ſanfte Kolbenſtöße rechts und links — und ich war im Freien. — „Merci, Messieurs!“ rief ich den zurückeilenden Zuaven nach und wanderte nach der Via dei Pontifici, — nach Hauſe. — Im Coloſſeum war es doch viel ſchöner! dachte ich noch, ehe ich müde und matt einſchlief.

Tagebuchblätter aus Rom.

(Fortsetzung.)

Die Thermen des Caracalla. — Antike Kaiser-Politik. — Die öffentlichen Bäder. — Vor einem geschlossenen Thore. — Ein dienstfertiger Bettler. — Der abwesende Custode. — Ein amerikanisches Ehepaar. — Der Custode wird herbeigeschleppt. — Im Innern der Thermen. — Die herabstürzenden Gewölbe. — „Damned rubbish!“ — Gemsjägerkünste in den oberen Stockwerken. — Adolph Stahr's Erfahrungen. — Die Ausgrabungen. — Ueberfluß an Kunstwerken. — Die Protometheka auf dem Capitol. — Galilei's: „E pur se muove!“ — Deutsche Künstler in der Protometheka. — Die Via Appia. — Schlechtes Pflaster. — Domine! quo vadis? — Unsere Freunde, die Bettler. — Ein Bettler als Gutsbesitzer.

Rom, den 25. October 1868.

Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich in den letzten Tagen außerordentlich fleißig gewesen bin und sehr viel von Roms verblichenen Herrlichkeiten gesehen habe. Ich mußte auch wohl, denn die Landeskundigen sagen mir, das schöne Wetter gehe gewöhnlich mit Tutti Santi zu Ende und dann beginne das Herbstwetter, das sich durch lange Reihen von Regentagen bekunde. Ich benutze also jeden Tag zu Ausflügen nach den ferner liegenden Punkten und lasse mir das Nähere und den Besuch der Paläste, Kirchen, Sammlungen für die minder günstige Regenzeit. So habe ich die Thermen des Caracalla gesehen, die Ruinen der Kaiserpaläste durchklettert, einen Ausflug auf der Via Appia gemacht bis beinahe an den Fuß des Lateiner-Gebirges und die übrige Zeit zum Besuche der Antiken-Sammlungen des Vaticans und des Capitols und zu Streifereien in den Ruinen des alten Roms verwendet. Der Wahlspruch des Kaisers Titus: Nulla dies sine linea! findet so recht eigentlich seine praktische Anwendung. Jeden Morgen wird der Plan von Rom aufgeschlagen und ein Feldzugsplan für den Tag entworfen — eine nicht immer leichte Arbeit, wenn man dabei nichts übersehen, nicht unnöthige Wege machen und mit diesen seine Zeit und sein Geld verschwenden will.

Was ich in diesen Tagen gesehen, bot des Großen, Schönen

und Ueberraſchenden ſo viel, — machte einen ſo gewaltigen, faſt betäubenden Eindruck, daß ich mich nicht fähig fühlte, es zu beſchreiben, ja kaum fähig, niederzuſchreiben, was ich geſehen. —

Rechts ab vom Coloſſeum, in Weinbergen mit ihren aus Ziegeln und antiken Marmorfragmenten zuſammengeflickten Mauern, liegen die Bäder des Caracalla. Ich hatte das Coloſſeum bis jetzt für das größte und gewaltigſte Bauwerk des alten Roms gehalten, aber was iſt das Coloſſeum gegen dieſe Bäder, deren es eine Menge in Rom gab und welche die Kaiſer für den römiſchen Populus bauten, um dieſen mit ſinnlichen und üppigen Vergnügungen zu ſättigen und ihm dadurch Zeit und Thatkraft zu nehmen, über die tyranniſche Regierung ſeiner Cäſaren nachzudenken oder deren ſchweres Joch etwa gar abſchütteln zu wollen. Denn was waren Kaiſer und Hof und ſelbſt die Cohorten der Prätorianer gegen dieſe Hunderttauſende des römiſchen Plebs, mit dem nicht zu ſpaßen war und der ſchon bei der Vertreibung der Könige, bei den agrariſchen Unruhen und bei ſo manchen anderen Gelegenheiten gezeigt hatte, wie ſchnell er mit einer unbeliebten Regierung fertig werden könne. — Daher laſtete die Tyrannei der Imperatoren auch nur auf dem Adel, auf der Elite der Geſellſchaft, auf den Männern von Geiſt und Bildung, während der Pöbel und die Soldateska geſchmeichelt und verhätſchelt wurden.

Ein treffliches Mittel dazu boten die Thermen oder Badepaläſte, deren Errichtung unter dem erſten Kaiſer Auguſtus begann und deren neue und immer neue und prächtigere von Nero, Titus, Trajan, Commodus, Caracalla, Diocletian u. A. gebaut wurden. Es waren dieſe Thermen großartige Paläſte mit offenen und gedeckten Säulenhallen zum Luſtwandeln, mit Theatern, Tanzſälen, Bibliotheken und Plätzen für gymnaſtiſche Uebungen, und endlich mit allen Arten von Bädern, von dem kalten Schwimmbad in ungeheuren Marmorbaſſins angefangen, bis zu lauen und heißen Bädern in Steinwannen und Baſſins und den ſo beliebten Schwitzbädern mit erhitzter Luft, nebſt den darauf folgenden Operationen des Maſſirens, Knetens und Renkens der Glieder, Salben des Körpers und, nach allen dieſen Anſtrengungen, Verſinken des Badegaſtes in wollüſtige Ruhe auf weichem, duftendem Lager unter den ſanften Tönen des Flöten- und Lautenſpiels griechiſcher Sclaven und Sclavinnen. Dabei waren alle Hallen und Gemächer dieſer Bäder mit den herrlichſten Wandgemälden, Statuen, Basreliefs und Mo-

saiken geschmückt, Säulen aus den feinsten Marmorarten, aus Porphyr und orientalischem Alabaster trugen die Decken, und alle Fußböden waren von so prachtvoller Mosaikarbeit, daß schon Seneca, über diesen Luxus klagend, ausrief: „Auf gewöhnlichem Marmor will Keiner mehr wandeln, — nur Edelsteine sind noch zum Pflastern gut genug.“ In diesen Bädern hatte auch der ärmste Römer freien Zutritt, — er konnte baden, — ruhen, — lesen, — den Spielen und Theatern zuschauen, — kurz, seinen ganzen Tag umgeben von Luxus und Bequemlichkeit verbringen.

Dem Volke sollten dadurch unentgeltlich alle jene üppigen Genüsse geboten werden, die sich die Vornehmen und Reichen nur mit schwerem Gelde auf ihren Badereisen nach Griechenland, Neapel und Sicilien erkaufen konnten. Die alte römische Regierungs-Maxime: Panem et Circenses! oder frei übersetzt: Gebt dem Volke genug zu essen und genug Belustigungen, und es läßt mit sich machen, was ihr wollt! — bewährte sich auch hier, — und hat sich, in schwachem Abklatsche, bis auf unsere Zeiten, besonders im kaiserlichen Frankreich erhalten, wo die Regierung die Brotpreise angiebt und unbedingte Theaterfreiheit gewährt.

Noch stehen die Ruinen einer Menge dieser Thermen in dem jetzigen Rom und zeugen von der Größe und Pracht dieser Anstalten. In einen winzig kleinen Theil der Thermen des Diocletian ist der ganze Centralbahnhof mit allen seinen Wartesälen, Magazinen, Hallen, Werkstätten und Remisen hineingebaut, und die übrigen großen Bogen und Mauertrümmer dieser Bäder umgeben noch, theils unbenutzt, theils zu Kirchen, Kasernen und Magazinen verwendet, eine Wüste von Ruinen, die große Piazza dei Termini vor dem Bahnhofe.

Aber das größte dieser öffentlichen Bäder waren die Thermen des Caracalla, an denen drei Kaiser: Caracalla, Heliogabalus und Alexander Severus bauten. Schon die alten Schriftsteller wußten von dem Reichthum und der Pracht dieser Bäder nicht genug zu erzählen, und die bedeutendsten Kunstschätze der Antikensammlungen, der Torso des Belvedere, der Farnesische Hercules, der Farnesische Stier u. A., sind hier gefunden worden, wie die wundervolle Gruppe des Laokoon in den Thermen des Titus.

Als wir an dem Thore der jetzt eingehegten Thermen ankamen, war es verschlossen, — eine Glocke war wohl da, an der wir aus Leibeskräften läuteten, aber drinnen regte sich nichts als der zit-

ternde Wiederhall der Glockentöne in den hohen Mauerbogen. Endlich kam ein Bettler angehumpelt — wo giebt es hier keine Bettler! — und erklärte, der Herr Custode sei fortgegangen, da es doch wahrscheinlich regnen werde — und bei solch' zweifelhaftem Wetter wohl keine Signori forestieri herauskommen dürften. — Da standen wir nun — außer uns noch ein amerikanisches Ehepaar mit einem Cicerone, der auf gut Römisch über den lässigen Custode lästerlich fluchte und dazwischen wieder in einem Englisch seine ungeduldigen Forestieri beschwichtigte — in einem Englisch, das mir das Wasser in die Zähne laufen machte und ein Gefühl hervorrief, als ob Jemand mit einer spitzigen Gabel kreischend auf einem Teller herumfahre. Was war zu thun? Der Cicerone fluchte, — die beiden Droschkenkutscher brummten ihre Maledettos dazwischen, ließen sich aber, da sie nach der Stunde gemiethet waren, darüber keine grauen Haare wachsen, — der Bettler bettelte dazwischen sein: „Per l'amore di Dio u. s. w. mit dem Endrefrain: chi mori da fame" — den ich schon auswendig weiß, — die junge Amerikanerin drängte: Let us return home! worauf er, wahrscheinlich die unnöthige Ausgabe berechnend, entgegnete: No, dear! let us still wait a little," — und wir vertrieben uns die Zeit, indem wir Marmortrümmer unter den Mauern und würzig riechende Feldblumen an den Hecken suchten.

Endlich kam meinem Droschkenkutscher ein genialer Einfall — er ließ sich von dem Bettler die Wohnung des Signor Custode erklären und fuhr plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, auf und davon. Nach einer Viertelstunde hörten wir Räder rasseln, und im Galopp kam mein Kutscher den Hohlweg zwischen den Vignen heraufgefahren, triumphirend schon von Weitem seine Peitsche schwenkend, und richtig, er hatte den Signor Custode mit den großen Schlüsseln im Wagen und brachte ihn im Triumphe daher, wo ihn der Cicerone mit einer Fluth unsanfter Bemerkungen und Vorwürfe empfing, die der hartgesottene Custode, wahrscheinlich an solche Auftritte schon gewöhnt, mit stoischer Gelassenheit von sich abschüttelte.

Endlich traten wir ein — welch ein Anblick! Was ist das Colosseum selbst gegen diese Riesentrümmer, gegen diese halb eingestürzten Bogengewölbe, unter deren jedes man den Kölner Dom setzen könnte. — Die erste große Logenhalle, wo sich einst das marmorne Bassin für kalte Schwimmbäder befand, ist über

500 Fuß lang, und dieſer Ausdehnung entſprechend reihen ſich nun Bogenhalle an Halle, alle von rieſigen Dimenſionen, an einander an, bis man zu dem großen Saale für gymnaſtiſche Uebungen kommt, größer als alle ſeine Vorgänger, in welchem auf einigen Stellen das Moſaikpflaſter freigelegt worden iſt und geſchmackvolle Verzierungen in Weiß, Grün und Roth — den Farben des jetzigen Italiens — zeigt. Auch hier überall iſt gründlich verwüſtet worden — die Päpſte ließen die koloſſalen Säulen und Pfeiler von Marmor für ihre Kirchen herausreißen, und ohne Stützen mußten die maſſenhaften Gewölbe bald der Ungunſt der Zeit und der Winterregen weichen und herabſtürzen. So liegen denn überall ungeheure Bruchſtücke der Gewölbebogen, wie die großen Felsblöcke des Bergſturzes von Goldau in der Schweiz, umher und ſind auf ihrer Innenſeite noch ganz mit Moſaiken bedeckt. Blickt man aber hinauf zu ihren noch ſtehenden Collegen, mit den klaffenden Sprüngen und Riſſen, oben in ſchwindelnder Höhe über unſeren Häuptern, ſo wird man unwillkürlich von einer leiſen Beſorgniß erfaßt, ob nicht in der nächſten Minute ſich wieder ſo ein kleiner Block von einigen Tauſend Centnern losmachen und uns auf die Hühneraugen fallen möchte.

Dieſes Gefühl ſchien beſonders die junge Frau zu haben, denn ſie blickte immer mit ängſtlicher Scheu nach oben, und galt es einen ſolchen Bogen zu paſſiren, ſo war ſie immer blitzſchnell mit einem Sprunge hindurch und blickte dann, wie erleichternd aufathmend, zurück nach dem „dear husband“, — dem indeſſen der Cicerone ſeine Lection mit raſender Geſchwindigkeit im italieniſchen Engliſch vorleierte, von der jedoch unſer amerikaniſcher Landsmann kein Wort zu verſtehen ſchien, — ich hatte auch nichts verſtanden, — in fünf Minuten waren die Beiden mit den ganzen Bädern des Caracalla fertig, der Cuſtode bekam ſein Trinkgeld, — der Cicerone packte ſie wieder in die Droſchke, — der Bettler „ſtarb wieder einige Male vor Hunger“, und fort ging es im Galopp zu einer andern Show. — Beim Einſteigen murmelte der Mann ſeiner „dear Emily“ etwas zu, wovon ich nur ein mißvergnügtes „Damned rubbish!“ verſtand, — worauf ſie gähnend mit einem „Indeed, darling“ antwortete und ſehr bedenklich die Spitzen ihrer Atlasſtiefeletten betrachtete, die in dem naſſen Graſe und den gelegentlichen Pfützen der Ruine bedeutend von ihrer eleganten Form verloren hatten.

Auf den jetzt noch stehenden Trümmern dieser Bäder waren obere Stockwerke mit Säulenhallen, Terrassen, schwebenden Gärten, die jetzt, alle herabgestürzt, über den eigentlichen Boden des Badepalastes eine 10 bis 15 Fuß hohe Erd- und Trümmerschicht bilden, unter der Bildsäulen, Altäre, Badewannen, Säulencapitäle und andere Herrlichkeiten begraben liegen mögen, der Mosaikfußböden gar nicht zu gedenken, die man, wie schon bemerkt, auf ein paar kleinen Stellen bloßgelegt hat, so in der Palästra und in ein paar Badekammern. — Auf die Reste der oberen Stockwerke kann man auf einer Treppe ohne Geländer, an der hie und da eine Stufe fehlt, hinaufklettern, und der Custode offerirte uns diese gymnastische Uebung; allein ich war rechtzeitig gewarnt worden und lehnte ab, da ich die Gemsjägerei nie betrieben habe und überhaupt oben nichts Anderes zu finden ist als unten, — nämlich Trümmer. Adolph Stahr, der oben war, sagt darüber: „Das ist eine schlimme Arbeit für Einen, der zum Schwindel geneigt ist. — Stellenweise ist das ganze Gewölbe bis auf einen einzigen, etwa drei Fuß breiten Bogen von Backsteinen eingestürzt, und auf einem so schmalen Steg über schwindelndem Abgrund muß man schreiten. Es giebt auch sonst Stellen, wo man in schwindelnder Höhe auf wenig mehr als fußbreiten Mauerstücken, die zufällig noch vom Gewölbe übrig an den Wänden und Pfeilern haften, einherzuklettern hat, ohne Geländer, ohne sonstigen Anhalt, nur von seinem Muth gehalten. Ich bin nicht schwindlig, aber mir schauerte es doch ein paarmal über die Haut." — So berichtet Stahr, und darum blieb ich unten und durchstreifte lieber nach Herzenslust die Ruinen.

In diesen Bädern werden jetzt Ausgrabungen vorgenommen, aber wie? Nach dem bekannten System der päpstlichen Regierung verwendet man zu dieser Arbeit nur Krüppel und alte Bettler, giebt ihnen ein paar schlechte Schaufeln und läßt sie in geschäftigem Müssiggang ihren Tag herumbringen. Heute wurde nicht gearbeitet, weil es in der Nacht ein bischen geregnet hatte; — ich sah mir die Resultate der letzten Ausgrabungen an, — ein wunderschöner männlicher Torso aus weißem Marmor, zwei riesige Säulencapitäler mit den daran ausgemeißelten zierlichsten und reizendsten Ornamenten, einige kleinere Basreliefs und Architrav-Verzierungen, das waren die Früchte des letzten Jahres. Bei solcher Arbeit kann das auch nicht anders sein, und ich wundere

mich nur, daß noch ſo viel zu Tage gefördert wurde. — Aber wohin zuletzt mit allen dieſen Antiken und Schätzen griechiſcher Sculptur? — ſo fragt man ſich unwillkürlich, wenn man die endloſen Galerien und Säle des Vaticans, des Muſeo Chiaramenti, des Muſeo Pio Clementino, die Sammlungen des Capitols durchwandert hat, — alle angefüllt mit plaſtiſchen Kunſtwerken griechiſcher und römiſcher Sculptur, in ſolcher Fülle und Schönheit, daß man, vom Anſchauen verwirrt, geblendet, zerſtreut, zu keinem rechten, ruhigen Genuſſe kommen kann. Ich habe dieſe Galerien alle durchwandert, aber oft und viele Male werde ich noch in ihnen weilen müſſen, um nur zu einer klaren Ueberſicht des Ganzen und einigermaßen zu einem Verſtändniß einzelner Meiſterwerke zu gelangen. Im Capitol intereſſirte mich beſonders die Protometheka berühmter Männer, — eine Art päpſtlicher Walhalla, in der die Marmorbüſten berühmter Maler, Bildhauer, Architekten, Tonkünſtler, Dichter, Redner und Schriftſteller aufgeſtellt ſind. — Auch Galilei ſteht unter ihnen, ein merkwürdiges Zeichen päpſtlicher Toleranz, denn war es nicht Galilei, der, die heilige Schrift Lügen ſtrafend, bewies, daß die Erde ſich drehe, — wurde er nicht von der Inquiſition dafür zum Feuertode verurtheilt und konnte nur durch feierlichen Widerruf ſein Leben retten. Und als er nun widerrufen hatte und aufſtand, da murmelten ſeine zitternden Lippen das berühmte: „E pur se muove!“ — „Und ſie bewegt ſich doch!“ — und dieſes: Sie bewegt ſich doch! iſt der Wahlſpruch geworden auf dem Banner der freien Forſchung unſerer Tage.

Und heutzutage iſt die Inquiſition abgeſchafft, — die Erde dreht ſich, ohne Widerſpruch, um die Sonne, wenn auch hie und da ein Paſtor Knak und Conſorten dagegen proteſtiren, und Galileo Galilei's Büſte ſteht in der römiſchen Walhalla.

Sonſt intereſſirten mich nur noch die deutſchen Namen; ich fand deren nur fünf: den unſterblichen Winckelmann; Raphael Mengs, den ſein Vater durch Hunger und Prügel zum Maler maßregelte; Angelica Kauffmann, die Freundin Goethe's; Raphael Stern, den Erbauer des neuen Flügels des Muſeo Chiaramonti im Vatican, und einen deutſchen Künſtler (Graveur) Jckler, von dem ich, zu meiner Schande, geſtehen muß, noch nie etwas gehört zu haben.

Nachmittags fuhren wir am Coloſſeum vorüber, in welchem ein Kapuziner vor einem nicht zahlreichen, meiſtens aus proteſtantiſchen Engländern ſammt Ladies und Miſſes und wunderbar häß-

lichen alten Weibern bestehenden Publikum sehr eindringlich predigte, die Via Appia hinaus, im Alterthum die bedeutendste der römischen Heerstraßen. Auf einigen Stellen ist noch das alte Pflaster, bestehend aus großen Steinblöcken, erhalten und man fährt auf classischem Boden. Weichlich müssen diese Römer nicht gewesen sein und an der Modekrankheit unserer Tage, der Dispepsie, nicht gelitten haben. Zehn Minuten Holperns und Stolperns auf diesem Pflaster genügten, trotzdem daß unsere Chaise in Federn hing, um unsere Eingeweide so durcheinander zu schütteln, daß wir zu ächzen anfingen, — die Römer fuhren in ihren Bigen und Quadrigen ohne Federn über solches Straßenpflaster, ohne nur eine Miene zu verziehen. Oder fuhren sie nur bei besonderen Gelegenheiten, gleichsam officiell, auf ihren plumpen antiken Karren, in denen man stehen mußte, und ließen sie sich sonst von ihren Sclaven in Sänften tragen. Ich glaube das letztere. Wir fuhren diese endlose Heerstraße durch die römische Campagna, die zu beiden Seiten auf viele Meilen weit mit den prächtigsten Grabmälern und Monumenten der Patricierfamilien besetzt war (jetzt unförmliche Trümmerhaufen), hinaus, durch den Triumphbogen des Drusus, vorbei an der kleinen Kirche „Domine! quo vadis?“ (Herr! wo gehst Du hin?), von der die Legende erzählt, daß der heilige Petrus zur Zeit der ersten Christenverfolgung Angst bekommen und sich, Rom den Rücken zukehrend, aus dem Staube gemacht habe. So schreitet denn St. Petrus am Wanderstabe die Via Appia hinaus, sich oft ängstlich umsehend, ob ihm die Verfolger nicht nachkommen. Und siehe da! auf der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, wer kommt ihm, mild und ernst, entgegen? Der Herr selbst — Christus, den Petrus schon einmal verläugnet, ehe noch der Hahn zum dritten Male gekräht. — „Domine! quo vadis?“ stottert der erschrockene Petrus hervor, und der Herr antwortet mit trübem Ernste: „Ich gehe nach Rom, um noch einmal gekreuzigt zu werden.“

Da ermannt sich der beschämte Petrus, kehrt zurück nach Rom, um für den neuen Glauben zu leiden und zu sterben, wie sein Herr und Meister, wird hingerichtet und liegt nun, als größter christlicher Heiliger, in Roms beiden Hauptkirchen, — der Kopf in San Giovanni Laterano und der Körper im St. Peter's Dom unter der prachtvollen Confession. — Christus aber ist in Rom noch oft und vielmal gekreuzigt und verhöhnt worden, und wer darüber

Näheres wiſſen will, den verweiſe ich auf Ranke's Geſchichte der Päpſte. — Wir ließen das noch am beſten erhaltene Grabmal der Cäcilia Metella hinter uns und fuhren durch die Gräberruinen fort über die Campagna, deren Kräuter und Blumen mit einem würzigen, balſamiſchen Duft, wie von Orangeblüthen und bitteren Mandeln, die Luft erfüllten. Dabei war es ſo lind und lau, — Alles umher ſo ſtill, — in der Ferne tauchten die ſtolzen Bogen römiſcher Waſſerleitungen auf, und vor uns, am Abhange der Lateiner-Gebirge, erglänzten Frascati, Marino, Caſtell Gandolfo und andere maleriſch gelegene Orte. Ich hätte ſo ewig fort, hinaus in's Blaue fahren und wachend träumen mögen, aber die Sonne neigte ſich zum Untergange, und wir mußten umkehren.

Aber nicht ohne ein ergötzliches Abenteuer ſollte der Tag enden. Wir hatten unſere Wagen bei dem Theater des Marcellus entlaſſen und waren zum Pranzo in der Goethekneipe (von König Ludwig von Baiern mit einer marmornen Gedächtnißtafel beſchenkt) eingekehrt, da wir die treffliche Küche und den vorzüglichen Genzanowein dieſes Etabliſſements ſchon kennen und ſchätzen gelernt hatten. Bald ſaßen wir hinter einem der langen Tiſche, deſſen oberes Ende ſchon von zwei Gäſten beſetzt war, deren Züge aber, da ſie auch noch mit dem Rücken gegen das Fenſter ſaßen, in der Dämmerung nicht zu erkennen waren. — Jetzt zündete der Oſte, uns zu Ehren, das Gas an, und — welche Ueberraſchung! — unſere Tiſchgenoſſen waren daſſelbe Bettlerpaar, das uns in den letzten Tagen bei unſeren Streifereien auf dem Forum Romanum ſo aufdringlich und unermüdet verfolgt hatte. Sie, die alte Frau, mit dem ſchneeweißen Haupthaar und den tiefen Furchen im Geſicht, war ſtrickend unter den Bäumen der Allee an den Farneſiſchen Gärten auf und ab gegangen, und wie ſie uns irgendwo hervorkommen ſah, war ſie neben uns und erzählte uns im Dahinſchreiten mit kläglicher, thränengebrochener Stimme die traurige Geſchichte, wie ſie und ihr alter Mann, von ihren undankbaren Kindern verlaſſen, unfähig zu arbeiten, jetzt vor Hunger ſterben müßten. Am Coloſſeum trafen wir den Mann, der uns eine ähnliche rührende Mähr erzählte und eben im Begriff ſtand, ebenfalls vor Hunger zu ſterben, ſo daß wir, um nur das Gewinſel los zu werden, Beiden einige Bajocchi gegeben hatten. — Da ſaßen ſie nun Beide an unſerm Tiſche, vor ſich eine große Bottiglia trefflichen Genzanoweines, ein großes Stück Kalbsbraten und eine Schüſſel voll ſaftiger Maccaroni.

— Auch ſie mochten uns erkennen, allein keine Spur irgend einer Verlegenheit! — ſie grüßten uns mild und ernſt, im Geiſte ihrer Rollen, dann aßen ſie ruhig weiter, mit einem frommen, ſeligen Ausdruck im Geſicht, als ob ſie ſagen wollten: „Siehe! der HERR hat es gegeben und uns vom Hungertode gerettet. Ehre und Preis ſei dem Herrn!“

Wir amüſirten uns köſtlich, und ein junger deutſcher Maler rief begeiſtert aus: „Wenn ich wieder nach Rom komme, male ich nicht mehr, — ich werde Bettler!“

Der junge Mann hat Recht, — Betteln iſt in Rom ein Geſchäft wie ein anderes, und der Krüppel ohne Beine, der im Coloſſeum auf den Händen und dem Sitztheile umherrutſcht, reitet Abends auf einem Maulthiere nach ſeiner Villa mit den ſchönen Weinbergen bei Acqua acetoſa. Das iſt echt römiſch!

Allerlei Römiſches.

In Rom geweſen und den Papſt nicht geſehen. — Schwierigkeiten bei den päpſtlichen Audienzen. — Ein Ausflug nach Ponte molle. — Die Trattorien vor den Thoren. — Die alte Allegria romana. — Idylliſche Gartenbilder. — Il Santiſſimo Padre und ſeine Escorte. — Ausſehen des Papſtes. — Seine Beliebtheit. — Was er für Rom gethan. — Die Feſtung des Vaticans. — Die päpſtliche Armee. — Herr von Kotzebue und die päpſtlichen Soldaten. — Die Zuaven. — Gefährliche Converſationen. — Reden iſt Silber, aber Schweigen iſt Gold.

Rom, 26. October 1868.

Ich habe nun den Papſt Pius IX. geſehen, und ſo wird wenigſtens auf mich das alte Sprichwort: „In Rom geweſen und den Papſt nicht geſehen?“ keine Anwendung finden. Und doch war es ein bloßer Zufall, und ein Fremder kann ſechs Monate in Rom weilen und dennoch den Papſt nicht zu Geſicht bekommen, denn Seine Heiligkeit lebt in einer von der übrigen Menſch-

heit durch Schanzen und Wälle mit Schießscharten, hohe Mauern, zahlreiche Schildwachen und gelegentlich aufgepflanzte Kanonen ganz abgesperrten Welt, — im Vatican, und die Thüren der Gemächer Seiner Heiligkeit in diesem Vatican selbst werden wieder durch Schweizer, Hellebartirer, Camerieres und Livréediener, Höflinge und Hausofficiere und endlich durch ein Bataillon Geistlicher von allen Farben ängstlich bewacht. Da hinein zu dringen, ohne vom Papste zu einer Audienz zugelassen worden zu sein, ist eine Unmöglichkeit; um aber zu einer Audienz beim heiligen Vater zu gelangen, muß man hohe Protectionen haben, entweder ein römischer Fürst oder ein Baron Rothschild sein, oder doch wenigstens Empfehlungsbriefe von den Cardinälen Rauscher oder Bonald mitbringen. — Zwar fungirt der Papst einige Male im Jahre bei großen Kirchenfesten öffentlich und liest dann das Hochamt selbst; aber die meisten dieser Feierlichkeiten finden in der Sixtinischen Capelle statt, deren beschränkter Raum die Ertheilung einer großen Anzahl von Billeten nicht möglich macht, und was man am Ostersonntage in der ungeheuren Peterskirche, über Spaliere von Schweizern und Militär hinweg, durch die dichten Schaaren ihn umgebender Priester, durch die Weihrauchwolken, die qualmend aufsteigen, durch die Flammen der Tausende von Wachskerzen und durch das Gedränge von 150,000 neugierigen Zuschauern vom Papste selbst sieht, das beruht wohl nur auf der Einbildung, den Papst gesehen zu haben. Deswegen freute es mich, daß ich die historisch merkwürdige Persönlichkeit eines Mannes, wie Pio Nono, ruhig in der Nähe betrachten und mir seine Züge fest einprägen konnte. Zudem hatte die Begegnung auch noch so manch' andere interessante Beigabe, und die Erinnerung daran wird mir immer eine freundliche bleiben.

Es war Sonnabend, vorgestern, und einer jener milden, lauen, sonnigen Octobertage mit klarem, hellblauem Himmel und hie und da kleinen goldenen Wolkenflöckchen darauf, wie man sie nur in Rom erleben kann — Tage, die den Menschen unwillkürlich in's Freie ziehen, wo man von Antiken und Statuen und Ruinen absolut nichts mehr sehen und hören mag, und wo man sich lieber auf irgend einen zerbrochenen römischen Meilenstein in der stillen Campagna behaglich nieder- und Sonne, Luft, Freiheit, Kräuterduft und italienischen Himmel ihre Segnungen auf uns ausströmen läßt, während man selbst nichts thut, als seinen halbwachen

Träumen nachzuhängen oder gedankenlos dem Spiele der klugen Eidechsen zuzuschauen, die unter den Ruinen hervor- und wieder hineinschlüpfen. — Es war schon zu spät für eine größere Excursion geworden, und so begnügten wir uns damit, mit dem Omnibus von der Porta del Popolo hinaus nach Ponte molle zu fahren und in der dortigen wohlberühmten Trattoria gleich unser Pranzo zu halten.

Diese Trattorien außerhalb der Stadtthore, wie die in Ponte molle oder die Trattoria del Mezzomiglio vor Porta Pia bilden die einzigen Vergnügungen der genügsamen Römer, wenn sie Ausflüge vor's Thor machen. Ein Wiener, der an seinen Schwender, Zobel und andere Vergnügungs-Weltwunder gewöhnt ist, wird auf diese Trattorien mit souveräner Verachtung herabsehen, auch der Berliner, der auf seine Odeons, Tivolis, Orpheums, Colosseums und andere Ums hält, wird diese Trattorien mit der Benennung „miserable Kneipen" bezeichnen, — dem Römer, genügsam und kindlich, wie er in seinen Belustigungen ist, sind sie vollkommen zufriedenstellend, und auch der vernünftige Fremde befreundet sich bald mit ihnen. Die Einrichtung dieser Trattorien ist eine höchst einfache: — ein altes steinernes Haus, in welchem die Wohnung des Wirthes und die eigentliche Wirthshausstube für Fuhrleute und Gäste aus der Umgegend ist, — hinter diesem Hause ein großer Hof mit Brunnen, Viehställen und anderm Zubehör ländlicher Wirthschaft, auf dem Hunde und Katzen, Ziege und Lamm, Gänse, Enten und Hühner friedlich durcheinander wandeln und ihr Futter suchen.

In diesem Hofe ist eine Reihe von vorn offener Schilfhütten errichtet, in diesen Hütten stehen sehr ursprünglich aussehende Tische und Holzbänke, und solche findet man auch auf anderen nicht gedeckten Punkten des großen Hofes. Hierher zieht der Römer mit Frau und Kindern an den Sonntagen und Donnerstagen im October und feiert hier die letzten Ueberbleibsel der antica allegria romana — der einstigen schönen und heiteren Octoberfeste, die seit 1848 und seit Ciceruacchio mit seinem] „Circolo popolare" die „Milch der frommen Denkungsart" der Römer in „gährend Drachengift" verwandelt hatte, leider! für immer verschwunden sind. Nur hie und da leben noch leise Nachklänge auf, wenn irgend eine Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts zu einer dieser Trattorien hinauszieht und sich nun draußen im Freien einen

Ball organisirt, wobei Flöte, Mandoline und das bacchantische Tambourin das Orchester bilden und die wilde Tarantella getanzt wird, bis die Gesellschaft spät in der Nacht im klaren Mondenschein, von hundert anderen Gästen begleitet, nun mit Gesang und Musik hereinzieht; glücklich, zufrieden und vergnügt, wie kein Prasser, der die Banknoten zum Fenster hinauswirft, es bei seinen forcirten Vergnügungen je sein kann. Und man glaube ja nicht, daß man da draußen nur die niederen Volksklassen findet, — nein, die gehen in die vielgeliebten, räucherigen Osterien und finden es nicht der Mühe werth, erst weit vor's Thor hinaus zu wandern, um ein Glas Wein zu trinken, das sie in ihren Straßen eben so gut und wohlfeil haben können, — der vermögliche Mittelstand, die wohlhabenden Bürger sind es, die mit ihren Familien hinaus vor die Stadtthore ziehen, um die Landluft zu genießen. Fiaker auf Fiaker rollt heran, seinen Inhalt entleerend, dazwischen auch wohl eine Equipage und zahlreiche zweirädrige Corricolos, unseren Buggies ähnlich, mit „fast young men". Bald sind alle Tische besetzt, auf denen der kühlende Wein von Orvieto, der rothe delle Grotte und der feurige Velletri in hellen Caraffen blinken, die geschäftigen Kellner schleppen Speisen über Speisen herbei, und nun entwickelt sich ein fröhliches Wirthshausleben im Freien, zwanglos und heiter, aber stets mit Beobachtung des Anstandes und des Schicklichen. Da kommen ein paar junge Frauen ganz allein, die eine hat ihr kleines Töchterchen bei sich, — sie setzen sich an einen Tisch und ordnen ihr Pranzo an, — neben ihnen ist ein anderer Tisch mit jungen Zuavenofficieren besetzt, junge lebenslustige Cavaliere, — am andern Tische links von den Frauen sitzen drei Weltgeistliche in ihren schwarzen Talaren und seidenen Mäntelchen; — aber kein unzartes Wort, keine unanständige Anspielung fällt, wie dies wohl in Deutschland der Fall sein würde, kämen junge, hübsche Frauen allein an einen öffentlichen Ort und hätten zu ihren nächsten Tischnachbarn junge weintrinkende Officiere. Diese Beobachtung des Schicklichen und Anständigen findet man in Rom und auch im übrigen Italien an allen öffentlichen Orten, selbst in den geringsten Osterien, und nirgends hat eine Frau oder ein junges Mädchen zu erröthen über die Gespräche, die in ihrer Nähe geführt werden. Dazwischen bewegen sich Männer mit großen Töpfen und hölzernen Schöpflöffeln, die süße Oliven verkaufen, Jungen mit Brezeln, Frauen mit Kuchen und Süßigkeiten, und zwischen den

Tiſchen herum ſpielen die mitgebrachten Kinder der Gäſte und jagen herum und tummeln ſich im bunten Durcheinander mit Hunden und Katzen, Gänſen und Enten.

So ſaßen denn auch wir und genoſſen eben ein Gericht der trefflichen Schwämme, wie ſie nur Italien in ſolcher Güte bietet, die herrlichen Pratajuolis und Ovolis, nach Landesſitte im reinſten Olivenöl mit Knoblauch und Mentuccia gedünſtet, als ein Stabsofficier in voller Gala-Uniform auf der von der Tiberbrücke herabführenden Straße daherkam; knapp an der Trattoria, wo ſich die Straße rechts wendet, hielt er, warf einen prüfenden Blick nach allen Seiten und dann, ſein muthiges Roß in geſtreckten Galopp werfend, ſprengte er weiter, — gleich nach ihm erſchien auf derſelben Stelle ein päpſtlicher Carabinier mit gezogenem Säbel, der ſeinem Officier nachjagte. Jetzt kam von der Höhe der Tiberbrücke eine von Reitern umgebene Equipage und ein lebhaftes Gemurmel: **Il Santissimo Padre!** flog über alle Tiſche. Alles ſprang auf und eilte hinaus auf die Landſtraße. Und wirklich, — es war der Papſt, der eine ſeiner gewöhnlichen Abendſpazierfahrten machte, — vom Vatican hinaus zur Porta Angelica und von da durch die Felder und Wieſen, längs dem Laufe der Tiber, nach Ponte molle. Ein Hofbeamter und Carabiniers ritten vor und hinter der mit vier Pferden beſpannten rothen Staatskutſche, auf deren Rückſitze Pius IX. ganz allein, ihm gegenüber zwei Herren in Civil ſaßen; — eine zweite Kutſche mit päpſtlichen Würdenträgern folgte und ein Officier mit einigen Carabiniers ſchloß den Zug. Die Straße war gerade bei der Oſteria in einem ſolch' ſchlechten Zuſtande, — eine ungeheure Waſſerpfütze lag in der Mitte, — daß der Kutſcher im Schritt fahren mußte und man Zeit und Gelegenheit hatte, den Stellvertreter Gottes ganz in der Nähe zu betrachten. Der Papſt ſieht gut, für ſeine Jahre ſogar vorzüglich gut aus, ſeine Züge haben etwas Mildfreundliches, das ſehr für ihn einnimmt, ſeine Geſichtsfarbe iſt zwar, vielleicht von dem vielen Zimmerſitzen im Vatican, bleich, aber doch geſund, und die Zeitungen, die immer vom ſchweren Siechthum des Papſtes ſprechen und ſein nahes Ableben in Ausſicht ſtellen, ſprechen wohl mehr von ihren Wünſchen und Hoffnungen, als von der Wirklichkeit.

Die vielen Gäſte der Trattoria hatten an der ſonſt ganz öden Landſtraße ein recht anſehnliches Publikum gebildet, das achtungsvoll die Häupter entblößte, Einige waren ſogar auf die Knie ge-

fallen; — der Papst lächelte stillvergnügt, als er sich von so Vielen so ehrfurchtsvoll begrüßt sah, — ein Anblick, der ihm seit 1848 immer seltener zu Theil geworden ist, — und mit freundlichem Lächeln ertheilte er uns Allen seinen Segen, der dabei freilich auf manches unrechte Haupt fiel, — dann rollten die Kutschen weiter. Nach einer halben Stunde kam der Zug wieder in derselben Ordnung zurück, — nur daß von den Gästen Niemand mehr aufstand, — und verschwand bald hinter den Bäumen der Straße an der Tiber. Mehrere Equipagen mit vornehmen Römerinnen, Officieren und päpstlichen Würdenträgern hatten sich auf der Rückfahrt dem päpstlichen Zuge in bescheidener Entfernung angeschlossen. Pius IX. ist persönlich bei den Römern beliebt, wenn sie auch auf das sonstige Priesterregiment nicht besonders gut zu sprechen sind; — man gesteht ihm zu, daß er von den besten Absichten beseelt war, daß aber die Ereignisse einer beispiellos stürmischen Zeit ihn überflügelten, — seine Energie brachen und ihn zum willenlosen Werkzeuge seiner Umgebung machten. Für Rom selbst hat Pio Nono durch öffentliche Gebäude, Verschönerungen, Hospitäler, Armenhäuser, Brunnen u. dgl. sehr viel gethan, und es ist nicht seine Schuld, wenn noch ein großer Theil Roms das scheußlichste Pflaster und, statt Gas, noch eine kümmerliche Oellampen-Beleuchtung hat. Auch in dieser Beziehung wollte Pius IX. viel thun, aber das täglich steigende Kriegsbudget, das alle Einkünfte des kleinen Landes, den Peterspfennig und alle reichen Geschenke der begüterten Katholiken der ganzen Christenheit aufzehrt, macht alle inneren Verbesserungen vor der Hand eben so unmöglich, — als das: Non possumus! des Cardinal Staatssecretärs Antonelli die vielverlangten Reformen in Verwaltung und Justiz verhindert. Ich bin gestern um die Engelsburg und den Vatican herumgewandert, — von Porta Castello bis Porta Cavallegieri immer auf Wiesen und Feldern, wie sie in dieser ganz unbebauten Gegend die Residenz des Papstes von allen Seiten umgeben, und auf diesem Spaziergange habe ich mir die Vertheidigungsanstalten betrachtet, mit denen die französischen Genieofficiere den päpstlichen Palast verschönert haben. — Der ganze Vatican mitsammt der Peterskirche bildet jetzt eine große Festung, da ist keine Gartenmauer, die nicht mit Schießscharten reich versehen, keine Terrasse, auf der nicht Böschungen für Kanonen angelegt wären, — vor allen Thoren dieses Stadttheiles erheben

ſich Batterien, die die Landſtraßen beſtreichen, — Schildwachen auf allen Punkten, und von der Engelsburg blicken aus alten Oeffnungen ſchwere gezogene Kanonen drohend herab, mit denen man in 24 Stunden ganz Rom noch einmal in Trümmer legen könnte. So wohnt das Haupt der katholiſchen Chriſtenheit in ſeinem gleichſam im Belagerungszuſtande befindlichen Palaſte. Einer regelmäßigen Belagerung mit ferntragenden, ſchweren Geſchützen dürften dieſe Schanzen und Wälle freilich nicht lange widerſtehen, aber gegen Ueberfälle Garibaldi'ſcher Freiſchaaren oder gegen einen Mazziniſtiſchen Aufſtand dürften ſie mehr als hinreichend Schutz bieten. Die päpſtliche Armee, die Rom und ſeine Fortificationen und die anderen Plätze des Kirchenſtaates beſetzt hält — Hafen und Feſtung Civita Vecchia hüten die Franzoſen, — beſteht jetzt, wie man mir hier ſagt, aus 25,000 Mann und wird noch täglich vermehrt, obgleich auch wieder klimatiſche Krankheiten und beſonders Deſertion ihre Reihen bedeutend lichten. 25,000 Mann ſind aber ſehr viel für einen ſo kleinen Staat, der nur 683,000 Köpfe an Geſammtbevölkerung hat, ſo daß auf je 27 Menſchen 1 Soldat kommt, und deſſen Finanzverhältniſſe ſo zerrüttet ſind, daß jedes Jahresbudget mit einem Deficit von $5\frac{1}{2}$ Millionen Scudi (der Scudo gleich 5 Francs) ſchließt.

Was die päpſtliche Armee betrifft, ſo hat ſie mich überraſcht. Kotzebue erzählt in ſeiner Reiſe von Livland nach Neapel, wie er in Rom vor circa 70 Jahren einer Wachtparade beigewohnt habe. Es regnete gerade, und die Officiere hatten daher jeder in der einen Hand den gezogenen Degen, in der andern den aufgeſpannten Regenſchirm, während die Gemeinen in den verſchiedenſten Uniformen und dem erbärmlichſten Schuhwerk einen höchſt lächerlichen Anblick darboten. Der Herr Etatsrath von Kotzebue würde Augen machen, wenn er die jetzige päpſtliche Armee ſehen könnte. — Auch hier ſieht man die geübte Hand des franzöſiſchen Protectors und ſeines Kriegsminiſters Niel. Wer nicht auf die weißgelbe Kokarde blickt, hält ſämmtliche päpſtliche Soldaten für Beſtandtheile der grande Armee des Kaiſerreichs. Die Carabiniers, kräftige, martialiſche Geſtalten auf ihren ſtattlichen, meiſt ſchwarzen Pferden, die eben ſo gut berittene Gensdarmerie, die Legion von Antibes, die Artillerie, die Linie und vor Allem die Zuaven in ihrer zweckmäßigen und maleriſchen Tracht bilden ein ſtattliches Ganzes, und Haltung und Evolutionen, denen ich geſtern bei der

Wachparade auf dem Petersplatze zuschaute, lassen nichts zu wünschen übrig. Der gewöhnliche Manövrirschritt ist der Laufschritt (Quickstep) mit nonchalanter, leichter Haltung und französischem Schlenkern der freien Hand. Alle Straßen und Plätze wimmeln aber auch in Rom von Soldaten, bis Abends nach dem Ave Maria die Trompeter durch die ganze Stadt ziehen, die Retraite blasend, worauf sich die vielen Kasernen wieder bevölkern und man nur noch den privilegirten Zuaven begegnet, die die bekannte „permission de dix heures“ haben.

Es ist ein merkwürdiges Corps, diese Zuaven, lauter junge, kräftige Leute, meist aus den gebildeteren Ständen und von allen Nationen, — Leute, die alle von Hause eine Zulage haben müssen, denn sie verzehren viel Geld, — die Officiere durchaus junge Cavaliere, die Blüthe der katholischen Aristokratie, die in ihren glänzenden Equipagen die Stadt durchfahren, die von den schönen Römerinnen vielbewunderten Helden des Corso, und in Clubs und Cercles die Tonangeber sind. Diese Leute haben sich, was auch die radicalen Zeitungen sagen mögen, bei Mentana gegen einen Gegner wie Garibaldi gut geschlagen, sie werden sich — gehörig fanatisirt — auch künftig gut schlagen, und unter einem französischen General, mit ein paar französischen Bataillonen in der Reserve, dürften diese 25,000 Mann päpstliche Truppen für Napoleon III. bei einem Kriege in Italien keine zu verachtenden Hülfstruppen sein.

Die Zuaven sind, wie schon bemerkt, aus Katholiken aller Nationen zusammengesetzt, — sogar Engländer, Amerikaner und ziemlich viel Deutsche sind unter ihnen und es werden alle Sprachen gesprochen, wie beim weiland Thurmbau Babels. Oft, wenn ich im Gasthause neben mir Zuaven Deutsch oder Englisch sprechen und sie sich von ihrer geliebten Heimath unterhalten hörte, wollte ich mich in ein Gespräch einlassen, — aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit — solche Dinge sind hier gefährlich und ich ließ es lieber sein. Saß doch erst neulich ein junger deutscher Künstler mehrere Wochen lang in den Kerkern der Engelsburg gefangen, weil er fälschlicherweise im Verdacht stand, päpstliche Soldaten zur Desertion verleitet zu haben, und nur mit der größten Anstrengung gelang es dem norddeutschen Gesandten, seine Unschuld zu beweisen und seine Freilassung zu bewirken, — doch mußte er Rom verlassen. — Mit dem Kriegsminister Kanzler ist nicht zu spaßen,

und darum heißt es in Rom auch: Reden iſt Silber, aber Schweigen iſt Gold.

Feigenblätter und Theater.

Feigenblätter im Vatican. — Die Gerechtigkeit im Hemde. — Das Gabinetto segreto. — Die kurzen Röcke der Tänzerinnen. — Die Prieſter in den Galerien. — Der Apollo des Belvedere. — Che bel' uomo! — „Ich kann's nicht finden." — Der Bankier Gumpellino aus Berlin. — Das Belvedere zu ebener Erde. — Feuer im Vatican. — Die römiſchen Theater. — Das Theater des Grabmals des Kaiſers Auguſtus. — Cola Rienzi. — Les drames du Cabaret. — Traurige Lage der italieniſchen Schauſpieler. — Ave Maria im Theater. — Das Teatro Argentina. — Donizetti's Pallinto. — Teatro Capranica. — Muſikärm.

Rom, 27. October 1868.

Lieben Sie Feigenblätter? — Es giebt deren genug in Rom, — nicht nur auf den Bäumen, ſondern auch im Vatican. Große, mittlere und kleine Feigenblätter; — Feigenblätter für das männliche Geſchlecht und für das weibliche, ja ſelbſt für die Geſchlechtsloſigkeit, denn auch den Hermaphroditen hat man ein Feigenblatt vorgebunden, und ſelbſt die lieben Engelchen chriſtlicher Sculpturen tragen Feigenblätter. Wo man aber die griechiſche, edle und natürliche Nacktheit nicht mit Feigenblättern verdecken konnte, weil die dargeſtellten Gegenſtände zu klein für die plumpen, ungeſchlachten Hände der chriſtlich-ſittlichen Cenſoren waren, da hat man kurzweg zum Meißel ſeine Zuflucht genommen und vertilgt, was man nicht verdecken konnte. So ſind die reizenden Amorettengruppen auf den prächtigen griechiſchen Sarkophagen alle verſtümmelt und geſchlechtslos gemacht, und auf dem Grabmale Papſt Paul's III. in der Peterskirche mußte auf päpſtlichen Befehl die nackte Statue der Gerechtigkeit von Della Porto, weil ſie zu üppig und lebenswarm erſchien, mit einem langen Hemd von Bronze be-

kleidet werden. Ich habe dieſe chriſtliche Prüderie nie begreifen können, — entweder iſt der oft citirte Spruch: „Castis omnia casta!“ — „Dem Reinen iſt Alles rein!“ — wahr, oder er iſt es nicht. Iſt er wahr, wozu dann die Feigenblätter, die durch das Verhüllen erſt die Neugier und Lüſternheit reizen, — und iſt er unwahr, ſo müßten über die meiſten antiken Statuen große Feigenblätter vom Scheitel bis zur Fußzehe gehängt werden, die ſie ganz verhüllten, — denn die ſanft anſchwellenden, fleiſcheswarmen Hüften der Venus Anadyomene oder der Hintertheil der Venus Kallipygos mögen eben ſo lüſterne Gedanken und unreine Begierden erwecken, als die jetzt mit Feigenblättern bedeckten Theile. Wollte das Feigenblätter-Regiment conſequent ſein, ſo müßte es drei Viertheile der ausgeſtellten Statuen in das Gabinetto ſegreto des Capitols einſperren, wo ſich heute noch die capitoliniſche Venus, Leda mit dem Schwan, Amor und Pſyche und andere mehr oder minder anſtößige Nacktheiten befinden, die man ſeit dem Jahre 1836, aus plötzlich eingetretener Schamhaftigkeit, in einem Zimmer wohl verſchloſſen hält, aber Jedermann gegen 10 Sous Trinkgeld bereitwilligſt ſehen läßt. Italien iſt und bleibt das Land der Widerſprüche, denn in demſelben Rom, wo man alles Geſchlechtliche ſo ängſtlich mit Feigenblättern verhüllt, tragen auf den großen Bühnen die Ballettänzerinnen kürzere und durchſichtigere Gazeröckchen und heben und ſtrecken die prallen Tricotſchenkel höher in die Lüfte, als irgend wo ſonſt, und die erſte Tänzerin in dem Teatro Argentina läßt alle Abende bei tagheller Beleuchtung und vor Tauſenden von jungen Männern, Mädchen, ja Kindern, mehr von den Geheimniſſen weiblicher Körperſchönheit ſehen, als die capitoliniſche Venus im Gabinetto ſegreto — für 10 Sous Entrée. Auch iſt die capitoliniſche Venus ſehr ernſt und ſteinern, und keiner ihrer Anbeter hat noch bei ihr Erhörung gefunden, — während Tänzerinnen wenigſtens nicht von Stein ſind. Wenn ich ſo in der langen Galerie Chiaramonti im Vatican auf und ab wandle, mache ich mir oft meine Gedanken über die vielen Geiſtlichen, — Jeſuiten und Mönche, — Abbates und Seminariſten, die hier unter den nackten Gottheiten beſchauend auf und ab ſchleichen. Dieſe liederlichen Göttinnen, deren anſtößige Lebensgeſchichte dieſe Prieſter ja doch auch kennen müſſen, ſind eigentlich eine ſehr unpaſſende Augenweide für Männer, die das Gelübde ewiger Keuſchheit und Enthaltſamkeit abgelegt haben und nun am

Abend alle dieſe üppigen Bilder weiblicher Schönheit mit in ihre einſame Zelle nehmen.

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken beſchäftigt und vom Umherſchlendern müde, ſetzte ich mich im Gabinetto dell' Apollino auf die Ruhebank der herrlichen Statue des Götterjünglings gegenüber und verſenkte mich ungeſtört in deren Beſchauung. Aber nicht lange ſollte dieſer ſtille Genuß dauern, — denn herein rauſchte ein ballonartiges, ſeidenes Schleppgewand, in dem eine feine Dame ſteckte, der der Herr Gemahl den Shawl und das Opernglas nachtrug, während der hoffnungsvolle Sprößling, angezogen wie ein Affe in Donato's Hundecomödie, ſich damit beluſtigte, auf die Piedeſtale der Statuen zu klettern und von dort aus ſeinem Papa Geſichter zu ſchneiden, worauf jedesmal ein: „Mais, Oscar! — mauvais sujet! restez donc tranquille!“ der Dame folgte. Jetzt trat auch der unvermeidliche Cicerone vor und begann in ſchlechtem Franzöſiſch: „Dies iſt der Apollino des Belvedere, gefunden in Porto d'Anzo, vom Papſt Julius II. gekauft, — der rechte Vorderarm, die linke Hand und die große Zehe des rechten Fußes ſind neu.“

Die Dame warf einen gelangweilten Blick auf den ſteinernen Götterjüngling, — der Papa hatte mit ſeinem hoffnungsvollen Sprößling zu thun, der ihm ſein hochrothes Seiden-Foulard aus der Taſche gezogen und auf den ausgeſtreckten Arm Apollo's geworfen hatte, — der Cicerone wendete ſich gegen die Ausgangsthür, — und hinaus rauſchten ſie, die Seidenſchleppe und ihre Trägerin, der ſchwitzende Papa und „ce cher Oscar.“ — In einer halben Minute hatten ſie den Apollo vom Belvedere geſehen, und wenn dieſen Winter im Salon der Duchesse de la Vieille Crême in Paris vom Vatican geſprochen wird, wird die Dame nicht ermangeln, in eine begeiſterte künſtleriſche Extaſe zu gerathen, alle Floskeln ihres „Guida di Roma“ herzuplappern und mit einem „C'est adorable!“ zu ſchließen. — So kamen und gingen ſie denn ohne Unterbrechung, während ich daſaß, und nicht ein charakteriſtiſcher Ausſpruch fiel von dem Munde der Vielen, die durch dieſes Heiligthum der Kunſt zogen; — nur eine ſtarke römiſche Bäuerin in kleidſamer Tracht, mit den großen goldenen Ohrgehängen, der Perlenſchnur um den Hals und Ringen an allen Fingern ihrer fetten Hände, blieb bewundernd ſtehen, ſchränkte die Arme übereinander, und nachdem ſie den Gott lange betrachtet, rief ſie ihrer

Begleiterin ein bewunderndes Che bell' uomo! zu. — Darin lag denn doch wenigstens etwas Natur und Wahrheit. — Auch Engländer kamen mit ihren Ladies und Misses und blickten — nicht etwa auf die Statue, — sondern in ihren Murray, ängstlich nachsuchend, ob auch Alles in der Wirklichkeit vorhanden sei, was in ihrem Guide verzeichnet. — Mir fiel Adolph Stahr's einziger aufrichtiger Mensch ein, der Berliner Handlungsreisende, der ihn in diesen Vaticanssammlungen mit der Frage antrat: „Sie sprechen Deutsch? Verzeihen Sie mir eine Frage. Sind denn diese steinernen Götter wirklich so außerordentlich schön, wie Alle sagen. Ich kann's nicht finden." — Dieses: Ich kann's nicht finden! will mir gar nicht aus dem Kopfe, — hätte ich den Berliner jetzt hier, ich würde ihn umarmen und sagen: „Aufrichtiger Mensch, sei gegrüßt! Viele — gar Viele können es gar nicht finden, aber sie stellen sich so, als ob sie's gefunden hätten!"

Und wieder kamen Andere und schnatterten und lorgnettirten und kunstrichteten, daß ich ganz betäubt und schlaftrunken ward. Auch unser alter Bekannter kam, der Banquier Gumpelino aus Berlin, Heinrich Heine's Busenfreund, und ein deutscher Gelehrter begleitete ihn als Cicerone. „Dies, Herr Baron," sagte der Gelehrte, „ist der Apollo des Belvedere, — der Apollo Alexikakos der Alten oder der Abwender des Uebels, — er wurde gefunden in dem alten Antium, wo die Kaiser Caligula und Nero ihre Sommerpaläste hatten, und man glaubt, nach den Annalen des Tacitus, im fünfzehnten Abschnitte, daß — —" „Ich bitte Sie, Herr Doctor," fiel ihm Gumpelino in's Wort, „geben Sie sich nicht so viel unnütze Mühe, denn ich behalte doch von der ganzen Gelehrsamkeit kein Wort. — Sagen Sie mir höchstens, was der steinerne Gott gekostet hat, oder was er werth ist, — so was kann man doch behalten und ich habe eine Art Maßstab, wenn ich mir in Berlin antike Statuen für meinen neuen Speisesaal machen lasse. — Sonst kümmert mich der Napoleon vom Belvedere nicht im mindesten, — er sieht ihm auch gar nicht ähnlich, — finden Sie nicht auch, Doctor? — und was betrifft das Belvedere, so habe ich auf meine neue Villa in der Victoriastraße selbst ein Belvedere bauen lassen, was mich hat gekostet 11,000 Thaler preußisch Courant. Und ich kann Sie versichern, Doctor, ich bin erst ein einziges Mal oben gewesen, denn man muß vier hohe Treppen steigen und dann erst auf das Dach klettern, so daß man Herzklopfen be-

kommt und für den ganzen Tag den Appetit verliert. — Was thue ich mit einem Belvedere, vier Treppen hoch, — bauen Sie mir ein Belvedere unten, parterre, habe ich zum Architekten gesagt. Wissen Sie, Doctor, was er geantwortet hat? — Das könne er nicht. — Wie heißt? habe ich gerufen, — Sie können nicht? — Für Geld muß man Alles können, — und ich bezahl's." — Der gelehrte Doctor blickte den Apollo schmerzlich an, und der Gott machte ein verdrießliches Gesicht, als wollte er sagen: Macht, daß ihr hinauskommt! — Da rasselten die Trommeln, die Glocken läuteten, — Feuer! Feuer im Vatican! erschallte es ängstlich, und eine schwere, bleierne Hand legte sich auf meine Schulter. —

Ich blickte erschrocken auf, — es war einer der päpstlichen Schweizer Hellebartirer in der barocken, gelb-schwarz-rothen Pluder-Hosentracht, der zu seinem Kameraden gewendet sagte: „Wyß Gott! der Chaib ischt eingeschlafen. — Höret, Herrle!" sagte er jetzt, sich zu mir wendend: „Ihr müscht haim cho, — 's ischt drie Uhr und 's werd' zucheschlosse." Ich war wahrhaftig auf der bequemen Bank eingeschlummert, und vergebens bemühte ich mich im Nachhausegehen, nur auseinander zu setzen, was ich erlebt, was ich geträumt.

Am 28. October 1868.

In den römischen Theatern habe ich mich auch schon umgesehen und mein erstes Urtheil bestätigt gefunden, daß nämlich die Oper in sichtlichem Verfalle, dagegen das recitirende Schauspiel zu einer hohen Stufe der Vorzüglichkeit emporgestiegen ist. Rom hat eine ganze Menge Theater, unter denen T. Apollo, T. Aliberti und T. Argentini die größten sind, das Teatro Valle ist dem feinen Lustspiele gewidmet, das T. Capranica ist zweites oder drittes Operntheater, und außerdem sind noch die Volkstheater del Valette, Metastasio, Agonale u. a., die zwei, drei, auch vier Vorstellungen des Tages geben, endlich sind noch zwei große Circus da, das Settisterio und das Politeama Romano, in welchen beiden die französische Reitergesellschaft Guillaume ihre Pferdekünste, Krafttouren und Pantomimen producirt. Zu diesen Abendtheatern, die alle bei Licht spielen, gesellt sich noch ein Teatro diurno, ein Tagestheater, und dieses führt den stolzen Titel: Teatro del Mausoleo d'Augusto.

In der Straße, in der ich wohne, Via dei Pontifici, liegen die Ueberbleibsel des Mausoleums des Augustus, jenes prächtigen

Grabmals, das der Neffe Julius Cäsar's und spätere erste Kaiser Roms, Cäsar Octavianus Augustus, während seines sechsten Consulates für sich und seine Familie erbaute. Das Mausoleum stand in dem ehemaligen Marsfelde Roms, zwischen Tiber und dem jetzigen Corso, und war ganz in Form und Styl der Engelsburg, des Mausoleums Hadrian's, erbaut. Ein mächtiger, kreisrunder Unterbau von beträchtlicher Höhe trug, wie alte Kupferstiche aus dem sechzehnten Jahrhundert noch zeigen, zwei mit Säulen geschmückte Stockwerke, deren oberstes wahrscheinlich durch eine Kuppel geschlossen ward, unter der wohl die Bildsäule des Augustus stand, während die eigentlichen Grabkammern sich unten in den Gewölben des ersten Stockwerks befanden. Dieses prächtige Gebäude spielte selbst noch im Mittelalter eine wichtige Rolle und diente kampflustigen Baronen als Festung. Als der große Volkstribun Cola Rienzi ermordet worden war, hingen seine Feinde seinen nackten Leichnam bei den Füßen, erst vor der Kirche San Marcello, dann oben auf dem Mausoleum des Augustus auf und ließen ihn, der noch vor Kurzem der Beherrscher Roms gewesen war, zwei Tage lang dem Hohn und Spotte des Pöbels ausgesetzt, bis er endlich herabgenommen und den Juden übergeben ward, die ihn unter Verwünschungen auf einem Feuer von Disteln und Dornen verbrannten, — wobei, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, der wohlbeleibte und feiste Leichnam des großen Volkstribunen gar lustig gebrannt haben soll. Wenn man in der Via dei Pontifici in das gegen die Ripetta gelegene, vorletzte Haus links tritt, gelangt man in einen von Pferdeställen umgebenen Hof, in welchem sich der Rundbau des Augusteischen Mausoleums aus Travertin-Quadern und Reticularwerk (netzförmigem Ziegelbau) erhebt. Nur das untere Stockwerk und die Substructionen stehen noch, allein sie genügen, um einen Begriff von der Größe und Pracht des Gebäudes zu geben. Alle das Mausoleum umgebenden Außengebäude sind verschwunden, doch finden sich in den Pferdeställen und anderen Theilen des vorgebauten Hauses noch Mauern, Säulen und andere Fragmente aus römischer Zeit. Auf dem erhaltenen unteren Stockwerke, zu dem man zwei lange Treppen, jede von vier Podesten, hinaufsteigen muß, hat man nun ein Amphitheater nach Art der alten römischen Theater erbaut und dasselbe oben offen gelassen. Dieses Theater, das ein ungeheuer großes Parterre, amphitheatralisch aufsteigende Sitzreihen, darüber einen Kranz von

Logen und ganz oben erst eine Galerie hat, dient zur Production von Reiterkünsten, zu den beliebten Furchettis (Feuerwerken) des Spätsommers und auch zu theatralischen Vorstellungen, wo dann ein Segment des großen Kreises abgeschnitten und auf demselben eine Bühne errichtet wird, wie dies jetzt der Fall ist. Am letzten Sonntage kündeten große blaue Anschlagezettel an, daß „alle venti due ore precise" — präcis um 22 Uhr — ein großes sechsactiges Drama, mit unzähligen Titeln für jeden Act und der Empfehlung als „il brillantissimo capo d'opera dell' arte dramatica francese", aufgeführt werden würde, und so begaben wir uns denn um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags — so heißt 22 Uhr auf Deutsch — nach dem Theater, ließen uns Sperrsitze à 16 Soldi — (Entrée allein kostet 11 Soldi) geben und erwarteten die Dinge, die da kommen sollten.

Ein sehr anständiges Publikum hatte sich eingefunden, feingekleidete Herren, Damen in eleganter Toilette, Officiere, — meist wohlhabender Mittelstand, denn die unteren Klassen, die für ihre Theaterlust nicht mehr als 4 bis 6 Soldi ausgeben wollen, ziehen die Theater Agonale, Metastasio u. a. vor. In dem Stücke erkannte ich sogleich das Drama der Porte St. Martin: „Les drames du Cabaret," ein auf Effect berechnetes, echt französisches Machwerk, das die schrecklichen Folgen des Kneipenlebens schildern soll, dies aber in einer solchen Weise thut, daß die reichen und vornehmen Leute, die nie einen Fuß in eine Kneipe gesetzt haben, sich als die größten Halunken erweisen, während die Cabaretbesucher und Trunkenbolde der ersten Acte in den letzten lauter gebesserte, solide und anständige Leute werden, die die Tugend aus den Wellen der Seine retten und das Laster, in der Person eines achtzigjährigen Millionärs, entlarven und bestrafen. Aber mit welcher Wahrheit und Natürlichkeit wurde gespielt, wie waren die Cabaretscenen dem hiesigen Osterienleben abgelauscht, mit welcher Lebendigkeit und Wärme des Ausdrucks wurden die erschütternden Situationen der ersten Acte dargestellt! Und doch auch mit welcher Leichtigkeit und Eleganz bewegten sich die Darsteller in den Salonscenen, im Frack und in Schleppkleidern, wie fein und vornehm waren Haltung, Gang, Benehmen! — ja wahrhaftig, der Italiener ist ein geborener Schauspieler, und sein tägliches Leben und Gebahren ist stets voll dramatischen Ausdrucks. Ich hätte vor diese wandernden, unter freiem Himmel spielenden, schlecht be-

zahlten italieniſchen „Comödianten“ unſere Hofſchauſpieler der königlichen Reſidenzen Deutſchlands führen mögen, die vor lauter Penſionsberechtigung und Bequemlichkeit nächſtens an der Adiposis ſterben werden, um ihnen zu zeigen, was Liebe zu ſeinem Berufe, Eifer für die Kunſt und Fleiß auch unter den ungünſtigſten Umſtänden zu leiſten vermögen. Denn wahrlich! vom Schickſale begünſtigt ſind dieſe italieniſchen Schauſpieler nicht, ſie, die Stiefkinder des launenhaften Publikums, das ſein Geld und ſeine Gunſt nur an Oper und Ballet verſchwendet, — angewieſen auf ein beſtändiges Wanderleben und auf ſtets unterbrochenen Erwerb. So dürfen z. B. in Rom die Theater an Freitagen nicht ſpielen, außerdem ſind ſie während der vierzig Tage der Faſtenzeit, acht Tage vor dem St. Petersfeſte und am Vorabend aller hohen Kirchenfeſte geſchloſſen, — eine Beſchränkung, die wenigſtens jetzt im übrigen Italien aufgehört hat.

Aber auch noch mit anderen Schwierigkeiten hat ſolch eine italieniſche Schauſpielvorſtellung zu kämpfen. Gleich neben dem Teatro del Mauſoleo befindet ſich die Kirche San Carlo — (in welcher Straße giebt es hier in Rom keine Kirche?) und ihre Glockenthürme gucken ernſt und finſter in das Auditorium des Theaters hinein. So oft die Uhr nun eine Viertelſtunde ſchlug, fingen ſämmtliche Glocken dieſer Kirche ein ſolch' furchtbares, Mark und Bein durchdröhnendes Geläute an, daß an ein Weiterſpielen nicht zu denken war. Mitten in den ergreifendſten Scenen mußten die Darſteller, wenn das Geläute einfiel, entweder in der letzten Attitude ſtumm und regungslos ſtehen bleiben, oder ſie füllten, wo dies anging, die Pauſen mit ſtummem Spiel und lebhafter Pantomime aus. Allerdings dauerte das Geläute nie lange — höchſtens eine halbe Minute, und ich habe den Theaterdirector im Verdacht, daß er ſich deshalb mit dem Küſter der benachbarten Kirche mittelſt Geldes und guter Worte, mit denen man in Rom Alles abmachen kann, „accommodirt“ hat, — denn die Glocken der anderen, aber entfernteren Kirchen bimmelten noch lange luſtig fort, wenn unſere längſt aufgehört hatten, nur bei dem Ave Maria, um $5\frac{1}{2}$ Uhr, läutete auch San Carlo länger, — die Handlung auf der Bühne wurde gänzlich unterbrochen, die Schauſpieler ſtanden regungslos da, das Publikum ſaß mäuschenſtill und ein paar alte Frauen ſchlugen haſtig das Kreuz und beteten ihr Ave Maria, um ſich dann mit ungetheilter Aufmerkſamkeit wieder den Genüſſen

des Dramas hinzugeben. — Ich blickte um mich, — es war Sonnenuntergang, — ein prachtvoller, heliblauer Himmel, von dessen klarer, transparenter Farbe man in Norddeutschland gar keinen Begriff hat — übersäet mit goldgelben Wölkchen, die immer röther und röther wurden, blickte herein in den weiten Zuschauerraum und verklärte die dichte Menge des Publikums im sonntäglichen Festputze, während auf der schon dunkeln, weil oben gedeckten Bühne Anstalten zu einer ungenügenden Oellampen-Beleuchtung gemacht wurden. — Endlich ging die Vorstellung im matten Halbdunkel zu Ende und wir verließen das Mausoleum des Kaisers Augustus, dem vor 1900 Jahren auch wohl nicht prophezeit worden sein mag, daß auf seinem Grabe einst christliche Schauspieler Comödie spielen würden.

Im Teatro Argentina, ein Prachtbau mit sieben Reihen Logen, sah ich Donizetti's dreiactige Oper: Polliuto, und dazu ein sechsactiges Ballet: Haydée. Donizetti schrieb den Polliuto für die Argentina, und nie hat eine Oper besser für Rom gepaßt, denn das Sujet ist der ersten Christenverfolgung entnommen. Polliuto, ein vornehmer Römer und Freund des Kaisers, ist heimlich Christ geworden. Er soll die Tochter eines römischen Senators heirathen, da wird ein Freund und Mitchrist vom Kaiser zum Tode verurtheilt, weil er nicht die Namen seiner Glaubensbrüder nennen will. Um diesen Freund zu retten, erklärt Polliuto sich selbst als Christen. Auf Andringen des fanatischen Oberpriesters verlangt der Kaiser, Polliuto soll den neuen Glauben an dem Altare des Jupiter abschwören, aber dieser verweigert es und stürzt den Altar des Heidengottes um. Ob dieses Frevels zum Tode verurtheilt, folgt ihm seine Braut in's Gefängniß, wird durch ihn dort zur Christin, und Polliuto geht, alle Rettungsversuche des Kaisers zurückweisend, mit ihr und den übrigen Christen zum Tode im Circus. — Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man diese Geschichte hier in Rom aufführen, wenn man die Christen sich in den Katakomben heimlich versammeln sieht, um ihre christlichen Hymen zu singen und das Abendmahl zu nehmen. Und wenn am Schlusse des ersten Actes der Imperator seinen Triumph-Einzug auf dem Capitol hält mit einer Musikbande von Tuba-Bläsern und anderen (modernen) Instrumenten, mit den Lictoren, den Prätorianer-Cohorten, den Opferpriestern und den Kriegsgefangenen, ihren Opfern, wenn der Kaiser nun selbst in dem reichen Gewande, mit der Purpur-Toga, auf

seinem von Sclaven gezogenen Triumphwagen erscheint und „Senatus, populusque romanus“ ihn feierlich begrüßen; wenn wir im zweiten Act das Innere des Tempels des capitolinischen Jupiter sehen und im dritten durch die geöffneten Thore einen Einblick in den bereits mit Schaulustigen gefüllten Circus maximus haben, so macht das Alles hier in Rom, wo wir täglich auf den Ruinen aller dieser Herrlichkeiten umherwandeln, einen ganz besondern Eindruck, um so mehr, wenn die Ausstattung an Decorationen und Costümen so reich und so historisch treu ist, wie hier in der Argentina; — nur schade, daß Donizetti's Musik sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt und, mit Ausnahme des großen Sextetts im zweiten Finale, höchst gewöhnliche, aller Begeisterung bare Melodien und in manchen Themas, wie z. B. in dem Motiv, mit dem die Christen zum Tode ziehen, sogar ganz ordinäre Gassenhauer bietet. Auch das Ballet war sehr glänzend ausgestattet, — das zahlreiche Corps de Ballet zog sich wenigstens achtmal vom Kopf bis zu den Füßen um, und dabei wurden keine endlosen Zwischenacte gemacht, sondern nur eine Orchesterpause von dreißig Secunden zeigt bei offenem Vorhange Anfang und Ende der Acte an. Dieses schnelle Umziehen und das Vermeiden der langweiligen Zwischenacte, die in Deutschland die Geduld des Publikums auf eine harte Probe stellen, wären den deutschen Theatern sehr zu empfehlen, — ebenso wie jenen Intendanzen, die noch gewöhnliche, Mittelpreise und erhöhte Opernpreise auf dem Zettel haben, die Billigkeit italienischer Operngenüsse. Ein Sperrsitz kostete zwei Francs (16 Sgr.) und dafür wurden drei Acte Oper und sechs Acte Ballet, beide mit doppeltem Orchester, vor und auf der Bühne (banda sul palco), und äußerst glänzender Ausstattung geboten. Um einen Begriff von dem Orchester der Argentina zu geben, bemerke ich nur, daß dasselbe sechs Contrabässe und drei Violoncellos zählt, womit die übrigen Streichinstrumente im richtigen Verhältniß stehen.

Im Teatro Capranica sah ich eine komische Oper: I falsi Monetari (die Falschmünzer) mit Musik von Rossi — letztere lebhaft, lustig, reich an allen möglichen Motiven, auch sauber gearbeitet und instrumentirt, aber ohne sich je zur Neuheit und Originalität zu erheben. Ein vorzüglicher Baß-Buffo belebte die Vorstellung durch ergötzliches Spiel und große Zungenfertigkeit; die übrigen Sänger legten mehr Gewicht auf das von Verdi ein-

geführte, mehr ſtarke als ſchöne Singen. Auch in der Argentina wurde mehr geſchrieen als geſungen, wie denn überhaupt in der italieniſchen Oper jetzt die Tours de force der Stimme den Sieg über die reine, ſchöne Melodie davontragen. Die Sänger ſchreien, das Orcheſter wüthet, raſt, brüllt, der Chor ſchreit noch ärger, die Muſikbande auf der Bühne bläſt, trompetet, poſaunt, ſchmettert drein, die Ophicleïdes heulen, wie vor Jericho, den großen Trommeln werden die Felle eingeſchlagen, — kurz, es iſt ein Höllenlärm. — Bravo! — Da capo! — Fuori! — Bis! — jubelt das entzückte, halb taub geſchrieene Publikum, — Apollo und Euterpe mögen's beſſern!

Die Juden in Rom.

Der Ghetto. — Die Schickſale der römiſchen Juden. — Die Memoiren des Judas. — Seine Lebensgeſchichte. — Der Rabbi von Nazareth. — Titus der Gütige und die Zerſtörung Jeruſalems. — Das Wettrennen der Juden. — Die Bekehrungs-Predigten. — Die Juden auf dem Capitol. — Glaubenstreue der Juden. — Warum ſie nicht von Rom fortgehen. — Spithöver's deutſche Buchhandlung. — Der Nutzen der franzöſiſchen Occupation.

Rom, 31. October 1868.

Ich habe heute das Buch zu Ende geleſen, das ich in der Peterskirche zu leſen anfing und deſſen ich, wie ich glaube, ſchon Erwähnung that, und dann habe ich einen langen Spaziergang gemacht über die Tiber nach dem verwahrloſten und vernachläſſigten Viertel Trastevere, und von da über die Brücke bei quattro Capi zurückkehrend, habe ich den Ghetto, die alte Judenſtadt, nach allen Richtungen durchwandert und Land und Leute dieſes dem eigentlichen Rom ganz fremden Stadttheils beobachtet. Iſt es nicht eine merkwürdige Erſcheinung, ja ein ſchreiender Widerſpruch, daß in der Reſidenzſtadt des Hauptes der Chriſtenheit, die ihre Religion auf den Martertod Jeſu Chriſti gegründet

hat, Nachkommen derselben Juden wohnen, die den Heiland verspottet und verfolgt, gemartert und gekreuziget haben? Wäre der Katholicismus consequent, was er nicht ist, so dürften in Rom keine Juden wohnen, — aber sie wohnen und handeln und arbeiten hier unter dem besondern Schutz des Stellvertreters desselben Gottes, den sie gekreuzigt, während in den Städten und Märkten Tyrols und anderer glaubenseifriger Länder kein Jude auch nur übernachten darf. — Ja Pius IX. hat schon im Jahre 1847 die Thore und Mauern der Judenstadt niederreißen lassen, die alten Gesetze, wonach nach Sonnenuntergang kein Jude sich in der Stadt blicken lassen durfte, aufgehoben, und ihnen erlaubt, zu wohnen und zu leben, wo sie nur immer wollten, eine Vergünstigung, von der bis jetzt, also noch zwanzig Jahren, nur erst sehr Wenige Gebrauch gemacht haben. Die Juden Roms leben und sterben im Ghetto, wo ihre Väter gelebt haben und gestorben sind, und treu ihrem Glauben und ihren historischen Erinnerungen dulden sie lieber dort die Beschränktheit des Raumes, den Mangel an Luft und Licht, sie ertragen Schmutz und Unrath und die alljährlichen Ueberschwemmungen der Tiber, um nur die Stätte nicht zu verlassen, wo ihre Väter gelitten und geduldet, aber immer fromm und treu den wahren Gott Jehovah verehrt haben.

Die Geschichte der Juden Roms ist eine lange Leidensgeschichte, deren Zeit nach Jahrhunderten zählt, — von jenen ersten Juden an, die Kaiser Titus nach der Zerstörung Jerusalems als Sclaven nach Rom schleppte und im Trastevere ansiedelte, bis auf das jetzige Geschlecht, das in seinen jüngeren Jahren noch die harten Bedrückungen Papst Leo's XII. erduldete. Ferdinand Gregorovius, der hochbegabte Geschichtschreiber des mittelalterlichen Rom, einer der verdienstvollsten deutschen Gelehrten, der seit vielen Jahren in Rom lebt und Italien gründlicher kennt, als die meisten Italiener, hat auch die römischen Juden zum Gegenstande eines besondern Studiums gemacht und über die Zustände unter der römischen Kaiserzeit wie im Mittelalter höchst werthvolle Aufschlüsse gegeben. — Um aber die Politik Roms gegenüber dem jüdischen Reiche, die öfteren Kriege der Römer gegen diese kleine Nation, die endliche Zerstörung Jerusalems und Wegführung der Juden in die Sclaverei, sowie ihre ferneren Schicksale zu begreifen und zu verstehen, ist es gut, ein neues französisches Werk zu lesen, das soeben erschienen ist und dessen Lectüre mich, seitdem ich in Rom

bin, vorwiegend beschäftigt hat. Dieses Buch heißt: „Les mémoires de Judas," und ist von einem Italiener, Petrucelli della Gattina, einem Manne von großer Gelehrsamkeit und eben so großem Talente (von 1859 bis 1866 italienischer Correspondent des Journal des Debats) geschrieben. — In der Form eines historischen Romans schildert das ziemlich dickleibige Buch die Zustände des jüdischen Reiches, nun einer römischen Provinz, unter dem Kaiser Tiberius, also jene Epoche, in welcher, nach den Evangelien, Jesus von Nazareth lebte und starb. — Petrucelli hat hierzu nicht nur die vier echten, sondern auch die von dem Concilium für apokryph erklärten, einigen siebzig falschen Evangelien, er hat römische und jüdische Schriftsteller, die Forschungen von Strauß, Feuerbach, Michelet, Renan u. A. gründlich benutzt und so ein Geschichtsbild jener Zeit, eine Schilderung Judäas und Roms geliefert, die das Verdienst hat, daß man beim Lesen fühlt, so und nicht anders müßten sich die Vorgänge jener Tage begründen und erklären lassen. Die Form des Buches ist eine sehr einfache; — wie andere große „Verräther" der Geschichte, wie Talleyrand, Fouché u. s. w. hat auch Judas Iscarioth, der „Erzverräther", den die Religionsbücher ebenso wie Dichtkunst, Malerei und Sculptur für alle Zeiten geächtet und gebrandmarkt haben, zu seiner Rechtfertigung vor der Nachwelt „Mémoires justificatives" hinterlassen, deren alte Papyrusrollen neulichst bei Nachgrabungen in Pompeji gefunden, nun von Petrucelli übersetzt und veröffentlicht wurden. Judas Iscarioth erzählt in diesen Memoiren seine eigene Lebensgeschichte, aber auch die des Rabbi von Nazareth, Jesu, dessen bester Freund er war, den er oft warnte, vergeblich zu retten versuchte, dessen Anhänger ihn, der der Vertraute und Säckelmeister des Rabbi war und ihnen kein Geld geben wollte, haßten und verleumdeten und endlich die Fabel vom Verrathe und den dreißig Silberlingen erfanden, die sich durch die Evangelien bis auf unsere Zeit erhalten hat. Judas erzählt seinen Aufenthalt in Rom, wohin er mit anderen jüdischen Gefangenen gebracht ward, seine Bekanntschaft mit Julia, der schönen Nichte des Kaisers Tiberius, die dieser dann, nachdem sie und ihre Mutter ihm auf Capri zur Kurzweil gedient, dem Statthalter Pontius Pilatus zum Weibe gab. In Julia's Gefolge nach Jerusalem zurückkehrend, findet er die jüdische Aristokratie der Priester und Pharisäer in permanenter Verschwörung, um das Joch der Römer

abzuschütteln, während die unter römischem Protectorate lebenden Judenkönige Herodes und Antipater nur an ihre Orgien und Feste, an ihre Mimiker und Spiele denken, dabei es aber auch gern sehen würden, wieder unabhängig von den Römern zu sein, wenn nur zu so etwas nicht Muth und Thatkraft nöthig wäre.

Da verbreitet sich der Ruf eines Rabbi von Nazareth, der, obwohl noch sehr jung, durch sein tugendhaftes Leben und seine weisen Lehren bereits einen großen Anhang von Jüngern und Nachfolgern gefunden habe. Immer bedeutender wird nun die Figur des Rabbi Jesu, immer mehr Volk folgt ihm nach, und man erzählt im ganzen Lande von den Wundern, die er verrichtet haben soll. Auch daß er sich den „Sohn Gottes" nenne, meldet das Gerücht nach Jerusalem. Da beschließen die Priester und Pharisäer, diesen einflußreichen Rabbi für ihre Sache zu benutzen, ihn für den vom jüdischen Volke erwarteten Messias auszugeben und mit diesem Feldgeschrei das Joch der Römer abzuschütteln. — Aber der Rabbi von Nazareth, der wohl eine Reform des Judenthums im Sinne der Essener, aber nicht eine politische Revolution will, weist alle ihre Anträge zurück. Wüthend darüber, beschließen sie, ihn zu verderben, schon damit er sie und ihre Pläne nicht verrathen könne. Vergebens warnt Judas den Rabbi, nicht nach Jerusalem zu gehen, sondern in Galiläa zu bleiben; er kommt, vom Volke freudig begrüßt, von seinen Jüngern und Anhängern mit Palmenzweigen eingeholt und als: „König der Juden" bewillkommnet, nach Jerusalem, wird verhaftet und die Tragödie der Charwoche folgt. Vergebens interessirt sich Julia, Pilatus' Gemahlin, für ihn, vergebens sucht Pilatus ihn zu retten, — der jüdische Hoherath spricht das Todesurtheil aus und Pilatus m u ß es vollziehen lassen.

Die Jünger haben ihren Herrn in der Noth feig verlassen, Petrus hat ihn verläugnet, nur die beiden Marien blieben ihm treu und Judas, der ihn zu retten sucht. Durch seine Bekanntschaft mit dem römischen Centurio, der die Hinrichtung commandirt, durch Bestechung der Kriegsknechte gelingt es ihm, zu verhindern, daß dem Rabbi Arme und Beine auf dem Kreuze zerschmettert werden, wie dies den beiden anderen Verbrechern geschieht; — in dem Schwamm läßt er ihm einen Schlaftrunk riechen, der den Rabbi bald in todesähnliche Betäubung versenkt. Als es nun Abend wird und die Leichname vom Kreuze genommen werden,

erbittet sich Judas den Leichnam zur Bestattung und bringt ihn nach dem nahen Felsenkeller des Joseph von Arimathia, wo der Rabbi unter der Pflege der beiden Marien bald zu neuem Leben erwacht. — Als die Juden davon hören und den Leichnam holen wollen, ist dieser verschwunden, und das Gerücht der Auferstehung verbreitet sich unter seinen Jüngern. Allein in Jerusalem ist der Rabbi nicht sicher, und so bringt ihn Judas auf einem griechischen Schiffe nach Rom, wo er unter seiner und Marien Magdalenens Pflege noch einige Jahre lebt. — Petrus und Johannes, später noch Andere, folgen dem Meister nach Rom, wo dieser auch einen „gewissen Saulus" kennen lernt, einen Kriegs-Tribunen, der sich später Paulus nannte, und diesen Jüngern nun seine Lehren mittheilt und entwickelt, bis er an einer durch die Martern und Leiden in Jerusalem herbeigeführten Auszehrung sanft entschlummert. Dies ist der einfache Faden der Erzählung, aber mit welcher Meisterschaft in der Darstellung, mit welcher umfassenden Gelehrsamkeit in der Schilderung der Zustände, Sitten und Gebräuche jener Zeit, mit welchen ergreifenden Episoden ist nicht diese einfache Erzählung ausgestattet! Die Schilderung eines Kampfes zwischen wilden Thieren und jüdischen Kriegsgefangenen im römischen Circus giebt ein lebhaft anschauliches Bild jener Belustigungen des römischen Volkes; der Tod der Schwester des Rabbi, die die eifersüchtige Julia in den Teich ihrer Villa ihren Muränen zum Fraße hineinschleudern läßt, und die nun lebend von diesen gierigen Bestien gefressen wird, ist gräßlich wahr beschrieben. Und dieses Judenvolk, willenlos geleitet von seinen Priestern und Leviten, heute den Römern schmeichelnd, morgen sie verwünschend, aber immer bereit, zu conspiriren, sich zusammenzurotten, Excesse und Straßenkrawalle hervorzurufen, — dazu seine charakterlosen, nur dem Wohlleben fröhnenden Schattenkönige, endlich die vielen Propheten, die überall auftauchen und die den Sturz des Römerthums und den Sieg Jerusalems verkünden, — wahrhaftig, man begreift da, warum Titus, den die Geschichte sonst den „Gütigen" nennt, endlich diesem Unwesen mit eiserner Hand ein Ende machen, den ewigen Herd der Unruhen, Jerusalem, zerstören, den Tempel zertrümmern, die heiligen Geräthschaften als Siegestrophäen mitnehmen und die Juden als Sclaven nach Rom und in andere Provinzen verpflanzen mußte. Man begreift, warum Senat und Volk von Rom ihm gerade *diese* That, zu der es doch keines gewaltigen

Feldherrntalents bedurfte (denn was war die kleine Nation der Juden gegen das mächtige, weltbeherrschende Volk der Römer?) — gerade diese Zerstörung Jerusalems als ein so besonders verdienstliches Werk anrechneten, daß sie ihm dafür — und nicht für seine vielen anderen Großthaten — einen eigenen Triumphbogen errichteten. Und dieser Triumphbogen steht noch auf dem Forum auf dem Wege zum Colosseum, und kein Nachkomme der als Sclaven nach Rom verpflanzten Juden geht an ihm vorüber, ohne auszuspucken und einen greulichen Fluch gegen diesen verhaßten Tempelzerstörer Titus zu murmeln.

Und diesen verhaßten Triumphbogen des verhaßten Titus mußten die Juden auf Befehl des Papstes Gregor XIV. (1590) mit Seidenstoffen und kostbaren Teppichen schmücken, wenn ein neuer Papst den Thron bestieg und seinen feierlichen Einzug in Rom hielt. Nur dafür und gegen gleiche Ausschmückung der ganzen Straße vom Titusbogen bis zum Colosseum und Bezahlung von 300 Scudi ward ihnen endlich das Wettrennen im Carneval erlassen. Seit Papst Paul II. (1464) bis auf Clemens IX. (1668) — also über 200 Jahre lang, — hatten die römischen Juden im Carneval nebst Eseln, Büffeln und Pferden auf dem Corso wettrennen müssen. Man gab, wie Gregorovius erzählt, den Juden, ehe sie rannten, reichlich zu essen, um sie schwer und plump, den Lauf ihnen selbst beschwerlicher, dem zuschauenden Volke aber desto ergötzlicher zu machen. Nackt, nur eine Schürze um die Hüften, vom Volke gehetzt und gehöhnt, mußten sie vom Bogen des Domitian bis zur Kirche San Marco am Ende des Corso laufen, während der heilige Vater auf seinem reichverzierten Balkon stand und über das Schauspiel herzlich lachte. Unter Paul II., der diese Wettrennen einführte, liefen die Juden während aller acht Carnevalstage, später nur an einem Tage, und zwar zuerst die Esel, dann die Juden, dann die Büffel und zuletzt die Rennpferde. Und dennoch, trotz dieser und trotz hundert anderer schmählicher Mißhandlungen und Bedrückungen, blieben die Juden in Rom in ihrem Ghetto, wo sie noch heute wohnen. Aber man war damit nicht zufrieden, daß man sie so leiblich quälte, es sollte auch noch die geistige Qual hinzukommen, und so erließ im Jahre 1572 Papst Gregor XIII. eine Verordnung, durch welche den Juden befohlen wurde, alle Woche eine Bekehrungspredigt in einer christlichen Kirche anzuhören. An jedem Sonnabend drangen nun

die Sbirren der Polizei in den Ghetto und trieben die Juden mit Peitſchenhieben in die Kirche San Angelo in Pescaria neben den Ruinen der Halle der Octavia. Dreihundert Juden, Männer, Frauen und Kinder über zwölf Jahre, mußten an jedem Sonnabend bei der chriſtlichen Predigt anweſend ſein. Am Eingange wurde der Name eines jeden Erſchienenen regiſtrirt, im Innern hielten Poliziſten Wache, und wehe dem Juden, der ſich unaufmerkſam und gleichgültig zeigte, durch Peitſchenhiebe wurde er an die Vorzüglichkeit der chriſtlichen Religion erinnert. Prediger bei dieſer Gelegenheit waren gewöhnlich die Dominikaner, die, nachdem das Allerheiligſte vom Altar genommen und in die Sacriſtei getragen war, über Texte des alten Teſtamentes predigten. Bis in die neueſte Zeit hat dieſer ebenſo widerſinnige als lächerliche Gebrauch fortgedauert, und als er während der franzöſiſchen Revolution und der Beſitznahme Roms durch die Franzoſen ganz abgekommen war, wurde er in unſerm Jahrhundert, und zwar im Jahre 1823, durch Papſt Leo XII. wieder eingeführt und bis 1829 aufrecht erhalten.

Am erſten Sonnabend in jedem Carneval müſſen noch heute die Juden in feierlicher Deputation auf dem Capitol erſcheinen und, Geſchenke darbringend, um die Erlaubniß bitten, noch ein Jahr in Rom bleiben zu dürfen, — eine Ceremonie, die ſonſt mit allerhand ſchimpflichen Symbolen verbunden war, indem der vorſitzende Senator ſeinen Fuß auf die Stirn der knieenden Juden ſetzte und ſie zuletzt mit einem Fußtritt entließ. — Die Zahl der Juden, die jetzt in Rom leben, wird von Förſter auf 4400, von Gregorovius auf 3800 Seelen angegeben, eine furchtbar hohe Zahl, wenn man die paar kleinen und engen Gaſſen ſieht, aus denen der Ghetto beſteht und in denen 4000 Menſchen auf einem Raume wohnen, auf dem ſonſt nur 800 Platz hätten.

Ich habe die Judenſtadt in Prag, die in Lemberg und die in Frankfurt geſehen, — nun, der Ghetto überbietet ſie alle an Enge, Schmutz und Geſtank, beſonders in jenen Straßen, die an dem Tiberfluſſe hinlaufen und die faſt alljährlich zur Zeit der Schneeſchmelze in den Gebirgen durch den austretenden Fluß mehr oder minder, oft bis an das erſte Stockwerk, unter Waſſer ſtehen. — Und unter ſolchen Verhältniſſen bleibt es doch immer eine Merkwürdigkeit und gereicht den Juden zur Ehre, daß von den römiſchen Juden nur äußerſt wenige im Laufe der Zeiten ſich ver-

leiten ließen, zum Christenthum überzutreten, obwohl mit diesem Uebertritte die Erlösung aus dem Ghetto, die Aussicht auf bürgerliche Aemter und Ehren, reiche Geldgeschenke und andere Vortheile verbunden waren. Noch heute, wo am zweiten Osterfeiertage Heiden und Juden in San Giovanni in Laterano getauft werden müssen, kann man sich selten den zu dieser Ceremonie nöthigen Juden in Rom verschaffen, sondern muß ihn meistens aus Oesterreich oder Baiern kommen lassen. —

Im Ganzen hat sich die Stellung der Juden in Rom seit Pius IX. wesentlich gebessert, und wenn sie auch von der Erlaubniß, außerhalb des Ghetto wohnen zu dürfen, des noch immer bestehenden christlichen Vorurtheils halber keinen Gebrauch machen können oder — wollen, so haben sie doch sonst alle möglichen Freiheiten, das Recht, ihre eigenen Gemeindebeamten zu wählen, und ihre Extrasteuern, die sie als Juden und nicht als Bürger bezahlen, sind jetzt von den hohen Summen des Mittelalters auf 13,000 Francs ermäßigt. Auffallend war mir, daß der orientalische Typus, der jüdische Gesichtsschnitt bei den römischen Juden ganz verschwunden ist; Niemand soll mir hier an einem Juden oder an einer Jüdin Roms die jüdische Physiognomie herauskennen, sie sehen alle aus wie die anderen Römer und Römerinnen und führen auch keine jüdischen Namen, sondern heißen, wie ich auf den Firmen las: Annibale Gonzaga, Pericle Pontecorvo, Aristide Montenero, Asdrubale Columbo u. s. w. — Es soll sehr reiche Leute unter ihnen geben, die aber ihren Reichthum sorgfältig verbergen und im äußeren Leben durch Nichts zur Schau tragen, — denn, sagen sie, man kann nicht wissen, was der nächste Papst bringt. Der nächste Papst kann, wenn er aus der rechten, glaubensstarken ultramontanen Coterie gewählt wird, was sehr wahrscheinlich ist, alle humanen Verordnungen Pius IX. wieder aufheben, die Juden wieder in dem Ghetto einmauern, ja ihre Geldbeutel das Deficit des päpstlichen Budgets bezahlen machen. Was der große und weise Sixtus V. zu Gunsten und Frommen der Juden verordnet hatte, war von seinem Nachfolger Clemens VIII. sogleich umgestoßen und widerrufen worden, — so geschah es zu wiederholten Zeiten und so kann es wieder geschehen. Aber warum gehen die Juden nicht lieber von Rom fort? werden Manche fragen. Ich kann darauf wieder nur mit der Frage antworten: Warum sind die Juden in Frankfurt, in Worms, in Prag und anderen

Orten trotz aller blutigen Verfolgungen, Mißhandlungen, Bedrückungen, Judenhetzen u. dgl. nicht fortgegangen? Die Beantwortung dieser Fragen wollen wir unseren großen Geschichtschreibern überlassen, — dieses zähe Kleben an der Scholle war auch den Christen jener Zeit eigen und ist nur uns, die wir im Zeitalter der Bewegung, in der Epoche einer neuen Völkerwanderung von Osten nach Westen leben, unbegreiflich. — Mensch und Boden, auf dem er geboren, waren damals unzertrennliche Begriffe, — heute gilt das: Ubi bene, ibi patria, — der Localpatriotismus ist im Verschwinden, und höchstens das Band einer großen Nationalität hält die Einzelnen zu Massen zusammen. — Nicht an ihrem Nationalitätsgefühl, sondern an ihrer religiösen Exclusivität und an dem Persönlichkeitsdünkel der Einzelnen ging die jüdische Nation zu Grunde, und wer die Zustände Judäas vom Tode Salomo's an bis auf die erste Unterwerfung durch Pompejus, und von da bis zur Vernichtung durch Titus studirt, wird von ihnen sagen, was man von den Polen sagt. „Noch immer waren Polens ärgste eigene Feinde die Polen selbst," heißt es, und so kann man wohl auch sagen: Die Juden selbst, und nicht Titus, haben Jerusalem zerstört. Doch ich breche hier ab, um nicht zu ernsthaft zu werden, und empfehle Ihnen die obenerwähnten Bücher von Petrucelli und Gregorovius; — Sie werden sich wundern, wie ich dazu komme, solche Bücher, wie Petrucelli's Judas-Memoiren, in Rom zu lesen! — Nun, das will ich hier gleich erklären, daß ich sie nicht aus der Spithöver'schen deutschen Buchhandlung hier habe; ich möchte nicht, daß der alte biedere Herr Spithöver, der im Vatican und im Collegio Romano gut angeschrieben steht, in solch' schnöden Verdacht komme, — nein, ein Franzose hat mir das Buch geliehen, dem es der Autor von Paris schickte, und der Ueberbringer war ein französischer Stabsofficier, der es in seinem Koffer glücklich durch die strenge päpstliche Dogana brachte. — Und dazu ist die französische Occupation gut.

In der Sixtiniſchen Capelle.

Ein Witzling. — Der Urſprung des katholiſchen Gottesdienſtes. — Die Ceremonien der erſten Chriſten. — Das Allerheiligenfeſt. — Tumultuariſcher Einlaß. — Die Cardinäle. — Unverſtändliche und umſtändliche Ceremonien. — Ungeſunde Atmoſphäre. — Die Stanzen Raphael's. — Die päpſtliche Infallibilität al fresco. — Der neue Saal der unbefleckten Empfängniß. — In der Antecamera der Sixtina. — Angreifende Vocalmuſik. — Cardinal Bonaparte. — Die Urtheile gegen die Räuber. — Das neueſte Meiſterſtück der Herren Briganti. — Der Corſo auf dem Monte Pincio.

Rom, 2. November 1868.

„Sind Sie geſtern auch bei Papſtens geweſen?" ſo rief mich dieſen Morgen ein junger Deutſcher an, der ſich nun ſchon ſeit einigen Monaten zwecklos in Rom herumtreibt, ſeine Zeit und ſein Geld nutzlos verbummelt, dafür aber über Alles ſchlechte Witze macht. — Ich hatte ihn wohl geſtern in der Sixtiniſchen Capelle bemerkt, war ihm aber gefliſſentlich aus dem Wege gegangen, denn er hatte wieder ſeine Witze und Gloſſen über die Ceremonien und zuletzt in ſo auffallender Weiſe gemacht, daß ihn einer der Schweizer etwas derb auf die Schulter klopfte und ihn erſuchte, ruhig zu ſein oder — ſich hinauszuſcheren. Solcher Käuze giebt es genug hier, beſonders unter den jungen Deutſchen, ſie wollen ihre Bildung und ihren aufgeklärten Standpunkt zeigen, indem ſie ſich über alles Römiſche luſtig machen. — Und wie ihnen eine römiſche Tempelruine oder das Forum Romanum nur Sujets ſchlechter Witze ſind, und ſie behaupten, alle dieſe Ruinen ſeien gar nicht echt, ſondern erſt ſpäter im Mittelalter künſtlich zuſammengeflickt und aufgebaut worden, um die Fremden nach Rom zu locken, ſo iſt ihnen der römiſche Cultus und ſind ihnen die Ceremonien des päpſtlichen Hochamts ein Thema der koſtbarſten Beluſtigung durch ſchlechte Witze und plumpe Traveſtien. Wie wohlfeil ſolche Witze ſind und wie bequem ſie an der Hand liegen, hat ſchon Blumauer in ſeinem „Bauernjungen in der katholiſchen Kirche" — „mit wenig Witz und viel Behagen" gezeigt. Für den denkenden Menſchen aber liegt in den Ceremonien der römiſchen

Kirche ein Stoff und Vorwurf zu tiefem Nachdenken über ihre eigentliche Entstehung, — denn was heute beim feierlichen Hochamte vorgenommen wird, läßt sich auf jüdische und römische Tempelgebräuche zurückführen, die heutzutage meist allen Sinn und Inhalt verloren haben. Aber auch die Juden und Römer waren in ihren Religionsgebräuchen nicht originell, — die Juden hatten von den Egyptern, die Römer von den Griechen geborgt, und jene Völker wohl wieder von den Babyloniern, Assyriern, Phöniziern, Indern. — Kurz, sämmtliche Ceremonien der katholischen Messe kann ein gründlicher Alterthumsforscher leicht auf heidnische Gebräuche und Ceremonien zurückführen.

Merkwürdig ist nur, wie einfach in ihrer Conception die ersten Erfinder dieser Gottesverehrung gewesen sind. Das Darbringen eines Opfers war die Hauptsache, und dieses wurde nun mit Kniebeugungen, Niederwerfungen, Anrufungen, Anzünden von Flammen und Lichtern, Weihrauchwolken, Musik, Gesang und reichen Anzügen der Opfernden ausgeschmückt. So war es bei den Griechen in Hellas und gerade ebenso bei den Priestern des Vitzliputzli in Mexiko, so opferten die alten Juden in Jerusalem und so feiert noch die katholische Kirche ihre Meßopfer. An Originalität mangelte es den ersten Begründern dieser gottesdienstlichen Handlungen durchaus, — ein Jeder copirte vom Andern, und nur das erste Christenthum machte eine rühmliche Ausnahme, als es die freundschaftlichen Zusammenkünfte der Gemeinde mit Betrachtungen und Reden über die neue Lehre einführte, bei denen Jeder seine Sünden und Fehler öffentlich vor der Gemeinde bekennen und dafür Vergebung erhalten konnte, worauf das gemeinschaftliche Liebesmahl folgte; — alles] das freilich sehr verschieden von der heutigen Messe, Ohrenbeichte und Communion der katholischen Kirche. Aber wo gerathe ich hin? — Es muß eine eigene theologische Luft über Rom liegen, daß man sich hier unwillkürlich mit Dingen beschäftigt, die man sonst weitab von sich liegen läßt.

Gestern war einer der größten Feiertage des römischen Kalenders: Tutti Santi — das Allerheiligenfest, und schon bei Tagesanbruch hatten die Kanonen der Engelsburg es der ewigen Stadt verkündet. Der Tag war wunderschön, die Novembersonne strahlte am lichtblauen Himmel wie bei uns ungefähr im Mai, und die 16 Grad im Schatten verwandelten sich in der Sonne in 23 Grad. Wir warfen uns in die vorgeschriebene Toilette, ohne welche man

keinen Einlaß findet: für die Herren schwarzer Frack, Pantalon, Weste, für die Damen schwarzes Kleid, kein Hut, sondern nur ein schwarzer Kopfschleier. Um 9 Uhr fuhren wir nach dem Vatican und fanden, trotzdem daß die Ceremonie erst um $10^1/_2$ Uhr beginnt, die Thüren der Sixtinischen Capelle schon von einem Schwarm frommer oder neugieriger Damen belagert. Um 10 Uhr erst marschirte die Schweizergarde mit ihren Hellebarten durch die Sala regia herein, die Capelle that sich auf, aber nicht für die Damen, die schon seit 8 Uhr an der Thür gestanden, die Schweizer besetzten erst alle Posten, und eine Viertelstunde später war allgemeiner Einlaß, wobei es aber so stürmisch und tumultuarisch zuging, daß mehreren Damen die Schleppkleider vom Leibe getreten und den Herren die Cylinder zerquetscht wurden; — am ungeberdigsten benahmen sich beim Hineindrängen die jungen Kleriker und Seminaristen, deren eine beträchtliche Anzahl erschienen war und die sich stoßend, drängend, schlagend den Eintritt in die Capelle erzwangen. Die Herren wurden nun weiter vor, hinter den Sitzen der Cardinäle, aufgestellt, die Damen mehr rückwärts auf Bänke, hinter den päpstlichen Capellensängern placirt. Nun kam wieder eine lange Pause, ausgefüllt durch das Erscheinen der einzelnen Cardinäle, denen ihre Hausgeistlichen und Almoseniere die lange rothe Schleppe nachtrugen.

Endlich um $10^3/_4$ Uhr erhebt sich Alles von den Sitzen, das Introito ad altarem Dei wird intonirt, der Papst ist eingetreten und hat sich auf einen Thron links vom Hochaltar gesetzt, und ein Cardinal-Bischof, assistirt von vier Erzpriestern, beginnt das Hochamt. — Was nun folgt, läßt sich nicht beschreiben, — am Altare wird die katholische Messe gelesen, während sich vor und um den Papst eine Folgenreihe von Ceremonien entwickelt, wie sie das Ritualbuch vorschreibt; — bald wird dem Papste die Bischofsmütze abgenommen, bald wird sie ihm wieder aufgesetzt, sein schwerer, golddurchwirkter Mantel wird bald auseinander geschlagen, bald wieder übereinander gelegt, — dann bringt ihm ein Priester ein Buch zum Küssen, dann wird er mit dem Weihrauchfasse angeräuchert, kurz, der alte Herr, der sichtlich gelangweilt aussah, mußte eine endlose Reihe von Ceremonien mit sich durchmachen lassen, die heutzutage weder Sinn, noch Inhalt und keine andere Berechtigung, als die eines fast zweitausendjährigen Bestehens haben. Ein junger deutscher Alumnus, aus dem deutsch-ungarischen Seminarium, war

berufen worden, die Predigt zu halten; — es war die gewöhnliche Jesuiten-Dialektik im gewöhnlichen Jesuiten-Latein, — das Verdienstliche an der ganzen Predigt war ihre Kürze. — Ich mochte den zweiten Theil des Hochamtes nicht abwarten, um so mehr, als auch die Atmosphäre in der Sixtinischen Capelle sich zu einem Gemisch von Weihrauchwolken, Patchouli- und Moschusdüften verschlimmert hatte. Ich eilte hinaus und durch die Loggien nach den Stanzen Raphael's. Schon mehrere Male bin ich hier gewesen in diesen prächtigen Sälen, die der kunstliebende Papst Julius II. sich zur Wohnung ausschmücken ließ, da er die Gemächer seines Vorgängers Alexander VI., des verruchten Borgia, durchaus nicht bewohnen wollte, und jedesmal hat mich der Anblick dieser Bilder mit Trauer und Wehmuth erfüllt. Diese Prachtsäle, deren Wände und Decken bis in die kleinsten Verzierungen, von Rafael's Meisterhand gemalt, oder doch nach seinen Entwürfen und unter seiner Aufsicht von seinen Schülern Giulio Romano, Franceses Penin, Giovanni da Lione und Raphael dal Colle ausgeführt sind, waren lange Jahre Soldatenquartiere, und man kann sich daher denken, wie die herrlichen Bilder gelitten haben. Am besten erhalten ist unstreitig der Saal des Constantin mit der Darstellung des Sieges Constantin's über Maxentius bei Ponte molle und drei andere Bilder aus Constantin's Leben; am meisten gelitten hat die Stanza d'Eliodore, und hier wird man an den trefflichen Ausspruch eines genialen Kopfes erinnert: es sei Einem vor diesen halbverblichenen Gemälden zu Muthe, als ob man zum ersten Male einen Homer aus einer verblaßten und halbverlöschten Handschrift entzifferte. Man sieht und fühlt überall den Geist Raphaelischer Conception, aber die reine Freude an dem vollendeten Kunstgebilde will sich nicht einstellen. So ist es mir auch in der Sixtinischen Capelle mit Michel Angelo's Fresken gegangen; — der Rauch der Wachskerzen und Weihrauchfässer seit Jahrhunderten hat ihnen nebst dem Zahne der Zeit bereits einen Schleier übergelegt, der keinen reinen Genuß des Kunstwerkes mehr aufkommen läßt; — und was wird in abermals 200 oder 300 Jahren noch davon übrig sein?

In dem Saale des Heliodor sieht man ein kleines Beispiel päpstlicher Infallibilität. Auf dem Raphaelischen Bilde der sogenannten „Disputa" hat Papst Julius II. den energischen und feuerköpfigen Dominicaner Savonarola als *großen Theologen* abbilden lassen, — denselben Savonarola, den der Vorgänger Julius' II.,

Papſt Alexander VI., als Ketzer und Gotteslängner auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ.

Am Ende der Raphaeliſchen Stanzen angekommen, erwartete mich eine angenehme Ueberraſchung.

Man tritt plötzlich in einen neuen, fünften Saal, den Papſt Pius IX. in der Art und Weiſe der Raphaeliſchen Stanzen mit großen Frescogemälden durch einen jetzt lebenden Maler, den Cavaliere Franzesco Podeſti, hat ausſchmücken laſſen. Vorwurf und Gegenſtand dieſer Bilder iſt natürlich Pius' IX. Lieblings-Dogma der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter. Die vier großen Bilder dieſes Saales haben alle auf dieſes Thema Bezug und zeigen Pius IX., umgeben von allen Cardinälen und Würdenträgern der Kirche, wie er die Lehre von der unbefleckten Empfängniß verkündet, — der Madonna ſeine Huldigung darbringt u. ſ. w. — Ich bin zu wenig Kunſtkenner, um ein Urtheil über dieſe Bilder zu fällen, aber auf mich haben ſie einen ſehr angenehmen Eindruck gemacht. Das Intereſſe an denſelben ward noch dadurch erhöht, daß alle Köpfe darauf wohlgetroffene Portraits ſind und ich eben erſt die Originale dazu in der Sixtiniſchen Capelle geſehen hatte. Ich werde noch oft nach Podeſti's Bildern wandern, um ſie ganz zu genießen, denn für ein einmaliges Anſchauen ſind ſie zu großartig und überwältigend.

Zur Sixtiniſchen Capelle zurückgekehrt, fand ich in der Vorhalle der Sala Regia ein anderes, eben ſo farbenreiches und lebhaftes Bild. Die Ceremonie in der Capelle nahte ſich ihrem Ende, und ſo war die Vorhalle gefüllt von Wartenden. Da waren die Bedienten der Cardinäle in ihren altfränkiſchen Livréen ganz mit handbreiten Seidenborten, mit dem eingewirkten Wappen ihrer Eminenzen bedeckt, da waren die Kämmerlinge des Papſtes in ihrer altſpaniſchen Tracht mit den ſteifen Halskrauſen, dazwiſchen die Edelknaben des Papſtes, liebliche Knabengeſichter in roth und goldenen Colletten und Pluderhoſen, die Dienerſchaft der Senatoren Roms in einer altfränkiſchen Paradetracht, die an den hochedeln Don Ranudo de Colibrados in ſeinem höchſten Feſtcoſtüme erinnerte, — dann wieder Gensdarmen, Carabiniers und Zuaven in grande tenue, Geiſtliche von allen Graden und in allen denkbaren Farben, — Nonnen mit den großen Kopfdeckeln; Schweizer Hellebartire; — ein buntes Bild voll herrlicher Farben, voll Licht, Luft, Pracht und Bewegung.

Als ich wieder in das Innere der Capelle trat, hatte der Papſt gerade ſelbſt mitzuwirken, zwei Geiſtliche hielten ihm ein großes Buch vor, zwei andere leuchteten mit Wachskerzen und der Papſt intonirte nun mit kräftiger, ſonorer Stimme die alte Kirchenmelodie, in die ſpäter die übrigen Prieſter und dann die Capelle einfielen. — Die Muſik der Meſſen in der Sixtiniſchen Capelle iſt durchaus Vocalmuſik, — keine Orgel, keine Inſtrumente, — die Compoſitionen, die vorgetragen werden, lauter uralte Pergamentbände mit den großen ſchwarzen und rothen viereckigen Noten, — Meiſterwerke Pergoleſe's, Paleſtrina's, Nomini's, Scarlatti's, Benevoli's u. A. — die einen wunderbar ergreifenden Eindruck machen.

Die Stimmen der Capellſänger ſind durchaus vorzüglich, Intonation und Vortrag claſſiſch, — ein Quartett für Sopran, Alt, Tenor und Baß ward mit großer Meiſterſchaft vorgetragen; — aber zuletzt regte doch die durch zwei Stunden andauernde Vocalmuſik die Nerven ſo auf, daß man froh war, als die Ceremonie endlich zu Ende ging, der Papſt noch einmal an den Hochaltar geführt und ihm hier nun die päpſtliche Krone aufgeſetzt wurde, worauf er im Namen der Dreifaltigkeit den Segen ertheilte. — Dann ſchritten die Cardinäle durch das ehrerbietig harrende Publicum dem Ausgange zu, wo ihnen draußen von ihren Untergebenen die rothen Purpurmäntel umgehängt und die großen Cardinalshüte mit den ſchweren goldenen Trotteln aufgeſetzt wurden, und nun ging es hinab zur Colonnade des Petersplatzes, wo die großen Staatscarroſſen aufgefahren waren. — Es waren ſchon recht alte und gebrechliche Herren unter dieſen Eminenzen, denen man die Anſtrengung anſah, die es ſie koſtete, dieſe Ceremonien durchzumachen; — auch einige jüngere und kräftigere Köpfe, unter ihnen der Cardinal Bonaparte, den viele Römer als den nächſten Papſt bezeichnen; allein wie ich Pius IX. heute wieder ſah und ſeine volle, kräftige Stimme hörte, denke ich, daß ſeine zähe Natur, die ſich jetzt in das Greiſenleben hineingefügt hat, noch lange vorhalten und er den Römern nicht ſo bald das Schauſpiel eines Conclave und den Cardinälen die Verlegenheit, ihm einen Nachfolger zu geben, bieten wird. Um 3 Uhr Nachmittags war wieder große Vesper in der Sixtiniſchen Capelle, heute, als am Allerſeelentage, iſt abermals große Seelenmeſſe daſelbſt, und übermorgen, am 4. November, fährt der Papſt nach der Kirche San Carlo

Borromeo am Corso, um dort, am Fest und Ehrentage dieses Heiligen, das Hochamt zu lesen. Man sieht, daß das Papstsein auch keine Sinecure ist, von den immer drückender und schwieriger werdenden Regierungssorgen gar nicht zu sprechen.

Charakteristisch für Rom sind die an allen Straßenecken angeschlagenen „Sentenze" -- Urtheile wegen „brigantagio", Räuberei. Das letzt angeschlagene ist gegen eine Bande von acht Personen gerichtet und verurtheilt die beiden Anführer zum Erschießen „zwischen den Schultern" auf dem Marktplatze von Velletri, die Uebrigen zu schwerem Kerker. Trotzdem berichtete der Osservatore Romano am letzten Freitag von einer neuen Frevelthat der Herren Briganti. Die Zöglinge des Seminariums zum heiligen Geiste hatten sich in diesen Tagen mit ihrem Rector und Vice-Rector auf ihr Landhaus bei Grotta Ferrata begeben, um dort einige Tage die Landluft zu genießen. Grotta Ferrata liegt ganz in der Nähe Roms zwischen Frascati und Albano, nach welchen beiden Orten Eisenbahnen führen, also mitten im Centrum römischer Civilisation. Die Zöglinge sitzen eben mit den Rectoren beim Abendessen, als sechs wohlbewaffnete Räuber in die Villa dringen und alle Proviantvorräthe nebst 2500 Scudi baar verlangen. Der Rector läßt ihnen die Eßvorräthe geben, erklärt ihnen aber, kein Geld zu haben. Während der Unterhandlungen entspringt er durch eine Seitenthür und verbirgt sich; — der Vice-Rector und ein Gärtnerbursche — (es waren nur zwei Diener in der Villa) — wurden von den Räubern fortgeführt, der Gärtner jedoch am andern Tage mit einem Briefe zurückgeschickt, worin die Räuber verlangen, daß ihnen die 2500 Scudi binnen 24 Stunden auf einer bezeichneten Stelle im Walde niedergelegt werden, widrigenfalls sie den mitgenommenen Geistlichen tödten würden. Indessen ist der Rector nach Rom geeilt und hat Alarm geschlagen, Carabiniers und Gensdarmerie rücken in Eile nach Grotta Ferratta und umzingeln den Wald, worauf die Räuber den Vice-Rector laufen ließen und sich aus dem Staube machten.

Das Militär findet auf seinen Streifereien auch nur einen einzelnen Spaziergänger, einen Bürger Roms, der aber dadurch verdächtig wird, daß man bei ihm Brot und aufgeschnittenen Schinken findet, die aber in der besondern, eigenthümlichen Weise jenes Seminariums geschnitten sind. Mit dem Gärtnerburschen confrontirt, bezeichnet ihn dieser als einen der Räuber, und durch

ſeine Geſtändniſſe hofft man auf die Spur der anderen zu kommen. Alſo römiſche Bürger, die in ihren Mußeſtunden auf das Land gehen und hier ein bischen im Räuberhandwerk dilettiren.

Dafür ſind aber ſeit 27. October wieder alle Theater Roms geſchloſſen und die armen Schauſpieler und Sänger haben wieder einmal den Wanderſtab ergreifen müſſen. Deſto voller war daher geſtern Abend der Corſo auf dem Monte Pincio. — Oben in den reizenden Gartenanlagen, von denen man das ſchönſte Panorama von ganz Rom vor ſich hat und auf das tief unten liegende Gewühl der Piazza del Popolo hinabblickt, — hinter einem rieſigen Palmenbaume, den dichte Hecken voll reichblühender Roſen umgeben, während aus den übrigen Bosquets ein Duft von Blüthengerüchen wahrhaft berauſchender Art aufſteigt — hier oben ſpielte das Muſikcorps der päpſtlichen Jäger Verdi'ſche Weiſen vor einem ſehr zahlreichen und gewählten Publikum, während in Hunderten der eleganteſten Equipagen Alles, was die ewige Weltſtadt an Berühmtheit, Rang, Schönheit und Reichthum aufzuweiſen hat, auf dem Fahrwege um die Anlagen und innen auf der Fahrſtraße um den Obelisk ſich in anmuthiger Kreisfahrt bewegt. Zwiſchen den Equipagen rollen ein paar Hundert Droſchken, alle mit fremden und europäiſchen Wandervögeln gefüllt, die jetzt nach und nach ankommen, um in Rom ihre Winterquartiere zu nehmen. — Drüben hinter der Peterskirche geht indeſſen die Sonne unter und beſtrahlt den majeſtätiſchen Dom in wunderbarer Verklärung. — Alles ſieht ſo ruhig, ſo zukunftsſicher, ſo feſtbegründet aus, als ſollte es noch viele Jahrhunderte vorhalten, und in der That ſteht das päpſtliche Papiergeld jetzt nur zwei Procent unter Gold. Roma aeterna!

Kreuz- und Querzüge in Rom.

San Pietro in vincoli. — Ein Kettenwunder. — Das Grabmal Papſt Julius' II. — Michel Angelo's Moſes. — Eine Einladung. — Der junge Mortara. — Ein Jude als Papſt. — Santa Maria maggiore. — Die Wiege Chriſti. — Ein Madonnenbild des Evangeliſten Lucas. — Invito sacro. — Wie kommt Moſes in eine chriſtliche Kirche? — Die Todtenwache. — Die Fahrt des Papſtes nach San Carlo. — Die geiſtlichen Darſtellungen. — Bettler-Spalier und Klapperbüchſen. — Die Capella alla morte. — Die Wachsfiguren in San Giovanni in Laterano. — Die Küche als nationales Bindemittel. — Knödel und Sauerkraut.

Rom, 3. November 1868.

Ich war geſtern in der Kirche San Pietro in vincoli, oder, wie einer unſerer Begleiter ſie nannte: „St. Peter im Winkel," — denn wirklich in einem abgelegenen Winkel liegt dieſe ſchöne Kirche, die ſchon wegen des herrlichen Moſes von Michel Angelo einen Beſuch verdient. Ihren Namen aber hat ſie von den „vincolis" — Ketten des heiligen Petrus, die hier aufbewahrt werden, und die dieſelben Ketten ſein ſollen, in welche Petrus in Jeruſalem von Herodes gelegt worden. Dieſe Ketten kamen endlich in den Beſitz der Kaiſerin Eudoxia, Gemahlin Valentinian's III., und dieſe brachte ſie nach Rom. Aber in Rom hatte man ſchon die Ketten des heiligen Petrus, nämlich diejenigen, mit denen er im Mamertiniſchen Gefängniſſe gefeſſelt geweſen war. Als nun Kaiſerin Eudoxia mit ihren Ketten kam, da ereignete ſich ein Wunder: denn beide Ketten, die von Jeruſalem und die von Rom, ſchmolzen, als man ſie zuſammenbrachte, in eine einzige Kette zuſammen, und Kaiſerin Eudoxia ließ hierauf (in der Mitte des fünften Jahrhunderts) — dieſe Kirche bauen, die alſo zu den älteſten Kirchen Roms gehört. Damals gab es noch viele ſchöne und prächtige Heidentempel in Rom, und man war, wollte man eine Kirche bauen, um das Material nicht in Verlegenheit. — So tragen denn auch zwanzig prachtvolle, antike, cannelirte Säulen vom ſchönſten pariſchen Marmor, die man aus irgend einem Tempel losbrach, die flache Decke der Kirche, die mit ihrer Halb-

kreisnische und in ihrer sonstigen Form noch immer sehr an einen antiken Tempel erinnert. — Es war dies eine der Lieblingskirchen des großen Heidenfreundes Papst Julius' II., der sie auch restauriren und mit einer neuen Vorhalle schmücken ließ. Hier steht auch sein Grabmal mit dem berühmten Moses von Michel Angelo; — Julius II. selbst liegt aber unter einer einfachen weißen Marmorplatte in einer Capelle der Peterskirche begraben. Julius II. soll im Jahre 1505 Michel Angelo nach Rom berufen und ihm nebst anderen Arbeiten auch den Entwurf zu seinem Grabmale in der Peterskirche übertragen, und dieser es auch in seiner großartigen und das Kolossale liebenden Weise begonnen, sich aber dann mit dem Papst entzweit und Rom verlassen haben, ohne das Grabmal zu vollenden, das von anderen Künstlern, theilweise nach Michel Angelo's Angaben, zu Ende geführt ward. Der Moses ist unzweifelhaft Michel Angelo's Werk, außerdem werden ihm noch vier der übrigen Figuren zugeschrieben. Bestimmtes weiß man darüber nicht, diese Lea und Rahel *mögen* von Michel Angelo sein, — aber dieser Moses, das fühlt man, — ist von ihm. Man erzählt, daß Michel Angelo, als die Statue beendet war und fertig vor ihm stand, selbst so sehr von der gewaltigen und doch so lebenswahren Erscheinung ergriffen war, daß er mit seinem Hammer einen gewaltigen Schlag auf das Knie der Statue führte und sie anrief: „Kerl! warum sprichst du nicht?" — Und wahrhaftig! nichts als die Sprache fehlt diesem steinernen Moses, um wieder als Gesetzgeber in der Mitte seines Volkes aufzutreten. Man fühlt, daß er der gewaltige Führer eines nur mit Strenge zu leitenden Volkes war, daß dieser ganze Mensch aus Erz war, wie seine Gesetzestafeln, eisern, unerbittlich, keine andere Strafe kennend als die Todesstrafe. So hat ihn Michel Angelo geformt, und doch! könnten morgen die alten Römer der Consular-Zeiten aus ihren Gräbern auferstehen, — sie würden sich vor diesem Moses niederbeugen und ihn als den Jupiter tonans, den Donnergott, verehren.

Während wir so in andächtiger Betrachtung vor diesem Moses verweilten, kam ein junger Klosterbruder aus der Sacristei auf uns zugeschritten und fragte: ob wir nicht die Ketten des heiligen Petrus zu sehen wünschten? — Ich lehnte dankend ab und bekannte, wir seien heute nur gekommen, um Michel Angelo's Meisterwerk, den Moses, zu bewundern. Das machte den guten Frater ganz verdutzt, — er sah mich erstaunt an, als könne er eine

solche Weigerung gar nicht begreifen, und ging dann kopfschüttelnd zur Sacristei zurück, wo er einem älteren Geistlichen die wunderbare Mähr verkündete, wie es in diesem Augenblicke in ihrer Kirche sonderbare Menschen gäbe, die auf das Glück, die Ketten des heiligen Petrus zu sehen, leichtsinniger und frevelhafter Weise verzichteten. Beide musterten uns dann lange mit forschenden Blicken, — sie mochten uns endlich wohl für fremde Juden halten, die gekommen waren, dem großen Gründer ihrer Religion ihre Huldigung darzubringen. In diesem Kloster ward ja der junge Mortara erzogen, der seinen Eltern geraubte und heimlich getaufte Judenknabe, dessen Fall so großes Aufsehen in ganz Europa machte. Jetzt ist auch über diese Geschichte Gras gewachsen, und man hat mir erzählt, daß der junge Mortara zur Ehre Gottes in christlicher Frömmigkeit herangewachsen sei, bereits die Priesterweihe erhalten habe und ein eifriger Priester im Dienste des Herrn sei. — Ob dem Rev. Pater Mortara nie ein stilles Grauen anwandelt, wenn er Abends durch die Hallen der Kirche wandelt und die drohende Gestalt seines früheren Gesetzgebers Moses sieht, der die Todesstrafe aussprach über Alle, die vom Glauben der Väter abtrünnig wurden? — Nun, der junge Priester kann noch sein Glück machen, und wir können einmal von Seiner Eminenz dem Cardinal Mortara sprechen hören, wie ja schon einst im zwölften Jahrhundert Papst Anaklet der Zweite ein getaufter Jude war und die Familie der getauften Juden Pier Leone zu den ersten Patriciergeschlechtern Roms gehörte.

Wir verließen die Kirche, ohne die Ketten gesehen zu haben, obwohl ich gern Antonio Pollajuolo's kunstreichen Erzschrank, in dem sie aufbewahrt werden, und den Fußboden der Sacristei gesehen hätte, der, aus den Bädern des Titus geraubt, zu den schönsten Marmor-Mosaikarbeiten des Alterthums gehört; — aber ich weiche diesem Beschauen von Reliquien aus, wo ich nur kann. Wenn mir Holz und Nägel vom Kreuze Christi, oder das Hemd der Jungfrau Maria oder die Ketten des heiligen Petrus gezeigt werden, so kann ich eben kein fromm-gläubiges Gesicht machen; durch skeptisches Lächeln mag ich die guten Patres, die an diesen ihren höchsten Kirchenschatz glauben, oder doch zu glauben scheinen, nicht kränken; — man soll auch ihre begeisterten Anpreisungen, schon der Artigkeit halber, mit ein paar freundlichen Worten erwidern, — alles das sind für mich Verlegenheiten, denen ich mich

am beſten dadurch entziehe, daß ich allen ſolchen Reliquien ſyſtematiſch aus dem Wege gehe.

* * *

Eine andere Wanderung führte mich nach Sta. Maria maggiore, einer der vier Haupt- und Patriarchal-Kirchen Roms, auf dem Hügel des Esquilin, ſchon im Jahre 352 erbaut, ſeitdem aber vielfach verändert und im ſechzehnten Jahrhundert ganz umgebaut. Eine prachtvolle, reich ausgeſtattete Kirche mit zwei Façaden, die vordere eine ſchöne Ausſicht auf die Gebirge, die hintere auf ganz Rom darbietend. Sie heißt auch: „Maria im Schnee," weil dem Papſt Liberius die Jungfrau im Traume erſchien und ihm befahl, ihr eine Kirche zu erbauen, und als der Papſt um eine würdige Bauſtelle in Verlegenheit war, ein am 5. Auguſt auf dem Esquilinhügel fallender Schnee ihm die Stelle bezeichnete und der Papſt nun nebſt dem Patricier Johannes, der einen gleichen Traum gehabt, gleich den Plan und Umriß der Kirche in die friſchgefallene Schneefläche zeichnen konnten; — ein Wunder, das in der Kirche ſelbſt durch Gemälde und Basreliefs vielfach verherrlicht wird. In dieſer Kirche bewahrt man auch unter einer prächtigen, erſt von Pius IX. erbauten Confeſſion aus den koſtbarſten Marmorplatten die bethlehemitiſche Wiege Chriſti. Da nun nach den Evangelien das Kind Jeſus im Stalle auf einer Krippe mit Heu gefüllt lag, ſo mag wohl dieſe hier aufbewahrt werden; — ich habe ſie nicht geſehen, da die Wiege wohl auch zu jenen großen Reliquien gehört, die, wie in der Peterskirche das Schweißtuch der heiligen Veronica mit dem Geſichtsabdruck des Heilandes, das Stück vom Kreuze Chriſti, das Conſtantin's Gemahlin, die heilige Helena, nach Rom brachte, die Lanze des heiligen Longinus und der Kopf des heiligen Andreas, nur von den Cardinälen und Domherren der Peterskirche in der Nähe betrachtet werden dürfen.

Auch hier giebt es prächtige Marmorſäulen, deren allein zweiundvierzig antike von weißem Marmor die Decke tragen; antike, zu Altären umgewandelte Sarkophage, die Grabmäler der Päpſte: Paul V., Clemens VIII., Pius V. und des größten Mannes ſeiner Zeit, Sixtus' V., alle von wunderbarer Kunſtpracht; aber der größte Schatz dieſer Kirche iſt, neben der Wiege Chriſti, ein wunderthätiges Marienbild, welches niemand Anders als der heilige Apoſtel und Evangeliſt Lucas ſelbſt, und zwar nach der Natur, gemalt

haben soll. Das Bild soll viele Wunder verrichtet und sich besonders in der Cholera-Epidemie sehr hülfreich bewiesen haben, — das ist möglich; was aber die Malerei des heiligen Lucas betrifft, so kann ich nur bemerken, daß der heilige Künstler mit seinem Bilde auf der Pariser Kunstausstellung keinen der grands prix de Rome erhalten hätte. — Es war gerade große gottesdienstliche Feier zu Ehren irgend eines Marientages, als ich die Kirche besuchte, — eine Menge Kerzen brannten, Weihrauchwolken qualmten empor, Sänger und Orchester auf dem Chore mischten ihre Töne mit denen der gewaltig durch die Hallen brausenden Orgel; — vor dem Hochaltar aber fungirten zehn bis zwölf Priester in reichen Gewändern, während etwa drei Dutzend andere Geistliche in weißen Chorhemden auf den Capitelstühlen saßen und von Zeit zu Zeit mit den Responsorien einfielen. Uebrigens waren in der ganzen großen Kirche nicht so viele Andächtige, als Priester um den Altar versammelt waren, und von diesem Publikum war noch ein gutes Drittel neugierige Forestieri, die trotz der feierlichen Handlung in den Capellen und Seitengängen herumstreiften und, mit ihren Guides in der Hand, Gemälde und Sculpturen musterten. Es sind eben zu viele Kirchen in Rom und Frömmigkeit und Glaubenseifer nicht mehr in solcher Blüthe wie im sechzehnten Jahrhundert. — An Einladungen zu dieser Kirchenfeier hat es übrigens nicht gefehlt, — große Anschlagzettel hatten sie schon vierzehn Tage vorher verkündigt, wie denn die Straßenecken und die Mauern der Kirchen in ganz Rom mit großen Placaten bedeckt sind, auf denen mit großen Buchstaben das „invito sacro“ prangt und auf denen, im Style unserer Theaterzettel: „Heute wird mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung aufgeführt u. s. w.“ — verkündigt wird, daß an dem und dem Tage, um die und die Stunde präcis, in der Kirche X. Y. Z. mit Genehmigung Seiner Heiligkeit, zu Ehren dieser oder jener Heiligen, große Messe mit Predigt, feierliche Procession und Ausstellung des allerheiligsten Sacramentes — „Alles mit großer Pracht und Herrlichkeit“ — abgehalten werden würden; dann folgt eine emphatische Anrede an die frommen Römer und Verehrer della Santissima Madonna, die bei so vielen Gelegenheiten, und namentlich erst bei Mentana, diese heilige Stadt geschützt habe, — sich doch zur Andacht zahlreich einzufinden. — Mit solchen Placaten sind, wie gesagt, alle Straßenecken bedeckt, ohne daß der Kirchenbesuch zahlreicher würde, — ja ich habe

am letzten Sonntage im St. Peters-Dome keine zweihundert Menschen gesehen, und davon waren wieder zwei Drittel promenirende Forestieri. —

Ich möchte überhaupt wohl wissen, wie Rom aussähe, wenn alle Fremden fortzögen, die päpstlichen Soldaten hinaus in's Feld rückten und die vielen Geistlichen in ihre Klöster, Profeßhäuser und Seminarien eingeschlossen würden. — Ich glaube, das Gras würde bald fußhoch auf dem Corso wachsen. Diese Hypothese hat mich die ganze Nacht, wachend und träumend, beschäftigt, und dann die vorwitzige Frage: „Was wohl Moses, der große Jude, in einer christlichen Kirche zu thun habe, während man seine Nachkommen und Glaubensbrüder in entehrender Bedrückung hält?"

* * *

4. November 1868.

Es ist dies eine große Woche für Rom, — die Settimana dei Morti, und an kirchlichen Feierlichkeiten ist ein wahrer Ueberfluß. Auch der alte Papst muß viel durchmachen und hat in dieser Woche keine ruhige Stunde. Am Sonntage mußte er um 10 Uhr Vormittags dem Hochamte, um 3 Uhr Nachmittags der Vesper in der Sixtinischen Capelle beiwohnen und alle die langen und ermüdenden Ceremonien durchmachen; — am Montage hatte er dieselbe Obliegenheit wegen des Allerseelentages, — am Dienstag war wieder in der Sixtinischen Capelle großes Seelenamt für sämmtliche verstorbene Päpste, und heute, am Mittwoch, fuhr er in die Kirche San Carlo Borromeo, um daselbst das Hochamt zu halten. Jede dieser Functionen ist für den alten Mann mit einer Menge der ermüdendsten Ceremonien in der Kirche, wie in der Sacristei, verbunden, und die strenge Etiquette des päpstlichen Hofceremoniells nimmt ihm noch ein paar Stunden vor und nach der officiellen Feierlichkeit. Nun ist auch noch am Sonnabend der neue französische Gesandte Marquis de Banneville in Civita Vecchia angekommen, mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen worden und am Sonntage Abends bereits in Rom engetroffen. Diesen Diplomaten, der noch obendrein, seiner ultramontanen Gesinnung halber, eine persona gratissima am römischen Hofe ist, muß der Papst auch noch in dieser Woche in feierlicher Audienz empfangen, und so wird dieselbe für ihn zu einer sehr anstrengenden.

Um nach San Carlo zu gelangen, hatte der Papst einen sehr weiten Weg durch die ganze Stadt zu machen. Auf diesem Wege waren hie und da Pelotons von Soldaten aufgestellt, die dafür sorgten, daß in den meistens engen Straßen keine Stockung durch in einander gefahrene Wagen stattfinde und der Papst ungehindert durchfahren könne. Sonst waren keine anderen Vorsichtsmaßregeln getroffen; vor der Kirche stand zwar ein Bataillon Infanterie mit Regimentsmusik, aber Jedermann konnte ungehindert circuliren, und nur die Wagen mußten in die Seitenstraßen einbiegen. Papst und Cardinäle stiegen in einem dichtgedrängten Kreise des Publikums aller Klassen aus ihren Wagen, und einige wenige Gensdarmen bemühten sich vergeblich, den immer enger werdenden Kreis zu erweitern. Auch in den Straßen, durch die der Papst fuhr, war kein Militärspalier aufgestellt, die Circulation war nirgends abgesperrt und man konnte gehen und stehen, ohne das ewige: „Zaruck!" sich in die Ohren donnern lassen zu müssen. Diese liberale und Vertrauen beweisende Behandlung des Publikums in demselben Rom, wo die beständige Losung doch: „Garibaldi ante portas!" ist, stach sehr vortheilhaft gegen die in Deutschland bei solchen Gelegenheiten üblichen Polizeimaßregeln ab. Als ich so, meine Cigarre rauchend, dicht am Wagen des Papstes stand, erinnerte ich mich, wie erst diesen Sommer in Wiesbaden die Polizei die Circulation in der Stadt unterbrochen und das Publikum auf 1000 Schritte weit in enge Gäßchen zurückgensdarmirt hatte, weil König Wilhelm aus seinem Palais circa fünfzig Schritte weit zur Grundsteinlegung des neuen Militär-Badehauses zu gehen hatte, die er denn auch — Dank der Polizei! — in einer menschenleeren und lautlosen Einöde durchschritt. Der Cardinal Polizeiminister, der hier solche Angelegenheiten regelt, versteht es jedenfalls besser, — das Publikum war guter Laune und nicht, wie in Wiesbaden, disgustirt und gereizt, — es nahm daher Theil an der feierlichen Handlung, und ein donnerndes: Eviva il Papa! Eviva Pio Nono! begrüßte jubelnd den Papst, der sehr glücklich und zufrieden dreinsah. König Wilhelm, der populärste der deutschen Fürsten, mußte sich trübselig über den lautlosen, leeren Platz bewegen; — Niemand schrie, als nur die Gensdarmen ihr beständiges: „Zaruck!" — aber dafür bildet sich so ein Polizei-Commissär oder Director von Wiesbaden auch ein, wenigstens „Herrgott der Zweite" zu sein.

Vor dem päpſtlichen ſechsſpännigen Galawagen ritten zuerſt Gensdarmen, dann kam die Nobelgarde zu Pferde, — hinter dem Wagen folgten Carabiniers und wieder Gensdarmen. Dazu nun die vielen prächtigen, goldſtrotzenden Wagen der Cardinäle, die Schweizer Hellebartire, Senatus populusque romanus, vertreten durch die Senatoren Roms, Geiſtliche von allen Farben, der Wirbel der Trommeln, die Fanfaren der Trompeten, der Jubelmarſch der Regimentsmuſik, die ringsumher reichgeſchmückten Balkone und Fenſter aller Häuſer, die Evivas der tücher- und hüteſchwenkenden Menge, und über Allem ein ſchöner blauer, ſommerwarmer Novemberhimmel, — kurz, es war ein ganz anmuthiges Schauſpiel, das man wohl genießen konnte, ſobald man nicht gezwungen war, ſich in die übervolle Kirche hineinzudrängen und dort drei tödtlich lange Stunden die endloſen Ceremonien eines ſolchen Hochamtes mit anzuſehen und anzuhören.

Auch ich verzichtete mit tauſend Anderen auf dieſen Genuß und wanderte lieber in der ſchönen mildwarmen Novemberſonne durch die Straßen Roms. Heute beſchloſſen wir, die geiſtlichen Darſtellungen zu beſuchen, — le rappresentazioni, wie man ſie heißt, die einige Kirchen in dieſer Todtenwoche zur Erbauung der Gläubigen veranſtalten. — Es ſind dies Schauſtellungen von Wachsfiguren, die, in einer Capelle oder in einer Bude auf dem Hofe der Kirche aufgeſtellt, bibliſche oder geiſtliche Handlungen darſtellen; — nicht beſſer und nicht ſchlechter, als die Wachsfigurencabinete mit Scenen aus dem alten und neuen Teſtamente, die man ſonſt in Deutſchland auf Meſſen und Jahrmärkten ſehen ließ, — nur mit dem Unterſchiede, daß hier damit ein Act der Andacht verbunden iſt und viele fromme Seelen vor dieſen Wachsfiguren beten und tapfer reiche Almoſen in die beſtändig klappernden Büchſen der Kirchendiener ſtecken, welche letztere dabei immerfort: „Für die armen Seelen im Fegefeuer!“ drauflos betteln. Die Römer, große Kinder wie ſie ſind, drängen ſich zu dieſen „rappresentazioni“, und die Einnahmen der Klapperbüchſen während dieſer acht Tage müſſen ein ſchönes Stück Geld betragen. Aber auch alle Bettler von Rom — und ihre Zahl iſt eine Legion — verſammeln ſich bei dieſer Gelegenheit in den Straßen, die zu dieſen „Darſtellungen“ führen, ſie bringen ſich Stühle mit und ſitzen nun bettelnd zu beiden Seiten des Weges, ſo daß man förmlich Spießruthen laufen muß und keine Börſe groß genug wäre, um alle dieſe Anſprüche

zu befriedigen. Zuerſt waren wir bei der „rappresentazione“ der Kirche San Spirito im Borgo, wie die Gegend um den Vatican heißt. Der Kirchhof war reich mit Blumen geſchmückt, auf vielen Gräbern brannten Lichter, und in einer Capelle war das Wachsfigurencabinet: Maria Magdalena, wie ſie dem Heiland beim Mahle im Hauſe des Ausſätzigen die Füße mit koſtbarem Nardenöle ſalbt und ſie mit ihren Haaren abtrocknet. — In Sta. Maria in Traſtevere, der älteſten Kirche Roms, erbaut 359 nach Chr. Geb., war die Scene: Domine! quo vadis? dargeſtellt. Das Grabmal der Metella, die Gräber der Via Appia bildeten die Decoration, in der Chriſtus, ſein Kreuz auf der Schulter tragend, dem erſchrockenen Petrus begegnet. Hier war das künſtleriſche Arrangement ſchon beſſer und maleriſcher, als in San Spirito. Aber die größte Ueberraſchung erwartete uns in der Capella alla morte am Ponte Siſto.

Denken Sie ſich eine doppelte Kirche, in der Oberkirche einen Sarkophag, um den knieende Prieſter das Requiem ſingen; nun ſteigt man eine lange Treppe hinab unter die Erde und gelangt in die unterirdiſche Kirche. Welchem verrückten Maler, welchem wahnſinnigen Architekten iſt die Ausſchmückung dieſer Kirche in den Sinn gekommen. Die Wände ſind aus Todtenköpfen und Todtenknochen gebildet, — in den Niſchen ſtehen ganze Gerippe, dazwiſchen ſchlängeln ſich an den Wänden und am Plafond die zierlichſten Arabesken und Ornamente, alle künſtlich und ſinnreich aus Menſchenknochen zuſammengeſetzt. Von der Decke hängen große Kronleuchter herab mit dunkelgelben Wachskerzen beſteckt; — die Kronleuchter ſind aus Rückenwirbeln und Schenkelknochen conſtruirt, während die gebogenen Rippenknochen in ſanften Schwingungen die verbindenden Bogen bilden. Ich wünſchte, der ſelige E. T. A. Hoffmann in Berlin hätte dieſe Capella alla morte geſehen, er hätte in ſeinen „Serapionsbrüdern“ noch viel tolleren und gräßlicheren Spuk zu Tage gefördert. Auf einzelnen Todtenköpfen ſtand auf der Stirn eine Inſchrift, wie z. B.: „Dies iſt Terenzio Memmoni, unſer geliebter Bruder im Herrn, er ſtarb am 1. Mai 1805.“

In einer Seitencapelle, ebenfalls ganz mit Schädeln und Knochen decorirt, war die „rappresentazione“: Chriſtus erweckt am jüngſten Tage die Todten aus ihren Gräbern. — Vor dem Beſchauer liegt in trüber Dämmerung das Thal von Golgatha;

— Christus steht in der Mitte auf einem Hügel und gebietet den Todten, aufzuerstehen, und siehe da! rings öffnen sich die Gräber, sie speien ihren Inhalt aus, und die ganze Gegend ist bedeckt mit Schädeln und Knochen, die sich zu Gerippen formen. Da zwängt sich ein schon ganzes Gerippe aus einer halbgeöffneten Gruft hervor, die langen, dürren Knochenfinger ängstlich an die Felsen klammernd, um sich empor zu arbeiten, — dort sitzt ein anderes Gerippe, sich befühlend, — es denkt vermuthlich nach, ob ihm nicht noch einige wichtige Knochen fehlen. Andere Auferstandene haben das Fleisch noch nicht verloren, — sie sind vermuthlich erst kürzlich begraben worden, — ganz vorn, links, sitzt eine junge, bildschöne Mutter und herzt ihr wiedergefundenes Kindlein, das sie so lange in dem einsamen Grabe vermißt hat: — ein wohlthuender Contrast gegen alle die wüsten Skelette. — Und dabei ist in dieser unterirdischen Capelle ein Moder- und Verwesungsgeruch, denn die Mitglieder dieser frommen Brüderschaft werden unten in der Gruft begraben, die Lampen und Kerzen qualmen, die Weihrauchwolken verdicken die Luft, und oben murmeln die Priester ihr Requiem, daß es dumpf herunterklingt. Lange kann man es da unten nicht aushalten, und ich war froh, als ich, hinaufgeklettert, wieder das Tageslicht sah und frische Luft einathmete. Mir fiel das:

Da unten aber ist's schauerlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nun und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecket mit Nacht und mit Grauen —

ein. Nein! einmal in der Capella alla morte gewesen und nicht wieder!

In San Giovanni in Laterano hatten die Arrangeurs das biblische und historische Gebiet verlassen und sich in kühner Neuerung auf die Genremalerei der Tagesgeschichte geworfen. Die Darstellung zeigte hier ein Nachspiel zu dem glorreichen Tage von Mentana. Wir sehen das Innere eines Spitalzimmers, Tische mit Arzneigläsern, Waschkörbe u. s. w. Links vorn steht ein Cardinal, der mit mehreren Geistlichen verschiedener Orden die verwundeten Zuaven besucht. Auf dem Bette neben ihm hat ein junger Zuave eben ausgerungen, ein alter Kapuciner hält dem Todten noch das Crucifix an die blassen Lippen, während ein Franziskaner ihm die geweihte Stola über die Beine gelegt hat. Gegenüber stirbt auf einer Matratze, die am Boden liegt, ein bär-

tiger Mann, dem zwei zu Füßen und am Haupte knieende Zuaven den Todeskampf zu erleichtern ſuchen, aber kein Prieſter beſchäftigt ſich mit dieſem offenbar ſehr hart Sterbenden, — nur der Arzt ſteht rath- und hülflos im Hintergrunde. Iſt der bärtige Mann ein gefangener Garibaldianer? Wie kommen aber dann die beiden Zuaven zu der lebhaften Theilnahme für ihn, — oder iſt er ein päpſtlicher Streiter, aber kein Katholik und unbußfertig und unbekehrt geſtorben?

Ich habe das Bilderräthſel nicht löſen können, — vielleicht erklärt es die Unità cattolica in ihrer nächſten Wochenſchau.

* * *

Haben Sie jetzt genug an Todten und Todtengebeinen? Ich bin wenigſtens auf lange Zeit geſättigt und ſehne mich nach etwas heiterer Abwechſelung; laſſen Sie uns daher unſere Kreuz- und Querzüge heute in der Trattoria Carlin beſchließen. Ich war am letzten Freitage dort und habe wieder geſehen, welch ein mächtiges Bindemittel der Nationalität die vaterländiſche Küche iſt. Der Deutſche mag noch ſo ſehr Kosmopolit geworden ſein, — bei den Worten: Knödel und Sauerkraut geht ihm doch das Herz in heimathlicher Rührung auf. Es war Freitag und gab alſo Suppe mit Speckknödel bei Carlin. Sie hätten die verklärten Geſichter der Teutonen ſehen ſollen, wenn der Kellner fragte: „Schaffen Sie Knödelſuppe?“ — Ein Lächeln flog über das ganze Geſicht und der ſchmunzelnde Mund ließ ein: „Ja freilich!“ über die Lippen gleiten. Ein Baier aß die Suppe mit wahrer Andacht; — er betrachtete den Knödel, der wie ein Kinderkopf groß war, mit verliebten Augen und drehte ihn wohlgefällig lange hin und her, ehe er ihn mit dem Löffel in Stücke zerriß. Es mochten ihm dabei wohl die „Knödel mit Selchfleiſch“ beim Stachus oder beim Oberpollinger in München und das gute Bier und die ſchwarzen Rettige und hundert andere vaterländiſche Erinnerungen in den Sinn gekommen ſein, denn er wiſchte ſich ſtill eine Thräne oder ſonſt etwas aus den Augen, und als er fertig war, ſagte er zum Kellner: „Bringen's mi noch oani!“ Auch der zweite Knödel nebſt Suppe verſchwand, und nun ſagte er blos: „Noch oani!“ — „Aber Kerl! Du frißt Dich ja arm!“ mahnte ihn ſein Begleiter, während der Baier die dritte Portion Knödelſuppe auslöffelte. — „Macht nix! wenn's nur ſchmeckt,“ war die

lakoniſche Antwort, und zum Kellner gewendet, ſprach er: „Jetzt bringens mi a Schweinfleiſch mit Sauerkraut, und dann wollen wir ſchauen, was zu eſſen da iſt.“ — Der Himmel erhalte den Baiern ihren guten Magen und das deutſche Nationalitätsbewußtſein im Süden: Knödel und Sauerkraut. Für Knödel und Sauerkraut giebt es keine Mainlinie und keinen Prager Frieden.

Die letzte Woche in Rom.

Rom in einer Woche zu ſehen und die Kunſt, in dreißig Tagen Franzöſiſch zu lernen. — Die Parforcejagd der engliſchen Touriſten. — Ein Seelenamt für die Cardinäle. — Das chriſtliche Muſeum und die alten Inſchriften. — Das Zeichen des Kreuzes. — Die römiſchen Inſchriften. — Vernachläſſigung der Kalligraphie. — Die Todtencapelle der Kapuziner. — Das Grab des Cardinals Barberini. — Vor dem Quirinal. — Deutſche Prieſterzöglinge. — Die Propaganda. — Die Via dei tre Ladroni. — Das Collegium Romanum und ſein geheimes Archiv. — Die Dummheit vom vorigen Jahre. — Garibaldi. — Die ſchwarzen Sackträger.

Rom, 6. November 1868.

Die letzte Woche meines Aufenthaltes in der ewigen Stadt iſt da, — wenn ſie zu Ende ſein wird, werde ich bereits im Golf von Neapel luſtwandeln, das Cap Miſene bewundern und den Veſuv zum nächſten Nachbar haben. Ich muß mich alſo ſputen, um noch die letzten Tage beſtens zu benutzen und zu ſehen, was bisher Mangel an Zeit mir aufzuſuchen nicht erlaubte. Ich bin in dieſem Monate, den ich mir für Rom beſtimmt hatte, gewiß fleißig geweſen, aber wer kann ſagen, daß er in vier kurzen Wochen das unendliche Rom gründlich kennen gelernt hat, — dazu gehört ein mehrjähriger Aufenthalt mit raſtloſem Forſchen, Suchen und Studiren, wie es dem flüchtigen Reiſenden nicht vergönnt iſt. Es giebt wohl ein eigens für die Engländer präparirtes Buch: „Rome, to be seen in a week,“ aber das Büchlein

kommt mir vor wie: „Die Kunſt, in dreißig Tagen Franzöſiſch zu lernen," — worin allerdings die ganze franzöſiſche Grammatik in dreißig Lectionen eingetheilt iſt und man alſo nur alle Tage eine Lection zu lernen braucht, um in einem Monat damit fertig zu ſein; — aber ich habe noch keinen Menſchen gefunden, der, ſelbſt wenn er dies zu Stande gebracht, dann Franzöſiſch hätte ſprechen können. So ſind auch in dem oben erwähnten Büchlein die Sehenswürdigkeiten Roms in ſieben Portionen oder Tagewerke abgetheilt, und es iſt beluſtigend, anzuſehen, wie ſich nun die armen Engländer abquälen, um mit ihrer vorgeſchriebenen Tagesarbeit fertig zu werden. Da hält ſchon um 7 Uhr der Miethwagen vor dem Hôtel, Papa, Mama, die beiden flachshaarigen Miſſes und der junge Maſter John werden mit Guides, Sonnenſchirmen, Plaids und Operngucken hineingepackt, der Lohnbediente ſteigt zum Kutſcher auf den Bock und nun geht's fort, von Kirche zu Kirche, von Palaſt zu Palaſt, von Ruine zu Ruine; — dem explicirenden Lohnbedienten ſteht während der Fahrt das Maul nie ſtill. Wird wo angehalten, ſo kommt der Sacriſtan der Kirche oder der Cuſtode der Sammlung und beginnt ſeine Explicationen zu recitiren, dazwiſchen heulen und wimmern die Bettler, die ein ſolcher Wagen immer in Schaaren anzieht, ſchwatzen die Miſſes, gähnt Maſter John, ſchlummert die dicke Mama ein und der Papa zieht die Times aus der Taſche, die erſt dieſen Morgen von der Poſt gekommen und die zu leſen ihm noch nicht Zeit gegönnt worden, und lieſt, hundertmal unterbrochen, den city-article über den Cours der public funds, und auf der erſten Seite die „births, marriages und deaths." — So geht es dann im wilden Jagen den ganzen Tag fort, bis es Abend wird und die Zeit der Table d'hôte da iſt, wo dann die Familie wieder müde, matt und ausgehungert in ihr Hôtel zurückkehrt, — mit einem wüſten Durcheinander von Eindrücken, Bildern und Erinnerungen im Kopfe, — ohne einen einzigen bleibenden Eindruck oder ein deutliches Bild und

— — von dem Allen ſo dumm,
Als gingen ihr fünfhundert Mühlräder im Kopfe herum.

Nein! auf dieſe Art wird man wohl zur Noth in acht Tagen mit Rom fertig, — aber geſehen, aufgefaßt, begriffen hat man nichts. — Da lobe ich mir mein planloſes Umherſchlendern, wobei ich

mitnehme, was mir in den Weg kommt, und wobei dem geistigen Magen nie mehr aufgebürdet wird, als er verdauen kann.

Gestern war richtig wieder große Function in der Sixtinischen Capelle und der Papst zum fünften Male in dieser Woche in voller Thätigkeit. Es wurde ein feierliches Seelenamt für alle seit der Entstehung des Christenthums verstorbenen Cardinäle abgehalten. Wie wohl die ersten Päpste und Cardinäle ausgesehen haben mögen, die die christlichen Mysterien noch in unterirdischen Schlupfwinkeln, in den Erdhöhlen der Katakomben feiern mußten und auch dort begraben wurden! Gewiß fuhren sie nicht, wie die heutigen Eminenzen, in goldenen Kutschen mit drei Bedienten hintenauf, wohnten nicht in prächtigen Palästen und hatten einen Hofstaat von Almosenieren, Hausgeistlichen, Kämmerlingen und dergleichen.

Nicht ohne Rührung betrachtet man jene Monumente in den christlichen Sammlungen des Vaticans, die aus diesen Zeiten des Urchristenthums stammen. Es sind meistens Grabschriften, Steinsärge, Ueberbleibsel von gutgemeinten, aber herzlich schlecht gepinselten Malereien. Nach diesen Ueberbleibseln zu schließen, gehören die ersten Christen den ärmsten und unwissendsten Klassen an, die sich, müde des Joches der Aristokratie, der neuen, Alles gleichmachenden revolutionären Lehre anschlossen. Diese urchristlichen Grabschriften sehen alle aus wie die Inschriften, die heutzutage kleine Schuljungen auf Kirchhofmauern und Schulgänge schmieren. Die Buchstaben sind bald groß, bald klein, die Zeilen laufen wellenförmig auf und ab, und selbst mit Grammatik und Orthographie wird es nicht genau genommen. Eben so knabenhaft sind die in die Schrift hineingezeichneten Symbole, die brennenden Herzen, die Taube mit dem Oelzweige, die Arche und das Kreuz; — irgend ein Maurerlehrling würde sie heutzutage correcter hinmalen.

Bemerkenswerth schien mir, daß in den Monumenten der ersten Jahrhunderte das Hauptsymbol der christlichen Religion, das Kreuz, niemals in der jetzt angenommenen Form †, sondern immer als sogenanntes Andreaskreuz X erscheint.

Auch wo auf römischen Bildwerken die Kreuzesstrafe dargestellt wird, erscheint das Kreuz immer als ein liegendes, und es wäre für Alterthumsforscher wohl interessant, aus den vorhandenen Monumenten nachzuweisen, wann die jetzige Kreuzesform adoptirt

wurde. Ich bin in allen archäologischen Dingen viel zu sehr Laie, um darüber auch nur eine Vermuthung auszusprechen.

In derselben langen Galerie des Vaticans, in der links die noch erhaltenen Monumente der Urchristen längs den Wänden eingemauert sind, befinden sich an den Wänden rechts mehr als dreitausend in verschiedene Klassen geordnete Inschriften aus der heidnischen Römerzeit, deren Betrachtung und Studium einen tiefen Einblick in das bürgerliche und öffentliche Leben dieses merkwürdigen Volkes giebt. Da sind Grabsteine und Votivtafeln, obrigkeitliche Verordnungen und Danksagungen Freigelassener an ihre früheren Herren, Tempel-Inschriften und Straßen-Aufschriften und eine Menge anderer Steindocumente, die uns jetzt nach Jahrtausenden erzählen von dem Leben und Weben, dem Handeln und Treiben, dem Lieben und Leiden eines längst zu Staub gewordenen, selbst aus der Geschichte fast verschwundenen Volkes. — Auch hier ist mir aufgefallen, wie wenig Sorgfalt und Schönheitssinn in der Ausführung die römischen Steinmetze auf diese Inschriften wendeten, ja ich möchte bezweifeln, daß die Römer je die Kalligraphie als eine Kunst betrieben haben. Selbst auf öffentlichen Inschriften, viel mehr aber noch auf privaten, sind die Buchstaben ungleich, unregelmäßig, oft unschön, — die Zeilen auf- und ablaufend, — die Abkürzungen oft geradezu sinnstörend. Von jener schönen Form, von jener Abrundung und Mannigfaltigkeit in der Ausführung, die jetzt jeder Schildermaler der ohnehin so bildsamen Antiquaschrift zu geben weiß, findet sich auf diesen römischen Inschriften keine Spur; man begnügte sich mit dem Nothwendigen, während die Griechen, in jedem Kunststreben die Muster der Römer, in ihren Inschriften stets klare, feste regelmäßige Schriftzüge zeigen.

* * *

Gestern habe ich noch eine Todtencapelle besucht, die der Pater Kapuziner in S. Maria della Concezione, nahe der Piazza Barberini, wohin ich zufällig gerathen war. Es muß dies ein sehr armes Kloster sein, denn der Klosterhof bietet den trostlosen Anblick einer verfallenen Bettlerherberge. Ein elendes, baufälliges Gebäude mit kleinen Fenstern und blind gewordenen Scheiben darin, zerbrochene Thüren, die nur noch in einer Angel hängen, Schmutz und Spinnengewebe, wohin man blickte. Aus einzelnen Fenster-

luken hängen auf langen Stangen die braunen, härenen Kutten der Patres; sie wurden in der Sonne gelüftet, während die Träger derselben wahrscheinlich nackt auf ihren Strohsäcken und unter ihren Wolldecken lagen; denn ich wüßte nicht, was ein Kapuziner anziehen sollte, wenn er sein einziges Kleidungsstück, die Kutte, auszieht. Die Todtencapelle ist im Hofe links und besteht aus sechs aneinander stoßenden Gewölben, die wie in der Capella alla morte alle mit Schädeln und Knochen decorirt sind. Die Patres Kapuziner haben hier ihre Concurrenten der Brüderschaft della morte an Gräßlichkeit und Ekelhaftigkeit noch zu überbieten gesucht. Nicht nur sind auch hier alle architektonischen Verzierungen, der Plafond und die Wände aus Schädeln und Knochen symmetrisch zusammengestellt, sondern es sind aus Menschenknochen ganze Nischen und Bogen aufgebaut. In jeder dieser vielen Nischen steht das Gerippe eines Kapuziners in der Kutte, die er im Leben getragen, — der entstellte Todtenkopf, oft noch mit Resten von Haaren am Barte, grinst zähnefletschend unter der Kapuze hervor, — die beinernen Finger halten ein Crucifix und einen Zettel mit Namen und Todestag des Verstorbenen. In den Knochenlauben oder Bogen aber liegen andere Gerippe in der Kapuzinerkutte und sehen, sich auf dem Lager von Menschenknochen ausstreckend, womöglich noch ekelhafter aus als die stehenden Gerippe. Unter jedem der sechs Gewölbe sind Grabhügel von frisch zusammengehackter Erde, in jedem steckt ein Kreuz mit Inschrift und auf dem Kreuze eine gelbe Wachskerze. Es sind dies die Gräber der in den letzten Jahren gestorbenen Brüder, die hier vorläufig begraben werden, und die Erde soll die besondere Eigenschaft besitzen, das Fleisch sehr rasch von den Knochen zu verzehren, so daß ein nur wenige Jahre hier begrabener Leichnam schon zum wohlerhaltenen Skelet wird, das dann je nach Bedarf herausgenommen, mit ein wenig Draht zusammengeflickt und in einer der Nischen aufgestellt wird, deren bisheriger Bewohner allzu hinfällig geworden ist. — An der Decke eines Gewölbes hängen auch ein paar zierliche Kindergerippchen; es sollen ein paar früh verstorbene Prinzessinnen Barberini, Nichten oder Enkelnichten des Stifters dieser Klosterkirche, Cardinal Fürst Francesco Barberini's, sein. Der Herr Cardinal selbst aber liegt oben in der Kirche begraben, und seine Grabschrift lautet sonderbar genug: „Hic jacet pulvis, cinis et nihil". — „Hier ruhet Asche, Staub und —

Nichts.“ — Wenn Asche und Staub die Reste des Körpers darstellen, — wen repräsentirt denn das „Nichts“? Die unsterbliche Seele? Ein eingefleischter Materialist hätte sich auch keine andere Grabschrift setzen können.

Ich schritt über die Piazza dei Termini weiter bergan, um mir die kolossalen Ruinen der Bäder des Kaisers Diocletian noch einmal zu betrachten, und dann über den Quirinal und die Piazza Monte Cavallo mit den beiden herrlichen Gruppen der Rossebändiger wieder hinab zu der schönen Fontana Trevi. Die Sonne neigte sich zum Untergehen und bestrahlte den riesigen päpstlichen Palast, der mit seinen unzähligen Sälen und Zimmern jetzt unbewohnt dasteht, nachdem die Exkönigin Isabella von Spanien es abgelehnt hat, die Colonie der Depossedirten in Rom durch ihre werthe Person zu vermehren und, statt sich im Quirinal zu langweilen, sich lieber in Paris amüsirt.

Schwärme von jungen und alten Geistlichen, Seminaristen und Priesterzöglingen in allen nur denkbaren Farben zogen, meist paarweise, den Quirinalhügel hinauf, um nach der Porta Pia zu lustwandeln, dem Lieblingsspaziergange der römischen Geistlichkeit, wohin auch die Eminenzen in ihren Carrossen zu fahren pflegen und dort paarweise zwischen hohen Weinbergsmauern lustwandeln, während das geistliche Gefolge und die Dienerschaft in ehrerbietiger Entfernung harren. Ich habe schon oft den Ausdruck: Geistliche von allen Farben gebraucht, — aber er ist in Rom vollkommen gerechtfertigt. Vom blendenden Weiß und blassen Hellblau bis zum schreienden Scharlachroth, und wieder durch alle Schattirungen des Violet hindurch bis zum farblosen Schwarz sieht man hier die geistlichen Uniformen; — es giebt weiße Mönche, weiß und schwarze, blaue, weiß und blaue, schwarz und blaue, gelbe, grüne, rothe, violette, lila Priester, kurz, wirklich Pfaffen von allen Couleuren.

So zog auch gestern eine ganze Procession junger Leute an mir vorüber, alle in langen scharlachrothen Priesterröcken mit rothen Hüten, — sie sprachen Deutsch. „Ich sag's dem Herrn Rector, sowie wir nach Hause kommen,“ sagte der Eine. „Thu's nur,“ entgegnete der Andere, „das ist mir ganz Wurst,“ — damit waren sie aus meiner Hörweite verschwunden. Es waren die Zöglinge des Collegium Germanicum, — meist ehrliche dumme Jungen aus Baiern und Oesterreich, die hier zu Pfaffen erzogen

werden. Andere tragen ſchwarze Kaftans, mit rothen Schnüren verziert, unter ihnen ſieht man gelbe, olivengrüne, kupferfarbene und ſchwarze Geſichter, — es ſind die Schüler der Propaganda, der Verbreitung des Glaubens, deren palaſtähnliches Seminar ſich am äußerſten Ende des ſpaniſchen Platzes, hinter der neuen Säule der unbefleckten Empfängniß, befindet. Aus allen Welttheilen, aus allen civiliſirten und unciviliſirten Ländern werden hier junge Burſchen zu künftigen Miſſionären erzogen; — in ihren Reihen hört man alle Sprachen ſprechen, ſogar Sprachen wie Chineſiſch, Koptiſch, Malabariſch, Abyſſiniſch, von denen man gar keinen Begriff hat. Andere wieder ſind hellblau gekleidet, — es ſind, glaube ich, Engländer oder Irländer; aber ſie alle, an Zahl und an Ausſehen, verdunkeln die ſchwarzen Soutanen, Mäntel und Krämphüte der Jeſuiten, die man überall ſieht, aber am meiſten in der Nähe der Via del tre Ladroni. — Wenn man dieſe „Straße der drei Spitzbuben" durchſchritten hat und nun quer über den Corſo geht, erhebt ſich vor uns ein ungeheurer Bau, halb einem Palaſt, halb einer Kaſerne ähnlich, vier lange Straßen mit ſeinen vier langen Fronten bildend, und dies iſt das Collegium Romanum — das Jeſuiten-Collegium, von dem aus Rom und die ganze Chriſtenheit, der Papſt und die Cardinäle regiert werden. Hier in dieſem Gebäude laufen alle Fäden des großen Netzes zuſammen, das über die ganze katholiſche Welt gezogen iſt und täglich in ſeinen Maſchen friſche Beute liefert; — von hier aus wird die ganze ultramontane Preſſe inſpirirt, von dem Oſſervatore Romano und der Civilta cattolica an bis zum Pariſer Univers und zu den dümmſten bairiſchen Pfaffenblättern hinab; — hier liegen in den geheimſten Archiven die Beichtgeheimniſſe der Kaiſer und der Kaiſerinnen, der Könige und Königinnen, der Fürſten, Miniſter, Geſandten, Diplomaten, — ihrer Frauen und — Maitreſſen, ſo weit ſie katholiſch ſind oder waren. Von hier aus wird der europäiſchen Politik plötzlich Anſtoß oder Richtung gegeben, und vergebens bemühen ſich Miniſter wie Bismark, Rouher, Beuſt, Stanley, das „Warum?" einer unerwartet auftretenden Thatſache zu ergründen. Das „Darum!" liegt unter ſieben Siegeln im geheimen Cabinet des Jeſuiten-Generals. Die oberen Stockwerke des rieſigen Gebäudes ſehen aus wie ein großes Centralgefängniß, denn alle Fenſter ſind mit Bretterkaſten, oben offen, verſchlagen, die den Bewohnern jener Zellen wohl

einen Blick zum Himmel, aber keinen auf die Straße erlauben. Da oben wohnen die Novizen und die jungen Fratres, die sich noch nicht als feuer- und ordnungsfest erwiesen haben, — die Herren Patres und Professoren wohnen bei offenen Fenstern, aus denen sie zwar heraussehen können, Niemand aber hineinsehen kann, weil sie zu hoch liegen und kein bewohntes Vis-à-vis haben.

Wenn man Abends über die Piazza dell Collegio Romano geht, so ist es fast unheimlich anzusehen, wie von allen Seiten diese schwarzen Raben ihrem Horste zueilen; — von allen Ecken und Enden, aus allen Straßen und Gäßchen kommen sie dahergesegelt mit den langen rauschenden Gewändern, den im Winde dahinflatternden schwarzen Mänteln und dem tief auf die immer niedergeschlagenen Augen gedrückten breiträndrigen Hute; — sie Alle kehren zurück von ihren verschiedenen, oft bewußten, oft unbewußten Missionen im Interesse des Ordens und — ad majorem Dei gloriam, — um den Oberen — in feierlicher Audienz — in vertraulichem Gespräch — oder auch im Beichtstuhle — Bericht abzustatten über das Geleistete. — Es sind geistvolle, kluge Gesichter unter diesen Patres, aber auch eine Menge dummer, stumpf- und blödsinniger Alltags-Physiognomien. Nun, eine Armee kann nicht aus lauter Generalen bestehen — und es muß auch „Futter für die Kanonen" geben. Ich habe nun schon so viele aufgehobene Jesuiten-Collegien gesehen, in denen sich heute Gymnasien oder Kasernen, Kunstsammlungen oder Waisenhäuser, Regierungskanzleien oder Armenversorgungs-Anstalten befinden; — Wann wird endlich die Stunde dieses Collegium Romanum kommen, wann wird der Reisende, dem man dann das ehemalige Jesuiten-Collegium zeigen wird, ausrufen können: Fuerunt! — Sie sind gewesen! Und doch! — sie waren schon gewesen, — im Jahre 1773 hatte sie Papst Clemens XIV. aufgehoben, — aus allen katholischen Ländern wurden sie vertrieben; und siehe da! im Jahre 1814 kehrten sie mit Pius VII. und der heiligen Allianz und der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande der Völker wieder zurück und sind jetzt mächtiger als zuvor.

In diesen Tagen mag man im Collegium Romanum ganz in der Stille eine besondere Jahresfeier begangen haben; — denn es ist gerade ein Jahr, daß Garibaldi vor den Thoren Roms stand und die heiligen Chassepots bei Mentana durch ihre Wunder

wenn auch nicht das Papſtthum, ſo doch das Reich des Ordens Jeſu retteten. — Hier wurde der Tag officiell ganz mit Stillſchweigen übergangen, — man wollte das ohnehin gereizte Italien nicht durch eine Demonſtration herausfordern; — im übrigen Italien dagegen iſt der Jahrestag von Mentana durch allerhand radicale Kundgebungen bezeichnet worden und hat in Florenz ſelbſt zu Unruhen und Aufläufen Anlaß gegeben, gegen die Truppen aufgeboten werden mußten.

Das Schickſal Roms hing im vorigen Jahre an einem Faden: wäre im Innern Roms der erwartete Aufſtand ausgebrochen, oder wäre Napoleon bei ſeinem erſten Entſchluſſe, *nicht* zu interveniren, ſtehen geblieben, ſo wäre Garibaldi Herr von Rom geworden, wie er ſeiner Zeit Herr von Neapel und Palermo ward: — denn den ſiegreichen Garibaldi hätte das Miniſterium Ratazzi mit allen Kräften unterſtützt, während es den geſchlagenen Garibaldi desavouirte. Wenn man hier mit ruhigen, geſetzten Leuten ſpricht, ſo bezeichnen ſie jene vorjährigen Ereigniſſe mit dem Titel: „Die Dummheit vom vorigen Jahre.“ — Armer Garibaldi! wenn Du damals geſiegt hätteſt, wie würden dieſelben Leute dann ſprechen? Daß Du ein fanatiſcher Apoſtel der italieniſchen Einheit biſt, daß Du, ſtark im Glauben an Deine gute Sache, hinauszogſt mit Deinen mit Vogelflinten, alten Musketen oder auch gar nicht bewaffneten Hunderten gegen die napoleoniſchen Fremdenlegionen, die man „Päpſtliche Armee“ nennt, und gegen die franzöſiſche Armee ſelbſt mit ihren Chaſſepots, Mitrailleuſen und ſonſtigen Vernichtungswaffen, — das nennen ſie jetzt eine Dummheit, — vielleicht war es auch eine Dummheit, das beſte Blut der italieniſchen Jugend in ſolch ungleichem Kampfe zu opfern, — aber es war doch wenigſtens eine ehrliche, aufrichtige Dummheit, die die krummen Wege der Ratazzis und Conſorten verſchmähte. Armer Garibaldi! Jetzt ſitzeſt Du, ein abgenutzter Mann, von alten Wunden und ſchmerzlichen Erinnerungen gequält, auf Deiner Ziegeninſel und denkſt an jene glorreichen Tage, wo Du mit Deinem „Tauſend“ in Marſala landeteſt und, von Sieg zu Sieg eilend, erſt Sicilien, dann Neapel eroberteſt, — für den König Victor Emanuel, — und die Bourbons für immer aus Italien vertriebſt, — und dann kommt die Erinnerung an Mentana und das nutzlos vergoſſene Blut, die Perfidie ſchlauer Miniſter und

den Undank der Könige, und oft magst Du der wahren Verse Dante's gedenken:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

In solche Gedanken versunken, war ich in den einsamsten Gegenden Roms umhergewandelt — es war schon ganz dunkel, und die Straßenlaternen Roms verbreiten, wenn man den Corso ausnimmt, nur ein zweifelhaftes Dämmerlicht, wo ihnen nicht die Beleuchtung der Boutiquen der Pizzichajuoli, der Wurst- und Käsehändler und der Cafés zu Hülfe kommt, — da kam mir um die Straßenecke ein sonderbarer Zug entgegen. Lange stämmige Gestalten, ganz in schwarze Kutten gehüllt, um den Leib einen Ledergurt, von dem ein Rosenkranz herabhängt, die schwarze Kapuze über den Kopf gezogen, während eine schwarze Maske mit nur zwei Löchern für die Augen das Gesicht bedeckt, große breitkrämpige Hüte an einer Schnur auf dem Rücken hängend, so schritten die Männer paarweise daher. Die Führer trugen Laternen, die Letzten im Zuge einen schwarzbedeckten Sarg auf einer Tragbahre. Es war die Brüderschaft der schwarzen Sackträger (Sacconi), die einen armen, ohne Verwandte und Freunde in Rom Gestorbenen begruben. Dieser Brüderschaften giebt es viele in Rom und auch von allen Farben, — Sacconi in weißen, blauen, grauen, rothen, gelben Kutten, wie man sie auch in Florenz und anderen Städten Italiens findet. Die Mitglieder sind Bürger aller Klassen, die in dieser Art verhüllt die hülflosen Kranken pflegen, die Verlassenen trösten und unterstützen, die Alleingestorbenen begraben. Die meisten dieser Brüderschaften haben auch Schwestern, die zwar nicht auf der Straße, aber durch Liebesgaben und Krankenpflege das gute Werk fördern. Daß der theatralische Aufputz dabei sein muß, daß diese wackeren Leute sich vermummen wie weiland die Schöffen der heiligen Vehme, das liegt im italienischen Volkscharakter, der sich durchaus imponiren lassen will und den von jeher das Maskenwesen reizte. Ja! Rom ist die Stadt der Todten, und diese Woche ist noch immer die Settimana dei Morti. — Requiescant in pace!

Abſchied von Rom.

Schweres Scheiden. — Goethe über Reiſebeſchreibungen. — Seine italieniſche Reiſe. — Sein Egoismus. — Neuere Werke über Italien. — Der Geheimrathsſtyl. — Varnhagen und Gentz. — Eine neue Auflage von Goethe's italieniſcher Reiſe. — Zwei Epochen. — Rom wird Weltſtadt. — Charakter und Erziehung der Römer. — Die Journaliſtik. — Liebenswürdigkeit der Römer. — Eine Nachtſcene. — In der dritten Klaſſe. — Keine Büffets. — Artigkeit des dienenden Perſonals. — Paßviſirung. — Ein neues Stück im Teatro Valle. — Hoftheater-Miſère. — Goethe's Abſchied von der ſchönen Mailänderin.

Rom, 11. November 1868.

Uebermorgen verlaſſe ich Rom, und die letzten Tage werden nun durch die gewöhnlichen Reiſeplackereien, als da ſind: Paßviſas, Einpacken, kleine Einkäufe, Beſuche u. dgl. m., in Anſpruch genommen. Dennoch habe ich die letzten Tage und das noch immer ſchöne Wetter beſtens benutzt, um noch einmal Rundgänge durch die ewige Stadt zu machen und alle jene Punkte wieder aufzuſuchen, die mich beſonders intereſſirt haben. Erſt wenn es zum Scheiden geht, fühlt man, wie ſchwer man von Rom weggeht und wie leicht und ſchnell man ſich hier eingelebt hat.

Aber ich fühle und erkenne auch zugleich, wie wenig ich noch von Rom kenne und wie viel mir hier noch zu lernen bleibt. Ich bin nun einen Monat hier, habe keine Stunde unbenutzt vorübergehen laſſen, — ich habe von hier aus ein Dutzend langer Briefe geſchrieben, und doch fühle ich erſt jetzt, wie viel ich noch zu ſagen hätte und welchen ſchwachen, ungenügenden Begriff ich den Freunden drüben in der Heimath von der in ihrem Falle noch majeſtätiſchen Roma, ihren Kunſtſchätzen, ihrem Volksleben und ihrem ganzen Weſen gegeben habe. Sehr wahr ſagt ſchon Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe:

„Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor, und wenn die Reiſe dem, der ſie vollbracht hat, in einem Fluſſe vorüber zu ziehen ſcheint und in der Einbildungskraft als eine ſtetige Folge hervortritt, ſo fühlt man doch, daß eine eigent-

liche Mittheilung unmöglich sei. Der Erzähler muß Alles einzeln hinstellen, wie soll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?" Mögen diese wahren Worte eines so großen Geistes auch meiner unbedeutenden Wenigkeit zur Entschuldigung dienen, wenn in meinen Berichten so oft der gute Wille und die beste Absicht für Ausführung und That gelten müssen. — Und sehr richtig charakterisirt Goethe in einer Schlußbemerkung die relative Nützlichkeit solcher Reisebeschreibungen mit folgenden trefflichen Worten:

„Ueberhaupt, wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt, so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig sein. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, Alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kenne ich seine Vorgänger, so werde ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, seinen Nachfolger erwarten und diesem, wäre mir sogar inzwischen das Glück geworden, die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen."

Ich lese jetzt jeden Abend, wenn ich von meinen Wanderfahrten zurückkehre, Goethe's italienische Reise, und lese das Buch jetzt mit größerem Behagen als jemals früher. Stahr meinte vor zwanzig Jahren, daß für Alle, die Italien nicht selbst sahen, dieses herrliche Land doch hauptsächlich in der Goethe'schen Darstellung lebe, und daß sein Werk Alles in Allem genommen noch immer das Beste sei, was über Italien geschrieben worden ist. Ich möchte diese Behauptung heute nicht mehr unterschreiben, denn erstens ist Goethe's Standpunkt immer ein rein subjectiver und persönlicher, und zweitens ist die Reise, wie sie bis jetzt im Drucke vorliegt, nur eine Reihenfolge von meist unzusammenhängenden Fragmenten — kein ganzes Bild. — Schon Niebuhr machte vor fünfzig Jahren die Bemerkung: es komme ihm vor, als betrachte Goethe Italien und die Italiener nur als eine Ergötzung für sich. Und in der That, so ist es; persönlicher Zwecke und Verhältnisse wegen macht Goethe plötzlich die „Hegira" nach Rom; — wiederholt spricht er es aus: es solle ihm künftig Niemand mehr etwas über Italien „vormachen" können; — in Rom ist er sich selbst der Mittelpunkt Roms, — die ewige Stadt ist ihm nur ein Mittel zur eigenen Bildung und Belehrung; — um ihn, als Central-

gestirn, bewegen sich Hofrath Reiffenstein und Angelica Kauffmann, der Fürst von Waldeck und Graf Frieß, die Maler Tischbein, Kniep, Meyer, Schütz, der Schriftsteller Moritz, der Pianist Kayser als Trabanten, — in Rom, mitten unter den Schätzen und Erinnerungen von Jahrtausenden, beschäftigt er sich angelegentlichst mit seinen Operetten: Jery und Bätely, Elwin und Elwire, Claudine von Villabella und ähnlichen Sächelchen, die man in der Gesammtausgabe seiner Werke jetzt ohne Bedauern vermissen würde, und als die Herzogin, Herder und andere Weimaraner nach Rom kommen wollen, eilt er schnell davon und nach Hause, um Italien nie wieder zu sehen.

Man hat Goethe oft den vollständigsten Egoisten genannt, — er war es, und eben darum war er ein großer Mensch, — alle großen Männer waren vollendete Egoisten, und ich möchte behaupten, daß der Egoismus die einzige dem Menschen angeborene Tugend ist; — alle anderen werden ihm anerzogen und angelernt. So beschränkt sich denn Goethe auch in seiner italienischen Reise auf sich selbst und den Einfluß, den diese Reise auf ihn, seine Bildung, seine Entwickelung haben werde. Von ihm gilt das alte römische Sprichwort: D'esser stato a Roma e di non aver veduto il Papa. — Es war damals eine merkwürdige Epoche in Rom, Pius VI. regierte, sein Vorgänger Clemens XIV. (Ganganelli) hatte vor vierzehn Jahren erst den mächtigen Jesuitenorden aufgehoben, 1786 findet die Synode zu Pistoja statt, — während Goethe's Aufenthalt in Rom beruft Großherzog Leopold von Toscana wegen Mißhelligkeiten mit dem Papste eine neue Synode nach Florenz, Joseph II. regiert in Oesterreich und seine gewaltigen Reformen machen sich bis Italien fühlbar, die französische Revolution treibt ihre ersten Keime, und von allen diesen Zuständen und Ereignissen spiegelt sich auch nicht der leiseste Wiederschein in Goethe's Reisebriefen ab.

Auch über die politischen und socialen Verhältnisse des Landes, über staatliches und bürgerliches Leben, finden wir nur sehr selten und dann nur ungenügende Andeutungen, — Goethe hatte auch in Rom mit sich selbst vollauf zu thun. — Wenn man dagegen die neueren Werke über Italien, wenn man die trefflichen Bücher von Ad. Stahr, Gregorovius, Alfr. v. Reumont u. A. liest, welche Fülle von Wissen gewinnt man da! Gewiß, Goethe's

italienische Reise ist nicht mehr das Beste, was über Italien geschrieben worden ist.

Und dann kommt die zweite Frage: Besitzen wir denn wirklich Goethe's italienische Reise vollständig, — wie er sie in den Briefen für die Freunde in der Heimath niederschrieb? — Gewiß nicht! Als Goethe gedrängt wurde, die Ergebnisse seiner Reise nach Italien zu veröffentlichen, lag diese Reise nach Italien schon als eine abgeschlossene Periode längst hinter ihm. Allerdings existirten seine nach Weimar geschriebenen Briefe, — allein es waren private Ergüsse, berührten viel Persönliches; Rücksichten rechts, Rücksichten links, Rücksichten nach oben und nach unten treten hemmend dazwischen; — es mußte sorgsam gewählt, ausgemerzt, geändert werden, und so entstand jener „unzusammenhängende Zusammenhang" von Brieffragmenten. Goethe selbst fühlte das Lückenhafte in dieser Darstellung; — er suchte zu ergänzen, kramte aus seinen alten Papieren einige eigene Aufzeichnungen, Briefe Tischbein's u. A., Kunstbemerkungen Georg Meyer's hervor und reihte sie dem Buche ein; — endlich schrieb er als Bindemittel der lockeren Fragmente jene Berichte, die sich nach der Correspondenz eines jeden Monats finden und die ein Resumé des Erlebten, Gelernten, Angeeigneten geben sollten. Oder, wie Stahr so treffend bemerkt, er *schrieb* sie nicht, — er *dictirte* sie. Lag nun die ganze Reise schon fern und fremd hinter ihm, so wurden diese Berichte durch das Dictiren zu oft pedantischen Reflexionen, die von dem warmen, lebendigen Tone der Briefe selbst gewaltig abstechen und deren förmliche und diplomatische Haltung bei aller Glätte des Styls den Leser kalt läßt. Hätte Goethe wohl den Werther producirt, wenn er ihn hätte dictiren wollen? — Dieser Dictandostyl tritt in Goethe's späteren Werken auffällig hervor, — in Deutschland nannte man ihn später (ich glaube Heine war der Erste) den „Geheimrathsstyl", und da es dabei vorzüglich auf förmliche Fertigkeit ankam, so fanden sich zahlreiche Nachahmer, von denen besonders Varnhagen van Ense ihn bis zur höchsten Vollkommenheit verfeinerte. Aber so wie man lieber Goethe's Briefe, als seine späteren „Berichte" liest, so zieht man Varnhagen's Tagebücher und ihren natürlichen, oft ungeschlachten, ja trivialen Ton der allzu künstlichen Stylglätte in den Lebensbeschreibungen und Memoiren vor. Wie natürlich, naiv und aufrichtig ist nicht Gentz in den auf uns gekommenen Resten seiner

Tagebücher, während wir uns schon jetzt mit Mühe durch die stylistisch gefeilten Staatsschriften des Herrn Ritters und Hofraths hindurchwinden und sie in noch fünfzig Jahren kein Mensch mehr ansehen wird.

In Deutschland werden jetzt, nachdem die Privilegien des deutschen Bundes erloschen sind, mannigfache corrigirte Ausgaben der deutschen Classiker veranstaltet, in denen die tüchtigsten Kräfte durch Vergleichung der ältesten Ausgaben, der Manuscripte in den Theaterbibliotheken, durch Auftreibung der ursprünglichen Correcturbogen der Verfasser und aus Recensionen jener Zeit den Urtext herzustellen, vor Allem aber suchen, die vielen störenden Druck- und Sinnfehler zu verbessern, die die Cotta'sche Monopol-Ausgabe stereotyp gemacht hatte. — Hier wäre nun eine verdienstliche Aufgabe für Goethe's italienische Reise zu lösen; — in Weimar befinden sich, wohlverwahrt, noch alle Originalbriefe Goethe's, wie er sie aus Italien an den Herzog, die Herzogin, an Herder, Wieland u. A. schrieb. Diese Briefe *ganz* zu veröffentlichen, vielleicht auch dazu die Antworten der Weimaraner Freunde, das wäre eine wahrhafte Bereicherung der deutschen Literatur. Von der sogenannten „Pietät für die Todten" und den viel mißbrauchten „Rücksichten gegen die Lebenden" kann doch jetzt *nach mehr als achtzig Jahren* wohl nicht mehr die Rede sein, auch könnte so rein Persönliches und was auf weimarsche Hof- und Staatsverhältnisse Bezug hat, getrost weggelassen werden, — aber dann erst hätten wir eine italienische Reise, wie sie Goethe's würdig wäre, denn ich kann es nun und nimmermehr glauben, daß Goethe in der Fülle seiner Schöpfungskraft und unter dem directen Eindrucke dieses zauberischen Landes nichts Anderes geschrieben haben sollte, als jene durch den Druck bekannten Bruchstücke, die sich oft, besonders in Sicilien, um das Gewöhnlichste und Alltäglichste drehen und Wichtiges und Merkwürdiges ganz unerwähnt bei Seite liegen lassen. — Möge dieser fromme Wunsch bei den neuen Classikerausgaben Berücksichtigung finden.

Es scheiden sich in Goethe's Reise deutlich zwei bestimmte Epochen, die erste der wiedererlangten Freiheit und Unabhängigkeit, die zweite der allmäligen Rückkehr in die alten beengenden Verhältnisse. Wie frisch und frei sind die ersten Tagebuch-Briefe aus Tyrol und Ober-Italien, wie treffend und scharf sind hier Urtheile und Ausdruck, wie spiegelt sich in jeder Zeile das Gefühl ab, frei

und unabhängig zu ſein und nach eigenem Belieben in der Welt herumzufahren. Sehr möglich, daß Goethe damals daran dachte, nie wieder nach Weimar und in die alte Abhängigkeit zurückzukehren. Dieſe erſte Hälfte ſeiner Reiſe iſt ein Ganzes, ſo weit abgeriſſene Reiſebemerkungen ein ſolches bilden können, aber von der Ankunft in Rom an ändert ſich der Charakter des Buches; — hier findet er das erſte Briefpaket aus Weimar, und die alten Verhältniſſe gewinnen wieder die Herrſchaft. Von hier an werden die Briefe fragmentariſch und der heitere, lebensfrohe Ton der erſten Hälfte erblaßt immer mehr, bis er einer vollſtändigen Verſtimmung und inneren Unzufriedenheit Platz macht und den Schluß, die Rückreiſe, mit tiefem Schweigen abfertigt.

Ich wollte von Rom ſchreiben und kann von Goethe nicht loskommen, — das iſt eben das Eigenthümliche eines bedeutenden Buches, daß es den Leſer beherrſcht und man nicht mehr davon wegkommen kann. Und ein bedeutendes Buch bleibt Goethe's italieniſche Reiſe immer, wenn man ſich nur auf den Goethe'ſchen Standpunkt und in die Goethe'ſche Zeit zurückverſetzt.

Seit Goethe in Italien war, — es ſind jetzt einundachtzig Jahre — hat ſich Vieles in Italien verändert, zum Beſſeren, auch zum Schlechteren, nur Rom iſt ziemlich gleich geblieben. Die franzöſiſche Herrſchaft unter Napoleon I. und die italieniſche Einheitsbewegung der letzten Jahrzehnte haben auch hier ihre Eindrücke hinterlaſſen, — aber noch keine allzu tiefen. Doch moderniſirt ſich Rom immer mehr und wird aus einer großen geiſtlichen Provinzialſtadt immer mehr zur Weltſtadt. Auch die italieniſche Einheit macht hierbei ihren Einfluß geltend, und die päpſtliche Regierung ſcheint dieſes Streben eher zu befördern, als zu verhindern. Die alte Geldwährung der Scudi und Bajocchi iſt beinahe verſchwunden, — die neuen päpſtlichen Münzen ſind bereits in Lire und Soldi geprägt, wie im übrigen Italien, und auch die Rechnung nach Lire und Centeſimi wird in Rom immer gebräuchlicher. Die alte Zeitrechnung bis 24 Uhr iſt ebenfalls faſt verſchwunden, — alle öffentlichen Uhren zeigen ſchon die Zeitrechnung bis 12 Uhr — und nur in den unterſten Volksklaſſen hört man noch von 18 Uhr, 22 Uhr u. dgl. ſprechen. So aſſimilirt ſich hier unmerklich Alles mit dem neuen Italien. Dagegen iſt der Volkscharakter der Römer wohl ziemlich der alte geblieben, — beſchränkt, kindiſch, aber gutmüthig und gefällig; ihre Unkenntniß aller Dinge,

die jenseits der Berge liegen, ist groß, — kein Wunder bei der Erziehung, die sie in der Schule und im Leben genießen. Doch macht sich auch hier nach und nach ein kleiner Fortschritt fühlbar, die römische Journalistik hat sich schon bequemen müssen, den Anforderungen der Zeit mehr zu genügen. Sonst gab es nur das Giornale di Roma, ein kleines, sich nur auf das Allernothwendigste beschränkendes Blatt, das alle Weltereignisse, die nicht in seinen Kram paßten, kurzweg mit Stillschweigen überging. Heutzutage sind auch noch der Osservatore Romano und die Civilta cattolica da, zwei mit scharfer Dialektik und nicht ohne Witz und Geist von Jesuiten geschriebene Blätter, die im Dienste der Ecclesia militans wacker gegen den leidigen Zeitgeist kämpfen und den Römern täglich beweisen, wie gut sie es unter der milden, väterlichen Regierung des päpstlichen Stuhles haben, während die ganze übrige Welt im Unglauben und Anarchie untergeht. Diese Blätter haben das unbestreitbare Verdienst, daß sie die Römer mit den Vorgängen in dem übrigen Europa, wenn auch auf ihre Weise, doch wenigstens bekannt machen. So brachte der Osservatore alle Actenstücke der spanischen Revolution, wenn auch nicht ohne bissige Commentare. Dadurch aber lesen die Römer jetzt viel mehr als früher, und die politische Bildung durchdringt nach und nach alle Schichten. Wer aber darum auf eine Revolution in Rom wartet, wie die italienische Actionspartei thut, kann lange warten, denn auch die letzten Spuren der Aufregung von 1847 und 1848 und der Jahre 1860 bis 1866 scheinen jetzt verschwunden zu sein. Indolenz und Apathie sind jetzt der vorherrschende Charakter des römischen Volkes, — die sacramentalen Formeln: E proihito, oder E vietato! (Es ist verboten!) bezeichnen die Schranken, in denen sich der Römer bewegen darf, und die Sorge um die materiellen Interessen nebst der Genußsucht lassen keine Zeit für politische Gedanken. — Ueber Roms Schicksale wird nie vom römischen Volke, sondern immer von Anderen verfügt werden.

Aber ein gutmüthiges, liebenswürdiges Volk sind die Römer, und je länger man unter ihnen lebt, je mehr gewinnt man sie lieb. Fragt nur auf der Straße einen Mann aus dem Volke um den rechten Weg; — nicht nur giebt er Euch die vollste Auskunft, sondern er geht noch zwei bis drei Straßen weit mit Euch, bis Ihr nicht mehr fehlen könnt. Ich habe in voriger Nacht

wieder ein hübſches Beiſpiel geſehen. Es war 11 Uhr Nachts, — ich ſaß noch leſend, — die Oſteria ſchräg hinüber wurde geſchloſſen, die Gäſte entfernten ſich unter lebhaften, lauten Geſprächen, — nur Einer blieb mitten in der Straße ſtehen, und voll des ſüßen Genzanoweins, machte er ſeinen überſchwänglichen Gefühlen durch lauten Geſang Luft.

Der Mann hatte eine Stimme, ſtark und ſonor, wie etwa Lablache in ſeiner ſchönſten Zeit, und dabei eine Force im Diſtoniren und Falſchſingen, die erſtaunlich war. Er ſang immer nur vier bis ſechs Tacte — immer einer andern, mit der vorhergehenden nicht zuſammenhängenden Melodie — Texte ad libitum; — es war unausſtehlich. Ich trat an's Fenſter, da ſtand der Sänger mitten in der Straße, von der Gaslaterne hell beleuchtet, — in Hemdärmeln, die Jacke auf der Schulter hängend, den Hut nach der Seite, ließ er ſeine barbariſchen Sangweiſen ertönen. Da öffnete ſich ein Fenſter gegenüber und eine Frauenſtimme ſprach hinab: „Caro amico! Wolltet Ihr nicht ſo gut ſein und mit Eurem Geſange weiter abwärts gehen? Es iſt hier eine Perſon im Hauſe, die der Ruhe ſehr nöthig bedarf. Geht, caro mio! und die Santiſſima Madonna wird Euch dafür ſegnen.“ Es folgte eine kleine Pauſe, dann ſagte der Mann, wie aus einem Traum erwachend: „Va bene, Signora, va bene!“ und lautlos, mit langen Schritten, eilte er die Straße hinab, bis ſeine Tritte, um die Ecke biegend, verhallten. Ich dachte mir, wie anderswo eine ſolche Aufforderung an einen nächtlichen Ruheſtörer wohl gelautet haben möchte und welche Erwiderung darauf erfolgt wäre.

Ich habe dieſe Artigkeit und Rückſicht gegen Andere in ganz Italien gefunden und ſie fällt beſonders auf den Eiſenbahnen in's Auge. Oftmals bin ich auf kürzeren und längeren Strecken in der dritten Klaſſe gefahren, — warum ſollte ich auch nicht als Amerikaner, der in ſeinem Lande nur eine Klaſſe und keine Abſchachtelung nach Rang und Geld kennt, — nun, überall habe ich in dieſen Waggons, in denen Bauern, Viehtreiber, Soldaten, Weiber der unterſten Volksklaſſen fuhren, das artigſte, gefälligſte und anſtändigſte Benehmen gefunden. Die Italiener, ſelbſt der beſſeren Stände, fahren meiſt alle in der dritten Klaſſe, und man ſieht Herren in ſchwarzen Fracks und elegante Damen ganz ruhig neben Ciocciaren mit Lederſandalen und gemeinen Soldaten ſitzen;

dazwiſchen ſitzen hin und wieder ein paar Geiſtliche oder ein Bruder Kapuziner neben einem hübſchen Bauermädchen, — kurz, es iſt die bunteſte Geſellſchaft, die man ſich denken kann, und es giebt jedesmal ein ganz anmuthiges Bild mit bunten Farben und reicher Abwechſelung. In der erſten und zweiten Klaſſe findet man dagegen faſt nur Foreſtieri und hie und da einige durch Reiſen im Auslande excluſiv gewordene Italiener. Die meiſten Eingeborenen ſind es durch ihre früheren Reiſearten mit Diligencen und Vetturini ſchon gewohnt, in gemiſchter Geſellſchaft zu fahren, und die großen Herren allein fuhren damals mit eigener Equipage oder mit Extrapoſt.

Aber welch ein artiger Ton herrſcht auch in dieſen Waggons dritter Klaſſe! — Niemand wird ſich an Eurem Sitze vorüberdrängen, um ſeinen Platz oder den Ausgang zu erreichen, ohne ſich durch ein höfliches Scusi! oder Compermesso! zu entſchuldigen; da werden nicht Handwerksburſchenlieder gegröhlt, Unarten aller Art begangen, junge Mädchen oder Frauen inſultirt, wie ich dies auf deutſchen Eiſenbahnen ſo oft geſehen habe, — Einer ſucht dem Andern ſo wenig als möglich läſtig, ja, wo er kann, artig und gefällig zu ſein. Außer dem liebenswürdigen Charakter des Volkes mag auch viel daran liegen, daß nicht jede Eiſenbahnſtation auch zugleich eine Bierkneipe iſt und bei jedem Aufenthalte von einigen Minuten die gefüllten Biergläſer die Runde in den Waggons machen. Der Italiener iſt von Natur aus mäßig und hat auch nicht den ſonderbaren Glauben, daß man auf Reiſen mehr eſſen und trinken müſſe, als gewöhnlich zu Hauſe. Daher können die Büffets auf den Eiſenbahnſtationen in Italien auch nicht aufkommen, ſie verdienen zu wenig und die meiſten der im Anfange errichteten ſind ſchon wieder eingegangen. Nur in ganz großen Städten, wie in Turin, in Mailand, in Bologna, Florenz u. ſ. w., wo mehrere Eiſenbahnen ſich kreuzen und der Verbindungen halber ein längerer Aufenthalt der Reiſenden nöthig wird, finden ſich auf den Bahnhöfen Reſtaurants und Buffets. Sonſt nimmt der Italiener auf Reiſen etwas Brot und Obſt oder Salami und Käſe mit ſich, und damit kommt er für die ganze Tagereiſe aus. Ebenſo artig iſt das Benehmen der Kutſcher, Aufwärter, Fachini und des ganzen dienenden Perſonals, mit dem der Reiſende ſo viel in Berührung kommt; — ſelbſt bei Differenzen über den Preis ihrer Leiſtung werden ſie ſtets artig und höflich

ihre Ansprüche vertheidigen, und auch wo ich diese als unbegründet nicht erfüllte, wurden mir nicht jene Anzüglichkeiten und Rohheiten nachgerufen, auf die man sich in Deutschland bei der geringsten Differenz, in der man sein Recht behauptet, gefaßt machen muß. Ein zu geringes Trinkgeld wird z. B. mit einem bittenden: E poco! Signore! auf der Hand betrachtet, — bleibt man aber ruhig bei einem: Credo, che è abbastanza! — so ist die Antwort, indem das Trinkgeld eingesteckt wird: Dunque un' altra volta. Buon viaggio, Signore!

So habe ich das italienische Volk überall gefunden und es lieb gewonnen. Ich werde den Unterschied erst recht fühlen, wenn ich wieder über die Alpen zurückkehre; denn leider giebt es noch immer Gegenden genug, wo Grobheit und Rohheit für deutsche Biederkeit und Geradheit gelten.

Rom, 22. November 1868.

Auch das unangenehmste Geschäft ist überstanden, das Visiren des Passes auf der päpstlichen General-Polizeidirection von Monte Citorio. Auf der ganzen langen Reise habe ich den Paß noch nicht ein einziges Mal aus seinem Futteral hervorzuziehen gebraucht; hier im Kirchenstaate mußte er schon zweimal producirt werden, einmal bei der Ankunft, und das zweite Mal, um das zur Abreise unerläßliche Visum zu erhalten. Nun ist noch ein zweites Visum nöthig, und zwar unmittelbar vor der Abreise das des inspicirenden Polizei-Commissärs auf dem Bahnhofe. An allen Verkaufsschaltern der Eisenbahn-Billets sind daher auch Inschriften, wodurch die Reisenden aufmerksam gemacht werden, ihre Billets ja nicht eher zu lösen, als bis ihre Pässe vollständig visirt und in Ordnung sind. Uebrigens fand ich die Beamten im Paßbureau sehr artig und zuvorkommend, und selbst der Herr Bureauchef, dessen Unterschrift ich mir in einem andern Zimmer holen mußte, glich durchaus nicht dem aufgeblasenen, gegen Höhere kriechenden, gegen Untergebene hochfahrenden Bureauchef, den ich Abends im Teatro Valle sah.

In diesem Theater spielt nämlich jetzt eine sehr gute Schauspielergesellschaft, und die erste Aufführung eines neuen italienischen Original-Lustspiels zog auch mich hin. Das Stück heißt: „Le Miserie del Signor Travesti!“ und ist ein treffliches Lebensbild der Leiden und Qualen eines kleinen protectionslosen Beamten,

der es im Alter von fünfzig Jahren und nach zweiunddreißigjähriger Dienstzeit erst zu 400 Francs Gehalt gebracht hat, dem alle Arbeit aufgebürdet und der bei jeder Beförderung übergangen wird, während als Gegensatz zu diesem modernen Sclavenleben der unabhängige Bürgerstand dasteht, der sich sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdient und sich durch Fleiß, Thätigkeit und Sparsamkeit zur Wohlhabenheit emporschwingt. — Das Stück ist ganz aus dem italienischen Leben gegriffen, denn auch in Italien will Jedermann gern Beamter sein und sich vom Staate ernähren lassen, statt selbstständig und unabhängig sich auf die eigene Thatkraft zu verlassen. Das vielköpfige Ungeheuer: Bureaukratie, wird natürlich mit scharfen Geißelhieben gezüchtigt, und da das Stück zwar in Turin geschrieben ist und auch dort spielt, aber jedes Wort darin auf Rom und die päpstlichen Beamten ganz vortrefflich paßt, so zündete jede Bemerkung, jede Anspielung gleich elektrischen Funken und der Beifallsjubel des übervollen Hauses wollte gar nicht enden. Ich habe die Nachsicht und Milde der päpstlichen Theatercensur bewundert, — ich bin gewiß, daß viele von den am meisten applaudirten Stellen in Berlin und Wien vor der Aufführung gestrichen werden würden. Jedenfalls ist dieses Stück den deutschen Uebersetzern bestens zu empfehlen, — in einer guten Bearbeitung wird es in ganz Deutschland außerordentlich gefallen, denn die Hauptkrankheit unserer Tage, der Bureaukratismus, ist in Frankreich wie in Italien, in Preußen wie in Oesterreich überall dieselbe. Gespielt wurde ganz vortrefflich, naturwahr und ohne jede Uebertreibung; — vortrefflich war besonders das Zusammenspiel in den oft sehr complicirten Scenen und das lebhafte Theilnehmen der stummen Personen am Gange der Handlung und dem Dialoge der Anderen. Alles spielte mit, selbst wo es gerade nicht zu sprechen hatte, sogar die jungen Männer und jungen Frauen und Mädchen waren stets ganz in der Handlung, während in Deutschland die jüngeren Darsteller, besonders die Damen, viel zu viel mit ihrer werthen Person und Toilette und mit dem Publikum in Logen und Parterre zu thun haben. Das Publikum war ein sehr gewähltes und anständiges, das jede Nuance, jede Anspielung schnell und lebhaft auffaßte; — der Beifall war ein so stürmischer, daß nach jedem Acte alle Darsteller dreimal hervorgerufen wurden. Und das war eine reisende Truppe, wie es denn überhaupt in ganz Italien kein einziges

ſtabiles Theater giebt, ſondern Opern- und Schauſpielergeſellſchaften aller zwei bis drei Monate von einem Theater zum andern, von einer Stadt zur andern wandern müſſen. Es zeigt ſich auch hier die Wahrheit der ſchon früher gemachten Bemerkung, daß gerade dieſes Wanderleben wohlthätig und entwickelnd auf die dramatiſche Kunſt wirkt. Die glänzendſte Zeit des deutſchen Schauſpiels war, als Deutſchland nur Wandertruppen hatte, als die Ackermann, als Schröder, Fleck, Eckhoff und alle die großen Darſteller mit dem Theſpiskarren von Stadt zu Stadt fuhren; — die Hoftheater und die Penſionsberechtigung haben nur Faulheit, Stillſtand, Eigendünkel, Intrigue und Cabale befördert. Jene Künſtler, die nur wenige Thaler Wochengage hatten und ſich davon noch die damalige ſehr elegante und koſtſpielige Garderobe anſchaffen mußten, denen für ihre alten Tage keine Penſion und keine Verſorgung winkte, die alle drei Monate in einer andern Stadt, vor einem neuen Publikum ſpielten, bald ſich an dem feineren Geſchmack dieſes Publikums heranbildend, bald ein anderes, noch auf einer niedern Stufe ſtehendes Publikum zu ſich hinaufhebend, immer mit neuer Luſt, mit neuem Eifer an die Arbeit gehend, ganz nur ihrem Berufe und der Kunſt lebend, das waren die echten Künſtler; — ſolche muß man aber nicht an unſeren heutigen Hoftheatern ſuchen, wo Coterien und Cliquen, Protectionen und Launen, ariſtokratiſche Schwachheiten und nur zu oft das hübſche Lärvchen einer jungen Schauſpielerin die entſcheidenden Hebel ſind. Auch dieſe Hoftheater, deren urſprüngliche Idee ganz löblich war, ſind entartet und haben ſich überlebt. Das große Frankreich hat für das Schauſpiel ein einziges quasi Hoftheater, das Theater Français, Italien und England haben gar keins, und in Deutſchland giebt es ein paar Dutzend Hoftheater, ſogar in Schwarzburg-Sondershauſen und in Sachſen-Meiningen. Soll die dramatiſche Kunſt in Deutſchland ſich noch einmal heben, ſo müſſen vor Allem die Hoftheater abgeſchafft werden, und ich rechne darauf, daß auch dieſe heilſame Reform im Gefolge der ſich vollziehenden deutſchen Einheit und mit dem Erlöſchen der Kleinſtaaterei kommen wird. Selbſt ein Goethe konnte an der Spitze eines ſolchen Hoftheaters nichts Bedeutendes leiſten und mußte endlich doch dem Einfluſſe einer Maitreſſe und eines — Hundes weichen.

* * *

Abends.

Mein letzter Rundgang durch Rom ist beendet; — ich habe Abschied genommen von Allem, was mir hier werth und theuer geworden ist. Im Pantheon, meinem Lieblingstempel, in dem all' der hineingeklebte läppische Kirchenaufputz den großen, erhabenen Charakter des antiken Gebäudes nicht verwischen kann und das man jedesmal mit neuer Bewunderung betrachtet, predigte ein Mönch sehr eindringlich über Himmel, Hölle und Fegefeuer, von denen er wohl eben so viel weiß, als ich von den Dingen, die jetzt auf dem Monde vorgehen mögen, und als er fertig war, knieten drei andere Priester vor einen mit vielen Lichtern besteckten Altar, hinter ihnen ein Dutzend alter Weiber, und sangen oder vielmehr plärrten einen Rosario. Das eintönige, unharmonische Geplärr dieser Litanei trieb mich bald hinaus.

Auch das Haus an der Ripetta, wo Goethe von der schönen Mailänderin, seiner wahrsten und aufrichtigsten Liebe, Abschied für immer nahm, habe ich wieder gerührt betrachtet. Es liegt den Treppen der Ripetta gegenüber, dicht neben der Kirche, und ist dort das einzige Haus, welches einen Mezzanin (französisch Entresol) hat. Die Liebe des Mannes Goethe zu der schönen Mailänderin ist die reizendste Episode in der italienischen Reise. Er erzählt, wie er sie im Seebade Castel Gandolfo kennen lernt und sich in die anmuthige Erscheinung verliebt; wie er erfährt, daß sie die Braut eines Andern sei, und er sich nun zurückzieht; wie dieser Andere das Mädchen verläßt, sie darob in eine schwere lebensgefährliche Krankheit verfällt, während welcher Goethe sich täglich nach ihrem Befinden erkundigen läßt; wie er die Genesene, noch schöner als zuvor, endlich bei Angelica Kauffmann wiedersieht und sie ihm ihren Dank für seine lebhafte Theilnahme ausspricht, und wie er endlich vor der Rückreise nach Deutschland von ihr Abschied nimmt. Allein ihr Bruder ist gegenwärtig, „und der Abschied schloß sich in freundlicher, mäßiger Prosa" — aber so prosaisch sollte diese schönste Liebe Goethe's doch nicht enden, denn nun erzählt er weiter:

„Als ich vor die Thür kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war gar nicht hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können. „Man will mich nicht von Euch

wegführen, ſeht Ihr," rief ich aus, „man weiß, ſo ſcheint es, daß ich ungern von Euch ſcheide." — Was ſie darauf erwiderte, was ich verſetzte, den Gang des anmuthigſten Geſprächs, das, von allen Feſſeln frei, das Innere zweier ſich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenöthigtes, lakoniſches Schlußbekenntniß der unſchuldigſten und zarteſten wechſelſeitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen iſt." —

So ſchied Goethe von der ſchönen Mailänderin, ſeiner wahrſten und reinſten Liebe, kehrte nach Weimar zurück und heirathete dort — die Chriſtiane Vulpius. — „Wahrheit und Dichtung" — Poeſie und Proſa — ſie wechſelten gar wunderbar in Goethe's Leben.

Und da wäre ich denn wieder bei Goethe, von dem ich heute gar nicht los kommen kann; es ſcheint faſt, als ob Rom und Goethe mir unzertrennliche Begriffe werden ſollten.

Lebe wohl, du ſchönes Rom! und laß mich ſcheiden mit der tröſtenden Hoffnung, daß es mir vergönnt ſein wird, dich noch einmal wieder zu ſehen. — „Neapel ſehen und dann ſterben!" ſagt der italieniſche Volksſpruch, — ich aber rufe: „Rom ſehen und dann erſt recht leben!" Lebe wohl, ewige Stadt! ich werde deiner ſtets in dankbarer Erinnerung gedenken. Vale ac fave!

Von Rom nach Neapel.

„Ruhig Blut, Anton!“ — Italieniſcher Winter. — Polizei-Formalitäten. — Durch die Campagna. — Ein deutſcher Legionär. — Die päpſtlichen Truppen gegen die Briganti. — An der Gränze in Ceprano. — Waggonwechſel. — Paßviſitation und officieller Humbug. — Der Veſuv. — Einfahrt in Neapel. — Gepäck-Nicht-Viſitation. — „Hôtel de Genève.“ — Bevorſtehende Ankunft des Kronprinzen. — Bulletins über das Befinden des Veſuv. — Die Eruption zu Ehren des Kronprinzen. — Der junge Schwabe und der Champagner-Reiſende.

Neapel, 15. November 1868.

„Ruhig Blut, Anton!“ Dieſen echt deutſchen Kernſpruch muß ich mir täglich, ja ſtündlich zurufen, ſeit ich in Neapel bin, denn die Maſſe der neuen Eindrücke wirkt geradezu verwirrend, ja betäubend auf das Gemüth. Erwarten Sie daher heute von mir noch keinen geordneten Bericht, ſondern laſſen Sie mich Ihnen nur in Kürze melden, daß ich am Abend des 13. in Neapel ankam, daß der Veſuv uns ſchon von zwei Stationen vor Neapel aus mit dem brillanteſten Feuerwerk von Girandolen und Schwärmern begrüßte, daß ich auf dem ganzen Wege von Rom bis Neapel durch die ſchneebedeckten Alpengipfel der Schweiz fuhr und endlich um 7 Uhr Abends müde und matt mit halberfrorener Naſe in Neapel ankam. Das klingt zwar etwas confus, iſt aber die reine Wahrheit.

Nach einigen regneriſchen Tagen hatten wir in Rom zwei Nächte mit heftigen Donnerwettern gehabt, und mit dieſer Abkühlung der Atmoſphäre war der italieniſche Winter eingetreten. Der Morgen des 13. war wunderbar ſchön, die Sonne ſchien in voller Pracht, aber es war kühl, und der Thermometer, der des Morgens bis auf 6 Grad Réaumur über Null gefallen war, konnte es ſelbſt bis Mittag nicht über 13 Grad bringen. Es war Freitag und der Dreizehnte, — zwei Daten, die die abergläubiſchen Römer vom Reiſen abhalten, und ſo war Ausſicht da, in nur ſchwach beſetzten Waggons deſto bequemer fahren zu können, was ſich auch ſpäter ſo beſtätigte.

Im Bahnhofe fanden die gewöhnlichen römiſchen Paß-Formali-

täten statt; kein Mensch wollte die Bagage registriren oder Fahrbillets verkaufen, ehe der „Passaporto" nicht in Ordnung sei. Ich mußte also zuerst zum Signor Commissario dell' Ispezione dei Passaporti, der in einem großen Bureau auf einer Estrade thronte; dieser besah den Paß von allen Seiten, überzeugte sich, daß derselbe von der Direzione Generale am Monte Citorio gehörig visirt sei, und gab mir dann, indem er den Paß behielt, einen Empfangschein, worauf stand, daß gegen Rückgabe dieses Scheines mir der Paß an der päpstlichen Gränze, auf der Station Ceprano, zurückgestellt werden würde. — Jetzt erst, als ich diesen Zettel zeigte, wurde meine Bagage angenommen und ich konnte an der Kasse Billets lösen. Die Fahrt durch die Campagna mit ihrer majestätischen Stille und Einförmigkeit, nur unterbrochen durch weidende Büffelheerden, deren Hirten zu Pferde mit langen Lanzen, hohen Leder-Gamaschen, Schurzledern von Ziegenhäuten und den wilden, sonnengebräunten Gesichtern die herrlichsten Titelkupfer zu einer neuen Auflage des einst so beliebten „Rinaldo Rinaldini" abgegeben hätten, war wunderbar schön. Hie und da stiegen in der stillen, menschenleeren Einöde die Trümmer römischer Grabmäler, meist als Nothhütten von Hirten bewohnt, die langen Bogen der kaiserlichen Wasserleitungen und andere Ruinen auf, und man ward nicht müde, rechts und links hinaus zu sehen und immer Neues und Malerisches zu bewundern.

Unter den wenigen Reisenden befand sich auch ein junger, hübscher Unterofficier der Legion d'Antibes; als er uns Deutsch sprechen hörte, setzte er sich gleich zu uns und gab sich als Deutschen zu erkennen. Er war der Sohn einer wohlhabenden Familie in Paderborn, hatte studirt, aber ein Brustleiden mit heftigen Blutstürzen hatte seine Laufbahn unterbrochen, und nachdem er alle Mittel, das Bad Lippspringe und Anderes vergeblich versucht hatte und von den Aerzten so gut wie aufgegeben war, rieth ein Hausfreund, den jungen Kranken nach Italien und zwar womöglich nach Rom zu schicken. So war er vor acht Jahren nach Rom gekommen und unter dem wohlthätigen Einflusse des Klimas so gründlich hergestellt worden, daß er, vom Thatendrange und der Jugendkraft gedrängt, in die neu gegründete Legion d'Antibes trat, — um so mehr, als sein römischer Arzt ihm gerathen hatte, nicht vor erreichtem Mannesalter in das rauhe Klima Norddeutschlands zurückzukehren. Da die Legion d'Antibes nur aus guten Katho-

liken gebildet wurde und die Paderborner auf dieses Prädicat mit vollstem Recht Anspruch machen können, so fand seine Annahme keine Schwierigkeiten und er avancirte auch schnell zum Sergeanten, — aber Officier zu werden hatte er keine Aussicht, denn die Officierstellen werden nur mit Franzosen besetzt, da die „Legion franco-romaine", wie sie officiell heißt, stets als ein französisches Corps und als ein Bestandtheil der grande Armée de l'Empire français betrachtet wird. — Er gefiel sich übrigens in dieser Thätigkeit, hatte die Schlacht bei Mentana und mehrere Züge gegen die Räuberbanden mitgemacht, und klagte nur über die Langeweile in ihrer Garnison in Albano, wo es keine andere Zerstreuung als die Jagd gebe. Aber im Herzen war er doch ein guter Preuße und Deutscher geblieben, erkundigte sich auf das angelegentlichste nach Bismark's Gesundheit, und sprach seine Hoffnung und Zuversicht aus, daß es diesem großen Manne doch noch gelingen werde, ein großes, ganzes und einheitliches Deutschland zu gründen. „Dann," sagte er, „dann kehre ich auch nach Deutschland zurück, und wenn alle Aerzte: Nein! sagen." — Wir plauderten lange, und was er mir von dem desolaten Zustande der Garibaldi'schen Freischaaren von 1868 erzählte, bestätigte nur, was ich schon von anderer Seite mehrfach gehört hatte. In Albano schieden wir mit deutschem Händedruck und der lebhaft ausgesprochenen Hoffnung, uns in dem neuen, einheitlichen Deutschland wohl einmal wieder zu begegnen.

Ich hatte, in's Gespräch vertieft, zuletzt wenig auf die Gegend geachtet, um so größer war die Ueberraschung, als ich nun auf der Fahrt von Velletri nach Anagni die ganze Gebirgskette von Subiaco bis Monte San Giovanni mit dickem Schnee bedeckt sah, der in der hellen Novembersonne blitzend funkelte und dem ganzen Gebirge das Aussehen einer Kette von Alpengletschern gab. — In Sgurgola stieg ein Detachement päpstlicher Soldaten, aus Sergeant, Corporal und 15 Mann bestehend, in die Waggons und fuhr, die geladenen Gewehre zwischen den Knien haltend, bis Ferentino mit. Ob sie auf diesem Wege, wo die Eisenbahn sich durch tiefeingeschnittene, öde Gebirgsschluchten windet, als Bedeckung mitfuhren, oder ob sie, auf einer Räuberjagd begriffen, mit der Bahn schnell dorthin, wo es Arbeit für sie geben mochte, befördert wurden, konnte ich nicht herausbringen, aber das Aussehen dieser braven Leute war wirklich originell. Ein preußischer Lieutenant würde vor Entsetzen in Ohnmacht fallen, wenn man ihm so adjustirte Soldaten vorstellen würde,

und ich glaube auch wirklich nicht, daß seit Napoleon's Rückzuge aus Rußland etwas Aehnliches in militärischer Uniformirung vorgekommen ist. Unsere ersten Volontair-Regimenter aus Illinois und Indiana in 1861 waren, dagegen gehalten, Gardetruppen, denn jeder Volontair hatte doch wenigstens Stiefel an und eine warme Wolldecke auf den Schultern; diese armen Teufel, die Tag und Nacht in den Gebirgsschluchten herumkriechen und auf die Briganti Jagd machen müssen, hatten die Beine und Füße mit wollenen Lappen umwickelt, wie die Ciocciaren, unter dem Fuße ein starkes Stück Leder, das durch um die Waden bis zum Knie geschnürte Riemen festgehalten wird. Dazu hatte jeder Mann irgend eine beliebige, bis zum Knie aufgekrempte Hose, eine alte Jacke, jede von einer andern Farbe. — Hemd und Halsbinde schienen, als Luxusartikel, beseitigt zu sein. Was dem Corps noch einen uniformirten Anstrich gab, waren die zwar alten, aber doch gleichen Käppchen, der Gürtel mit 30 scharfen Patronen um den Leib und die Commißgewehre. So sahen diese päpstlichen Vaterlandsvertheidiger aus, und nur der Sergeant hatte den schwachen Anschein einer Uniform auf sich.

Indessen mag ihr beschwerlicher Dienst, bei dem sie oft acht Tage lang in Gebirgshöhlen und Felsschluchten bivouakiren müssen, ein solches Costüm rechtfertigen, und dann macht ja überhaupt die Uniform allein noch nicht den Soldaten; — wie denn einst auch König Ferdinand von Neapel, als man ihm Plan und Zeichnungen zu einer neuen Uniformirung der neapolitanischen Armee vorlegte, ärgerlich ausrief: „Ach was! zieht sie blau, grün, roth, weiß oder gelb an, — sie werden doch davonlaufen.“ — Aber besser gegen die Witterung könnten diese Leute doch geschützt sein, denn der Schneefall und die Kälte hatte die Armen noch unangenehmer überrascht, als uns abgehärtete Nordländer, und sie froren ganz gewaltig.

In Ceprano, der Gränzstation, erhielten die Reisenden ihre Pässe wieder, und zu gleicher Zeit wurden die Waggons gewechselt. Denn päpstliche Waggons dürfen nicht in das ketzerische Italien fahren, sondern kehren an der Gränze um, und wir wurden in k. ital. Waggons transferirt, die bedeutend schlechter und schmutziger waren. Eine gute halbe Stunde ging so verloren, eine andere halbe Stunde in dem italienischen Gränzorte Isoletta, wo alle Koffer wieder aus den Gepäckwagen in das Bureau getragen, dort angeblich visitirt oder eigentlich nicht visitirt wurden, — dann

wieder auf dem Rücken der Träger zum Gepäckwagen geſchleppt und hineingepackt wurden. Hier in Iſoletta beſteht auch, ausnahmsweiſe gegen das übrige Italien, ein Uffizio dei Paſſaporti, — vermuthlich als Repreſſalie gegen die päpſtlichen Paßplackereien, und ein Beamter, begleitet von zwei Gensdarmen, machte die Runde an den Wagen und ließ ſich die Paſſaporti vorweiſen. Als er den meinigen entfaltete, ſtarrte er ihn ſehr verlegen an und fragte dann endlich: „Ma questo è Inglese?“ — worauf ich ein kühles: „Si, Signore!“ erwiderte. Er ſah den Paß nun hinten und vorn an, ohne eine Silbe davon verſtehen zu können, und gab mir ihn endlich etwas ärgerlich zurück, worauf die zwei Gensdarmen erſt ihren Chef und dann mich lächelnd anſahen. — Und dieſe ſtupide Formalität nennt man Paßviſitation und bezahlt dafür eigens Beamte. — Ich hätte ganz gut Mazzini oder irgend ein anderer, von der Polizei vervehmter Revolutionär ſein können; dieſer Beamte mit ſeiner Paßviſitation und ſeinen zwei Gensdarmen hätte mich nicht abhalten ſollen, in die k. Provinz Neapel einzudringen. Es giebt doch noch vielen officiellen Humbug in der Welt!

Innerhalb der italieniſchen Gränze mehrte ſich nun die Zahl der Reiſenden, meiſtens Jagdliebhaber, die nach Neapel zurückkehrten, wobei die Herren Jagdhunde immer ganz ungenirt vor ihren Herren in die Coupés ſprangen und ſich unter und auf die Füße der Reiſenden legten. Von der Einrichtung ſpecieller Hundekäfige ſcheint man auf den neapolitaniſchen Eiſenbahnen noch keine Kunde zu haben, — die Herren Hunde fahren als blinde Paſſagiere mit. Im raſchen Fluge ging es nun über Aquino, vorbei an dem auf einem hohen, ſteilen Felſen maleriſch gelegenen Benedictinerſtifte Monte Caſſino nach Capua, in deſſen Wohlleben einſt Hannibal's Heer während der Winterquartiere vollſtändig demoraliſirt wurde, und es ward allmälig dunkel und ſehr kalt. Dafür tröſtete uns einigermaßen der Veſuv, der ſchon von Caſerta ſeinen rothen Flammenſchein in die Waggons leuchten ließ, wobei man ſich wenigſtens einbilden konnte, daß das ein großer, gut geheizter Ofen ſei. Dabei ſtanden nach gut italieniſcher Art alle Fenſter offen und den Reiſenden nicht einen Augenblick der Mund ſtill, ſo daß man bei dem lauten Schreien und lebhaften Geſticuliren ſchon einen Vorgeſchmack von dem entſetzlichen Lärm Neapels bekam. Endlich blinkten die Gasflammen Neapels durch die Nacht,

das Meer ward sichtbar, in dem sich die dunkle Gluth des Vesuv abspiegelte, und wir fuhren in den Central-Bahnhof ein.

Nochmalige Gepäckvisitation wegen der städtischen Accise. Scene: Eine große Halle mit langen Tischen, auf denen alle Koffer der Reisenden bereits aufgeschichtet sind; — durch die endlich geöffneten Thüren dringen die Reisenden ungeduldig herein und recognosciren ihre Gepäckstücke. Ein Fachino mit dem Schilde seiner Nummer steht neben mir: „Geben Sie," sagt er ganz laut zu mir, „dem Herrn etwas, und es wird gar nicht visitirt." Der Herr Beamte bei meinen Koffern, die ich gerade aufschließen will, nickt zustimmend, — ich schiebe ihm einen Franc hin. — „Wie viel?" schreit der Fachino, der vermuthlich mit dem Beamten das Geschäft in Compagnie betreibt. „Un Franco," sagt dieser, und: „Va bene!" schreit der Fachino, packt meine Koffer auf und schleppt sie zum Omnibus des „Hôtel de Genève", wo er sich für diesen Dienst wieder einen Franc bezahlen läßt. — Müde, matt und halb erfroren, läßt der Reisende Alles über sich ergehen, um nur so bald als möglich in das Hôtel zu kommen, und siehe da! wir sind da und gut aufgehoben.

Das „Hôtel de Genève", schon früher den Italienfahrern unter des tüchtigen Monsieur Monnier Leitung rühmlichst bekannt, steht jetzt unter der Führung der Gebrüder Isotta, die auch die Hôtels „de France" und „National" in Genua leiten. Es liegt an der lebhaften Piazza Medina, nahe am Toledo und allen Hauptpunkten der Stadt, und läßt, was schöne Zimmer, gute Betten, Bedienung, Reinlichkeit und eine vorzügliche Table d'hôte betrifft, nichts zu wünschen übrig. Ich kann es meinen nach Italien reisenden Landsleuten mit gutem Gewissen empfehlen, sie werden sich da heimischer und wohler fühlen, als in den Hôtels „de l'Amerique", „de New-York," „Washington" u. a. in dem sogenannten Fremdenviertel Chiatamone, wo der englische Mylords-Tic vorherrschend ist und man nicht besonders berücksichtigt wird, wenn man nicht mit einem Courier, zwei Chambermaids, zwei Footmen und einem Groom angefahren kommt. Gestern und heute habe ich angefangen, mich in dem Straßengewirre Neapels zu orientiren, und hoffe in einigen Tagen hier so heimisch zu sein, wie ich es bereits in Rom war. Zwar sind auch hier die Berge oberhalb Capuas mit Schnee bedeckt, aber er verschwindet schon heute unter dem Einflusse der sehr heißen Sonne. Den gewaltigen Eindruck,

den dieſe zauberiſche Stadt und die reizend ſchöne Umgebung der Bai von Neapel auf den aus dem Norden Kommenden machen, kann ich mit Worten nicht beſchreiben; — auch die überſchwänglichſten Ausdrücke klingen noch zu kühl. — Ich komme gerade zur rechten Zeit, denn Neapel wird in dieſen Tagen noch lebhafter werden; — am nächſten Sonntage, den 22. d., hält der Kronprinz Humbert mit der Kronprinzeſſin Margherita ſeinen feierlichen Einzug in Neapel und wird, um die unzufriedenen Neapolitaner für den Verluſt des früheren königlichen Hofes zu entſchädigen, längere Zeit hier reſidiren. Dieſes Ereigniß, das feſtlich begangen werden ſoll, bildet das Hauptthema aller Geſpräche, dann kommt der Veſuv, der wieder ſehr unruhig wird und der beſonders die Touriſten intereſſirt, die ſehnſüchtig auf eine neue Eruption warten. Zu dem alten Krater und dem neuen, im Frühjahr 1868 entſtandenen, hat ſich in dieſen Tagen ein dritter Kegel geſellt, der plötzlich aufbarſt und ſeine Lava nach den Hügeln von Ottoiano zu ausfließen läßt. — Alles deutet die Möglichkeit einer Eruption an, und das Obſervatorium auf dem Vulkan meldet in den officiellen Bulletins über das Befinden des erhabenen Patienten, daß die Beobachtungs-Inſtrumente ſich in einer beſtändig vibrirenden Bewegung befinden und die Erderſchütterungen ununterbrochen fortdauern.

Natürlich giebt dieſe Erwartung der kommenden Dinge Stoff zu Spaß und Myſtificationen, die beſonders gegen die „Greenhorns" gerichtet ſind. — So war an der Table d'hôte des Hôtels geſtern ein junger Schwabe, der Italien im Fluge durcheilt, ſich nur in den großen Städten zwei Tage lang aufhält, in einem Monat ganz Italien durchreiſt hat und nun, ſeit achtundvierzig Stunden in Neapel, erklärte, morgen abreiſen und ſich per Dampfſchiff direct nach Marſeille einſchiffen zu wollen, um von dort über Paris nach dem geliebten Schwabenlande zurückzukehren, wo ihn Papa und Mama beſtimmt zum Weihnachtsabende erwarteten. Eine luſtige Tiſchgeſellſchaft von lauter Deutſchen hatte den jungen Schwaben in der Mitte und redete ihm zu, doch noch länger hier zu bleiben. Als alles Zureden nichts fruchten wollte, erhob ſich ein Champagner-Reiſender und ſetzte ihm mit dem dieſen glücklichen Touriſten eigenthümlichen Humor auseinander, was er Alles verliere, wenn er nicht länger bleibe. „Denken Sie nur," ſagte er, „zur Feier des Empfangs des Kronprinzen von Italien findet eine

große Eruption des Vesuv statt und Sie werden diese nicht sehen, wenn Sie abreisen. Was wird man in Heilbronn dazu sagen?" — „Ach! gehen Sie doch mit solchem dummen Geschwätz!" replicirte der ungläubige Schwabe, — „es ist ja Alles nicht wahr." — „Sie wollen es nicht glauben?" fiel der Champagnermann sich ereifernd ein; „gut! wir wollen ganz Unpartheiische fragen." Und sich an einen Italiener wendend, fragte er diesen auf Italienisch: „Verzeihung, Signore! aber dieser junge Mann will es nicht glauben, daß zum Empfange des Principe Umperto große Feste, Feuerwerk und Illuminationen stattfinden werden." — „Ma sicuro!" entgegnete der Italiener, „die ganze Nationalgarde wird ausrücken und es werden „grande e bellissime feste" sein!" — „Sehen Sie nun?" fragte triumphirend der Champagner-Reisende den Schwaben, der kein Wort von dem italienischen Dialoge der Beiden verstanden und nur die lebhafte Bejahung des Italieners begriffen hatte. Halb und halb war er nun überzeugt und fing an, an die Eruption des Vesuv zu Ehren des Kronprinzen zu glauben, — dann aber nach längerem Nachdenken raffte er sich plötzlich zu der Frage empor: „Ja, aber man kann doch nicht eine Eruption machen!" — „Was? nicht?" donnerte ihn der Voyageur an, „da sieht man, wie wenig Sie von den vulkanischen Zuständen verstehen. Haben Sie schon einmal ein Brechmittel genommen? Ja? Nun gut! Sehen Sie, das wird so gemacht. Die Municipalität hat ein großes Faß von ganz dickem Eisen machen lassen, das wird mit zwanzig Centner Sprengpulver gefüllt und in den Krater des Vesuv hinabgerollt. Der Berg, empfindlich wie er ist, kann eine solche schwere Pille in seinen Eingeweiden ohnehin nicht vertragen, — sowie das Eisen glühend wird, explodiren die zwanzig Centner Pulver und die Eruption folgt nach, ganz wie bei einem Brechmittel."

Jetzt brach die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter aus, und der Schwabe, feuerroth im Gesicht, sprang vom Tische auf, und mit einem: „'s ischt Alles dummes Zeug. Lassen Sie mich in Frieden!" stürzte er zur Thür hinaus.

Doch genug! Es ist heute Sonntag, die ganze Bevölkerung in festlicher Bewegung auf den Straßen und die Sonne scheint zu schön, der Himmel ist zu blau und die Natur zu einladend, um noch länger am Schreibtische zu sitzen. — Ich eile hinaus in's Freie, und in einigen Tagen, wenn ich mich etwas eingelebt und

die ersten Eindrücke überwunden habe, erhalten Sie ausführlicheren Bericht von mir.

Die Eruption des Vesuv.

Ein Glückskind. — Das Haus Leupold frères. — Die Tage vom 14. bis zum 21. November. — Nach Portici. — San Giorgio a Cremano. — Mein Kutscher. — Die Flüchtenden. — Die Führer. — Am Fuße des Lavastromes. — Das Haus des Pfarrers. — Hund und Katze. — Ein zerstörtes Casino. — Rast am Abend. — Verabschiedung der Führer. — Das nächtliche Schauspiel. — Die Heimfahrt. — Ein durchgegangenes Gefährt. — La povera creatura. — Die Bottiglia. — Nachschrift.

Neapel, 19. November 1868.

Mit der Vesuv-Eruption zu Ehren des Kronprinzen von Italien ist es nun doch Ernst geworden. Ich bin auf dieser Reise überhaupt ein Glückskind und meine kühnsten Wünsche erfüllen sich auf das schönste. Was kann man mehr verlangen, als daß selbst die kühnsten Table d'hôte-Scherze humoristischer Champagner-Reisender in thatsächliche Erfüllung gehen. So bin ich denn auch nach Neapel gerade zur rechten Zeit gekommen und habe einem Naturschauspiele beiwohnen können, um dessen Genuß mich Tausende von Reisenden mit Recht beneiden mögen.

„Sie sind ein wahres Glückskind. Andere Touristen sitzen hier Wochen, Monate, ja Jahre, warten auf einen Ausbruch des Vesuv und reisen wieder ab, ohne etwas Anderes gesehen zu haben, als bei Tage eine Rauchwolke und bei Nacht einen matten Gluthschein. Sie aber kommen kaum an, und am andern Tage präsentirt sich Ihnen eine der großartigsten Eruptionen, wie wir sie in solcher Macht und Ausdehnung seit langen Jahren nicht gehabt haben. Sie können wirklich von Glück sprechen!“ So apostrophirte mich am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Neapel Herr Leupold, Chef des geachteten hiesigen deutschen Handelshauses „Leupold frères,“ als ich ihm meinen Empfehlungsbrief von seinem Hause in Genua überbrachte. Ich hatte in Genua den Senior dieser höchst achtbaren Firma, den General-Consul des

Norddeutſchen Bundes, Herrn H. O. Heinrich Leupold, nicht mehr angetroffen, da derſelbe auf einer Reiſe durch Deutſchland, England und Frankreich abweſend war, war aber von dem jüngeren Bruder und Geſchäftstheilhaber deſſelben mit ſolcher Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit aufgenommen worden, daß mir nichts zu wünſchen übrig blieb.

Der Veſuv und ſeine jetzige Eruption waren natürlich der Hauptgegenſtand unſeres Geſprächs, und ich erhielt von dem wohlunterrichteten Manne manche werthvolle Belehrung. Allein ſelbſt ſehen iſt die Hauptſache, und ſo beſchloß ich, ſo bald als möglich auf den Schauplatz der Eruption zu eilen.

Schon beim Ankommen hatte von der Station Caſerta an der Veſuv meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt; es war bereits vor Capua Nacht geworden, und durch dieſe trat nun der gluthrothe Gipfel des Veſuv in furchtbarer Macht hervor. Je näher der Zug Neapel kam, deſto impoſanter wurde das Schauſpiel; immer ſchärfer zeichnete ſich der glühende Krater am dunkeln Horizonte ab, und Feuergarben, glühende Steine und dicke Rauchwolken entwirbelten wie die Schwärmer, Raketen und Girandolen eines Feuerwerk-Bouquets dem feurigen Schlunde. Ein Neapolitaner, der im Coupé mit uns ſaß, bemerkte, ſo unruhig habe er den Veſuv ſchon lange nicht geſehen, das gebe zuverſichtlich eine große Eruption. Das war am 13. November Abends, und der Mann hatte Recht gehabt.

Schon am 14. begann die unterirdiſche Thätigkeit des Berges ſich mit furchtbarer Gewalt zu entwickeln, und am 15. erhob ſich auf dem Atrio di Cavallo, dem oberen Gebirgsſattel unterhalb des alten Kraters, ein neuer Kegel, der mit einer furchtbaren Exploſion aufborſt und nun einen glühenden Lavaſtrom über den Gebirgsſattel ergoß, der ſich langſam, aber unaufhaltſam abwärtsſchob. Der zweite Krater, der ſich im Winter dieſes Jahres bei der letzten Eruption gebildet hatte, ward durch die Steine und die Aſche dieſes neuen Ausbruchs ganz zugeſchüttet, und die ganze Gewalt der Eruption concentrirte ſich nun auf dieſen neuen Krater, während der alte Hauptkrater auf dem Gipfel des Berges nur eine dickqualmende, mit Feuerſtreifen durchzogene ſchwarze Rauchwolke ausſtieß.

Von Neapel aus konnte man den neuen Krater nicht ſehen, da er ſich auf der Nordoſtſeite des Berges befand, aber die dem-

ſelben entſtrömende Lavafluth wendete ſich gegen den Foſſo di Faraone, gegen Südoſten, auf demſelben Wege, den die Lava von 1855 genommen hatte, und war von nun an von der Stadt aus ſichtbar. Von meiner Wohnung am Molo, wo ich die herrlichſte Ausſicht über den Hafen und den ganzen Golf von Neapel habe und das zauberiſche Panorama von halb Neapel, Portici, Reſina mit dem Kegel des Veſuv dahinter, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, Caſtellamare, Sorrent und die Inſel Capri vor mir liegt, konnte ich das wunderbare Schauſpiel Tag und Nacht betrachten. Bei Tage verhüllten die dicken Rauchwolken oft jede Ausſicht, bis ein lebhafter Wind ſie auf Stunden hinwegfegte, bei Nacht aber war der Anblick ein furchtbar großartiger. Meer und Horizont waren von dunkler Gluthröthe gefärbt; wie ein feuriger Waſſerfall ſenkte ſich der breite Lavaſtrom über den ſteilen Abhang hinab und zertheilte ſich nun tiefer unten, wo das Terrain ſchwächer abſchüſſig war, in mehrere Arme, die wie feurige Schlangen verderbenbringend fortzüngelten. Aus dem Hauptkrater ſtieg eine ſchwere, dicke, ſchwarze Rauchwolke, nur durch einzelne Blitze erhellt, thurmhoch empor, und von Zeit zu Zeit aus der Lavafluth auflodernde Feuerſäulen erhellten Augenblicke lang die nächſte Umgebung. Von meinem Bette aus hatte ich den Veſuv gerade vor Augen, und Neugier, Aufregung und Ueberraſchung verſcheuchten jeden Schlaf.

Nun litt es mich nicht länger in Neapel, ich wollte an Ort und Stelle ſehen, was ich aus der Ferne mit Erſtaunen betrachtet hatte. An eine Beſteigung des Berges war nicht zu denken, die Straße, die zum Eremiten führt, war bereits von der Lava überzogen, und wenn man ſelbſt, allen Mühen und Gefahren trotzend, das Piano delle Gineſtre hätte erreichen können, ſo befand man ſich in dicken Rauch- und Aſchenwolken und konnte weder aufwärts noch abwärts etwas ſehen. So beſchloß ich denn, mich an den Fuß des Lavaſtromes zu begeben, und nachdem ich mich in der deutſchen Buchhandlung der Herren Detken und Rocholl, deren gefällige Beſitzer mir alle wünſchenswerthe Auskunft gaben, mit einer guten Karte der Umgebung von Neapel verſehen hatte, fuhr ich am 18. mit der Eiſenbahn nach Portici. Gleich beim Austritt aus dem Bahnhofe fuhren mir ein halbes Dutzend Droſchken in den Weg, deren Führer mit echt neapolitaniſcher Zungengeläufigkeit und ſüdlich lebhafter Geſticulation ſich die angekommenen

„Eccellenze" (denn weniger als Excellenz iſt man hier nicht) ſtreitig zu machen ſuchten. Endlich ſprang ich in ein Cabriolet, deſſen Lenker durch ein: „Für einen Franc fahre ich Eure Excellenz bis an den Fuß der Lava!" allen ſeinen Mitbewerbern den Rang abgelaufen hatte, und fort ging es, wie eben nur neapolitaniſche Kutſcher fahren, immer in geſtrecktem Galopp durch die endlos langen Straßen von Portici und dann eine lange Pappelallee nach San Giorgio a Cremano.

Unterwegs ſchon hatte ſich mir der Kutſcher als ein gewandter, mit der Gegend wohlbekannter Mann erwieſen, und da wir bereits eine Stunde gefahren waren, ohne San Giorgio erreicht zu haben, ich Abends ſo lange als nur möglich auf dem Berge bleiben wollte, nach 8 Uhr Abends keine Eiſenbahnzüge mehr gehen und ich an die Schwierigkeiten der Rückkehr nach Neapel dachte, nahm ich ſeinen mir indeſſen gemachten Vorſchlag, für 10 Francs ganz zu meiner Dispoſition zu bleiben und mich zu jeder beliebigen Stunde vor oder nach Mitternacht nach Neapel zurückzuführen, gern an. In San Giorgio ſtiegen wir bei der letzten Oſteria aus, denn weiter durften keine Wagen paſſiren, um den Bewohnern des Bergabhanges, die ihre Habſeligkeiten wegſchafften, die ohnehin ſchmalen Dorfwege nicht zu verſperren, verſahen uns zu den von Neapel mitgenommenen Lebensmitteln noch mit ein paar Flaſchen trefflichen Veſuvweins und traten nun unſere Fußwanderung an. An der Oſteria hatte ſchon ein ganzer Haufen für die Gelegenheit improviſirter Führer den Wagen umdrängt und mit lautem Geſchrei den „Eccellenzas" ſeine Dienſte angeboten. Auf die Empfehlung des Kutſchers wählte ich einen derſelben, gab ihm den Wein und unſere Mäntel zu tragen, konnte aber trotz alles Proteſtirens nicht verhindern, daß ſich noch ein anderer angeblicher Führer uns anſchloß und rüſtig mitſchritt. Schon auf dem Bergabhange kamen uns die Bewohner der bedrohten Gegend, Betten, Schubladen, Thüren, Fenſter, Fäſſer, abgehauene Oelbäume auf den Köpfen tragend, entgegen, die Weiber weinend und klagend, die Männer fluchend, die Kinder lachend und jubelnd. Die Aermſten ſuchten vor dem herannahenden Feuermeere wenigſtens was von ihren Habſeligkeiten beweglich war zu retten: das Haus, in dem ſie lange Jahre gewohnt, den Weinberg, die Oelpflanzung, den Obſtgarten, die ſie mit ihrer Hände Arbeit und eiſernem Fleiße ſich zu einem kleinen Paradieſe geſchaffen, mußten ſie leider zurücklaſſen mit dem

Bewußtsein, ihr Eigenthum nie wieder zu sehen, denn in einigen Stunden, oft nur Minuten war es eine Wüste von Lavablöcken und Felstrümmern, der Schauplatz trostloser Verheerung, auf dem selbst die Gränzmarken des früheren Besitzthums nicht mehr zu erkennen sind, da Grenzsteine, Bäume, Mauern, Häuser, kurz Alles unter dem zerstörenden Tritte des Lavawalles bis zur Unkenntlichkeit vernichtet wird. Vor den großen Häusern der Weinberge am Wege standen Ochsenkarren mit leeren Fässern, in welche der aus den Kellern hastig in Eimern heraufgeschleppte Wein hineingegossen ward, nicht jedoch, ohne daß bei der übereilten Arbeit die Hälfte statt in's Spundloch auf die Erde und in breiten rothen Rinnen den Berg hinabfloß.

Da die Führer zur Besteigung des Vesuvs fast alle in Resina sind und dort unter polizeilicher Aufsicht, mit festgesetzter Taxe für ihre verschiedenen Dienste, stehen, — hier in San Giorgio sich aber ein Corps von Volontair-Führern gebildet hatte, über die keine solche Controle wacht, so fragte ich im Hinaufsteigen den Führer, wie viel er für seine Mühe verlange, aber die Antwort lautete: „Was Eure Excellenz mir geben wollen!" — Mit aller Mühe konnte ich kein anderes Wort aus ihm herausbringen, und da ich vorwärts wollte, so blieb nichts übrig, als mich auf seine Discretion zu verlassen. — Der andere, ungerufene Führer schritt indessen rüstig mit uns und suchte sich durch allerhand kleine Dienste nützlich zu machen.

Jetzt wurde der Schwefel- und Kohlendampf immer lästiger und die Hitze der Lava schon fühlbar, wir bogen aus dem Wege heraus um ein schon ausgeräumtes, selbst seiner Thüren und Fenster entkleidetes Haus herum in einen Weinberg, dessen Rebengelände mit Oel- und Feigenbäumen durchzogen waren — und standen plötzlich vor dem langsam heranrückenden Lavawalle. — Wie wenig trifft der Begriff, den man sich von einem Lavastrome macht, mit der Wirklichkeit zusammen! — Die Lavafluth tritt uns nicht als eine feurige, fließende Masse entgegen, sondern als ein zwanzig bis fünfunddreißig Fuß hoher Steinwall, gebildet aus theils schwarzen, theils dunkelroth glühenden Felsenblöcken, und dieser Wall, der, von der am Boden hinkriechenden flüssigen Lava getragen, durch die ungeheure Schwere der beständig nachströmenden Feuermasse getrieben, durch die Abschüssigkeit des Bodens befördert wird, rückt nun sichtlich, ungefähr zwei bis drei Fuß in der

Minute, — je nach größerer Steilheit des Bergabhanges auch schneller, — auf uns zu.

Fortwährend lösen sich im Vorwärtsschieben einzelne mächtige, glühende Blöcke von dem Gipfel des Walles ab und stürzen mit Getöse herab, Alles, was in ihrem Wege steht, augenblicklich in helle Flammen setzend, — oder es klafft in dem vordrängenden Felsenwalle plötzlich ein großer Schlund auf und eine feurige Lavagluth schießt, wie das flüssige Erz bei einem Glockenguſſe, brausend hervor, entzündet, was sie berührt, und wird, schnell zu Lavablöcken erkaltend, mit der übrigen Masse vorwärts geschoben. Es ist ein Anblick, so gewaltig und überraschend, so neu und überwältigend, daß man nur sprachlos staunend dastehen, das Großartige und Wunderbare der Erscheinung aber nicht mit Worten beschreiben kann. Auch diese Zeilen werden dem Leser kein anschauliches Bild von dieser gräßlich schönen Naturerscheinung geben; — so etwas muß *gesehen* werden.

Wir waren jetzt in einer der fruchtbarsten Gegenden am Abhange des Vesuv, in den sogenannten „Novellen", ganz mit Weinbergen, Oel- und Obstpflanzungen bedeckt, aus denen massive steinerne Bauerhäuser und hübsche Villen und Casinos anmuthig hervorleuchteten. Seit Menschengedenken waren diese Novellen von jeder Verwüstung des Feuerberges verschont geblieben, die verheerende Lavagluth von 1794, die furchtbaren Ausbrüche der fünfziger Jahre hatten sie nicht berührt, und jetzt war dieses reizende Paradies dem schrecklichen Schicksale preisgegeben, in einigen Stunden oder Tagen in eine trostlose Felsenwüste verwandelt zu werden. Der Lavawall, der, wie bereits bemerkt, eine Höhe von zwanzig bis fünfunddreißig Fuß erreichte, rückte in einer Breite von mindestens vierhundert Fuß in drei verschiedenen Armen auf uns zu und bewegte sich in der Thalsenkung, die la Fossa della Vetrana heißt, von Nordwest nach Nordost.

„Kommen Sie," rief mir ein Franzose zu, der wie ich und mein Reisegefährte vor wenigen Tagen erst von Rom gekommen war, — „kommen Sie, in drei Minuten wird das Haus des Pfarrers von der Lava überfluthet werden." Wir eilten durch den immer dichter werdenden Rauch und die unerträgliche Hitze, die uns die Haut im Gesichte aufzog, durch einen Hohlweg zwischen Weinbergen längs der Lavafluth bergaufwärts, immer aus unserm Defilé vorsichtig nach oben blickend und auf das Krachen und

Knattern der Lava horchend, — denn wehe dem Unglücklichen, der sich in einem solchen Hohlwege befindet, wenn die Lava den Rand desselben erreicht und sich nun mit schrecklicher Gewalt hineinstürzt! — auch die schnellsten Beine und die größte Geistesgegenwart dürften da nicht immer vor dem gräßlichen Feuertode retten.

Wir erreichten endlich den großen Weinberg des Pfarrers, in dessen Mitte das stattliche, auch schon ganz ausgeräumte Pfarrhaus lag. Der alte Pfarrer, in kurzer Jacke und Kniehosen, nur durch ein schwarzsammetnes Käppchen als Geistlicher kenntlich, bemühte sich, mit Hülfe einiger Männer die Weinpfähle auszureißen, um wenigstens diese als Brennholz zu retten. — Sein schwarzer Hund, ein kluges treues Thier, lief immer ängstlich bellend zu dem verlassenen Hause hin, dem ein über dreißig Fuß hoher Lavawall schon bis auf einen Fuß nahe gerückt war, — und dann wieder zu seinem Herrn zurück, an dem er bellend aufsprang, als wolle er ihn vor der herannahenden Gefahr warnen. — Das Haus stand öde und leer da, — nur die Hauskatze saß noch ganz gemüthlich auf der Thürschwelle des oberen Stockwerks, zu dem eine Treppe von außen führte. Der Pfarrer hatte sich soeben wehmüthig nach dem Hause gewendet, an dessen dicken Steinmauern sich die Lavablöcke immer höher aufdämmten, — er betrachtete das Heimwesen, in dem er, seit er Priester geworden, gewohnt und gewaltet hatte, mit tiefer Trauer im Ausdrucke zum letzten Male. — Neben dem Hause stand ein schöner junger Feigenstamm, — in wenigen Minuten mußte ihn die Lava zerstören, — ich wollte ihn lieber als Andenken mitnehmen. „Ist's erlaubt?" fragte ich. „Heute ist Alles erlaubt!" antwortete er, mit einem trüben Lächeln auf die Lava deutend. Während ich den Stamm abschnitt, fiel des Pfarrers Blick auf die Katze: „Rettet das arme Thier!" rief er Einem der Leute zu; — dieser eilte die Treppe hinauf, die Katze aber, durch das fremde Gesicht erschreckt, lief rasch in's Innere des Hauses hinein, und in demselben Augenblicke stürzte die an dem Hindernisse der Steinmauern thurmhoch aufgedämmte Lava mit furchtbarem Gekrach nach vorn über und überschüttete das flache Dach des Hauses mit einem Feuermeere. Der Mann auf der Treppe sprang mit einem lauten Schrei hinab, der Pfarrer und die Umstehenden bekreuzten sich, — aus den leeren Fensterhöhlen drangen dicke, qualmende Rauchwolken, — noch einige Minuten, und das ganze große Pfarrhaus war spurlos

verſchwunden, an ſeiner Stelle wälzte ſich ein hoher Wall von glühenden Lavablöcken weiter vorwärts.

Wir gingen jetzt, durch Weinberge und Obſtgärten kletternd, immer nur der Gränze des Lavadammes folgend, die ganze Breite des Feuerſtromes hinab, nachdem wir den Hohlweg, in welchem wir zum Pfarrhauſe hinaufgeſtiegen, auf dem Rückwege ſchon mit Lava ausgefüllt und überdeckt gefunden hatten. Auf dieſem langen und mühſamen Wege ſtarrte uns überall daſſelbe traurige Bild der Vernichtung und Verwüſtung entgegen; in einer Beſitzung war das elegante Caſino ſoeben unter dem Drucke der Lavablöcke zuſammengeſtürzt, aber die feurige Maſſe ſchien aus unbekannten Urſachen auf dieſem Punkte Raſt zu halten und nicht vorwärts gedrängt zu werden, denn die Trümmer des Caſinos wurden nicht überdeckt und vor der Lava eingeſchlagene Holzpfähle, die den Beſitzern als Warnungszeichen dienen ſollten, ſtanden unverletzt da. Dieſe momentane Raſt war für die Beſitzer des Caſinos ein groſſes Glück, denn ſie waren noch damit beſchäftigt, aus den etwa fünfzig Schritte zurück gelegenen Wirthſchaftsgebäuden ihre bewegliche Habe zu entfernen und den Wein aus den Kellern in Fäſſer zu gießen, deren einige, bereits gefüllt, fortgeführt wurden. Jede Stunde Galgenfriſt war für die Leute ein wahrer Gewinn, und ſie ſuchten auch jede ſo gewonnene Minute beſtens zu benutzen.

Wir waren nun ſchon fünf Stunden ohne Halt nach allen Richtungen umhergewandert und hatten einen genügenden Ueberblick des Terrains gewonnen, — die Sonne neigte ſich zum Untergange, — wir waren müde, matt, hungrig und durſtig, und ſo kehrten wir an den äußerſten Punkt der Lavafluth zurück, lagerten uns dort auf einen Hügel, und hier — vor uns den donnernden und qualmenden Veſuv und den San Salvatore mit der Wallfahrts-Capelle, zu unſeren Füßen die krachende und praſſelnde Lavafluth im langſamen Vorrücken, hinter uns das Meer und die in daſſelbe hinabſinkende Sonne, während die Mondſichel ſchon hell am Himmel ſtand, — inmitten dieſer groſſartigen Rundſchau labten wir uns an dem mitgebrachten Proviant und dem köſtlichen Wein. — Indeſſen wurde es dunkler, wie denn hier die Nacht ohne Dämmerung eintritt, und der Führer fragte: ob er für den Rückgang eine Fackel kaufen ſolle. — „Was koſtet eine Fackel?“ fragte ich. Wieder dieſelbe ausweichende Antwort: „Sie wird nicht viel koſten.“ Ich winkte, — er und ſein Begleiter

gingen und kehrten bald mit zwei Fackeln wieder. „Was eine solche Fackel kostet?“ fragte ich jetzt scheinbar hingeworfen meine Reisegefährten. „Zwei Francs!“ platzte der eine Führer unvorsichtig heraus, und jetzt begriff ich, daß es auf eine Prellerei abgesehen war. Ich rief die beiden Burschen zu mir. „Ich will jetzt wissen, was Du für Deine Mühe verlangst, — den Andern habe ich nicht bestellt und nicht angenommen. Also kurz und klar, was verlangst Du?“ — Neue Ausflüchte, — wiederholt die Redensart: „Was Eccellenza geben wollen!“ — Als ich aber nicht nachließ und kategorisch eine Summe zu wissen verlangte, meinte der Führer: er habe wohl fünfzehn Francs verdient und seinem Kameraden sollte ich geben, was ich glaube. „Seid Ihr toll oder glaubt Ihr, daß ich verrückt bin?“ fragte ich ihn, und nun begann eine Debatte, die eine volle Stunde währte, in der ich Argument gegen Argument, Sophismen gegen Sophismen zu setzen, die Appellationen an meine Großmuth und Generosität gegen so „poveri Diavoli“ mit der Erklärung, daß ich selbst kein „Inglese“ und nicht reich sei, abzuweisen hatte. Mit dem Neapolitaner, der ein geborener Advocat und Plaideur ist, muß man eben plaidiren, nie die Ruhe verlieren und etwa heftig werden, und die ganze Debatte immer in heiterm, scherzhaftem Tone führen. So bot ich ihnen denn fünf Francs für Beide zusammen und setzte ihnen auseinander, wie viele Maccaroni und wie viele Bottiglias guten Posilippoweins sie für die fünf Francs kaufen könnten, worauf sie endlich auf zehn Francs für Beide herabstiegen. Allein ganz einig konnten wir nicht werden, und rückte ich jetzt mit dem kräftigsten Argumente vor und proponirte, den Fall dem Brigadier einer der jetzt zahlreich den Berg heraufkommenden Gensdarmerie-Patrouillen zur Entscheidung vorlegen zu wollen. — Das wirkte, die Bursche wurden kleinlaut und acceptirten mein Gebot, jedoch mit der Bitte: Eccellenza möge doch jedem noch eine Bottiglia (Trinkgeld) geben. Ich gab ihnen nun die fünf Francs und jedem einen Franc Bottiglia, und sie zogen mit vielen „Mille grazie, Eccellenza, auf Wiedersehen!“ mit ihren Fackeln ab.

Zum Rückwege nach San Giorgio brauchte ich weder sie noch die Fackeln, denn der Schauplatz hatte sich gegen Abend mit Hunderten von Fremden und Neapolitanern gefüllt, die alle von Fackelträgern begleitet waren, so daß man sich nur einer solchen Gesellschaft anzuschließen brauchte.

Ich erzähle dieſe kleine Epiſode, um nach mir kommende Reiſende zu warnen, ſich nie ohne vorher gemachten Accord hier auf etwas einzulaſſen und in allen ſtreitigen Fällen ſich an die Gensdarmerie oder an die „Garde der öffentlichen Sicherheit" zu wenden, die, meiſtens Piemonteſen oder Toscaner, mit den prelleriſchen Neapolitanern kurzen Proceß machen. Darüber war es nun Nacht geworden und das prächtigſte Schauſpiel entwickelte ſich vor uns. So weit das Auge reichte, war nun der ganze Lavaſtrom, der bei Tage ſchwarz ausgeſehen hatte, ein glühendes Feuermeer, das ſich langſam vorwälzte und von deſſen haushohen Wogen ſich fortwährend ungeheure glühende Lavablöcke ablöſten und mit Gekrach herabrollten. Rückte die Lava an einen Baum, ſo flammten ſeine von der furchtbaren Hitze gedörrten Blätter, wie tauſend Lichter auf einem Chriſtbaume, hellleuchtend auf, — dann wurde praſſelnd der Stamm von den Flammen verzehrt und die Krone ſank in das Gluthmeer. Dazwiſchen ſchlugen aus dem Lavawalle von Zeit zu Zeit ungeheure Flammenſäulen mit donnerähnlichem Gepolter auf, wahrſcheinlich in der Maſſe eingeſchloſſene Gaſe, die ſich entzündeten, — dann wieder ſtürzte ſich der glühende Strom in einen der vielen Brunnen, das Waſſer darin wurde durch das Feuer verdrängt, es entwickelte ſich mit einer Exploſion eine Maſſe Waſſerſtoffgas und eine weiße Dampfſäule wirbelte ziſchend in die Luft empor.

Und dieſes nicht zu beſchreibende Schauſpiel begleitete der Veſuv mit ſeinem lang' rollenden unterirdiſchen Donner, in den ſich das Krachen der Lava, das Knattern und Kniſtern der brennenden Bäume, die Donnerſchläge der Gasentzündungen, das Geſchrei der Obſt-, Kuchen- und Weinverkäufer, die Rufe der Fackelhändler und „Holla, Fackeln für den Heimweg!" und das in allen Sprachen ertönende Geplauder der Fremden und Neapolitaner miſchte. Noch einmal: ſo etwas läßt ſich erleben und hinterläßt einen unauslöſchlichen Eindruck, — aber beſchreiben läßt es ſich nicht. — Es waren nach meiner Schätzung einige Tauſend Perſonen dieſen Abend auf dem Berge, meiſtens Fremde, die auf die telegraphiſchen Nachrichten von Rom, Florenz, Livorno, Mailand, Marſeille herbeigeeilt waren und deren in den letzten Tagen einige Tauſend hier eingetroffen ſein ſollen, ſo daß alle Hôtels überfüllt ſind. Als wir um 9 Uhr den Berg verließen und hinabſtiegen, begegnete uns auf dem ganzen Wege eine unaufhörliche Proceſſion von Geſellſchaften mit Fackel-

trägern, und auf der Straße von Portici bis Neapel fuhren uns fortwährend Droſchke auf Droſchke, Equipage auf Equipage, alle der Lavafluth zueilend, entgegen. — Unſer Kutſcher fuhr uns, wie ein Wahnſinniger jagend, in geſtrecktem Galopp nach Hauſe, — da, vor Portici, ertönt ein gellender Schrei, und ein Pferd mit einem Wägelchen, in dem ein Mädchen ſitzt, jagt in wüthendem Carrière an uns vorüber. Hinterdrein ſtürzt ein ältlicher Mann, der, ſich die Haare ausraufend, verzweifelnd ſchreit: „Ach meine arme Tochter!“ — Er und der Kutſcher wechſeln ein paar Worte in neapolitaniſchem Dialekte, — er war abgeſtiegen, um ſchnell ein Glas Wein zu trinken, und hatte, wie dies hier üblich, die Zügel auf den Sitz geworfen; — ſeine zwölfjährige Tochter war im Corricolo ſitzen geblieben; — das Pferd, durch die vielen Wagen und Fackeln erſchreckt, war plötzlich durchgegangen. „Oh! mia povera figlia! Sie wird vor Schrecken ſterben!“ ſo jammert der alte Mann. — „Oh! la povera creatura!“ ſchreit der Kutſcher und haut auf ſein Pferd grimmig ein, und immer: „O, das arme Geſchöpf!“ fährt er im furchtbarſten Carrière hinab, ſo daß wir befürchten, in jedem Augenblick aus dem Wagen geſchleudert zu werden. Endlich erreichen wir den am Wege liegenden Wagen, neben ihm ſteht händeringend das Mädchen. „Iſt Dir etwas geſchehen?“ fragte beſorgt der Kutſcher. — „Nein! nichts!“ antwortete die Kleine, „aber unſer armes Pferd!“ — Sie hatte, als das Pferd durchging, mit ſeltener Geiſtesgegenwart die Zügel ergriffen und das wild gewordene Pferd noch möglichſt zu lenken geſucht, war aber zuletzt in der Dunkelheit, und verwirrt und geblendet durch die vielen Wagen mit Fackeln, gegen einen Baumſtamm gefahren und das Pferd habe ſich den Kopf zerſchmettert. — Die Aermſte dachte nicht an ſich und die überſtandene Todesgefahr, ſondern nur „nostro povero cavallo“ lag ihr am Herzen. Einige Schritte weiter fanden wir auch das Pferd, — zwei Männer hatten es ausgeſpannt und hielten es, es blutete ſtark aus den Nüſtern. Unſer Kutſcher hielt, warf eben ſo leichtſinnig die Zügel auf den Sitz und unterſuchte das Pferd. „Es iſt nichts!“ entſchied er, „es iſt nur eine Quetſchung, nichts gebrochen, — ein paar Tage Ruhe im Stall und kaltes Waſſer;“ — ſo lautete ſein Recept; — dann fuhren wir im Galopp nach Neapel. — Vor der Stadt ſuchte er eine alte Laterne aus dem Wagenkaſten, deren Licht er anzündete, denn, bemerkte er, in Portici, wo er zu Hauſe ſei, brauche man

das nicht, aber in Neapel seien die Gensdarmen so penibel, und wie ein Kutscher ohne Licht fahre, so werde er arretirt und müsse eine Geldbuße bezahlen." — Nun rückte er auch mit der Hauptsache heraus: „Wie Eccellenza mit ihm und seinem Fuhrwerk zufrieden sei? — Er sei gut gefahren und habe eigentlich bei seinem Accord viel versäumt; — so habe er im Wirthshause liegen bleiben und warten müssen, und während der Zeit hätte er drei bis vier Fuhren machen und an zwanzig Francs verdienen können. Excellenza werde ihn jedenfalls durch eine gute Bottiglia entschädigen."

Es war 11 Uhr Nachts, als wir an unserer Wohnung am Molo ankamen, — als ich ihm seine 10 Francs zahlte, stellte er ganz dreist die Forderung, ich sollte ihm nur noch eine Bottiglia von 5 Francs geben. Ich mußte über diese naive Unverschämtheit hell auflachen, warf ihm noch 50 Centesimi hin und ging in's Haus, das der Signore Portieri gleich hinter mir zuschloß, worauf sich der getäuschte Wagenlenker ebenfalls zufrieden gab und im Galopp davon fuhr. — So endete diese Vesuvfahrt, deren Erlebnisse mir unvergeßlich bleiben werden.

Nachschrift. Die Eruption hat am 19. und 20. noch zugenommen, und heute am 21. sind die vulkanischen Erscheinungen von einer solchen Heftigkeit, daß die ernstlichsten Befürchtungen wach werden. Dauert die Eruption noch längere Zeit fort, wie sie z. B. im Jahre 1855 während des ganzen Monats Februar fortdauerte, und bleibt die Heftigkeit des Ausbruches dieselbe, so sind nicht nur die jetzt schon bedrohten Ortschaften San Giorgio a Cremano und San Jorio, sondern auch Portici und Barra mit den Hunderten von prächtigen Villen verloren und der Lavastrom wird das Meer erreichen, wie 1794, und die Eisenbahn nach Pompeji und Eboli zerstören. Schon jetzt ist ein gränzenloser Schaden angerichtet, Hunderte haben ihr Alles verloren und stehen ohne Obdach da. Die hiesige Provinzial-Deputation hat vorläufig 6000 Lire zur Unterstützung der Nothleidenden angewiesen und eine Sammlung ist eröffnet, die sich rasch mit Unterschriften bedeckt.

Morgen Mittag halten Kronprinz Humbert und seine Gemahlin Margherita ihren feierlichen Einzug in Neapel, um hier für längere Zeit ihre Hofhaltung aufzuschlagen. Das prinzliche Paar dürfte da die schönste Gelegenheit finden, durch Erscheinen auf dem Schauplatze des Unglücks und durch reichliche Gaben und zweckmäßige

Anordnungen sich bei den ziemlich mißvergnügten Neapolitanern beliebt zu machen.

Die Ankunft des Kronprinzen.

Neapolitanischer Straßenlärm. — Eine Proclamation der Municipalität. — Mißvergnügte Neapolitaner. — Neapel und Hannover. — Die guten alten Zeiten. — Die Agitation der Partheien. — Besuch des Prinzen Humbert und der Prinzessin Margherita. — Der Besuch des Königs angekündigt. — Aufhebung des Zwangscourses in Aussicht. — Ein zuckerbäckerischer Anachronismus. — Um zwei Stunden später. — Capodimonte. — Eine Begegnung. — Das „Hôtel Minerva" in Rom. — Jesuiten und Almosen ohne Ende. — Eine gefährliche Krankheit. — Warum Prinz Humbert den Umweg über Foggia machte. — Monti und Tognetti. — Der Einzug. — Das Defiliren der Truppen. — Das Feuerwerk.

Neapel, 23. November 1868.

Das war gestern ein Tag des tollsten Lebens und der gewaltigsten Aufregung in Neapel, und wenn man hier von Leben, Bewegung und Aufregung als etwas Besonderm spricht, so will das etwas bedeuten, denn in Neapel ist die ganze Bevölkerung stets in fortwährender Aufregung, und das Volksleben schlägt viel höhere und bewegtere Wogen als in allen Städten, die ich kenne, selbst London, Paris und New-York nicht ausgenommen. — Wer das beständige Geschrei und Gebrüll, das Lärmen und Toben des neapolitanischen Straßenlebens nicht kennt, der glaubt anfangs, es sei eben eine gelinde Revolution ausgebrochen, oder die Menschen seien alle toll geworden und es fehle nur an einem riesigen Irrenhause, um sie alle sammt und sonders hineinzusperren. Ein Jeder schreit und brüllt, als ob die ganze übrige Mitwelt taub wäre, und ohne rasendes Geschrei kann hier nicht ein Cigarrenstummel oder eine Cactusfeige ausgeboten werden. Kleine Jungen, die auf einem Brettchen drei bis vier flache Kuchen von Maismehl mit ein paar kleinen Fischchen darauf ausbieten und deren ganzer Kram noch nicht 5 Sous werth ist, schreien, indem sie ihn dem Publikum offeriren, als ob sie am Spieße steckten; gesetzte Männer, die auf

einem auf der Erde ausgebreiteten Papier 20 bis 30 weggeworfene Cigarrenſtummel ausbieten, brüllen dabei wie ein Auctionator in der Bowery; Limonadeverkäufer und Obſthändler heulen ihre Waare mit gellendem Geſchrei aus; die Fuhrleute und Karrentreiber eifern ihren ſchwerbeladenen Eſel mit einem ohrzerreißenden Geſchrei an, gegen das die Stimme des Homer'ſchen Stentor zum ſanften Geliſpel wird, und an allen Ecken und Enden, vor allen Kaffeehäuſern und Boutiquen ſitzen zu beiden Seiten der Straßen die Stiefelputzer, deren es wenigſtens 20,000 in Neapel geben muß, rufen mit gewaltigem Organ ihr beſtändiges: „Stiefel zu putzen! — Laßt Eure Stiefel putzen!" wobei ſie ohne Aufhören mit den Bürſten auf ihre Fußkäſtchen klopfen, ſo daß Einem Hören und Sehen vergeht. Dazwiſchen fahren unzählige Fuhrwerke, — denn nirgends wird ſo viel gefahren als in Neapel, — deren Kutſcher mit lautem Geſchrei die Fußgänger warnen, mit noch lauterem Lärm ihre Pferde antreiben und dabei beſtändig mit ihren langen Peitſchen knallen; reiten mit ähnlichem Geſchrei auf ihren Eſeln die Marktleute, ihre Gemüſe ausbietend; laufen die Zeitungsjungen, die kreiſchend den Pungolo, die Italia, die Roma, die Patria und zwanzig andere Blätter à 1 Sous feilbieten, und Jeder ſucht in dieſem Höllenlärm noch lauter als die Uebrigen zu ſchreien und ſich ſo hörbar zu machen.

Dieſes höchſt bewegte Leben und Treiben ſollte nun eine außerordentliche Steigerung erfahren, denn eine Proclamation der Municipalität, die ſchon ſeit drei Tagen an allen Straßenecken angeſchlagen war, verkündete, daß der Kronprinz Humbert und ſeine Gemahlin am Sonntag den 22. d. um 2 Uhr Nachmittags eintreffen und ihren feierlichen Einzug in Neapel halten würden. „Nicht mit pompöſen Feſten," hieß es in der Proclamation, „werden wir das prinzliche Paar von Savoyen empfangen, ſondern mit Thaten wahrhafter Wohlthätigkeit. Jeder Bürger wird ſeine Pflicht kennen und den zu uns kommenden königlichen Kindern ein ehrliches Wohlwollen entgegenbringen." Und am Schluſſe hieß es: „Laßt uns zeigen, daß wir mit der Liebe zu der Dynaſtie Savoyen auch den Cultus der Freiheit zu verbinden wiſſen." Die Empfangsfeſtlichkeiten waren alſo ganz dem Belieben des Publikums anheimgegeben und die Behörden beſchränkten ſich auf einen Empfang der Gäſte am Bahnhofe durch die Civil- und Militärbeamten, Ausrücken der Garniſon, zu welchem auch die Nationalgarde ein-

geladen wurde, und Abends auf eine Nachtmusik mit Beleuchtung der Piazza del Plebiscito. Diese Zurückhaltung von Seiten der Behörden war sehr klug, — denn es ist nicht zu läugnen, daß die Neapolitaner mißvergnügt, wie dies in allen annectirten Ländern unausbleiblich der Fall ist, und daß die große, gedankenlose Menge sich nach den Fleischtöpfen der bourbonischen Zeit zurücksehnt. Es geht Neapel, wie es z. B. Hannover in Deutschland geht; — es hat seinen eigenen Hof und den Glanz und den Verdienst, den er über die Residenzstadt ausbreitete, verloren. Das früher wohlgepflegte, specifisch-neapolitanische Interesse muß jetzt dem gesammtitalienischen nachstehen, — vielfache Aenderungen in der Gesetzgebung, dem Gerichtswesen, den Steuern und Abgaben, der Verwaltung kamen mit den alten Gebräuchen und Mißbräuchen in Conflict, und persönliche Interessen litten unter diesen Neuerungen, die man um so weniger begriff, als es in Neapel seit Menschengedenken keine Neuerungen gegeben hatte, sondern Alles immer hübsch beim Alten geblieben war. Außerdem aber waren Handel und Industrie früher in Neapel in der Kindheit gewesen; seit Neapel aber zu Italien gehörte, hatten Fremde und Italiener zahlreiche Fabriken angelegt, der Handel hatte einen großen und lebhaften Aufschwung genommen und Neapel war in die große Familie der Handels- und Industrie-Nationen eingetreten. Damit hatte aber auch seine frühere Isolirung aufgehört, und es mußte Theil nehmen an dem Wohl und Wehe des übrigen Europa.

Wenn früher in Europa verderbliche Handels- oder Industrie-Krisen auftraten, so sperrte der König von Neapel sein Land ab; — alle Ausfuhr von Getreide, Früchten, Lebensbedürfnissen ward verboten, dagegen alle Einfuhrzölle aufgehoben und die Importation für diese Zeit freigegeben. Eigenen Handel und eigene Industrie hatte Neapel damals nicht, und so ward es von Krisen auch nicht in Mitleidenschaft gezogen; — im Gegentheil wurden, da alle Ausfuhr wegblieb, die Lebensbedürfnisse noch wohlfeiler als je und der Erwerb blieb derselbe. Es war damals eine Zeit, wo der ärmste Hafenarbeiter wenigstens zweimal in der Woche seinen Braten auf dem Tische hatte, — ein Genuß, dessen er sich jetzt kaum zu Ostern und Weihnachten erfreut. Das ist nun Alles anders, — wenn auch in politischer Hinsicht besser, — so doch in materieller Hinsicht schlechter geworden, und so ist es wohl kein Wunder, daß die Neapolitaner in den letzten Jahren immer un-

zufriedener und mißvergnügter wurden. Hierzu kam nun noch das Treiben der Partheien, der bourboniſchen Legitimiſten, der von Rom aus inſtruirten und unterſtützten Pfaffen, der Ultra-Radicalen und Mazzinianer, der ehrlicheren, aber Alles überſtürzenden Anhänger Garibaldi's, Crispi's und anderer Männer der Linken, die Alle in unzähligen großen und kleinen Journalen das Volk gegen die beſtehende Regierung hetzten, und endlich war noch eine Haupturſache der Unzufriedenheit: die Finanznoth der italieniſchen Regierung mit dem alljährlich ſteigenden Deficit und dem Zwangscours des Papiergeldes.

Um dieſes Mißvergnügen möglichſt zu beſchwichtigen, ſollten nun Kronprinz Humbert und Prinzeſſin Margherita hier für längere Zeit ihren Hofſtaat aufſchlagen, und für den Monat Januar iſt ein längerer Beſuch des Königs Victor Emanuel angekündigt, während der Kronprinz ſo lange nach Sicilien gehen und ſich in Palermo und Meſſina aufhalten wird. — Da das Agio des Goldes gegen Papier jetzt ſchon auf 6 Procent geſunken iſt, ſo beabſichtigt der Finanzminiſter, ſobald das Agio auf 5 Procent herabgeht, den Zwangscours der Banknoten aufzuheben und wieder die Baarzahlungen einzuführen; was Alles natürlich in erſter Linie von der Geſtaltung der europäiſchen Verhältniſſe abhängig iſt, denn nur in ungeſtörten und dauerhaften Friedenszuſtänden läßt ſich ſo etwas durchführen.

Dieſes große Ereigniß ſetzte nun natürlich die ohnehin ſchauluſtige Bevölkerung Neapels in außergewöhnliche Aufregung, und die Stadt nahm ſchon von früher Morgenſtunde eine feſtliche Phyſiognomie an. Die zahlreichen Schiffe im Hafen flaggten in bunter Farbenpracht, in den langen Straßen Garibaldi, Foria und Toledo, durch die der Zug ſich bewegen ſollte, und auch ſonſt auf anderen Straßen und Plätzen wurden die Balkone der Häuſer mit Flaggen geſchmückt, — meiſtens italieniſche, — hie und da auch franzöſiſche und engliſche. Amerikaniſche Flaggen ſah ich keine, dafür aber hatte ein Zuckerbäcker am Toledo (Van Vol heißt der Mann) die ſelig verblichene ſchwarz-roth-goldene Flagge aufgezogen, eine Ehrenbezeigung, die dem Kronprinzen, der dieſe Farben im Jahre 1866 in den Reihen der Gegner Preußens und Italiens ſah, ſehr ſchmeichelhaft ſein mußte. Mich ſtimmte dieſe einſam und matt am Ende Italiens hängende ſchwarz-roth-goldene Fahne faſt wehmüthig; — im Geiſte ſah ich den ſeligen Bundes-

tag in Frankfurt Jahre lang auf dieſe verpönten Farben Jagd machen, um ſie zuletzt, als „Holland in Noth“ war, zum eigenen Wahrzeichen zu wählen und ſie den tapferen Vertheidigern des Zopfthums in der Eſchenheimergaſſe als Feldzeichen um den Arm zu binden. Ich hatte dieſe Farben noch einmal bei dem Wiener Schützenfeſte geſehen, wo man den lächerlichſten Humbug damit trieb, — dann waren ſie aus der Weltgeſchichte verſchwunden, — und hier in Neapel, am Fuße des Veſuv, ſah ich nun ſolch ein Fähnlein flattern, als zuckerbäckeriſchen Anachronismus. Aber der Tag war ſchön, — die Sonne ſchien ſo hell und warm, wie im Norden kaum im Juni, und ſelbſt der Veſuv hatte ſich zur Ruhe begeben, — ſpie nicht mehr Feuer und Flammen, ſondern hatte, reumüthig über das angerichtete Unheil, ſein altes Sünderhaupt mit Aſche beſtreut und that Buße. Bis hinunter nach Annunziata und Pompeji ſah der ganze Berg ganz grauweiß eingepudert aus, und der Aſchenregen der letzten Tage war ſo bedeutend geweſen, daß die Bewohner der Ortſchaften am Meere ihre flachen Dächer mit zwei Zoll hoher feiner Aſche bedeckt fanden. — Ich flanirte auf den immer lebhafter werdenden Straßen und Plätzen umher und beſah mir das bunte Volkstreiben.

Da rannten die Zeitungsjungen mit den neueſten Blättern durch die Menge, — Alles kaufte begierig und las nun die unerwartete Nachricht, daß der Kronprinz nicht um 2 Uhr, ſondern erſt um 4 Uhr eintreffen würde, da er ſeinen Weg *nicht*, wie urſprünglich beſtimmt, *über Rom*, ſondern über Foggia genommen habe. Da zwiſchen Foggia und Neapel die Eiſenbahn noch nicht vollendet iſt, ſondern die lange Strecke zwiſchen Bovino und Benevent noch immer mit Diligencen zurückgelegt werden muß, ſo mußte dieſer von dem Prinzen gemachte Umweg, bei welchem er jede Berührung des päpſtlichen Gebietes vermied, eine beſondere politiſche Urſache haben. — Allein was war zu thun? Ich beſchloß daher, die müſſige Zeit und den ſchönen Tag beſtens zu benutzen und nach der Höhe von Capodimonte zu fahren, von wo man einen überraſchend ſchönen Anblick der ganzen amphitheatraliſch aufſteigenden Stadt, des Meeres und der unzähligen Städte und Ortſchaften am Golf von Neapel genießt. Als ich oben vor dem Obſervatorium ſtand und nun ein Panorama anſtaunte, wie man wohl kein zweites mehr finden kann, rief plötzlich eine kräftige Stimme hinter mir in norddeutſcher Betonung: „Berge und

Thäler begegnen ſich nicht, aber auf den Bergen begegnen ſich die Menſchen, die ſich in Thälern vergeblich ſuchen.“ — Ich blickte mich um, — ſiehe da! es war eine Reiſebekanntſchaft, Herr von S....., ein junger Weſtfale, den ich in Florenz kennen gelernt hatte. Wir freuten uns des Wiederſehens, aber nach den erſten Worten unterbrach er mich ſchon mit dem Vorwurfe: „Hören Sie! Sie haben mir aber ein ſchönes Gaſthaus in Rom empfohlen!“ — „Ich Ihnen?“ entgegnete ich verwundert, „nicht daß ich wüßte.“ — „Nun, nicht gerade direct,“ war ſeine Antwort, „aber Sie waren doch dabei, als unſer Hôtelier in Florenz mir und auch Ihnen das „Hôtel de la Minerva“ in Rom ſo angelegentlich empfahl und uns noch Empfehlungskarten mitgab?“ — „Nun ja, aber —“ — „Sehen Sie,“ fuhr der Weſtfale fort, „Sie kannten aber dieſes Minerva-Hôtel, Sie ſind wohlweislich nicht hingekommen, während Sie mich ungewarnt in's Unglück rennen ließen. War das recht?“ — „Das kommt ganz einfach davon,“ erwiderte ich, „daß ich durch die Agentur des Herrn Carl Pochalsky eine Privatwohnung erhalten hatte und gleich dorthin zog, — aber ich begreife noch immer nicht —.“ — „Nicht? — nun, dann ſollen Sie's erfahren. Dieſes „Hôtel de la Minerva“ iſt eine Succurſale des Jeſuiten-Collegiums, und ich danke dem Himmel, daß ich mit heiler Haut und unbekehrter Seele wieder daraus losgekommen bin.“ — „Oh, erzählen Sie doch!“ bat ich nun, auf's höchſte geſpannt, und er begann: „Was iſt da viel zu erzählen? Als ich dem Droſchkenkutſcher am Bahnhofe mein zuverſichtliches: „All' Albergo della Minerva!“ zurief, ſah mich der Mann ſo ſonderbar, ſo fragend an, daß ich ſtutzte, dann aber, als hätte er begriffen, hieb er auf ſeine Pferde und brachte mich im Galopp zum Hôtel. — Auf dem Platze vor demſelben ſtand ein Elephant mit einem Obelisken auf dem Rücken, — das ſteinerne Thier ſah mich mit ſeinen Augen warnend an, als wollte es ſagen: „Geh nicht da hinein! Mir haben ſie den ſchweren Obelisken aufgebürdet, was werden ſie nicht dir Alles aufladen.“ — Gleich am erſten Tage ſah ich, wohin ich gerathen war: Jeſuiten auf allen Gängen und Treppen, Jeſuiten Zimmer aus, Zimmer ein, — auf der Haupttreppe ein großer Opferſtock mit der Inſchrift: „Denaro di San Pietro“ (St. Peters-Pfennig), — im erſten Stockwerk ſteht den ganzen Tag ein Jeſuit mit einem Klingelbeutel von violettem Sammet, der ſich vor jedem Gaſte ſchweigend verbeugt und ihm

mit bedeutsamer Geberde den Klingelbeutel hinhält; — der Wirth des Hôtels selbst ein frater sodalis des Ordens mit immer süßen, glatten Redensarten und bitterhohen Preisen, — Secretär und alle Angestellte von derselben Kategorie; — den ganzen Tag werden Almosen verlangt. — Ihr seid eben erst angekommen, um so besser, so gebt und gebt reichlich, denn die erste Handlung eines frommen Reisenden muß ein Almosen für die Kirche sein, — Ihr habt gestern gegeben, — nun so gebt heute wieder und mehr; denn fromme Werke müssen fortgesetzt und gesteigert werden. Kurz, es war schlimmer als in einer Räuberhöhle, nur geschah das Ausplündern mit frommer Manier und mit Artigkeit. Die schönste Einrichtung aber war das Bureau des Hôtels; hier holen sich die Reisenden ihre Briefe, nehmen ihre von den Kaufleuten in's Hôtel geschickten Einkäufe in Empfang und, was die Hauptsache ist, bezahlen ihre Rechnungen. Hier sitzt nun neben dem Secretär ein ehrwürdiger Pater Carmelite, immer heiter, immer lächelnd, vor sich auf dem großen Tische einen großen offenen Beutel. Man bezahlt seine Rechnung, — der Secretär soll z. B. 4 Francs 50 Centimes als Rest zurückgeben, — er sucht lange in seiner Schublade, endlich sagt er: „Wollen Sie sich den Rest später holen, oder darf ich ihn etwa in Ihrem Namen dem frommen Pater da zu christlichen Werken der Barmherzigkeit übergeben?" Der Pater sieht Euch wehmüthig lächend an, — die Umstehenden nicken beifällig mit den Köpfen, — was bleibt übrig, als Ja! zu sagen, und siehe da! der Herr Secretär findet die $4^1/_2$ Francs jetzt augenblicklich und versenkt sie in die bodenlose Börse des Paters. — In diesem Hôtel nun hatte ich das Unglück, krank zu werden, — ein tüchtiges Katarrhal-Fieber, das ich mir geholt hatte, als ich eine Besichtigung des Colosseums bei Vollmondbeleuchtung mitgemacht, aber meinen dicken Ueberzieher mitzunehmen vergessen hatte. Nun hätten Sie das Getreibe sehen sollen, — daß ich Protestant war, hatten sie schon weggekriegt, — ein protestantischer Westfale aber war ein Greuel und mußte bekehrt werden. Vier Jesuiten und zwei Klosterfrauen besuchten mich abwechselnd, nicht eine Minute war ich allein und über mein Seelenheil ward von diesen frommen Krankenwärtern angelegentlichst verhandelt. Ich bat, den Doctor Allertz oder den Doctor Taussig holen zu lassen; — Beide seien verreist, hieß es, aber der Arzt des Hôtels würde kommen. Wirklich erschien auch ein italienischer

Arzt, unterſuchte Puls, Zunge, Urin u. ſ. w., erklärte meine Krankheit für eine heftige Lungenentzündung, mich ſelbſt in Lebensgefahr und verordnete einen Aderlaß von achtzehn Unzen Blut nebſt einem langen Recept. Trotz meiner Schwäche proteſtirte ich gegen den Aderlaß, der mich ohne Zweifel getödtet hätte, aber meine Kräfte ſchwanden immer mehr, und ich hätte die Blutentleerung über mich ergehen laſſen müſſen, wenn nicht Hülfe in der Noth gekommen wäre.

Ein Landsmann, Doctor W., bei dem ich am Tage vorher meine Karte gelaſſen hatte, da ich Briefe für ihn hatte, ihn aber nicht zu Hauſe fand, kam mich zu beſuchen. Wenige Worte genügten, um ihm die Sachlage klar zu machen; — er übernahm meine Behandlung, erklärte, meine Krankheit ſei nichts als eine Grippe, verbot den Aderlaß und ſubſtituirte dafür eine matte Limonade, ſchickte mir einen Krankenwärter und verbot alle Beſuche und alles Sprechen. In drei Tagen war ich unter ſeiner Pflege ſo weit, daß ich, wohlverwahrt, in einer Sänfte in's „Hôtel de Roma" gebracht werden konnte, wo ich bald vollſtändig geſundete. So bin ich, Dank dem braven Landsmanne, aus dem „Hôtel de la Minerva" gerettet worden." — „Aber wiſſen Sie ſchon," fragte ich ihn, nachdem wir ſeine Leidensgeſchichte beſprochen hatten, „daß der Kronprinz ſtatt um zwei Uhr erſt um vier Uhr ankommt?" — „Jawohl!" meinte Herr von S....., „wiſſen Sie aber die Urſache?" — „Nein!" — „Nun, das iſt auch ſo eine römiſche Geſchichte," fuhr er fort. „Durch die franzöſiſche Geſandtſchaft war beim Papſte vertraulich angefragt worden, ob ſich der Durchreiſe des Prinzen Humbert durch Rom Schwierigkeiten entgegenſtellen würden? Der Papſt entgegnete, daß der Prinz in Rom auf das beſte empfangen und ihm von der Civil-Behörde während ſeines Aufenthaltes auf dem Bahnhofe alle Aufmerkſamkeit erwieſen werden würde. Darauf wurde die Route über Rom als die kürzeſte gewählt. Das ſtimmte aber nicht mit den Plänen der Jeſuiten und der ſchwarzen Camarilla, die den ſchwachen Pius IX. jetzt dominirt. Vor zwei Wochen ungefähr hatte das höchſte Tribunal über zwei Italiener wegen Theilnahme an einer Verſchwörung zu Gunſten der Vereinigung Roms mit Italien das Todesurtheil ausgeſprochen und alle Verwendungen von Seiten des franzöſiſchen Geſandten, ſowie ein mit Hintanſetzung aller Rückſichten geſchriebener eigenhändiger Brief Victor Emanuel's an den Papſt konnten nicht hindern, daß dem Papſte die Beſtätigung der beiden

Todesurtheile abgepreßt ward. Die Unglücklichen, Monti und Tognetti, erwarteten in ihrem Kerker die Hinrichtung, und die schwarze Camarilla beschloß, diese Execution zugleich zu einer Insulte gegen das verhaßte italienische Königreich auszunützen. Sobald der Papst die Todesurtheile bestätigt hatte, hatte er nichts mehr damit zu thun und die Ausführung war anderen Händen überlassen. Darauf hatte die schwarze Brut gerechnet und ganz in der Stille ihre Anordnungen getroffen. Mit großer Heimlichkeit war der Tag der Hinrichtung festgesetzt; — am Sonntag, den 22., um 8 Uhr Morgens sollte der Kronprinz auf dem Bahnhofe in Rom ankommen, und genau um dieselbe Stunde sollten Monti und Tognetti hingerichtet werden. Allein in Rom selbst giebt es zu viele wahre Freunde der italienischen Sache und das schwarze Complot wurde nach Florenz gemeldet, — gerade noch zeitig genug, um den Prinzen telegraphisch warnen zu können, ehe er das päpstliche Gebiet betreten hatte. Die Reiseroute wurde nun augenblicklich geändert und der Umweg über Foggia gemacht, so daß die dem Prinzen bereitete Blamage nun wenigstens in sofern abgewendet ist." — „Und sind die Unglücklichen hingerichtet worden?" fragte ich. — „Niemand weiß es noch," lautete die Antwort, „der Telegraph von Rom wie von der römischen Gränze ist seit diesem Morgen stumm, und auf der ***'schen Gesandtschaft, wo ich vor zwei Stunden war, wußte man auch noch nichts."

Unter diesen und anderen Gesprächen war es Nachmittag geworden, die Sonne senkte sich schon über Capri hinab, von der Stadt schallten die Melodien der Militär-Musikbanden herauf und wir schritten nun auch hinab, denn es war nahe an 4 Uhr. Als wir auf der Höhe des Museo Nazionale angekommen waren, donnerte der erste Kanonenschuß, — der Kronprinz war also in den Bahnhof eingefahren, und nun folgten von allen Forts und Kriegsschiffen Salven von 21 Kanonenschüssen. Die Linie, in schmucker militärischer Haltung, war in Bataillonsfronten auf einer Seite der drei Straßen aufgestellt, Cavallerie und Artillerie auf der Piazza del Mercatello, und den rechten Flügel der ganzen Aufstellung bildete die Nationalgarde, die trotz allen Hetzereien der Gegner der Regierung sehr zahlreich ausgerückt war. An dieser langen Linie kam nun der Zug herab, — eine kleine Escorte berittener Nationalgardisten ritt voraus, dann kam die nur mit zwei Pferden bespannte offene Chaise, in der Prinz Humbert in Civil

und Prinzessin Margherita im einfachen weißen Kleide saßen, während der Commandant von Neapel und der Oberst-Commandirende der Nationalgarde neben dem Wagenschlage ritten, — dann folgten die übrigen mit dem Gefolge und eine lange Reihe herrschaftlicher Equipagen, die sich dem Zuge angeschlossen hatten. Aus den Fenstern und von den Balkonen wurde lebhaft mit wehenden Tüchern gegrüßt und Blumen wurden in den Wagen hinabgeworfen, — der Empfang auf den Straßen selbst, vom Volke, war zwar ein achtungsvoller, aber ziemlich stiller; — der Neapolitaner grollt eben noch und will erst sehen, was der Prinz thun wird. — Im königlichen Schlosse angekommen, begab sich das prinzliche Paar auf den großen Balkon und mußte nun in der immer kühler werdenden Abendluft mit entblößtem Haupte dem Défilé sämmtlicher Nationalgarden und Truppen beiwohnen, das gegen zwei Stunden dauerte und wobei die letzten Bataillone schon in der Dunkelheit vorbeimarschirten. — Das prinzliche Paar war nun seit Sonnabend 11 Uhr Vormittags, wo es Florenz verließ, noch nicht aus dem Wagen gekommen, — es hatte eben das zweistündige Defiliren ausgehalten und sollte nun noch nicht zur Ruhe kommen.

Die dem königlichen Palast gegenüber liegende Kirche San Francesco de Paula sammt den zu beiden Seiten derselben laufenden Säulengängen waren mit langen Linien von Gasflammen, die die architektonischen Umrisse wiedergaben, glänzend beleuchtet. Auf der Piazza del Plebiscito, zwischen Palast und Kirche, erhoben sich vierunddreißig große Palmenbäume von Metall, deren Blätter mit Gasflammen überdeckt waren, und in der Mitte thronte ein großes, reichdecorirtes Podium, auf dem sich 200 Musiker und 120 Sänger befanden. Um 8 Uhr traten der Prinz und die Prinzessin auf den Balkon heraus und nun begann die Serenata, aus dem Prophetenmarsch und einigen anderen Märschen und aus einer Hymne: Neapels Gruß an das prinzliche Paar! bestehend. Nach jeder Musiknummer entzündete sich eine großartige Feuerwerksfront, die, was Größe und Ausdehnung betrifft, wohl nicht so leicht übertroffen werden dürfte, denn jede der fünf Fronten nahm die ganze Breite der ungeheuren Piazza del Plebiscito ein, — eine Breite, zu der sich die Stuwer'schen Feuerwerksfronten in Wien und die Pariser Feuerwerke am Napoleonstage doch nur sehr bescheiden ausnehmen. Aber auch im Reichthum der Farben und

in dem überraschenden Wechsel der Feuerspiele zeigte der italienische Feuerwerker hier, daß er in diesem nationalen Lieblingsvergnügen, ohne welches es hier keine öffentliche und keine private Festlichkeit giebt, ein vollendeter Meister sei.

Spät erst, nachdem die letzten Töne der Musik verklungen, die letzten Feuergarben verrauscht waren, zog die ungeheure Volksmenge, friedlich plaudernd, lachend und singend, nach Hause; trotz des furchtbaren Gedränges keine Ungezogenheit, keine Rohheit, — es waren an diesem Tage an 300,000 Menschen aus Neapel und der Umgegend, Fremde und Einheimische, auf den Beinen und in drei bis vier Straßen und Plätzen concentrirt gewesen, und nicht die geringste Unordnung, nicht der geringste Unfall hatten das Fest getrübt. Das gereicht dem Charakter des neapolitanischen Volkes zur größten Ehre.

Neapolitanische Straßenbilder.

Die Hinrichtungen in Rom. — Päpstliche Bluturtheile. — Die Hinrichtungen in Frankreich, Ungarn, Spanien und Neapel. — Die Befestigungen von Neapel. — Castell St. Elmo. — Castell Pizzo Falcone. — Castell dell' Uovo. — Castell del Carmine. — Das Monument für Conradin von Schwaben. — Castell Capuano. — Castell Nuovo. — Immerwährender Markt mit allem Möglichen. — Die öffentlichen Schreiber. — Zwölf Theater. — Das Volkstheater del Sebeto. — „Lott' ist todt." — Cassier und Billeteur. Die Strada del Castello. — Eine große Speisewirthschaft für ganz Neapel. — Die Maccaroni-Esser. — Ein Restaurant für einen Sou. — Walpurgisnacht auf dem Blocksberge.

Neapel, den 28. November 1868.

Lassen Sie uns heute einen Spaziergang durch die Straßen machen und die Physiognomie Neapels betrachten. Zwar ist der Tag kein günstiger, denn es weht der böse Scirocco und jagt alle schweren, grauen Regenwolken vom Meere herein, und aus Rom

ist die Trauernachricht von der nun doch erfolgten Hinrichtung der italienischen Patrioten Tognetti und Monti eingetroffen und hat einen allgemeinen Schrei der Wuth und der höchsten Entrüstung hervorgerufen, aber ein rechter Tourist muß sich um Wind und Wetter, um gute oder schlechte Stimmung nicht kümmern, und daher lassen Sie uns getrost unsere Wanderung antreten. — Also doch hingerichtet, — trotz aller Verwendungen und Bitten, mit denen die Gesandten der großen Mächte den Papst und den Cardinal Antonelli bestürmten; — kaum will man es noch glauben, und doch ist es so. — Als der Streich, den man dem Kronprinzen von Italien bei seiner Durchreise durch Rom spielen wollte, durch dessen veränderte Reiseroute mißlungen war, suchte die schwarze Camarilla ihr Complott zu vertuschen und die Hinrichtung der beiden unglücklichen Opfer wurde auf einen andern Tag verschoben. Noch achtundvierzig lange Stunden ließ man die beiden Männer, deren einziges Verbrechen darin bestand, ihr Vaterland Italien zu sehr geliebt zu haben, in der schweren Agonie der Todeserwartung im Kerker schmachten, und erst am Dienstag, den 24. früh um 7 Uhr, schleppte man sie auf das Schaffot.

Und dieser politische Doppelmord ward vollzogen auf Befehl des Statthalters Christi, des Oberhauptes der Religion der christlichen Liebe und Barmherzigkeit; — diese Hinrichtung wurde vorgenommen mit kaltem Blute, in einer Zeit der vollständigsten Ruhe, deren sich Rom seit mehr als einem Jahre erfreut, — diese Blutthat war, wie Talleyrand bei der Erschießung des Duc d'Enghien bemerkte: „schlimmer als ein Verbrechen, sie war ein Fehler!" — und Regierungen dürfen keine Fehler machen. — Wenn man die Geschichte des Papstthums durchgeht, so erschrickt man über die Menge von Bluturtheilen, die diese Vertreter Christi ausgesprochen haben. Wer anders als sie dachte, wer nicht blindlings sich vor ihren Geboten beugte, den schickten sie ohne Erbarmen an den Galgen, auf das Rad, unter das Henkerbeil, auf den Scheiterhaufen. Huß, Hieronymus von Prag, Giordano Bruno, Savonarola und so viele andere aufgeklärte Männer wurden auf päpstlichen Befehl lebendig verbrannt, und wäre Martin Luther in die Hände der römischen Pfaffen gefallen, sie hätten ihm dasselbe Schicksal bereitet. — Heutzutage wird Niemand mehr wegen ketzerischer Irrlehren verbrannt, aber der Zweifel an der weltlichen Herrschaft des Papstes wird noch immer mit dem Henkerbeil bestraft. Und

was das Schlimmste dabei ist, dieses blutdürstige Pfaffenregiment wird von den Regierungen Europas aufrecht erhalten und unterstützt, ja, während Pius IX. das Todesurtheil der beiden wegen politischer Vergehen Verurtheilten unterschreibt und seine Pfaffen diese Schlachtopfer zum Schaffot schleppen, stehen französische Soldaten Schildwache vor den Thoren des Vatican und ein französisches Armeecorps steht zum Schutze und zur Vertheidigung dieses blutigen Pfaffenregiments kampfbereit in Civita Vecchia. Tiefer hätte die dreifarbige Fahne Frankreichs nicht erniedrigt werden können, als es jetzt durch Louis Napoleon geschieht. — Die Entrüstung in ganz Italien ist ungeheuer, und der Rückschlag trifft Frankreich, als am meisten verantwortlich.

Als ob eine Regierung je ihren Thron durch Todesurtheile und Hinrichtungen befestigt hätte! Die Bourbonen ließen den Marschall Ney, den General Berton, den Obersten Labedoyere erschießen, sie schickten die Sergenten von Rochelle und hundert Andere unter die Guillotine, und dennoch wurden sie im Juli 1830 binnen drei Tagen vom Throne und aus dem Lande vertrieben. Die Hinrichtungen, die Haynau und Windischgrätz in Ungarn massenhaft vornahmen, haben sie zu etwas Anderem geführt, als zu der bittersten Demüthigung der österreichischen Regierung, die jetzt vor denselben Ungarn sich bücken und demüthig um deren Gunst flehen muß, ohne deshalb den tiefen Nationalhaß, den die Magyaren gegen Oesterreich hegen, mildern oder die feststehende Absicht der Losreißung ändern zu können!? — Wie viele Hunderte wurden nicht in Spanien unter der Regierung der glorreichen Isabella II. füsilirt oder garottirt, — bis binnen wenigen Tagen die tugendhafte Königin und ihr ganzer Pfaffenanhang aus dem Lande gejagt wurden. — Und hier in Neapel, — waren die Bourbonen nicht am freigebigsten mit Todesurtheilen und Hinrichtungen, mit Städte-Bombardements und Niederkartätschen des Volkes. — Auf der großen und schönen Piazza del Municipio sind an dem Stadthause (Palazzo Municipale) zwei große Marmortafeln eingemauert, — sie enthalten die Namen der Märtyrer, die, weil sie das Vaterland vom Joche der Bourbonen befreien wollten, auf dem Schaffot fielen. — Es sind vier lange Namenreihen, — mehr als hundert Opfer des Henkerbeils hier in Neapel allein, — wie viele Tausende wurden aber erst in den Provinzen hingerichtet, und welche noch viel größere Zahl starb und verschmachtete elendiglich in den scheuß-

lichen Kerkerlöchern der neapolitaniſchen Regierung. — Und doch ſitzt Franz II. jetzt als weggejagter König in Rom und wird nie mehr nach Neapel zurückkehren.

Und wie war Neapel gegen das eigene Volk befeſtigt und geſchützt? Wohin man auch geht, überall ſtößt man auf ein Fort oder ein Caſtell; über, vor, mitten in der Stadt, überall erheben ſich Feſtungen, wenig oder gar nicht zur Vertheidigung gegen Feinde von außen dienend, — wohl aber gerüſtet, um ganz Neapel binnen vierundzwanzig Stunden in einen Trümmerhaufen zu verwandeln und ſeine Bevölkerung zu decimiren. Hoch über der Stadt thront auf ſteilem Felſen das Caſtell St. Elmo, das die Stadt nach allen Richtungen beherrſcht, und von dem aus König Ferdinand ſeine getreue Reſidenzſtadt Neapel im Mai 1848 drei Tage und drei Nächte lang bombardiren ließ, wofür ihm der Beiname des „Königs Bomba" ward. Gleich unter dieſem liegt gegen das Meer zu Caſtell Pizzo Falcone, deſſen Sandſtein- und Tufffelſen vor zwei Jahren in's Hinabrutſchen kamen und ſieben Häuſer verſchütteten, in denen Fremde, meiſt Amerikaner und Engländer, wohnten. Jetzt wird durch Aufführung koloſſaler Strebepfeiler von Granitquadern der Wiederholung eines ſolchen Unfalls vorgebeugt. Gleich unter Pizzofalcone liegt mitten im Meere das Caſtell dell' Uovo, — hier ſtand einſt die prachtvolle Villa des üppigen Lucullus, der die Muränen in ſeinen Fiſchbehältern mit lebend hineingeworfenen Sclaven füttern ließ. Das alte Mauerwerk von Lucullus' Villa ſieht man noch bei ruhigem Meere unter dem Waſſer; das Fort ſelbſt aber iſt ſammt dem künſtlichen und natürlichen Felſengrunde, auf dem es erbaut wurde, jetzt nur ein Hinderniß für die Schifffahrt. Ein Panzerſchiff mit tüchtigen Armſtrong-Kanonen würde dieſes Lumpenfort in vierundzwanzig Stunden in Grund und Boden zuſammenſchießen; — vor vier Tagen aber ſcheiterte erſt daran, und noch dazu am hellen Tage und bei ruhiger See, das franzöſiſche Schiff „Le Matelon" und fand ſeinen gänzlichen Untergang, obwohl durch die eifrigen Bemühungen der Admiralität die Beſatzung und ſämmtliche Menſchen an Bord gerettet wurden. An der Südſeite des Hafens liegt das Caſtello del Carmine, nach der Revolution des Masaniello erbaut, um die Fiſcher und die Marktleute künftig im Zaume zu halten. Es dominirt mit zwei Fronten das Meer und die Quais, die beiden anderen wendet es gegen den großen Marktplatz (Mercato), wo

Tommaso Aniello von Almasi jenen merkwürdigen, siegreichen Aufstand gegen den spanischen Vicekönig begann, der ihn in fünfzehn Tagen aus einem gemeinen Fischer zum General, Herzog und Vicekönig machte, bis er durch vergifteten Wein, den ihm die Pfaffen gegeben hatten, wahnsinnig und nun von gedungenen Meuchelmördern in einer Kirche erschossen ward. Auf diesem Mercato wurden auch Conradin von Schwaben und sein Vetter Friedrich von Oesterreich hingerichtet, nachdem Conradin die Schlacht bei Tagliacozzo verloren und nach dem Schlosse Astura geflohen war, wo ihn der Verräther Johannes Frangipani gegen eine reiche Belohnung an den blutgierigen Carl von Anjou auslieferte. Auf dem Platze selbst steht eine kleine Capelle, in der die Leichname dieser Opfer deutscher Herrschsucht in Italien lange lagen, bis Elisabeth von Oesterreich sie in der Kirche Santa Maria del Carmine hinter dem Hochaltar beisetzen ließ. Erst König Max II. von Baiern ehrte das Andenken dieses letzten Sprossen des gewaltigen Geschlechts der Hohenstaufen durch ein Denkmal, zu dem Thorwaldsen den Entwurf lieferte und das Schöpf meisterhaft in Marmor ausführte. — Mitten in der Stadt liegt das Castell Capuano, bis auf Ferdinand I. die Residenz der Könige von Neapel; — jetzt ist es der Sitz der obersten Justizbehörden. Aber alle diese Castelle an Größe und Stärke übertreffend, erhebt sich im Centrum des eigentlichen Verkehrs- und Geschäftslebens das Castell Nuovo, eine förmliche Festung, deren Bastionen die große Promenade der Piazza del Municipio, die Hafenstraße (Strada del Molo) und den Platz vor dem großen Operntheater San Carlo bestreichen, — jetzt das königliche Arsenal, Zeughaus, die Geschützgießerei und die Marine-Werkstätten enthaltend. Einem nur zweistündigen Feuer aller dieser Forts auf die Stadt hätte keine Emeute widerstehen, jede Revolution hätte auf Gnade und Ungnade capituliren müssen, und doch ward Franz II. durch Garibaldi und seine „Tausend von Marsala" schmählich verjagt, und die unzähligen Bastillen und Forts, die Napoleon III. in ganz Paris erbaut hat, werden ihn am Tage des Volksgerichts eben so wenig schützen, als Louis Philipp seine Forts détaches vor der Februar-Revolution und dem Sturze vom Throne schützten.

Doch, da wir einmal beim Castell Nuovo sind, so lassen Sie uns die Umgebung ein wenig betrachten. Hier läuft die Hafenstraße zum Meere hinab, an deren äußerstem Ende sich der große

Leuchtthurm erhebt; hier ist Tag und Nacht ein reges Leben und Treiben. Soldaten und Matrosen, Schiffer und Fischer, Facchini und wandelnde Verkäufer aller Art kreuzen sich in dem bunten Gedränge; alle möglichen Dinge, und selbst einige unmögliche, werden hier zum Verkaufe ausgeboten. Limonade- und Eisverkäufer finden hier ein allezeit durstiges Publikum, denn auch der ärmste Neapolitaner würde kein pures Wasser trinken, — „e malsano," sagt er, und sein Trank muß stets, nebst Eis, durch die Säure des Citronensaftes oder durch Beimischung ätherischer Essenzen, wie des beliebten Fenchelöls, oder durch etwas Rum oder Cognac die rechte Würze erhalten. Hier werden gekochte und gebratene Kastanien, die gerösteten Kerne der Zirbelnuß, Feigen, Trauben, Orangen, Kuchen aller Art, — dazwischen auch altes Eisen, alte Bücher und Brochuren, Cigarrenstummel und unglaublich viel Briefpapier und Couverts zum Verkauf ausgeboten, obwohl fünf Sechstel der Bevölkerung nicht lesen und schreiben können. Aber auch dafür ist gesorgt, denn hier und auf dem nahen Largo del Castello und unter den Arcaden des Teatro San Carlo und an hundert anderen Orten sitzen mit ihren Tischen und Schreibgeräthschaften unter freiem Himmel die Schreiber, die für ein paar Soldi dem jungen Mädchen einen Liebesbrief, dem armen Teufel ein Bittgesuch, dem jungen Aspiranten ein Bewerbungsschreiben um eine vacante Stelle, kurz, die für alle möglichen Leute und alle möglichen Fälle die nöthigen schriftlichen Elaborationen verfassen. Ihre Tische sind nie leer, und es ist mir immer höchst interessant, eine solche Conferenz zu betrachten, — wie der Eine sein Anliegen nicht deutlich machen kann und mit jeder weiteren Erklärung immer confuser wird, — wie der Schreiber mit der blauen Brille auf der Nase und der Feder hinter dem Ohre geduldig zuhört, bis er durch ein: Ho capito! die Weitschweifigkeiten des Redners abschneidet und zu schreiben anfängt; — und wenn er nun das Geschriebene vorliest, wie glänzen da die Augen des Andern, — wie freut er sich, daß er in so schönem Italienisch und in so gewählten Redensarten spricht. — „Va bene!" sagt er beifällig, zahlt gern und geht zuletzt mit der Ueberzeugung fort: er habe dem Manne das Alles in die Feder dictirt.

Hier sind auch zwei Volkstheater und das große Theater del Fondo, während sich gleich weiter oben, auf der Piazza del Municipio, noch zwei andere Theater anschließen, das echt nationale

Teatro San Carlino, in welchem man das neapolitaniſche Volksleben mit ſeinem tollen Humor am beſten veranſchaulicht ſehen kann, und das Teatro della Fenice; — alſo auf eine Strecke von etwa 300 Schritten fünf Theater, die alle Abende voll ſind und faſt alle täglich zwei Vorſtellungen, eine bei Tag um 5 Uhr, die andere Abends um $8^1/_2$ Uhr geben. Die Theaterluſt muß überhaupt in Neapel ſehr groß ſein, denn es ſind jetzt ſchon zwölf Theater offen, die kleineren Buden mit theatraliſchen Aufführungen gar nicht mitgerechnet. Am meiſten amüſirt mich das Volkstheater del Sebeto an der Strada del Molo, aber nur von Außen, denn hinein in dieſes ſchwarze, räucherige Loch, aus welchem eine Atmoſphäre von Knoblauch, Wanzen, Petroleum, Patchouli, Zwiebeln, Theer und Thran herausqualmt, wagt ſich wohl kein anſtändiger Menſch. Wie viele Vorſtellungen dieſes Theater täglich giebt, habe ich noch nicht ermitteln können, aber ſo oft ich auch von Nachmittags 4 Uhr an bis Mitternacht vorbeigehe, hat immer eine Vorſtellung eben angefangen, oder es wird das Publikum zu einer neuen zuſammengetrommelt. Die Eintrittspreiſe ſind denn auch fabelhaft billig, — 4 Scudi der nobelſte Platz, und dann geht es abwärts zu 3 und 2 Sous und die Gallerie koſtet gar nur einen Sous. Matroſen, Hafenarbeiter, Lazzaroni und Straßenreiniger bilden das Publikum, daß durch große, die Hauptſcenen des Stückes darſtellende Bilder und allerhand andere Lockſpeiſen angezogen wird. Vor dem Eingange ſteht auf einem Gerüſt ein zerlumpter Muſikant mit einer ſchwindſüchtigen Clarinette, auf der er ſcheußliche Töne hervorbringt, ihn accompagniren zwei andere Kerle, die die Ueberbleibſel ehemaliger Kleidungsſtücke auf dem Leibe haben; der Eine ſchlägt die kleine, der andere die große Trommel; — die beliebteſte, beſtändig wiederkehrende Melodie, die ich aus dieſem Ton-Chaos enträthſeln konnte, iſt das vaterländiſche: „Lott' iſt todt.“ Ueber den Muſikern ſteht die verfallene Ruine eines Pulcinellkaſtens, aus welchem zwei Puppen das gaffende Publikum dringend zum Beſuche des Theaters einladen. Der Caſſier, der am Eingange hinter einem Tiſche voll Kupfermünzen ſitzt, ſieht aus, als ob er in ſeinen freien Stunden das einträgliche Räuberhandwerk im Römiſchen betreibe, und der Billeteur ſcheint zugleich auch Mitglied der Künſtlerbande zu ſein, denn er erſcheint manchmal in einem rothen Rocke mit fettgeſchwärzten Treſſen, und verſchwindet, ſobald die Vorſtellung losgeht, dem

Cassier allein das Geschäft überlassend, sich mit den Straßenjungen, die gratis hineindringen wollen, weidlich herumzubalgen.

Aber nun lassen Sie uns um die nächste Ecke biegen und in die breite, abwärts führende Straße hinunter schreiten; — es ist die Strada del Castello, die mit den vielen in sie einmündenden oder sich anschließenden Gassen und Gäßchen die große, offene Speisewirthschaft für das Volk Neapels bildet. Denken Sie sich eine ziemlich breite und sehr lange Straße, in der sich vier Reihen von Läden, Buden, Ständen, Tischen, Verkaufsbänken hinziehen; nicht nur jede Thür, jedes Fenster der Häuser zu beiden Seiten der Straße bildet einen Laden, — nein! auch in der Mitte der Straße zu beiden Seiten des Fahrweges ziehen sich lange Reihen von Buden, Ständen und Tischen hin. In allen diesen Läden, Thüren, Fenstern, Buden, auf den Tischen und Ständen werden nur eßbare Artikel verkauft, und ambulante Verkäufer, die mit Eßwaaren aller Art auf Eseln, auf den eigenen Köpfen oder umgehängten Brettern umherwandeln, bilden eine neue, doch bewegliche Reihe von Verkäufern. Alle zehn Schritte ist eine Garküche, meist unter freiem Himmel, helllodernde Feuer prasseln auf den Herden, und in den großen kupfernen Kesseln brodeln die Maccaroni, werden ganze Scheffel Kartoffeln gesotten, in riesigen Pfannen dampft das siedende Fett und fortwährend werden in Mehl gewälzte Stücke Leber, Hirn, Reiswürstchen, Gemüse aller Art darin als Fritturen gebacken, auf einem Stückchen Papier den Leuten servirt und von diesen gierig verschlungen. — Nur die hochgeschätzte Leibspeise der Maccaroni wird auf irdenen Tellern dargereicht, — ein Löffel voll Fett darüber gegossen, tüchtig mit geriebenem Käse bestreut, und nun geht das Essen an. Messer, Gabel und Löffel sind hier unbekannte Luxusgegenstände, — wozu hätte die gütige Natur denn dem Menschen fünf Finger gegeben. Mit der linken Hand wird der dampfende Teller dicht unter dem Kinn festgehalten, damit nichts von dem köstlichen Inhalt verloren gehen könne, und nun greift die rechte Hand in die Maccaroni, wickelt sich eine Portion der mehrere Ellen langen, fetten Nudeln um die Finger und hebt sie hoch in die Luft, um sie von da in den offenen Mund des weit zurückgebeugten Kopfes langsam hinabgleiten zu lassen. Es ist ein wahres Vergnügen, einen Neapolitaner Maccaroni essen zu sehen — wenn die höchste Befriedigung aller Wünsche bildlich dargestellt werden sollte, so würde ich zum Modell einen solchen

Maccaroni-Eſſer wählen. — Hier ſitzt ein Mann auf der Erde und hat einen großen Topf vor ſich, der auf Kohlenfeuer ſteht; auch er hat eine Garküche — für beſcheidene Capitaliſten. Für einen Sous liefert er dem Conſumenten eine Schale voll warmer Flüſſigkeit, in der geweichtes Brot und eine Speckſchwarte umherſchwimmen, und er findet, beſonders des Morgens, zahlreiche Abnehmer. Der Mann kauft bei den zahlloſen Reſtaurants die Brotſtückchen und Reſte auf, die die Gäſte liegen laſſen, bei den Charcutiers ſammelt er für ein Billiges die Schwarten der dort aufgeſchnittenen Schinken, die Enden der conſumirten Würſte, kocht dies Alles in geſalzenem Waſſer und die Kraftſuppe iſt fertig. — Da werden Käſe aller Art, dort Würſte, hier blutrothe Kürbiſſe, die roh und gebraten verzehrt werden, dort ſtachlige Cactusfeigen, hier gekochte Gemüſe, dort gebratene Aepfel verkauft, — und jeder Verkäufer ſchreit, als ob er Leibſchmerzen der wüthendſten Art hätte, jeder Käufer ſchreit, indem er handelt, zahlt, beſſeres Gewicht oder Maß verlangt, und die Straßenjungen und Lungerer ſchreien mit, aus lauter Vergnügen am Lärmen. Wenn die Strada del Caſtello am Abend von den vielen Kochfeuern und unzähligen ſchwarzqualmenden Lampenflammen erhellt iſt, ſich die von der Arbeit kommende Menge nun ſchreiend, lachend, eſſend, ſingend darin umherdrängt, Leierkaſten ſpielen, Guitarrenſpieler klimpern, Geiger fideln und unaufhörlich durchfahrende Wagen mit Ho! und Guarda! und ſchmetterndem Peitſchenknall ſich Bahn durch das Gewühl brechen, — glaubt man in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge beim Hexenſabbath zu ſein.

Doch Sie ſind müde, laſſen Sie uns hier in das Café del Commercio treten und eine Taſſe ſchwarzen Kaffees, der in Neapel überall vortrefflich kredenzt wird, trinken und in Ermangelung von Havannas eine italieniſche Regie-Cigarre rauchen. Wenn Sie ausgeruht haben und wir unſern Spaziergang fortſetzen, will ich Sie „in beſſere Geſellſchaft bringen.“ Für heute ſei es genug.

Wieder auf der Straße.

Wechſelnde Bilder auf den Straßen Neapels. — Die Straße Toledo. — Tägliche Aufgabe eines echten Neapolitaners. — Acquajuoli und Zeitungsverkäufer. — Fuhrwerke aller Art. — Erweiterung des Toledo. — Strada Foria und Corſo Garibaldi. — Strada del Piliero. — Luftfahrt und politiſche Caricaturen. — Prieſter und Mönche. — Statiſtik der Geiſtlichkeit. — Die Militärfreiheit der Seminariſten und Novizen. — Friſeure, Lotto-Collecteure, Tabakverkäufer und Zuckerbäcker. — Das Schlaraffenland Europas. — Die engliſch-amerikaniſche Vorſtadt. — Ruhe und Stille, aber hohe Preiſe. — Der Vomero und ſeine Villen. — Der Garten der Villa Nazionale. — Es giebt nur ein Neapel.

Neapel, 1. December 1868.

Es iſt heute, trotzdem December im Kalender ſteht, das heiterſte Frühlingswetter, die Sonne ſcheint warm und hell, das Meer kräuſelt ſich dunkelblau in unabſehbarer Ferne, und die Luft iſt rein und friſch. Das iſt ſo recht ein Tag zum Flaniren, oder auf gut Berliniſch: zum Bummeln, und ſo wollen wir uns noch ein Bischen in den Straßen Neapels umſehen. Neapel hat ſeine eigene Straßen-Phyſignomie, und in jedem Stadttheile haben die Straßen nicht nur einen andern eigenthümlichen Charakter, ſondern dieſer wechſelt auch mit der Jahres- und Tageszeit, — immer ein anderes Straßenpublikum und immer andere Lebensbilder bietend. Hier iſt die Straße Toledo, die eigentliche Lebens- und Hauptader Neapels, in welche ſich das Treiben und Drängen der ganzen Bevölkerung aus den anderen Stadttheilen ergießt. Ein alter Neapolitaner muß wenigſtens einmal des Tages über den Toledo gegangen ſein, um zu ſehen, was es Sehenswerthes, um zu erfahren, was es Neues giebt, um Bekannten und Freunden zu begegnen, ſchöne Frauen zu muſtern, und ſich ſo recht an ſeinen eigentlichen Lebenselementen, dem Lärmen, Schreien, Drängen und Treiben einer ſtets in Bewegung und Aufregung begriffenen Volksmenge zu ergötzen. Hier ſind die eleganteſten Verkaufsläden, deren Auslagen und Schaufenſter mit denen der Boulevards von Paris und der Regent- und Oxford-Straßen in London wetteifern. Hier befindet ſich an jeder Ecke

eine Acquajuolo-Bude mit Eis, Limonade und anderen Erfrischungen für die Durstigen, hier sind von 50 zu 50 Schritten die stabilen Zeitungsverkäufer installirt, die auf ihren Tischen an zwanzig verschiedene neapolitanische Zeitungen und die leitenden Blätter von Florenz und Mailand ausbieten. Hier sind ambulante Buchhändler, Nadeln- und Zwirnverkäufer, Händler mit Briefpapier und Couverts, andere mit Reibzündhölzchen, wieder andere mit seidenen Taschentüchern, Bijouterie-Gegenständen, Spazierstöcken und allem Möglichen. Alle diese stabilen und ambulanten Verkäufer bieten ihre Waaren mit dem furchtbarsten Geschrei aus; — zu beiden Seiten schiebt sich auf den Trottoirs eine bunte Masse des besseren Publikums in zwei sich begegnenden Strömen auf- und abwärts, und in der Mitte der Straße bewegt sich eine doppelte, oft dreifache, dichtgeschlossene Reihe von Fuhrwerken aller Art, von der eleganten herrschaftlichen Equipage bis zum vollgepfropften Omnibus und dem ländlichen Carricolo mit einem Pferde bespannt, aber oft mit 12 bis 15 Personen beladen, hinauf und hinab. — So ist der Toledo in beständiger Bewegung vom frühen Morgen bis spät nach Mitternacht.

Die Toledostraße beginnt auf dem Platze vor dem großen Opernhause San Carlo und dem königlichen Schlosse, und steigt hinauf bis zum Mercatello oder Largo del Spirito Santo; — hier oben war bis jetzt der eigentliche Toledo zu Ende; — nun aber werden die engen Straßen vor dem Museo Nazionale, die Salita degli Studii und die Strada Sta. Teresa degli Scalzi, mehrere Kirchen und aufgehobene Klöster enthaltend, niedergerissen, es wird vor dem Museo ein dieser großen Anstalt würdiger öffentlicher Platz gebildet, dadurch der Toledo unmittelbar mit der Strada nuova di Capodimonte verbunden, so daß diese Pracht- und Geschäftsstraße nun bis an das äußerste nördliche Ende der Stadt reichen wird. Das Demolitionswerk ist schon so weit vorgeschritten, und bis zum Frühjahr soll mit dem Bau der neuen Gebäulichkeiten begonnen werden. In den Toledo münden schon jetzt über sechzig Straßen und Gäßchen, — in den bis Capodimonte verlängerten Toledo werden über hundert einmünden, und der ab- und zufließende Menschenstrom wird noch größere Proportionen annehmen. Die bedeutendste dieser auf den Toledo ausgehenden Straßen ist die Strada Foria in Verbindung mit dem Corso Garibaldi, — beide an Breite, schönen Gebäuden und lebendigem, be-

wegtem Treiben dem Toledo gleichstehend. In diesen drei Straßen wird das eigentliche Detailgeschäft betrieben, — der Großhandel hat seine Comptoire in ruhigeren Quartieren, — nur die zahlreichen Agenturen der italienischen, französischen, englischen und holländischen Dampfschiffe, deren allabendlich ein halbes Dutzend nach Marseille, Palermo, Civita Vecchia, Livorno, Genua u. s. w. abgeht, haben ihre Officen alle längs des Meeres in der Strada del Piliero oder deren Nähe. —

Lassen Sie uns den Toledo hinaufgehen, — es ist Sonnabend Nachmittag und das Gedränge daher noch größer als sonst. An den Straßenecken stehen dichte Haufen vor riesigen Anschlagzetteln versammelt, auf denen verkündigt wird, daß morgen, Sonntag, um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags Madame Poitevin in Begleitung einiger Herren Amateurs eine große Luftschifffahrt vom Largo Vittoria über das Meer und den Vesuv nach X. machen wird. — Noch dichtere Haufen umstehen die zahlreichen Bilderladen, vor denen eine neue politische Caricatur ausgestellt ist. Auf diesem Bilde sieht man den Papst Pius IX., wie er, als Scharfrichter gekleidet, den beiden politischen Verurtheilten, Tognetti und Monti mit einem großen Schwerte die Köpfe abhaut, — ihm gegenüber steht Napoleon III., mit einem Jesuitenhute auf dem Kopfe, einen Jesuitenmantel über die Schulter geworfen, und applaudirt zustimmend zu dem blutigen Rachewerke des Stellvertreters des Gottes der Milde und Barmherzigkeit.

Bei dem lebhaften Charakter des Italieners und besonders des Neapolitaners ist es leicht begreiflich, daß diese neue Blutthat des römischen Priesterthums noch immer die öffentliche Aufmerksamkeit auf das lebhafteste beschäftigt und fast ausschließlich der Gegenstand aller Tagesgespräche ist. Aufgeregte Gespräche werden in den dichten Gruppen vor diesen Bildern geführt, und man hört die bittersten und heftigsten Bemerkungen über Papst Pius IX. und seinen Helfershelfer Napoleon III. aussprechen. Auch viele Geistliche betrachten diese Bilder und schleichen sich dann kopfschüttelnd hinweg, — sie fühlen, daß die Rathgeber des Papstes mit diesem Racheacte weder dem päpstlichen Thron noch der katholischen Kirche genützt haben. Die vielen Priester und Mönche, fast so zahlreich und eben so bunt wie in Rom, die man auf den Straßen Neapels sieht, bilden einen wesentlichen Bestandtheil des neapolitanischen Straßenlebens. In neuester Zeit hat sich ihre Zahl bedeutend ge-

mindert, aber es sind ihrer noch immer zu viel. Vor der französischen Revolution gab es im Königreiche Neapel noch 200 Klöster mit 3650 Mönchen und 6420 Nonnen; — im Jahre 1845 bestanden hiervon noch 54 Klöster mit 1502 Mönchen und 1013 Nonnen, wozu noch 3143 Weltgeistliche kommen; — jetzt ist die Zahl der Weltgeistlichen auf 800 reducirt, die Jesuiten sind ausgewiesen und die meisten übrigen Klöster theils aufgehoben, theils auf den Aussterbe-Etat gesetzt. In diesen Tagen hat nun die italienische Deputirtenkammer ein neues Gesetz discutirt, welches den sich dem Priesterstande widmenden Clerikern, den Seminaristen und den Novizen in den Klöstern die bisher gewährte Befreiung vom Militärdienste entzieht. Da die meisten jungen Leute sich dem Priester- oder Mönchsstande nur darum widmeten, um dem verhaßten Dienen in der Armee zu entgehen, so wird diese Maßregel mehr wie alle anderen den großen Andrang zum Priesterrocke vermindern.

Doch was soll uns die leidige Politik? Weg damit und lassen Sie uns lieber als richtige Flaneurs das Straßenleben betrachten. Einen Charakterzug hat der Toledo mit allen anderen belebten Straßen in den besseren Stadttheilen gemein, — dieser ist die überwiegende Anzahl gewisser Geschäfte. Gehen Sie den Toledo auf und ab, so werden Sie finden, daß jeder zehnte Laden ein Friseur-Geschäft, jeder achte eine Lotto-Collectur, jeder sechste einen Tabaksverkauf und jeder vierte eine Zuckerbäckerei oder Pastetenbäckerei enthält. Aus diesem überwiegenden Verhältniß mögen Sie auf die Lieblings-Passionen der Neapolitaner schließen, wobei ich noch hinzufügen muß, daß den Obigen zunächst die Liqueur- und Rosoli-Handlungen folgen. Die Anzahl der Confiseurs und Pastetenbäcker ist erstaunlich groß, und man begreift nicht, wo alle diese Berge von Torten, Pasteten, Kuchen, Krapfen und Süßigkeiten aller Art, die hier täglich erzeugt werden, am Ende verzehrt werden sollen. Und doch müssen selbst diese massenhaften Vorräthe hinreichende Abnahme finden — denn am nächsten Morgen liegen schon wieder eben so große, noch frisch dampfende Vorräthe da. Neapel war von jeher das Schlaraffenland Europa's; — etwas haben sich wohl diese Zustände geändert, — aber noch nicht viel.

Wir haben bis jetzt in dem italienischen Theile Neapels flanirt, lassen Sie uns jetzt eine Excursion nach dem englisch-amerikanischen

Stadttheile Neapels machen. — Eine Stadt wie Neapel, die faſt an drei Viertel einer Million Einwohner zählt und ſich ſelbſt als dritte Hauptſtadt Europa's, unmittelbar nach Paris und London claſſificirt, kann ſich ſchon den Luxus eines excluſiven Fremdenviertels erlauben, und ein ſolches beginnt hinter dem Königsſchloſſe und dehnt ſich von Sta. Lucia, längs dem Meere über den Largo Vittoria, Chiatamone, die Riviera di Chiaja bis zur Mergellina, am Fuße des Poſilipps hin. Hier iſt ein ganz anderer Stadttheil, hier iſt das Straßenleben ruhiger und ſolider, hier dominirt das engliſche und amerikaniſche Element mit einer ziemlich ſtarken Beimiſchung von Franzoſen und Deutſchen, hier ſind die erſten und theuerſten Hôtels, hier iſt jedes Haus eine **Maison meublée**, und hier hinab bewegt ſich alle Abende die elegante Corſofahrt, das Lieblingsvergnügen der italieniſchen **Haute volée**. Wer hier wohnen will, muß viel Geld haben, denn für ein kleines Appartement von drei Zimmern mit Küche und Badezimmer, nebſt Möbel, Bettzeug, Hauswäſche, Porzellan- und Silbergeſchirr und Küchengeräthe fordert und bezahlt man hier Monatsmiethen von 500 bis 1000 Francs, je nach der Lage des Hauſes und der Höhe des Stockwerkes. Das ſind die kleinen Wohnungen, — was aber die großen Appartements, z. B. den ganzen erſten Stock mit Garten nebſt Stallung und Remiſe betrifft, ſo fangen die Preiſe bei 2000 Francs monatlich an und gehen in's Unberechenbare, und ich weiß, daß eine engliſche Familie, Lord S., für ſeine Wohnung monatlich an 10,000 Francs bezahlt, — allerdings ein Pappenſtiel von 400 Pfund für einen britiſchen Peer und Majoratsherrn.

Hinter dieſem exotiſchen Stadttheile erhebt ſich ein noch excluſiverer, auf der Anhöhe des Vomero, wo die hohe italieniſche Ariſtokratie ihre prachtvollen, reich mit Schätzen der Kunſt geſchmückten Villen hat. Dieſe Villen ziehen ſich im reichen Kranze von Vomero über alle, die Stadt im Norden begrenzenden Höhen, namentlich über die Hügel von Capodichino, Santa Maria del Pianto u. a. hin, und der Beſuch derſelben, vorzugsweiſe der Villa Belvedere, V. Floridiana, V. Lucada, V. Ricciardi u. a., iſt höchſt lohnend. — Unten am Meere aber zieht ſich, als beſondere Zierde dieſes excluſiven und ariſtokratiſchen Stadttheils, der große und prachtvolle öffentliche Garten der einſtigen Villa Reale, jetzt, ſeit 1860, Villa Nazionale, mit ſeinen geſchmackvollen Anlagen, vielen Spring-

brunnen, Monumenten für bedeutende Männer Italiens, wie Vico, Coletta u. a., mit seinen zahlreichen Marmorstatuen, fast durchaus vorzügliche Copien der besten Werke antiker und moderner Sculptur, vor Allem aber mit seiner unvergleichlichen Aussicht auf den Golf von Neapel, die Insel Capri und die hohe See hin. Hier ist Abends Militärmusik, und die halbe schöne Welt geht hier spazieren und sieht die andere halbe schöne Welt in bunter Corsofahrt draußen an der Chiaja hinab und herauf fahren.

Ich habe in diesen flüchtigen Skizzen die Leser mit der eben so eigenthümlichen als interessanten Physiognomie dieser reizenden Stadt bekannt zu machen gesucht, und doch fühle ich, wie alle Beschreibungen nur einen schwachen Begriff von der unaussprechlichen Schönheit der Lage dieser glücklichen Stadt und von dem bunten, bewegten Leben in ihren Straßen geben können. „Neapel sehen und dann sterben!" lautet der italienische Spruch, und er hat so Unrecht nicht. Wenn man Neapel gesehen, mehr aber noch, wenn man sich hier eingelebt hat, wird man sich in keiner andern Stadt mehr vollständig heimisch und befriedigt fühlen können, und erst wenn man längere Zeit hier ist, begreift man, wie die reichsten und angesehensten Familien Englands, Rußlands, Frankreichs, Deutschlands sich Neapel zum beständigen Wohnsitze erkoren haben, das sie höchstens nur während der drei heißesten Monate verlassen, um nach Castellamare, Sorrent oder nach den Inseln zu gehen. — Wie soll man sich wieder von Neapel trennen, wenn man es lieb gewonnen hat, und wo findet man einen Ersatz? — Ja, wohl hat Houwald Recht, wenn er seinen Maler Lenz sagen läßt:

„Auch wer als Mann Neapel erst geseh'n,
Wird nie mehr glücklich, wenn er es verläßt."

So wird es auch mir gehen, — denn mehr wie irgend eine andere Stadt Europas gefällt mir Neapel, und mit Schmerz denke ich an das kommende Scheiden.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Italien in den Jahren 1868 und 1869.

Zweiter Band.

Im Verlage von Otto Janke in Berlin

sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brachvogel, A. E., Ludwig XIV. oder Die Komödie des Lebens. Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Gutzkow, Karl, Die Ritter vom Geiste. Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. 4 Bde. Geh. 2 Thlr.

Gutzkow, Karl, Die Söhne Pestalozzi's. Roman. 3 Bände. Eleg. geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Galen, Philipp, Der Löwe von Luzern. Roman. 5 Bde. Geh. 8 Thlr. 10 Sgr.

Giese, Marie, Es ist bestimmt in Gottes Rath. Erzählung. Geh. 1 Thlr.

Hillern, Wilhelmine v., geb. Birch, Ein Arzt der Seele. Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Lewald, Fanny, Bella. Eine Weihnachtsgeschichte. Gr. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Möllhausen, Balduin, Das Hundertguldenblatt. Erzählung in 2 Abtheilg.

1. Abtheilung: „Der Bürgerkrieg." 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.
2. Abtheilung: „Die Kunstsammler." 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Möllhausen, Balduin, Der Piratenlieutenant. Roman. 4 Bde. 8°. Geh. 6 Thlr.

Ring, Max, Lieben und Leben. Neue Erzählungen. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Inhalt: „Die Ehescheuen." — „Im Hause der Bonaparte." — „Der Sieg der Liebe." — „Der Philosoph von Charlottenburg."

Schweichel, Robert, Aus den Alpen. Erzählungen. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: „Der Krämer von Illiez." — „Der Wunderdoctor."

Italien

in den Jahren 1868 und 1869.

Von

Heinrich Börnstein.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin, 1870.
Verlag von Otto Janke.

169846
DEC 20 1912

Inhalt des zweiten Bandes.

Alles schon dagewesen!

Seite

Die Studii publici — Museo Nazionale. — Pompeji und Herculanum. — „Alles schon dagewesen!“ — Die neue Straße des Posilippo. — Villa Thalberg. — Der Lago d'Agnano. — Der Tunnel von Posilippo. — Malereien und Mosaiken. — Billige Copien. — Die Bronzen. — Der Farnesische Stier. — Die Glasgefäße. — Die Pretiosen der römischen Damen. — Das Gabinetto riservato. — Die Priapeen. — Die antiken „Cochonneries.“ . . 1

In der auferstandenen Stadt.

Im Hotel des Diomedes. — Das öffentliche und Privatleben der Römer. — Versenkte Schätze in der Tiber. — Kein Geld für eine Flußregulirung. — Schatzgräber-Versuche. — Zwei Francs Entrée, aber Trinkgelder verboten. — Die Führer. — Eine beschwerliche Wanderung. — Ueberfluß an Wasser. — Beengte Wohnungen. — Enge Straßen, schlechtes Pflaster, prächtige Monumente und kunstgeschmückte Wohnungen. — Eine verschüttete Stadt der Jetztzeit 9

Der Untergang von Pompeji.

Altrömische Bekanntschaften. — Die Pompeji-Literatur. — Ausgrabungen. — Ein pompejanisches Fest. — Die Gerippe. — Plinius des Aelteren Beschreibung. — Narrenhände. — Lupanare. — Oeffentliche Bäder. — Die Theater. — Neapel, ein Land für Menschen. — Scheiden thut weh! 18

Weihnachten in Neapel.

Keine Weihnachten für die Kinder. — Thanksgiving-day. — Krippenspiele. — Allgemeiner Eßmarkt. — Goethe über Neapel. — Eßleistungen der Neapolitaner. — Das Weihnachts-Abendessen. — Mezzanotte. — Goldene Zeit für Aerzte und Apotheker. — Der Markt auf dem Toledo. — Fische und Austern. — Straßenlärm. — Fleisch- und Käsehändler. — La Madonna col bambino. — Junge Lazzaroni. — Schießen und Feuerwerke. — Die Pifferari. — Die Bettelmönche. — Frühlingswetter im December. . . 25

Reisen in Italien.

Seite

Reiselust im Frühling. — Nach dem gelobten Lande. — Seltene Erscheinung von italienischen Touristen. — Ein Deutsch-Amerikaner, der Heimweh hat. — Die Billigkeit der italienischen Eisenbahnen. — Der Besuch der großen Städte. — Hotels mit festen Preisen. — Die Waggons dritter Klasse. — Kein Freigepäck. — Hotel-Preise. — Restaurant-Preise. — Vortheile der Kenntniß der Landessprache. — Eine Berliner Familie. — Nicolai über Italien. — Dankbarkeit des Italieners. — Mein Cameriere in Florenz. — Der Wittwer aus Bologna. — Accorde vorher. — Amerikanische Upperten. — Colonien in Florenz und Rom. 32

Bilder aus Neapel.

Neujahrs-Gratulation. — Ein grüner Januar. — Klimatische Faulheit. — Mein Speisezettel. — Ursprünglichkeit der italienischen Küche. — Goethe, Herder und Stahr im dolce far niente. — Die Vicaria. — Die Bourbonische Blutzeit in Neapel. — San Gennaro. — Die Madonna als Generalissimus. — Die Franzosen und das Blut des heiligen Januarius. — Absetzung von San Gennaro. — Seine Rehabilitation. 43

Eine classische Landparthie.

Ein classischer Boden und eine bunte Gesellschaft. — La Bottiglia. — Pietro Coletta. — Ein bettelnder Beamter. — Die Insel Nisita. — Die Quarantaine. — Die classischen Flöhe. — Der See von Agnano. — Die Hundsgrotte. — Das Jagdschloß von Astroni. — Der Eingang zur Hölle. — Das „Hotel Caligula." — Die preußische Sprache. — Puzzuoli und der Monte Nuovo. — Das Kloster des heiligen Januarius. — Der Serapis-Tempel. — Die Bäder des Nero. — Ein primitiver Austernschmaus. — Bajä und die Grotte der Sibylle. — Die Piscina mirabilis. — Rückfahrt nach Neapel. 51

Italienischer Winter.

Die Tramontana. — Frostiges Elend. — Ganz Neapel in Feuer. — Die Kohlenbecken und „il marito." — Mit dem Dampfer nach Ischia. — Die Heilquellen der Insel. — Deutsche Heilige. — Niklas von Arguth. — Vater Michel. — Der Eseltreiber Don Tommaso. — Auf dem Gipfel des Epomeo. — Eine Mahlzeit im Freien. — Der selige Vecchio Capitano. — Die Festung von Ischia. — Bourbonische Kerker. — Votivtafeln. — Ein alter Lavastrom. 68

Wieder in Rom.

Neapolitanische Reinlichkeit. — Billige und bequeme Straßenreinigung. — Eine Corsofahrt mit Hindernissen. — Großer Abstand zwischen Rom und Neapel. — Victor Emanuel's Einzug in Neapel. — An der päpstlichen Gränze. — Durch die Campagna und im

Seite

Bahnhofe. — Fontana Trevi. — Kaiser Franz und sein: „Lassen's aufhören." — „Hotel de l'Allemagne." — Nr. 19. — Eine historische Rumpelkammer. — Das Wohnungs-Bureau des Herrn Pochalski. — Giovedi grasso. 76

Der römische Carneval.

Goethe's Beschreibung. — Die Nachwehen von 1848. — Der Carneval, wie er war. — Die „Barbaren Albions." — Nichtbetheiligung der Römer. — Wie sich die Fremden „Carneval" vorspielen. — Das Straßenleben. — Die öffentlichen Lustbarkeiten. — Die Eröffnung. — Der Corso. — Fenster zu vermiethen. — Confetti. — Die fast young men — Die Masken von der „traurigen Gestalt." — Kampf um die Bouquets. — Schlacht zwischen Young America und Old England. — Das Laufen der Berberrosse. — Ave Maria. 85

Am Aschermittwoch.

Der letzte Carnevalsabend. — Römischer Straßenlärm. — Keine Betrunkenen. — Artigkeit der Polizei. — Equipagen und Masken. — La Corsa dei Dragoni. — Das Pferderennen. — Die Moccoli. — Improvisirte Feuersbrünste. — Theater und Maskenbälle. — Die Fastenzeit. — Die Aschen-Ceremonie in St. Peter. — San Pietro in Montorio. — Acqua Paola. — Von Porta San Pancrazio. — Fastenspeisen. — Stockfisch und Broccoli in Oel. 96

Napoleon's Kaiserpaläste.

Rom wird still. — Exodus der Fremden. — Beleuchtung des Colosseums. — Großes Feldmanöver der päpstlichen Armee. — Die Fastenpredigten. — Der Palatin. — Roma quadrata. — Napoleon's Ausgrabungen. — Cavaliere Pietro Rosa. — Der Palast des Augustus. — Die Tempel. — Villa Mills. — Die alte Stadtmauer. — Auf der Warte des Auguriums. — „Die Adler fliegen!" — Griechenland hat nachgegeben. 106

Römische Fastenzeit.

Schönes Wetter. — Blumenflor. — Ein Camellienkorb. — Ein doppelter Frühling. — Villa Albani. — Ein ehemaliger Bankier. — Classischer Boden. — Mythische Geschichte. — Crivelli's Todesstätte. — Alte römische Mauer. — Spaziergang um die Stadt. — Ochsen im Anzuge. — Die wilde Jagd. — Ein römisches Begräbniß. — „Hier wird gefreit und dort wird begraben." . 113

Pius IX. und Napoleon III.

Lese-Cabinets und Journale in Rom. — Das Lese-Cabinet des Osservatore Romano. — Eine journalistische Ente. — Pius IX. und seine Gesundheit. — Un jeu à double fin. — Die römische Frage. — Mr. Rouher's: „Jamais!" — Die belgische Eisenbahn-

Seite

Frage. — Civita Vecchia eine französische Festung. — Victor Emanuel im Schmollwinkel. — Die raisonnirenden Römer. — Die neue Nationalgarde. — Das Priester-Jubiläum des Papstes. 122

Römische Plaudereien.

Rom im Regen. — Die öffentlichen Plätze. — Piazza Montanara. Piazza della Rotonda. — Piazza Colonna. — Die Causeries der haute volée. — Auf dem Monte Pincio. — Was man sich in Rom erzählt. — Päpstliche Uniformen. — Menabrea und Cialdini in Rom. — Italienische Cigarren. — Victor Emanuel's Fiasco in Neapel. — Exkönig Franz II — Gounod wird fromm. — Das Concilium. — Römische Plaudereien. 132

Das republikanische Papstthum.

Franzosen, Juden und Polen. — Die eigentlichen Revolutionsmacher. — Der Papst und die Kirche revolutionär. — Allgemeine Entmuthigung in Italien. — Gleichgültigkeit gegen den Parlamentarismus. — Die unhaltbaren Zustände des neuen Italien — Die Civilta cattolica. — Republikanische Speculationen. — Die Berechnungen der Kirche. — Zukunft der Monarchien. — Die „ewige" Kirche. — Pio Nono, Garibaldi, Antonelli und Mazzini. 141

Der römische Erntemonat.

Ernte und Schafschur in Rom. — Der Goldfluß im März. — Der Garibaldi-Putsch. — Die Nachwehen von Mentana. — Das Gefühl der Sicherheit. — Theure Wohnungen. — Leiden einer amerikanischen Familie. — In den Hotels kein Platz. — Privatwohnungen. — Bivouak im Kaffeehause. — Eine Nacht für 200 Francs. — Rom nach dem Oster-Montage. — Fasten-Predigten. — Edict des Cardinal-Vicar. 148

Das kommende Concil.

Ugolino's Hungertod. — Der römische Senat und die Schlächter. — Kein Fleisch zu haben. — Alle Schlächter im Gefängnisse. — Intervention von oben. — Sonntagsfeier. — Strauß und Offenbach als Kirchenmusik. — Der Gesang der Nonnen mit „Bum, Bum, Bum." — Die anti-papistischen Engländer. — Eine Amnestie erwartet. — Das Concil. — Hoffnungen und Befürchtungen. . 157

Das alte und das neue Rom.

Ein Plan des alten Rom. — Die Thore, Landstraßen und Wasserleitungen ehemals und jetzt. — Die Brücken. — Bau-Statistik des alten Rom. — Abnahme der Bevölkerung. — Die Campagna. — Bäder und Theater. — Die Brunnen. — Die Klöster. — Zahl der Geistlichen. — Die Triumphbogen. — Was noch vom alten Rom übrig ist. — Das Pantheon. — Die Kuppel der Peterskirche. — Was für Ruinen wird es in 1500 Jahren in

Seite

Europa geben. — Rom paßt nicht für Italien. — Abneigung der Römer. — Reichthum und Armuth Roms. 166

Palmsonntag.

Was die Fremden zu Ostern in Rom wollen. — Andrang um Billets. — Queue vor der Peterskirche. — Sturm der Damen auf die Tribünen. — Der geheime Kämmerling. — The smart Misses. — Der zweite Act. — Die Schweizer Hellebartirer und die „Weibsleute." — Der Einzug des Papstes. — Che bel uomo. — Der Fußkuß. — Die heiligen Palmen. — Die Familie Bresca. — Die Palmen-Procession. 174

Gründonnerstag und Charfreitag.

Ich und die alte Margarethe. — Die Glocken gehen nach Rom. — Die Glockenseelen. — Stille in Rom. — Die Ceremonienmeister in Verlegenheit. — St. Josephs-Tag. — Die Frittajuoli. — Gründonnerstag. — Der Papst ertheilt den Segen. — Die Fußwaschung. — Die Apostelspeisung. — Der Petersplatz. — Gute Vorsätze für die Zukunft. 182

Ostersonntag.

Der müde Engländer. — Auch ich bin müde. — Die Glocken sind wieder da. — Il Signore Parocco. — Zimmerreihen. — Die bösen Geister sind wie los. — Die ungläubigen Flöhe. — Die Journale im Weihwasser. — Der Papst hält das Hochamt. — Die Völkerwanderung nach St. Peter. — Engländerinnen, die sich Weihwasser holen. — Die Schaustellung der Reliquien. — Die Procession. — Havarie. — Anblick des Petersplatzes. — Der Segen „urbe et orbe." — Nur eine Brücke. — Es regnet. — Das Gedränge auf dem Heimwege. — Keine Illumination und keine Girandola. — Die Fremden in Verzweiflung. 189

In Perugia.

Leben im Freien. — Der Regen dauert fort. — Allgemeine Flucht. — „Eduard und Kunigunde." — Abschied von Rom. — An der Fontana Trevi. — Die Abreise. — Monte Rotondo. — Non possumus. — In Umbrien. — Der Segen einer Priesterregierung. — Narni. — Terni. — Die Wasserfälle des Velino. — Mangel an Hotels. — Spoleto. — Foligno. — Perugia. — „Albergo del Trasimeno." — Die Citadelle. — Zwing Uri. — Piazza Vittorio Emanuele. — Die umbrische Malerschule. — Kunstschätze Perugias. 196

Nachklänge aus Rom.

Zurück in Florenz. — Der Trasimenische See. — Zweifel an dem Zustandekommen des Conciliums. — Zwei Punkte. — Die Opposition. — Eine kirchliche Revolution. — Cardinal Antonelli.

Seite

— Kein Concilium, aber ein Conclave. — Sinneswandlung des Papstes. — Die allmächtigen Jesuiten. — Die Civilta cattolica. — Geschichte des Pontificats Pius IX. — Pater Piccirillo. — — Der Beichtvater des Cardinals Antonelli. — Geheime Conventikel. — „Mehr Geld!“ — Freiwillige Beiträge mit Gewalt. — Geistliche Bettelbriefe. — Amerikanische Bischöfe. 203

Die Hauptstadt Italiens.

Nach Italien hinein und aus Italien heraus. — Rom und Florenz. — Ein schwerer Abschied. — Die Kunstschätze von Florenz. — Hotels in Florenz. — Die zweite Klasse. — „Albergo alla Porta Rossa.“ — Lebensweise und Preise. — Stille Zeit. — Politisches. — Aus der Theaterwelt. — Amerikaner in Florenz. — Lunch und Bar. — Die Cascinen. — Monsieur Godard's Luftfahrt. — Ein Pudel als Luftfahrer. 211

Dolce far niente.

Beschäftigt mit Nichtsthun. — Der schöne Frühling. — Die letzte Lotto-Ziehung. — Die Lottomanie. — Die Glücks-Kreuzspinne. — Die Nummern des Papstes. — Eine Million und mehr an Gewinnsten. — Godard's Unfälle. — Die „glückliche Niederkunft.“ — Eine Gasexplosion. — Eine Panik. — Brandschatzung und Plünderung. — Hülfe in der Noth. — Der amerikanische Aëronaut Wils. — Die Fremden in Rom unter Curatel. — Die Engländer protestiren und wollen sich absolut den Hals brechen. — Der Bildhauer Connelly und sein neues Werk. 218

Die päpstliche Jubelfeier.

Stimmen über das Jubiläum. — Gleichgültigkeit des Volkes. — Die erwartete Amnestie. — Begnadigung zu zwanzigjähriger Galeerenstrafe. — Eine Drittel-Amnestie. — Bin wird zurückgewiesen. — Verstimmung beim Feste. — Die Gratulationen. — Vertreten und nicht vertreten. — Die Ehrengaben. — 3⅓ Centimes auf jeden einzelnen Katholiken. — Die Commune Fiano und ihre freiwillige Ehrengabe. — In naturalibus. — Im Cortile Damaso. — Eine ungeordnete Ackerbau- und Industrie-Ausstellung. — Kanonen und Revolver. — Die Riesen-Bouquets. . . 227

La Tombola.

Die Verschwörung in Mailand. — Florenz amüsirt sich. — Eine problematische Emeute. — Die Tombola. — Erklärung des Spiels. — Die Einnahme und die Gewinnste. — Die Piazza dell' Independenza. — Das Schauspiel der Vorbereitungen. — Die Ziehung beginnt. — Die erste Quinterne. — „Tombola!“ — Fiasco des Gewinners. — Die wirklichen Gewinner. — Die Heimkehr. — Goldernte der Theater. 236

Seite

Schiller's Don Carlos à la française.

Der selige Herr Hofrath von Schiller. — Musikalischer Lärm. — Verdi's deutsche Musik. — Barante's Don Carlos. — Bellini und Donizetti in Paris. — Das Unwesen der fünfactigen Opern. — La prima Recita. — Glänzende Mise en scène. — Der verböserte Don Carlos. — Carlos und Elisabeth im Walde. — Der lebendig begrabene Carl V. — Posa als Gelegenheitsmacher. — Die fernere Verballhornung. — Der Unsinn siegt. 244

Frühlingsfeste.

Wie im Schlaraffenlande. — Die Saison der Volksfeste. — Ueberfluß an Spectakeln. — Der Biergarten im Palazzo Orlandini. — Cultur-Mission des deutschen Biers. — Die Entnationalisirung Italiens. — Ein Stück altes Italien. — Die Trattoria delle antiche Carozze. — Billige Preise. — Eine gastronomische Abschweifung. — Die Wettrennen. — Der König in Gala. — Nicolo Macchiavelli's 400ste Geburtsfeier. — Macchiavelli's Verdienste und seine — Comödien. 256

Bologna, la grassa.

Bologna und seine Universität. — Zehntausend Studenten. — Auf zehn Studenten ein Professor. — Weibliche Professoren. — Die Eisenbahn über die Apenninen. — In 45 Tunnels geräuchert. — Das Volksfest in den Cascinen. — Nicht ein Betrunkener. — Die Romantik von Bologna. — König Enzio. 266

An der Wiege der Welfen.

Keine Illusion möglich. — Der Palazzo des Podesta. — La Sala del Re Enzio. — Ein schneller Maler. — La Madonna di San Luca. — Kanonen, Kugeln und Bomben um die Kirche. — Zotologische Wand-Literatur. — Oesterreichische Reminiscenzen. — Die Kirche des heiligen Petronius. — Die Thüren Asinelli und Garisenda. — Nach Ferrara. — Lucretia Borgia. — Tasso's Gefangenschaft. — Gras auf den Straßen. 276

La bella Venezia.

Revolution in Paris. — Die Revolutionen der Zukunft. — Das neue Cabinet Menabrea. — Die guten alten Zeiten. — Die Oesterreicher werden zurückgewünscht. — Mein Gondolier. — Elend in Venedig. — Einst und jetzt. — Die Touristen. — Der Marcusplatz Abends. — Al Canal grande! — Der Nobili Manin und der Plebejer Manin. — Der Ponte Rialto. — Signora Taglioni. — Wir kehren um. 282

Venetianische Streifzüge.

Stillleben in Venedig. — Das Marsfeld. — Das Innere der Stadt. — Die öffentlichen Plätze. — Leben auf der Straße. —

Seite

Die engen Gassen. — Der Gänsemarsch. — Musikalische Schwierigkeiten. — Differenz der Lebensmittelpreise. — Was eine Familie in Venedig braucht. — „Hotel Bauer." — Wiener Speisezettel. — Mit dem Prinzen Napoleon bei Tische. — Hohe Touristen in Agram. — Abreise des Prinzen. 290

Ein Proceß um eine Procession.

Die Frohnleichnams-Procession. — Der historische Hergang. — Die Blutstropfen der Hostie. — Die Feier des Festes. — Eine Emeute. — Die Carnevals-Masken. — Die Unalphabetisten. — Detail-Politik der Priester. — Eine Petition an den Minister des Innern. — Die Cleriker müssen Soldaten werden. — Neue ärztliche Vorschriften in Rom. — Ankunft des Vicekönigs von Aegypten. — Festlichkeiten und Gondelfahrt en gala. — Der Kanal von Suez. — Die große Bettlerin. 296

Revolutionäre Frühlingsluft.

Die Petition. — La prestige du gouvernement. — Aufstellung der Galerien. — Ein Dampfer mit Vergnügungszüglern. — Ein bischöfliches Entrefilet. — Ungeheures Hohngelächter. — Wann wird die Procession stattfinden, Excellenz? — Die Procession verboten. — Der Ausfall der Pariser Wahlen. — Graf Crenneville. — Napoleon muß vorwärts oder rückwärts. — Glücklicher Khedif. 305

Letzte Station.

Eine deutsche oder eine italienische Stadt. — Italienische Deutsche. — Rückblick. — Noch einmal die Procession. — Cavaliere Swift. — Verhaftungen und ein Dutzend Processe. — Der Cardinal-Patriarch und der Präfect. — Notenwechsel. — Das Theater in Venedig. — Die Ehemänner. — Wann wird Deutschland eine gute Bühne haben? — Ein Haifisch im Hafen. — Der Stadtrath in Aufregung. — Die deutschen Prügeljungen. 312

Abschied von Italien.

Ich bin in Oesterreich. — Der dicke Herr im Coupé. — Schneckenzug von Venedig nach Triest. — Eisenbahn-Anomalien. — Das schöne Triest. — Handel und Schifffahrt. — Die Biergärten. — Il Boschetto. — Abschied von Triest und von Italien. . . . 320

Alles schon dagewesen!

Die Studii publici — Museo Nazionale. — Pompeji und Herculanum. — „Alles schon dagewesen!" — Die neue Straße des Posilippo. — Villa Thalberg. — Der Lago d'Agnano. — Der Tunnel von Posilippo. — Malereien und Mosaiken. — Billige Copien. — Die Bronzen. — Der Farnesische Stier. — Die Glasgefäße. — Die Pretiosen der römischen Damen. — Das Gabinetto riservato. — Die Priapeen. — Die antiken „Cochonneries."

Neapel, den 6. December 1868.

Wenn man die lärmende und brausende Hauptstraße des Toledo ganz hinaufschreitet, bis dahin, wo die eben so lebhafte Strada Foria in sie einmündet, so tritt dem Wanderer ein großer Palast entgegen, der für den an die flachen Dachterrassen Neapels schon Gewöhnten die hier seltene Erscheinung eines wirklichen, hohen Daches als besonderes Merkzeichen darbietet. — Es ist dieses die große, in ihrer Art unerreichte Kunstsammlung Neapels, schon vor 250 Jahren vom spanischen Vicekönig, Herzog von Lemos, gegründet und ursprünglich zu einer Universität bestimmt, daher auch der Name der „Studii publici." Später nannte man, seit Ferdinand I., diesen Complex von Sammlungen das Museo Reale oder Museo Borbonico; — seit 1860 aber, wo Garibaldi den Bourbonismus so schonungslos auskehrte, ist der officielle Titel: Museo Nazionale, der auch der passendste ist, denn besonders Neapel und seine vielen Städte in den Provinzen, arm an Bevölkerung, aber reich an Ruinen und Alterthümern, haben das Meiste und auch das Werthvollste an Beiträgen zu diesem Museum geliefert, das somit in jeder Hinsicht ein nationales ist. —

Es ist sonderbar, daß, während man dicht bei Neapel, von Posilippo bis Pozzuoli, und von Pozzuoli bis zum Cap von Misene, überall die merkwürdigsten römischen Bauten trifft und die schönsten Werke antiker Kunst gerade hier gefunden wurden, in der Stadt Neapel selbst wenig oder gar keine römischen Ueberbleibsel sich vorfinden; denn die paar Mauerfragmente, die man für die Reste von Tempeln ausgiebt, verlohnen ihrer Unbedeutendheit wegen nicht der Mühe, sie aufzusuchen. Die Römer, die in den Kaiserzeiten massenhaft nach Unter-Italien wanderten, etwa wie jetzt die Haute volée nach Baden-Baden, Wiesbaden, Interlaken u. a. Luxus-Villegiaturen, die sich hier die prachtvollsten Villen, Bäder, Theater und Tempel erbauten, seitdem der Feinschmecker Lucullus, der Tonangeber und „Brummel" jener Zeit, erklärt hatte, — ein fashionabler Römer müsse eine Villa am Golf von Neapel haben, dieselben Römer scheinen die Stadt Neapel ganz ignorirt zu haben, oder es haben die beständigen Völkerwanderungen und Kämpfe der Gothen, Longobarden, Normannen, Sarazenen, Ungarn, Franzosen und Spanier, die sich nach einander zu Herren Neapels machten, Alles verwüstet und zerstört, was römische Civilisation hier gegründet und gebaut hatte, wie denn ja selbst aus dem Mittelalter nur wenige Reste erhalten sind, von denen nur die Porta Capuana im schmutzigsten und verkommensten Winkel der großen Stadt und der im Castell Nuovo eingeschlossene Triumphbogen Kaiser Alphons' I. von Aragonien sehenswerth sind. Aber ein desto reicheres Material haben die anderen Städte geliefert, — das größte und wichtigste aber die von der Eruption des Vesuv verschütteten Städte Pompeji und Herculanum. Fast 2000 Jahre lang lagen diese Städte unter der Lava und Asche des Feuerberges begraben, und als man sie im Jahre 1748 entdeckte und nun, bald fleißig, bald lässig, jene Ausgrabungen begann, die, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt, etwa ein Drittel von Pompeji bloßgelegt haben, fand man die Häuser noch mit ihren Möbeln und Geräthschaften, die Küchen und Speisekammern noch mit Lebensmitteln gefüllt, die Tempel noch geschmückt mit Götterbildern, Opferaltären und anderen heiligen Geräthschaften, die Kerker noch voll Ketten, die Kasernen voll von Skeleten in Helmen und Rüstungen, kurz, man fand eine römische Provinzialstadt dritten Ranges genau in dem Zustande des täglichen, öffentlichen, bürgerlichen und Familienlebens, wie sie

von dem Alles zudeckenden und erstickenden Aschenregen des Jahres 79 v. Chr. überrascht worden war. Das ganze Leben der Alten, von dem wir uns aus den spärlichen Bruchstücken der alten Autoren kaum einen annähernden Begriff machen konnten, lag plötzlich aufgedeckt da; — die Decorationen der Zimmer, die Hausgeräthschaften und Möbel, die Werkzeuge der Handwerker, die Waffen der Krieger, die Tempelgeräthschaften, Alles war unversehrt erhalten.

Und in diesen Sammlungen der in Pompeji, Herculanum und Stabiä gefundenen Gegenstände, deren Zahl weit über 25,000 Nummern beträgt, liegt der besondere Reiz des Museo Nazionale in Neapel, das in dieser Hinsicht einzig und allein und ganz unerreichbar dasteht. Ich kann nicht müde werden, in den prächtigen Sälen dieser Sammlungen umherzuwandeln und alle Tage Neues und Interessantes zu entdecken. Wer da glaubt, nach gewöhnlicher Touristenart dieses riesenhafte Museum mit dem Durchlaufen eines Vormittags abgemacht zu haben, der hat so gut wie gar nichts gesehen; — nicht Wochen, kaum Monate genügen, um diese Massen zu bewältigen, um nur zu einigem Verständnisse zu gelangen. Daher ist auch das Museo Nazionale an allen Tagen (mit Ausnahme der Montage) von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags geöffnet; — Sonntags und Donnerstags unentgeltlich, an den übrigen Tagen gegen ein Eintrittsgeld von 1 Franc. Wenn Sie mich in Neapel suchen sollten, so brauchen Sie nur in's Museo Nazionale zu gehen, dort finden Sie mich gewiß, besonders aber an Regen- und Sciroccotagen, wo der graue Himmel und die bleierne Luft jede Naturkneiperei unmöglich macht. Aber je länger ich in diesen Hallen der Vergangenheit umherwandle und besonders in der Abtheilung der kleinen Bronzen das häusliche wie das öffentliche Leben der alten Bewohner Großgriechenlands aus den tausend und abertausend hier bewahrten kleinen und großen Küchen-, Haus-, Handels-, Tempel- und sonstigen Geräthschaften zu enträthseln suche, je mehr komme ich auf des alten Rabbi Ben Akiba weisen Spruch: „Alles schon da gewesen!" zurück. — Wir Kinder der Jetztzeit haben wohl in der Leichtigkeit der Verfertigung, in der Vervielfältigung der Production durch Maschinenkraft, durch einzelne Verbesserungen und Zusätze Manches gethan, aber im Großen und Allgemeinen hatten die Pompejier vor 1800 Jahren dieselben Oefen, Wassereimer, Wägen, Leuchter, Lampen, Cande-

laber, Vasen, Badewannen, Kämme, Nadeln, Scheeren, Petschafte, Griffel, Federn, Pennale, Ohrringe, Fingerringe, Broschen, Diademe, Schüsseln, Teller, Krüge u. s. w., deren wir uns noch heute bedienen; — nur mit dem Unterschiede, daß die Gegenstände des täglichen Lebensgebrauches alle künstlerisch verziert und nicht, wie jetzt, nur auf das Nothwendigste berechnet waren.

Ich fuhr vorgestern über die von den Franzosen unter Murat angelegte Strada nuova del Posilippo nach dem Golf von Bajä. Diese herrliche Kunststraße, die immer auf der Höhe des Posilippo läuft und die entzückendsten Aus- und Fernsichten auf Neapel, das Meer und die beiden Golfe bietet, ist, trotzdem daß über ein halbes Jahrhundert an ihr gebaut wird, noch nicht fertig, sie läuft nur bis zu der paradiesisch gelegenen Villa des weltberühmten Pianisten Thalberg, — von hier bergab bis zum Meere und dem Ueberfahrtspunkte nach der Insel Nisida ist sie ein bloßer Landweg, auf dem man nicht ohne Lebensgefahr herunter humpelt. — Vom Meeresufer an laufen wieder gute Kunststraßen nach Pozzuoli, Bajä, dem Lago Fusaro u. a. O. Ich fand die Arbeiter, ziemlich zahlreich und in voller Thätigkeit, beim Fortbau der Straße beschäftigt, und es läßt sich jetzt hoffen, daß diese herrliche Straße endlich der Vollendung entgegen gehen dürfte. Allein in dem jetzigen Zustande brauchte ich zwei und eine halbe Stunde, im scharfen Trabe, um an den Lago d'Agnano zu gelangen, und ich mußte, da die Sonne im Westen schon stark bergab ging, den Rest der Tour auf einen andern Tag verschieben und umkehren. Wir fuhren auf der alten Straße über Bagnoli und Fuori la Grotta zurück, und nun durch die Grotte von Posilippo hindurch waren wir dieses Mal in nur dreiviertel Stunden wieder auf der Chiaja in Neapel. Wir waren durch den Höhenzug hindurchgefahren, den wir auf der neuen Straße umfahren mußten. Die Grotte des Posilippo ist ein Tunnel von 950 Schritten Länge bei 20 Fuß Breite und 50 Fuß Höhe und führt mitten durch den mit Dörfern, Villen, Weinbergen, Obstgärten bebauten Höhenzug des Posilippo. Wer diesen Tunnel gebaut, Niemand weiß es, doch erwähnt seiner schon der alte Geograph Strabo, und die Römer benutzten den Weg durch diese Grotte, um so rascher zu ihren Villen am Golf von Bajä zu gelangen. Also ein römischer, — wahrscheinlicher noch ein großgriechischer Tunnel, und wenn man nun denkt, welches Aufsehen bei Einführung der Eisen-

bahnen die Tunnels machten, wie keine Sprache ein Wort dafür hatte und alle das englische „Tunnel" (von tonelle — Faß?) adoptiren mußten, so ruft man mit dem Rabbi: „Alles schon dagewesen!"

So auch ist es in der Sammlung der Geräthschaften aus Pompeji und Herculanum. Hier sind eiserne Bettstellen, — sie könnten eben so gut heutzutage fabricirt sein; hier sind zwei schwere eiserne Geldtruhen; — noch vor fünfzig Jahren, als die moderne Industrie der Patent-Safes noch nicht entwickelt war, kannte man in ganz Europa keine anderen Geldtruhen. Hier diese Kessel, Pfannen, Casserolen, Messingsiebe könnten, wenn man sie vom Grünspan befreite und neu polirte, in jeder herrschaftlichen Küche prangen, und nun gar erst diese Lampen, diese Dreifüße, vor Allem aber diese Vasen und Aschenkrüge, — haben wir wirklich heutzutage Fabrikate, die wir diesen 2000 Jahre alten Gegenständen in Bezug auf Eleganz der Form wie Zweckmäßigkeit und Solidität an die Seite setzen könnten? — Und nun erst diese Marmor- und Bronze-Statuen, die zur Ausschmückung gewöhnlicher Bürgerhäuser dienten; — ist nicht Alles, was die moderne Sculptur und Erzgießerei geleistet hat, doch immer nur eine Copie und ein Abklatsch der Antike? Von der Malerei jener fernen Zeit besitzen wir wenig oder nichts, denn die Gemälde des Zeuxis, Apelles, Parrhasius u. A. sind ebenso dem Zahne der Zeit erlegen, wie dies in 1000 Jahren mit unseren Raphaels, Michel Angelos, Correggios, Tizians u. s. w. der Fall sein wird. Schon jetzt sind sie zu zwei Dritteln restaurirt, will sagen: von Anderen übermalt, — in noch 6- bis 800 Jahren wird keine Spur mehr von diesen Meisterwerken übrig sein. Wenn wir aber im Museo Nazionale die reizenden antiken Wandgemälde und Mosaiken sehen, — die ihren Ursprung doch nur Zimmermalern in einer Provinzstadt dritten Ranges danken, wenn man das große Mosaikgemälde der Alexanderschlacht sieht, auch nur eine unvollkommene Copie eines damals berühmten Gemäldes, dann gesteht man gern zu, daß die Alten auch in dieser Kunst wenigstens eben so weit waren, als unsere heutigen Maler, und man ruft wieder mit Ben Akiba: „Alles schon dagewesen!" Von der Lieblichkeit und Zartheit dieser pompejanischen Wandmalereien kann man sich aus den Beschreibungen gar keinen Begriff machen. Ueber 1800 Jahre steckten diese Bilder unter einer dichten, 15 bis 20 Fuß hohen

Decke von Asche, Steinen und Erde, der Moder, die Feuchtigkeit des Bodens, der Mangel an Luft nagte beständig an ihnen, — dann kamen die Ausgrabungen, bei denen oft mehr zerstört als an's Tageslicht gebracht wurde; — dann erst kam das Absägen von den Wänden und der Transport der abgesägten Flächen nach Neapel, hier wieder die Aufstellung, und nach allen diesen Mißhandlungen sind diese kleinen Wandbilder, diese Amorettenkämpfe, diese Thürstücke u. s. w. noch so naiv lebendig, so natürlich frisch, daß man sie Stunden lang betrachten kann. Weniger gefallen mir die historischen und mythologischen Sujets; — hier hatten sich die Zimmermaler zu Aufgaben verstiegen, denen sie offenbar nicht gewachsen waren. Junge Maler sind fortwährend beschäftigt, die lieblichsten dieser kleinen pompejanischen Wandbilder auf schwarzem oder dunkelrothem Grunde mit Wasserfarben zu copiren, und in diesen meist vorzüglich ausgeführten Copien treten die abgeblaßten Schönheiten des Originals erst siegreich hervor. Man kann hier sehr schöne Arbeiten dieser Art kaufen, und zwar sehr erstaunlich billig, wenn man sie direct von den Künstlern und nicht erst durch die dritte Hand des Kunsthändlers kauft. So offerirte mir ein junger französischer Maler seine vortreffliche Copie eines Kopfes von Rembrandt, ungefähr 12″ bei 18″ um 30 Francs; — ich mußte ihm leider erklären, daß meine „bescheidenen Mittel" mir selbst einen solchen Luxus nicht verstatteten. Ich wollte, einer unserer reichen und kunstliebenden amerikanischen Mitbürger würde mich ermächtigen, ihm hier für ein paar Hundert Dollars solche Copien, in Wasserfarben wie in Oel, anzukaufen; — ich könnte ihm eine reizende kleine Galerie zusammenstellen und direct per Dampfschiff nach New-York schicken. In Rom erzählte man mir, ein reicher Cincinnatier Mr. P. (man nannte mir den Namen Prohaska, — allein die Italiener verhunzen alle Fremdnamen so, daß er wohl anders geheißen haben mag) sei im vorigen Jahre in Rom gewesen, habe heidenmäßig viel Geld für Kunstgegenstände ausgegeben, manches Gute mitgenommen, oft aber sei er auch entsetzlich über's Ohr gehauen worden. Da ich die Kanäle kenne, durch die er seine Ankäufe gemacht haben soll, so bezweifle ich das letztere gar nicht.

Von den pompejanischen Wandmalereien und Mosaiken, die die Hälfte des Erdgeschosses einnehmen, geht man zu den antiken Marmorwerken über, eine Sammlung von antiken Sculpturwerken,

die nur von der vaticaniſchen übertroffen wird. Hier iſt auch die berühmte Venus Kallipyga, wahrſcheinlich gar keine Venus, ſondern eine hübſche Hetäre, die wohlgefällig ihre ſchönen Körperformen betrachtet, ferner ein halbes Dutzend anderer Venuſſe, Julius Cäſar, Marc Aurel, der ſitzende Jupiter Stator, in Cumä gefunden, Torſos, angeblich von Phidias und Praxiteles, und eine unzählige Menge anderer bedeutender Kunſtwerke. Ueber eine Treppe hinab gelangt man im Souterrain zu den egyptiſchen und oſciſchen Alterthümern, Götterbilder, Sphinxe, Amulete, Hieroglyphen u. dergl. Das Intereſſanteſte in dieſer Abtheilung ſind die ſehr gut erhaltenen, ganz aufgewickelten Mumien. Oben geht es weiter in die Abtheilung der Bronze-Statuen, unſtreitig die reichſte und werthvollſte Sammlung dieſer Art Kunſtwerke. — Nun kommt der Saal der alten Inſchriften mit der berühmten Marmorgruppe des Farneſiſchen Stiers. Dieſe koloſſale Gruppe von ſechs überlebensgroßen Figuren ward 200 Jahre vor Chriſti Geburt von zwei rhodiſchen Künſtlern, Apollonius und Tauriſcus, aus einem einzigen Marmorblock gemeißelt und in den Bädern des Caracalla in Rom gefunden. Das Sujet iſt: Antiope, Königin von Theben, hat ſich zu Dirke, Königin von Theſſalien, geflüchtet, die ſie jedoch tödten wollte. Da erſcheinen Antiope's Söhne, Amphion und Zethos, retten die Mutter und befeſtigen zur Strafe die verrätheriſche Dirke mit ihren Haaren an die Hörner eines wüthenden Stiers. Die ganze Gruppe, wenn auch nicht äſthetiſch ſchön, macht doch einen gewaltigen, erſchütternden Eindruck.

Im Mezzanin iſt die Sammlung des Grafen von Syracus, Alterthümer aus Cumä enthaltend, und eine ſehr reiche Sammlung mittelalterlicher Kunſtdenkmale, — antiker Gläſer und Terracotten. — Beſonders bei den antiken Gläſern, Wein- und Waſſerflaſchen, Fruchttellern, Thränengefäßen, Flacons, Arzneifläſchchen, Phiolen bis zum Fenſterglas fällt die große Aehnlichkeit derſelben mit den noch jetzt unter uns gebräuchlichen Glasgefäßen auf, und unwillkürlich murmelt man wieder mit dem Rabbi: „Alles ſchon dageweſen!“ Im oberen Stockwerk iſt, außer der öffentlichen Bibliothek, vorzüglich die Abtheilung der in Herculanum in dem Hauſe des Philodemos gefundenen Privatbibliothek, auf Papyrusrollen geſchriebene Manuſcripte, merkwürdig, nebſt der von Antonio Piaggio erfundenen ſinnreichen Maſchinerie, um dieſe halbver-

kohlten, spröden Rollen abzuwickeln und ihren Inhalt copiren zu können. Von ungefähr 3000 Manuscripten sind etwa 500 bis jetzt entrollt und deren Inhalt ganz oder theilweise copirt. Nun kommen die Schmucksachen und Kostbarkeiten aus den verschütteten Städten, goldene Ringe, Ketten, Bracelets, Ohrgehänge, Gold- und Silbergeschirr, vierzehn silberne Vasen mit getriebener Arbeit, kostbar eingefaßte Toilettenspiegel und an tausend der auserlesensten Cameen und Gemmen, — eine wahre Schatzkammer, aber Alles nicht anders und nicht weniger schön, als der jetzige Schmuck unserer Modedamen. Hieran schließen sich die in Pompeji gefundenen Reste von Speisen und Lebensmitteln, von Seifen, Früchten, Oel und Wein, von Wäsche und Frauengeräth. Da sind Austern, ganz zu Kalk gebrannt, und gedörrte Zwetschen, Kirschen und Trauben, eine Pastete, gerade von der Form, wie man sie heutzutage macht, Brot, Hühnergerippe, Fische, — Alles natürlich mumificirt. Folgerecht schließt sich an diese Reste nun die über 15,000 Nummern zählende Sammlung von Küchen-, Haus-, Handels-, Tempel- und anderen Geräthschaften, gefunden in Pompeji, an, deren ich schon erwähnte und die man nicht oft und nicht lange genug betrachten und studiren kann.

Was aber soll ich Ihnen von der Vasen-Sammlung sagen, die, über 3300 Nummern zählend, die bedeutendste und vollständigste Sammlung dieser Art ist. Diese Vasen, alle mit encaustischer Malerei geschmückt, waren entweder Schmuck der Gräber, in welche sie mit den Todten hineingelegt wurden, theils Opfer- und Weihgeschenke für die Gottheiten, theils Preise für die Sieger in den öffentlichen Spielen, theils Hochzeitsgaben, — sie stammen fast alle aus vor-römischer Zeit; die meisten der Grabvasen wurden in altgriechischen Gräbern gefunden, und nur in den früheren Wohnsitzen der Griechen und Etrusker. In den Malereien dieser Vasen, deren einige bis 6 Fuß hoch sind, liegt noch ein großes Stück alter Geschichte oder doch Mythe begraben. Nun folgen achtzehn Säle mit Gemälden der neapolitanischen, florentinischen, venetianischen, Mailänder Schule; — darunter einige Meisterwerke, aber auch viel Mittelmäßiges. Vor dem Eingange zu den Gemäldesälen ist auch das Gabinetto riservato, eine Sammlung von Priapeen und obscönen Gegenständen der antiken Kunst. Es steht Jedermann offen, doch warnt eine Tafel an der Thür: „Oggetti osceni," Frauen und Kinder, nicht einzutreten.

Trotzdem kam neulich eine junge Engländerin, durch Kurzsichtigkeit oder Irrthum, in das berüchtigte Cabinet, betrachtete die Bilder und Bronze-Statuetten, ward immer verlegener, wendete sich scheu von einem Gegenstande zum andern, bis ihr endlich ein riesiger Phallus in die Augen fiel und die Arme blutroth, mit einem halbunterdrückten Schrei und unter dem nun losbrechenden Gelächter der gerade anwesenden Männer, zur Thür hinausstürzte. Fragen Sie mich aber, ob die antiken „Cochonneries" anders waren, als man sie jetzt überall colportirt und sogar in den gelesensten deutschen Zeitungen öffentlich annoncirt, so sage ich Ihnen: Nein! sie sehen gerade so aus, wie die bewußten „weiblichen Frauengruppen" oder die Bilder der „Don Juan-Albums", — die gewissenlose Buchhändler in Frankfurt und Hamburg „gegen Einsendung von drei bis zehn Thalern" in versiegelten Exemplaren versenden. Auf den Zeitungsannoncen steht natürlich: „Nur für Herren!" und zu solchen Anzeigen geben sich die gelesensten Zeitungen Deutschlands her. Was aber die pompejanischen „Cochonneries" betrifft, so sind sie eben so plump und geistlos, eben so frech und gemein, wie die neuesten Pariser Erzeugnisse dieser Art, und auch hier kann man mit Ben Akiba ausrufen: „Alles schon dagewesen!"

In der auferstandenen Stadt.

Im Hôtel des Diomedes. — Das öffentliche und Privatleben der Römer. — Versenkte Schätze in der Tiber. — Kein Geld für eine Flußregulirung. — Schatzgräber-Versuche. — Auf der Eisenbahn. — Bummler und Bettler. — Zwei Francs Entrée, aber Trinkgelder verboten. — Die Führer. — Eine beschwerliche Wanderung. — Ueberfluß an Wasser. — Beengte Wohnungen. — Enge Straßen, schlechtes Pflaster, prächtige Monumente und kunstgeschmückte Wohnungen. — Eine verschüttete Stadt der Jetztzeit.

Pompeji, im Hôtel des Diomedes, am 8. December 1868.

Da sitze ich nun schon seit zwei Tagen mitten in den Resten und Trümmern der bereits vor 1800 Jahren lebendig begrabenen

Wunderſtadt, die jetzt unaufhaltſam ihrer gänzlichen Auferſtehung entgegenſchreitet, und kann mich nicht ſatt ſehen. Ich hatte von den öfteren Beſuchen des Muſeo Nazionale in Neapel den Kopf ſo voll von all' den tauſend und tauſend in Pompeji, Herculanum und Stabiä ausgegrabenen Möbels, Haus-, Küchen-, Handels-, Tempel- und anderen Geräthſchaften, daß ich an gar nichts Anderes mehr denken, mir keine anderen Bilder mehr in der Phantaſie ſchaffen konnte, und ſo beſchloß ich damit auszuräumen, den Ort, wo dieſe kleine Wunderwelt gefunden worden, ſelbſt aufzuſuchen, die leeren Räume mittelſt der Einbildungskraft neu zu möbliren und mich ſo zurück zu verſetzen in das Leben einer römiſchen Provinzialſtadt vor achtzehn Jahrhunderten. Denn eben darin liegt ja der beſondere Reiz Pompejis, daß man hineintritt in das innere und äußere Leben einer römiſchen Stadt, — daß man ſieht, wie Gerichtshöfe, Theater, Zollamt, Garniſon, Handel und Geſchäft, und bürgerliches und Familienleben in ihrer vollſten Thätigkeit durch den furchtbaren Ausbruch des Veſuv überraſcht und zu einem momentanen Stillſtand gebracht wurden, der ſich dann bis zu 1800jähriger Ruhe ausdehnte. Auch in Rom ſind große Nachgrabungen gemacht worden, aber ſie brachten nichts zu Tage, als Ueberreſte von Gebäuden, Monumenten, Säulen, Architrave, nebſt einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Kunſtwerken der Sculptur in Marmor oder Erz. Von dem Leben und Treiben des römiſchen Volkes geben dieſe Reſte keine Kunde, denn das verſchüttete Rom war vor ſeiner Zerſtörung erſt zu wiederholten Malen gründlich ausgeplündert worden, — von den fremden Kriegsſchaaren der Barbaren und viel mehr noch von ſeinen eigenen Bürgern, ehe ſie flüchteten. So erzählt man ſich in Rom, daß ein großes Schiff, das ganz mit Gold- und Silbergefäßen, meiſt aus dem ungeheuer reichen Schatze des Tempels von Jeruſalem, beladen war, um dieſe Schätze vor den Barbaren zu flüchten, mitten in der Tiber unterging und daß der große ſiebenarmige Leuchter und die Bundeslade, beide aus gediegenem Gold, nebſt anderen unberechenbaren Schätzen noch immer tief unten im gelben Schlamme der Tiber ruhen und daß alte Urkunden im Vatican ſeien, die ſogar die Stelle genau bezeichneten. Wenn dem ſo iſt, — warum läßt nicht Pius IX., der ſich, wie das Giornale di Roma täglich klagend wiederholt, „fortwährend in höchſt bedrängten Geldverhältniſſen" befindet, ein paar unternehmende Amerikaner kommen, wie jene Gentlemen, die

die ruſſiſche Flotte bei Sebaſtopol wieder herausgezogen haben, und die Tiber gründlich unterſuchen. Der ſicherſte Weg wäre freilich, den ganzen Fluß durch einen Kanal, der in der flachen Campagna ſehr leicht anzulegen wäre, ganz abzuleiten und dann das ſchlammige Tiberbett zu reinigen. Gewiß würden bei einem ſolchen Unternehmen bedeutende Kunſtſchätze, wenn auch vielleicht nicht der Schatz des Tempels von Jeruſalem, gefunden werden, und bei dieſer Gelegenheit könnte dann auch der Lauf des Fluſſes regulirt werden, der bis jetzt faſt alljährlich die unteren Stadttheile überſchwemmt. Aber für ſolche Unternehmungen haben die Päpſte kein Geld; — die Diener der Kirche, die Cardinäle, Eminenzen, Erzprieſter und Prieſter aller Art koſten ſchon zu viel, und ſeitdem der heilige Vater ſich gar den Luxus einer ſtehenden Armee erlaubt hat, wird, trotz Anleihen und Peterspfennig, das Deficit alle Jahre größer. Da wäre denn ein Fund von vielen Hundert Centnern puren Goldes, wie er im jeruſalemiſchen Tempelſchatze vorhanden geweſen ſein ſoll, ein wahrer Godsend, — der heilige Vater könnte wieder ſeine Schulden, ſeine Prieſter und ſeine Soldaten bezahlen und würde geachtet und reſpectirt werden, wie Baron von Rothſchild. — Denn Gold war in Rom im Ueberfluſſe, — nicht nur die Götterbilder und Tempelgeräthſchaften waren von reinem Golde, nein! auch für alle Gegenſtände des Luxus und des Modelebens war es das geſuchteſte Metall, und die Schätze der ganzen übrigen Welt, zuſammengeſchleppt in Rom, dienten zur Befriedigung der Prunkluſt ſeiner Bürger. Welch eine unbedeutende Landſtadt war Pompeji im Vergleich zu Rom, und doch welch außerordentliche große Menge von Gold- und Silberſchmuck hat man dort gefunden, obwohl Alles zeigt, daß die meiſten Einwohner ſich mit ihren werthvollſten Sachen zu flüchten Zeit hatten, — andere nach dem Ausbruche wiederkehrten und Nachgrabungen machten und alles Tragbare fortſchleppten. Für die Flucht des größten Theils der Bevölkerung ſpricht der Umſtand, daß man bis jetzt nur einige Hundert Gerippe gefunden hat, während die Bevölkerung mindeſtens 60,000 Seelen zählte; — denn das große Amphitheater allein hat Sitze für 20,000 Zuſchauer, und neben dieſem hat man bis jetzt noch zwei Theater entdeckt, die zuſammen auch an 10,000 Zuſchauer faßten. Daß aber ſchon früher Nachgrabungen nach zurückgelaſſenen Schätzen ſtattgefunden haben, beweiſt der Umſtand, daß man beim Aus-

graben noch unaufgedeckter Häuser Löcher findet, die, mit Gewalt durch die Stockwerke von oben nach unten gebrochen, zeigen, daß entweder die geflohenen Bewohner, oder nach ihnen auf den Trümmern angesiedelte Colonisten Nachgrabungen gemacht und gleichsam durch Bergmannsschichten in die Häuser hinabgedrungen sind, um ihre Kostbarkeiten davonzutragen. Suetonius berichtet, daß Kaiser Titus eine zahlreiche Colonie zur Wiederbelebung der verödeten Stätte hingeschickt habe, und das erste Geschäft dieser Colonisten wird doch wohl das gewesen sein, in der damals noch lockern Asche nach Schätzen zu graben.

Trotzdem staunt man über die große Menge von Gold-, Silber- und Edelsteinschmuck, der bis jetzt gefunden wurde, — und doch ist kaum ein Drittel der ganzen Stadt aufgedeckt, im Ganzen 24 bis 26 Straßen. Wo sind aber alle die Schätze des kaiserlichen Rom hingekommen, — denn Alles konnten die Barbaren nicht mitnehmen, schon darum nicht, weil, wie es noch heutzutage in Kriegszeiten geschieht, Jedermann in solcher Bedrängniß seine kostbarste Habe entweder flüchtet oder im Schooße der Erde eingräbt. Und dennoch ist die Zahl der in Rom gefundenen Werthgegenstände verhältnißmäßig sehr klein.

Ich fuhr gestern früh mit der Eboli-Eisenbahn hierher; — der Weg gehört zu den anmuthigsten, — zur einen Seite hat man beständig den Vesuv mit seinen in eine Rauchwolke gehüllten Kratern, den mit Villen, Casinos, Weinbergen, Oelpflanzungen und Obstgärten bedeckten, sanft verlaufenden Abhang des Feuerberges und die langgestreckten Ortschaften Portici, Resina (Herculanum), Torre del Croce und Torre dell' Annunziata, — zur andern Seite breitet sich das Meer mit dem Golf von Sorrent und der Insel Capri im Hintergrunde, von Hunderten von Segeln belebt, aus. — Ueberall läuft die Eisenbahn durch alte Lavaströme, deren Verheerungen hier eine frühere Welt zerstörten, und alle diese Ortschaften stehen auf einem, durch Verschüttung der früheren Städte Herculanum, Teglana, Taurania Oplontis u. a. aus Lava und Asche des Vesuv neugebildeten Boden. — So gelangt man auf die Stelle, wo einst Pompeji stand; — ein hoher Erdwall, ähnlich den improvisirten Erdforts der Conföderirten in unserm Secessionskriege, hier entstanden durch Aufschütten der bei den Nachgrabungen herausgehobenen Erde, ist das Einzige, was man vom Bahnhofe aus sieht. Dafür aber empfangen uns Bummler

und Tagediebe aller Art, die den Weg nach Pompeji (ungefähr 40 Schritte) zeigen, oder einen Strauß von Feldblumen offeriren, oder einen Wagen, einen Tragſeſſel oder irgend ſonſt etwas holen, — in Wirklichkeit aber durch dieſe angeblichen Dienſtleiſtungen ſich nur das Anrecht verſchaffen wollen, die Reiſenden um das beliebte „Bottiglia" anbetteln zu können.

Dem Bahnhofe gegenüber, dicht an der Porta marina, dem nach der See führenden Thore Pompejis, erhebt ſich das moderne Hôtel „de Diomède", deſſen Kellner uns entgegentritt und freigebig die Karte ſeines Etabliſſements unter die Ankömmlinge vertheilt. Auf dieſer Karte werden dejeuners à la fourchette um $2^1/_2$ Francs und diners um 4 Francs prix fixe offerirt, — für erſtere „trois plats de cuisine assortis, du fromage et des fruits," — für letztere „une soupe et quatre plats assortis, du fromage et des fruits." —

Auch Zimmer ſind zu haben und ich habe eins derſelben für einige Tage bezogen. Natürlich denken die Wenigſten an Eſſen und Trinken, — „erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen!" Alles ſtrömt nach dem Eingange zu, überklettert den Erdwall und ſteht vor der — Kaſſe, wo die Eintrittsbillets verkauft werden. Zwei Francs die Perſon, das iſt der Preis, — nur Sonntags iſt Freiſpectakel und der Einlaß gratis. Dagegen aber ſind auf allen Punkten Warnungstafeln ausgeſteckt, auf denen erinnert wird, daß es verboten ſei, Trinkgelder zu fordern oder anzunehmen, und daß jeder ein Trinkgeld oder irgend ein Geſchenk annehmende Angeſtellte mit augenblicklicher Entlaſſung beſtraft werde. Jede Geſellſchaft von drei bis vier Perſonen, — aber auch der Einzelne, wenn er zufällig allein kommt, erhält nun einen Führer, der aus dem die Ausgrabungen leitenden Pioniercorps gewählt wird. — Nach dem mich begleitenden Muſter zu urtheilen, ſind dieſe Begleiter artige und verſtändige Leute, mit ihrem Gegenſtande wohlvertraut und nicht ohne einige, ſo nebenbei aufgefiſchte, Bewandertheit in hiſtoriſchen und claſſiſchen Dingen. Aber eine gründliche Beſichtigung Pompejis iſt ein hartes Stück Arbeit, das römiſche Urpflaſter, das wahrſcheinlich wie die Stadtmauern und Thore derſelben, noch osciſchen Urſprungs iſt, die langen Straßen und Gäßchen, das beſtändige Häuserein- und Häuserauswandeln, vor Allem aber die heiße Sonne, obwohl am 7. December, machen den Gang zu einem ziemlich beſchwerlichen.

Mit vier bis fünf Stunden angeſtrengten Marſchirens hat man höchſtens einen flüchtigen Ueberblick gewonnen, und da kann von einer Beſichtigung des großen Amphitheaters, das ganz entfernt, am andern, noch unausgegrabenen Theile der Stadt, bei der Porta Sarneſa liegt, gar nicht die Rede ſein. Die armen Touriſten haben mir leid gethan, die, wie mein Führer erzählte, meiſt im Sommer kommen und nun auf dem dann glühenden Steinpflaſter, zwiſchen den heißen Mauern, in einer Atmoſphäre von 32 Grad Réaumur dahinwandeln, ſich keines andern Schattens erfreuend als desjenigen ihrer Regenſchirme, die ſie noch dazu alle Augenblicke, beim Eintritt und beim Heraustreten aus den Gebäuden zu- und wieder aufmachen müſſen. Dabei iſt in Pompeji ſelbſt keine Erfriſchung oder Labung zu haben, als prächtiges, kryſtallhelles Waſſer, welches in allen Straßen von Männern in amphoren-ähnlichen, irdenen Krügen angeboten, gierig von den Touriſten getrunken und gern mit einer Kupfermünze vergütet wird. Das Waſſer iſt aus dem Brunnen des Forum Nundinarium, welches zwiſchen dem tragiſchen und dem Comödientheater liegt und in deſſen Nähe ſich auch das große, durch den Fluß Sarno geſpeiſte Waſſerreſervoir befindet. Noch zwei andere fließende Brunnen ſind erhalten, ebenſo die unterirdiſche Waſſerleitung des Sarno, in welche man im Iſistempel hinabſehen kann. Was den Beſuchern gleich auffällt, iſt der reiche Zufluß und der daraus zu ſchließende große Verbrauch von Waſſer im römiſchen Haushalte. Jedes Haus von nur irgend anſtändiger Größe hatte außer einem Springbrunnen mit Waſſerbaſſin im Gartenhofe noch eine Ciſterne für Regenwaſſer, das im Impluvium aufgefangen wurde, einen Fiſchbehälter (Piscina) nahe den Küchenräumen, und nun erſt Röhren mit Krahnen, die, von der öffentlichen Waſſerleitung geſpeiſt, in alle Stockwerke gingen. Alle dieſe Waſſerröhren aus Blei, ihre Schutzventile aus Meſſing mit dem viereckigen Zapfen, der durch einen Schlüſſel geöffnet oder geſchloſſen wurde, die Krahne in den Localitäten ſelbſt, — aller dieſer Apparat ſieht unſeren amerikaniſchen hydrauliſchen Einrichtungen ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern, und unwillkürlich tritt wieder der Ausruf: „Alles ſchon dageweſen!“ auf die Lippen des erſtaunten Beſchauers. Ja wohl! es giebt nichts Neues unter der Sonne.

Daß ich nicht zu den Touriſten gehöre, die „their Pompeji have done in three hours“ und dann ſeelenvergnügt und zu-

frieden, mit ihrem Murray in der Taſche, wieder nach Neapel zurückfahren, werden Sie ſich wohl denken; — ich habe mich daher vorläufig hier einquartirt und mache nun, das wiederholt zu zahlende Eintrittsgeld nicht ſcheuend, meinen täglichen Beſuch in der auferſtandenen Stadt, mich dabei jedesmal nur auf ein paar Straßen beſchränkend. Früher wurde Alles, was man an Kunſtſchätzen in Pompeji fand, nach dem königlichen Schloſſe in Portici und ſpäter in das Muſeum in Neapel geſchleppt, die Moſaikfußböden wurden ausgehoben, die Wandmalereien von den Mauern abgeſägt, — kurz, die damals ausgegrabenen und jeglichen Schmuckes beraubten Häuſer ſehen noch troſtloſer aus, als die Ruinen einer großen Brandſtätte. Jetzt iſt das Muſeo Nazionale ſchon übervoll von dieſen Gegenſtänden, — es mangelt bereits an Raum und die Menge der Gegenſtände läßt keinen einzelnen, bleibenden und befriedigenden Eindruck aufkommen. — Von der jetzigen Regierung iſt daher die Verfügung getroffen worden, daß nur ganz beſondere Kunſtwerke noch in das Muſeum abgeliefert werden; — alle Moſaiken und Wandmalereien werden an Ort und Stelle, in den Häuſern, wo ſie gefunden wurden, gelaſſen, — die Sculpturen und Bronzekunſtwerke werden in ein kleines, in Pompeji ſelbſt eingerichtetes Muſeum, die Reſte von Lebensmitteln, Getreide, kleineren Haus-, Toilette- und Küchengeräthen, ferner Waffen, Werkzeuge, Malergeräthſchaften in ein anderes, gleichfalls an Ort und Stelle befindliches, Cabinet gebracht und dort in Glasſchränken gezeigt. Erſt in dieſen ſo ausgeſchmückten Häuſern bekommt man einen Einblick in die Wohnlichkeit der alten Römer. Sie wohnten enge, nach unſeren Begriffen, eben ſo enge, wie man heute in dem neuen Paris wohnt, wo ein „appartement au cinquième, vue dans la cour“ um 3000 Francs jährlich, zwar aus „entrée, salle à manger, salon, chambre à coucher et cuisine“ beſteht; — ſämmtliche Zimmer zuſammengenommen aber keinen größeren Flächenraum als 20 Fuß Breite bei 20 Fuß Länge haben, alſo 400 Quadratfuß, — ein Raum, den in Italien das beſcheidenſte Gaſtzimmer in einem Hôtel hat.

Die Zimmer der Herren Römer waren noch kleiner als die Pariſer chambres à coucher, 6 Fuß Breite bei 8 Fuß Länge iſt die gewöhnliche Dimenſion; dabei lagen dieſe Zimmer um den inneren Hofraum herum, hatten keine Fenſter, weder auf die Straße noch in den Hof, ſondern nur eine Thüröffnung, die durch einen Vor-

hang geschlossen ward. Wurde dieser bei schlechtem Wetter zugezogen, so war es stockfinster in den Zimmern, und daher erklärt sich wohl auch die große Anzahl von Lampen aller Art, die hier gefunden wurden. In dem öffentlichen Badehause allein fand man 1300 verschiedene Lampen aus Terra cotta. Bei schönem Wetter lebte Alles außerhalb der Zimmer, unter den den Hof umgebenden Säulenhallen, — und auch hier nur die Frauen und Kinder, denn die Männer trieben sich auf dem Forum, in den Straßen und Bädern umher; — bei kaltem oder schlechtem Wetter saß man bei qualmender Lampe in den engen fensterlosen Löchern, in denen man nur dadurch einigen Raum zu freierer Bewegung gewinnen konnte, daß bei Tage die Matratzen und alles Bettzeug in ein besonderes Zimmer, das sogenannte Triclinium, gebracht und dort bis zum Abend aufgestapelt wurden. Allerdings waren in einigen größeren Häusern, wie in denen des Diomedes, des Sallustius, des Aedilen Pansa u. A., auch einige größere Zimmer, aber diese sind eben nur Ausnahmen.

Ja, enge und beschränkt wohnten diese Herren der Welt, ihre Straßen waren mit großen, unbehauenen Steinen höchst roh und rauh gepflastert, — selbst die berühmte Via sacra, die heilige Straße, und die Via triumphalis, die Triumphstraße in Rom, machten keine Ausnahme, — ihre Straßen waren außerdem enge und das Trottoir so hoch über dem Fahrwege, daß man von einer Seite der Straße zur andern, wie im fernen amerikanischen Westen, nur auf im Fahrwege in regelmäßigen Zwischenräumen angebrachten Crossing-Stones gelangen konnte, — aber ihre Forums, ihre Tempel, ihre Märkte, ihre Theater, kurz alle öffentlichen Gebäude waren groß und prachtvoll und mit den herrlichsten Kunstgebilden reich geschmückt.

Welche Bewunderung aber erregt erst die innere, sinnige und kunstbewußte Ausschmückung ihrer engen Privatwohnungen! Marmor und Mosaik, Stuccoverzierungen und Wandmalereien der lieblichsten Art an allen Wänden, überall Statuen, Bronzefiguren, Marmor- und Elfenbeinschnitzereien; — jedes Haus ein kleines Museum, ja selbst die einfachsten Hausgeräthschaften, die Lampen, die Waagen, die Wassergefäße, die Werkzeuge waren künstlerisch geschmückt, und nur durch diesen Kunstsinn der ganzen Bevölkerung ist es begreiflich, daß der dritte Theil einer mittleren Provinzstadt, wie Pompeji, eine solche Fülle von Kunstgegenständen lieferte,

daß zu ihrer, ſelbſt zuſammengedrängten Aufſtellung eine lange Reihe der rieſigen Säle und Hallen des Muſeo längſt nicht mehr genügt. Wie ganz anders iſt das jetzt in unſerm Utilitätszeitalter! Was iſt unſer Zimmerſchmuck? Ein paar Nippesſachen, ein paar Gypsfiguren, ein halbes Dutzend Lithographien, einige Photographien und die nöthigen, meiſt höchſt unbequemen Schnörkelmöbel; kaum hie und da ein mittelmäßiges Oelbild — von Statuen, Moſaiken, Wandmalereien iſt keine Rede, — wir haben ja die beliebten Tapeten, die Rolle von 10 Cents bis 10 Dollars, — buntes, glänzendes Lumpenzeug.

Bis zu der Regierung des Kaiſers Auguſtus war der Veſuv ein hübſcher Hügel, wie alle anderen von unten bis oben mit Weingärten bedeckt. Erſt im Jahre 65 nach Chriſti fingen er und ſein Nachbar, der Somma, an, Zeichen vulkaniſcher Thätigkeit zu geben, und vierzehn Jahre ſpäter wuchs der Veſuv, durch unterirdiſche Kräfte emporgetrieben, zu ſeiner jetzigen Höhe von 3600 Fuß empor und zerſtörte ein Dutzend Städte. Wenn ſich dieſe plötzliche Entwickelung vulkaniſcher Kräfte heutzutage in der Nähe einer unſerer großen Städte wiederholen und ein ſolcher Ausbruch des neuen Vulcans dann eine Stadt, wie Indianapolis oder Memphis, ja ſelbſt wie St. Louis oder New-Orleans verſchütten und dieſe nach 18 Jahrhunderten wieder aufgegraben werden ſollten, — was würde man da wohl finden? Von den Framehäuſern, von den einen Brick dicken Ziegelhäuſern kaum eine Spur, — an öffentlichen Monumenten die geſchmackloſeſten Kirchen der Welt, gebaut in der wunderlichſten Miſchung aller möglichen und unmöglichen Bauſtyle, plumpe Courthäuſer und enorme Water-Reſervoirs, — an beweglichen Gegenſtänden aber wäre nach 1800 Jahren gewiß nichts Anderes übrig, als Tauſende von Cooking-Stoves, unförmliche Kohlenöfen und unzählige Coal-Buckets und Fire-Pokers. Und was dann die Archäologen für dicke und gelehrte Bücher ſchreiben würden, in denen nachgewieſen würde, daß es vor 1800 Jahren dort ſehr kalt geweſen ſein müſſe, denn man habe nichts als Oefen und Feuerinſtrumente gefunden, — die Einwohner hätten, nach dieſer ungeheuern Zahl zu ſchließen, gar keine andere Beſchäftigung gehabt, als fortwährend einzuheizen. Auch über die unter den Ruinen gefundenen vielen Bowieknifes und Revolvers würden ſich gelehrte Abhandlungen

sehr gründlich und ausführlich auslassen und daraus auf den Charakter der damaligen Bewohner Schlüsse ziehen.

Giebt es unter den vielen Humoristen, die die amerikanische Literatur zählt, nicht einen, der Lust hätte, dieses ergiebige Sujet zu bearbeiten und einen gelehrten Bericht zu schreiben über eine im Jahre 1868 durch eine vulcanische Eruption verschüttete und im Jahre 3650 wieder ausgegrabene Stadt? Das wäre eine Aufgabe für den geistreichen Verfasser des „Pluribustah".

Der Untergang von Pompeji.

Altrömische Bekanntschaften. — Die Pompeji-Literatur. — Ausgrabungen. — Ein pompejanisches Fest. — Die Gerippe. — Plinius des Aelteren Beschreibung. — Narrenhände. — Lupanare. — Oeffentliche Bäder. — Die Theater. — Neapel, ein Land für Menschen. — Scheiden thut weh!

Pompeji, 11. December 1868.

Ich bin bereits ganz eingebürgert in der alten Römerstadt, und wären die Bewohner derselben nicht alle vor 1800 Jahren davongelaufen oder erstickt, so hätte ich auch schon zahlreiche altrömische Bekanntschaften machen können. So aber bin ich, als einziger Gast des „Hôtel Diomède", auf den Herrn Cameriere beschränkt, der von Pompeji weiter nichts weiß, als daß es „una grandissima curiosità" und eine „bellissima città" sei, — und ich glaube, der Bursche hat noch nie einen Fuß auf das Pflaster der alten Stadt gesetzt, obwohl er kaum 20 Schritte zu gehen hätte. Dagegen plaudere ich fleißig mit den militärischen Ausgräbern, die meist nette und unterrichtete Leute sind, und lerne recht viel aus ihren Mittheilungen. — Auch gelesen habe ich hier Manches über Pompeji, — Martini's vortreffliches, leider ziemlich altes Werk, das neueste von Stanislaus d'Alve: „Les Ruines de Pompeji" und selbst — zur Abwechselung, auch Bulwer's: „Last days of Pompeji." — Halbe Tage lang kann ich dem Ausgraben zusehen, und

ich bewundere die kluge und geschickte Art, mit der diese schwierige Arbeit geleitet wird. Man hat jetzt eben wieder ein großes Gebäude gefunden, das von allen Seiten bloßgelegt wird und das, bei dem zu erwartenden Besuche des Kronprinzen Humbert und der Prinzessin Margherita, dann im Innern ausgeräumt werden soll, um das prinzliche Paar mit dem sicherlich zu hoffenden reichen Funde an Kunstschätzen zu überraschen. Ob ein anderes Project zur Ausführung kommt, das bereits viel besprochen wurde, ist noch unbestimmt. Dasselbe besteht darin, in diesem Carneval dem prinzlichen Paare ein Fest in Pompeji zu geben und bei dieser Gelegenheit die todte Stadt für 24 Stunden zu neuem Leben zu erwecken. — Das Forum, die Theater und einige Straßen sollen durch Theater-Decorationsmittel aus Holz, Leinwand, Gyps und Farben wieder in ihrer alten vollständigen Gestalt hergestellt und durch Menschen zu früherer Thätigkeit belebt werden. — Richter würden im Gerichtshofe Recht sprechen, Priester und Auguren in den Tempeln Opfer bringen, römische Decurionen mit ihren Manipeln Soldaten die Wache beziehen, die Bäcker Brot bereiten, die Garküchen und Weinhandlungen Speisen und Getränke verabreichen, im Amphitheater sollen Gladiatorenspiele und Thierkämpfe, im tragischen Theater eine antike Tragödie mit Masken aufgeführt werden, — kurz, es soll eine vollständige Nachahmung altrömischen Lebens auf diesem classischen Boden zur Schau gestellt werden.

Der Gedanke ist sehr schön, die Ausführung nicht unmöglich; — wenn man, wie in Neapel, das Personal, die Garderobe, die Decorateurs, Maschinisten, Schneider, Cachirer von zwölf Theatern zur Disposition hat, so läßt sich mit einem solchen Material und bei der angeborenen dramatischen Begabung des ganzen Volkes schon etwas Ordentliches herstellen. Dennoch bezweifle ich noch, daß das Project zur Ausführung kommt, es wird am Kostenpunkte scheitern, — denn der Neapolitaner giebt nicht gern Geld aus, und so enthusiastisch er auch eine neue Idee ergreift, so fehlt es ihm doch an Ausdauer und Beharrlichkeit, um sie durchzuführen. Einstweilen habe ich mich in Pompeji heimisch gemacht, und wenn ich es nun — wie beschlossen — morgen verlasse, so trage ich einen gründlichen und bleibenden Eindruck mit mir fort.

Was mich auf meinen Wanderfahrten durch die verödeten Straßen Pompejis am meisten interessirt, das sind unstreitig die Reste seiner letzten Bewohner, d. h. ihre Gerippe, die man nicht mehr, wie

früher, in die Muſeen ſchleppt, ſondern jetzt an Ort und Stelle läßt. Dieſe mit einer Kruſte von hart gewordener Aſche überzogenen Skelete geben einen faſt unmittelbaren Eindruck von dem grauenvollen Ereigniſſe der Verſchüttung Pompejis. Die Lage oder Stellung der Gerippe zeigt, daß die zurückgebliebenen Bewohner meiſt von einem jähen, ja augenblicklichen Tode überraſcht worden ſind. Nur Wenige findet man in der krampfhaften Verrenkung eines Todeskampfes; — die Meiſten wurden auf der Flucht, beim Ausräumen oder Zuſchließen ihres Hauſes, von dem auf einmal in gewaltigen Maſſen niederſtürzenden Aſchenſchlamm auf der Stelle, wo ſie ſtanden oder gingen, feſt eingemauert und erſtickt. Man hat jetzt gefunden, daß alle Skelete mit einer dichten Aſchenrinde überzogen waren, die, urſprünglich ſehr feiner Aſchenſchlamm, ſich an Geſicht, Körper, Kleidung u. ſ. w. der Unglücklichen feſt anſchmiegte, und in der ſich natürlich alle Formen der ſo übergoſſenen Perſonen ſcharf abdrückten.

Es iſt ungefähr dieſelbe Manipulation wie das Abformen eines Geſichts oder Körpers mit weichem Gyps, der dann an der Luft hart wird. Das Fleiſch im Innern dieſer die Körper feſt umſchließenden Kruſte verweſte und vertrocknete im Laufe der Zeit; — die Knochen blieben. — Wenn man nun das Innere dieſer Kruſtenformen mit weichem Gyps ausfüllt und, wenn dieſer getrocknet iſt, die Aſchenkruſte vorſichtig in Stücken losbricht, ſo erhält man eine vollſtändige Gypsfigur des Todten, in der überdies noch das ganze Knochengerüſte ſteckt. Einige gelungene Verſuche dieſer Art habe ich geſehen; — andere Gerippe lagen noch in ihrer Aſchenkruſte, weil ſie bei dieſen ſo dünn und ſchmiegſam war, daß man ohnehin die ganzen Geſtalten, vollſtändig ergänzt, vor ſich hat. So ſieht man jetzt eine Mutter mit ihrer Tochter, — Beide waren zu Boden geſunken, — das Geſicht gegen die Erde gewendet, um es vor dem Aſchenregen zu ſchützen, die Tochter hält noch überdies ein Tuch vor den Mund, — unweit davon lag der Vater und eine andere männliche Perſon, an deren wie zur Abwehr erhobenen linken Hand man noch einen goldenen Ring am Knochenfinger ſitzen ſieht. Vor dem Landhauſe des Diomedes, in deſſen großen Kellern man zwanzig Gerippe, alle an die Wand, nahe beim Eingange, zuſammengedrängt fand, ſtand das Gerippe eines Mannes mit einem Schlüſſel in der Hand. Der goldene Ring an ſeinem Finger, wie ihn nur die römiſchen Adeligen (Equites) tragen durften, läßt

ſchließen, daß dies Diomedes ſelbſt war, der, von dem Ausbruche überraſcht, nach Hauſe geeilt war, um die Seinigen zu retten, und beim Aufſchließen der Thür erſtickt ward, während Frau, Kinder und Dienerinnen, in den Keller geflüchtet, einen tauſendfach ſchrecklicheren, weil langſameren Tod erlitten, — denn nur langſam und nach und nach konnten Aſche und Schlamm durch die kleinen Luken in den Keller dringen, aus dem jeder Ausgang ſchon durch Schlammmaſſen geſchloſſen war.

Vor dem Hauſe, das auf ſeiner Schwelle die freundliche Moſaikinſchrift: „Salve!“ (Sei gegrüßt!) trug, ſtanden und lagen ſieben Gerippe; das erſte trug eine Laterne von Bronze, die anderen hatten alle in den Knochenfingern Gegenſtände, die ſie retten wollten. Auch dieſe mußte ein augenblicklicher Tod ereilt haben, ſonſt wären ſie ſicher zurück in das ſchützende Haus geflüchtet.

In Herculanum iſt Alles, was man gefunden hat, verkohlt, — hier begrub die Lava die Stadt, — in Pompeji iſt Alles nur mit Aſche zugedeckt, und wenn man dem Ausgraben zuſieht und die zu entfernenden Erdſchichten betrachtet, ſo ſieht man, wie wahr die Beſchreibung Plinius des Aelteren iſt, der ſelbſt am dritten Tage des Ausbruchs ein Opfer der verheerenden Naturerſcheinung ward. Ungefähr 2 bis 3 Fuß hoch vom Pflaſter der Stadt erhebt ſich eine Lage von lockerer Aſche und kleinen Steinchen, auf dieſer Unterlage ruht, noch 12 bis 15 Fuß hoch, eine dichte Schicht hart gewordenen Aſchenſchlammes. Der Veſuv warf erſt Lava, Steine und Aſche, dann ſiedendes Waſſer und Aſche aus, die ſchnell zu einem feſten Schlamm wurden. Die Aſche flog bis nach Rom, ja der Wind trug ſie über das Meer bis nach Egypten, die Vögel fielen todt aus der Luft, das ganze Meer war mit Millionen todter Fiſche bedeckt. Das Meer beſpülte damals die Mauern von Pompeji, — vor der Porta Marina lag der große Hafen voll von Schiffen; — jetzt liegt Pompeji zwei Miglien vom Meere entfernt, ſo weit mußte die See vor den feurigen Maſſen zurückweichen. Dabei war es dreimal 24 Stunden beſtändig ſtockfinſtere Nacht; — Plinius beſchreibt dieſe entſetzlichen Zuſtände meiſterhaft:

„Eine Finſterniß brach herein,“ ſagt er, „nicht wie die einer mondloſen Nacht, ſondern wie die Finſterniß eines dichtverſchloſſenen Zimmers, in welchem die Lampe plötzlich ausgelöſcht wird. Weiber heulten, Kinder ſtöhnten, Männer ſchrieen. Hier riefen Kinder angſtvoll ihre Eltern, dort ſuchten Eltern ihre Kinder, Gatten ihre Weiber,

Alle erkannten sich nur am Geschrei. Diese beklagten ihr eigenes Schicksal, Jene bejammerten das Schicksal der Ihrigen. Viele wünschten sich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele riefen zu den Göttern um Hülfe. Andere verzweifelten am Dasein der Götter und hielten diese Nacht für die letzte, ewige Nacht der ganzen Welt. Wirkliche Gefahren wurden durch erlogene Schrecken vergrößert. Die Erde bebte immer fort, und halb wahnsinnige Menschen taumelten herum, durch Prophezeiungen ihre und Anderer Angst vermehrend."

Entsetzlich muß das Ende Vieler der Unglücklichen gewesen sein, deren Gerippe man in Pompeji fand, — im Anfange wateten sie durch die immer höher werdenden trockenen Aschenhaufen, jetzt kam der heiße Regen, sengend, brennend, verbrühend, die Asche ward zum zähen Schlamm, in dem sich kein Schritt mehr vorwärts machen ließ; — und dieser Schlamm wuchs an den Festgebannten empor, stieg höher und höher, sie sahen den unvermeidlichen Tod zu sich heraufklimmen, entsetzt schrieen sie um Hülfe, bis die Schlammmasse das Gesicht erreichte und ihnen den Mund auf ewig schloß. Glücklich noch die, die durch den gewaltigen Luftdruck oder auf einmal herabfallende schwere Massen augenblicklich erstickt wurden.

Und jetzt! — jetzt scheint die Sonne warm und hell auf die ausgegrabenen und — reinlicher als in Neapel selbst gehaltenen — Straßen der alten Stadt, — wißbegierige Reisende mit großen Büchern unter dem Arme, junge Misses, die das Alles „shocking" finden, Alterthumsforscher, die Tage lang über der Verzierung einer Thürschwelle grübeln können, Touristen von jedem Kaliber und geschwätzige Commis-voyageurs tummeln sich auf den Forums, in den Tempeln, in den Häusern herum, lachen und scherzen, machen schlechte Witze und kritzeln ihre Namen an die Wände, die alle diese Schreckniſſe einst gesehen. Aber auch schon zu der Römer Zeiten

„— beschmierten Narrenhände
Gar lustig Tisch und Wände"

und im Museo zu Neapel haben eine Anzahl dieser Gassenjungen-Elucubrationen einen bleibenden Platz und damit ein Anrecht auf die Unsterblichkeit erhalten. Auch zu vermiethende Wohnungen wurden durch Anschreiben auf die Mauer angekündigt, — gewisse schmachvolle Gewerbe, die nur geduldet sind, empfahlen sich auf diese Art dem Publikum.

So kündigt eine Frau den Gebrauch ihres Hauſes zu einem „Assignationshouse“ an und beruft ſich, falls man ſie nicht kenne, auf einen Rathsherrn. Ein Soldat rühmt ſich in ſolcher Inſchrift, die er wahrſcheinlich an die Hausmauer ſeines Quartiergebers ſchrieb, daß er deſſen Frau verführt habe. Ueberhaupt müſſen die Römer andere und viel laxere Begriffe von Moralität gehabt haben, als ſie heutzutage gäng und gebe ſind. Nicht genug, daß man über Hausthüren, ja ſelbſt an Straßenecken die in Stein gehauene Geſtalt des Phallus erblickt, der als Talisman gegen den „böſen Blick“ (Mal' occhio) gelten ſollte, wie auch heute noch jeder Neapolitaner ein oder mehrere Hörnchen (Corni) von Korallen zu gleichem Zwecke an ſich trägt, ſo braucht man nur eins der Lupanare anzuſehen, die allein Fenſter auf die Straßen hatten, um die Vorübergehenden anlocken zu können. Die vielen Kämmerchen mit den ſteinernen Ruhebetten, alle mit den frechſten lasciven Malereien geſchmückt, die Inſchriften an den Wänden und die Gegenſtände, die man hier gefunden, zeigen am beſten, wie tief die Sittlichkeit dieſer Römer geſunken war. Dagegen machen die öffentlichen Bäder einen angenehmen und befriedigenden Eindruck; — ſie zeigen, daß doch wenigſtens für Reinlichkeit des Körpers, wenn auch nicht des Geiſtes, große Sorge getragen wurde. Sieben Eingänge führen zu dieſen zweckmäßig eingerichteten und prächtig geſchmückten Bädern. Durch eine große Vorhalle mit Sitzen für die Wartenden tritt man in das gemeinſchaftliche kalte Bad, deſſen großes Baſſin ringsum mit Sitzen verſehen iſt. Dann erſt kommen die Einrichtungen zu dem eigentlichen römiſchen Bade in erhitzter Luft: das Tepidarium, das Caldarium, das Frigidarium, das Unctuarium u. ſ. f., alle durch Kuppeln das Licht von oben erhaltend. Im Caldarium findet ſich auch eine vollſtändige Luftheizung, — doppelte Mauern, zwiſchen denen die heiße Luft in Röhren dahinſtrömte, — „Alles ſchon dageweſen!“

Auch die Theater waren jedenfalls zweckmäßiger gebaut als unſere jetzigen. Dieſe Halbkreisform, von der Platea aus amphitheatraliſch in immer größeren Halbkreiſen aufſteigend, machte alle Plätze zum Hören und Sehen gleich gut, während in dem modernen Theater etwa ein Drittel der Zuſchauer gut ſieht und kaum ein Viertel gut hört. Dagegen hat, nach antikem Brauche, die Bühne nur geringe Tiefe; — höchſtens zwei Couliſſen tief, — hier ſchließt dann eine Mauer, architektoniſch verziert, als ſtehende

Decoration die Scene, — aber dieſe Mauer hat doch wieder drei Oeffnungen, wie große Thüren, ſo daß dadurch eine zweite Bühne entſteht und eine Handlung, die vorn im Zimmer ſpielte, ſich hinten, etwa auf der Straße, fortſetzen konnte. Das Tragödientheater von Pompeji iſt vorzüglich gut erhalten, — man ſieht das Orcheſter, den Platz, wo der Vorhang angebracht war, das Proſcenium mit einer Plattform rechts, auf welcher der das Schauſpiel überwachende Aedile, und einer links, auf der eine Veſtalin ſaß. Hier hat man den curuliſchen Seſſel des Aedilen, ſehr vielen Schmuck, Muſikinſtrumente, verbrannte Käſten mit Rollen und viele andere Theater-Requiſiten ausgegraben.

Doch ich verweile zu lange bei dem Todten, Vergangenen, Abgeſchiedenen; — weil mich dieſe Dinge höchlichſt intereſſiren, ſo iſt das noch kein Grund, die Leſer dieſer Briefe damit über die Gebühr zu beläſtigen; — laſſen Sie uns daher lieber in das friſche, rege Leben der Gegenwart zurückkehren. Morgen verlaſſe ich „Hôtel Diomède" und Pompeji, und mit Dampfesſchnelle geht es nach dem luſtigen, lärmenden, tobenden, beſtändig lachenden und ſingenden Neapel zurück. Weihnachten rückt näher heran, — grüne Erbſen und junge Hühner und die nun immer ſüßer und röther werdenden Orangen, ſowie das viele Schießen in den Straßen verkünden das kommende Feſt. Dabei iſt es Maiwetter, herrlichſter Sonnenſchein, dunkelblauer Himmel, überall fröhliche Natur und fröhliche Menſchen.— Ja, es iſt wahr! dies Neapel iſt ein Land für Menſchen; — hier kann man menſchlich leben. Beneiden Sie mich nicht zu ſehr, — denn, ach! wie bald ſchlägt auch für mich die Abſchiedsſtunde von allen dieſen Herrlichkeiten, und

„Scheiden und Meiden thut weh."

Weihnachten in Neapel.

Keine Weihnachten für die Kinder. — Thanksgiving-day. — Krippenſpiele. — Allgemeiner Eßmarkt. — Goethe über Neapel. — Eßleiſtungen der Neapolitaner. — Das Weihnachts-Abendeſſen. — Mezzanotte. — Goldene Zeit für Aerzte und Apotheker. — Der Markt auf dem Toledo. — Fiſche und Auſtern. — Straßenlärm. Fleiſch- und Käſehändler. — La Madonna col bambino. — Junge Lazzaroni. — Schießen und Feuerwerke. — Die Pifferari. — Die Bettelmönche. — Frühlingswetter im December.

Neapel, 24. December 1868.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem traulichen, gemüthlichen Weihnachtsfeſte in Deutſchland, in deſſen zauberiſcher Erinnerung an die Kinderzeit wir oft noch als Männer ſchwelgen, und dem Weihnachtsfeſte Italiens, und beſonders Neapels. — Die Sitte, die Kinder am Weihnachtsabend zu beſchenken, exiſtirt hier nicht; — da giebt es keinen Tannenbaum mit bunten Bändern und unzähligen Lichtern, mit vergoldeten Nüſſen und Aepfeln aufgeputzt, — nur die hier lebenden deutſchen Proteſtantenfamilien haben dieſe heimiſche Sitte noch treu beibehalten, müſſen ſich aber, bei der Seltenheit der Tannenbäume, mit dem immergrünen Lorbeerbaum behelfen, den die Bauern in dieſen Tagen in rieſigen Exemplaren auf die Märkte bringen. — Die Kinder werden hier am 6. Januar, dem heiligen Dreikönigstage, beſchenkt, wo ja auch die drei Könige aus dem Morgenlande dem Chriſtkindlein ihre Gaben darbrachten. Weihnachten iſt hier ein großes Schmausfeſt, etwa wie der Thanksgiving-day in Amerika, und nur die vielen Krippenſpiele, — bildliche Darſtellungen der Geburt Chriſti mit ganzer Decoration und unzähligen plaſtiſchen Figuren, — die theils in den Kirchen, theils in Privathäuſern zur Schau ausgeſtellt werden, erinnern an die Geburt des Heilandes. Zu dieſen Krippenſpielen werden die Kinder in Maſſen geführt, und die theatraliſche Aufführung der Geburt Chriſti im Stalle zu Bethlehem mit Ochs und Eſelein neben der Krippe, mit den anbetenden Hirten und den über das Gebirge mit Elephanten, Kameelen, Affen, Mohren und Zwergen heranziehenden Königen Caspar, Melchior und Balthaſar befriedigt ihre Schauluſt,

während die Chöre der Hirten, die Hymnen der Engelein und die Marschmusik der morgenländischen Schaaren die musikalische Beigabe bilden. — Die Erwachsenen aber betrachten Weihnachten als ein Fest, bei dem 1) gegessen, 2) gut gegessen und 3) viel gegessen wird, — ja, wo das Essen gar nicht aufhört. Ganz Neapel ist in diesen Tagen ein einziger Markt, alle Straßen wimmeln von Ständen für Eßwaaren, und Käufer und Verkäufer, die einen lauter und gewaltiger als die anderen schreiend, bilden ein solches Gewühl und Gedränge, daß man sich nur mit Mühe durch diesen Menschenknäuel hindurchdrängen kann.

So war es vor achtzig Jahren schon, so ist es noch heute, und weder die Bluturtheile des Cardinals Ruffo und der Bourbons, noch die Regierung der Napoleoniden, noch Garibaldi und Victor Emanuel haben hierin etwas ändern können, — nur fließen die Geldmittel nicht mehr so reichlich wie in der „guten alten Zeit", und doch ist Alles im Preise gestiegen, und der Facchino oder Hafenarbeiter, der sonst ein halbes Jahr lang alle Wochen 10 bis 15 Gran bei seinem Schlächter oder Fischhändler deponirte, um dieses ersparte Capital dann am Weihnachtsabend auf einmal aufzehren zu können, muß sich jetzt damit begnügen, sich in den letzten Wochen vor dem Feste einige Soldi von seinem Tagewerke abzuzwacken, um Weihnacht in der alten, wenn auch bedeutend geänderten Art feiern zu können. Goethe, der im Jahre 1786 in Neapel war, beschreibt die Vorbereitungen zum Feste wie folgt:

„Auf die Weihnachtstage ist allgemeine Cocagna, dann ist aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo Grünwaaren verkauft werden, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straße hinüber; — große Paternoster von vergoldeten, mit rothen Bändern gebundenen Würsten, wälsche Hühner, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Außer diesen werden noch eine Menge Esel, mit grünen Gemüsen, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt getrieben, und die Haufen Eier, die man hie und da sieht, sind so groß, daß man sich derer niemals so viele beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dies verzehrt wird, — alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen,

wie viele Tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. die Neapolitaner verzehrt haben, worüber sich das Volk unmäßig freut."

Diese naive, dem frugalen Weimaraner unwillkürlich entschlüpfende Bewunderung des neapolitanischen Schlaraffenlebens paßt noch heute, wie vor achtzig Jahren. Weihnachten und Ostern sind und bleiben die großen Schmausfeste aller Stände in Neapel, und wenn man die ungeheure Menge der in diesen Tagen auf den Markt gebrachten Eßwaaren sieht, so kann man, selbst wenn man die halbe Million Einwohner Neapels berücksichtigt, doch nicht begreifen, wie diese kolossalen Vorräthe alle verzehrt werden können. Allein im Essen kann der Neapolitaner Bedeutendes leisten, und er wird auch mit dieser Unmasse von Freßartikeln, mit der man Berlin wenigstens auf drei Monate verproviantiren könnte, in circa acht Tagen fertig. Heute, am Christabend, fängt er an; — bei Tage wird gefastet, aber sowie es dunkel wird, geht jede Familie zu Tische. Die Mahlzeit ist al magro, d. h. Fastenspeise; zuerst Kräuter- oder Fischsuppe, dann Maccaroni, Salat, gebratene und gekochte Capitoni (große, oft armdicke Aale, die aus den Seen in den Abruzzen gebracht werden), dann kommt Cefalo, ein anderer, sehr schmackhafter Fisch, Kastanien, Backwerk, Pistazien u. s. w. — so folgt Schüssel auf Schüssel, bis es Mitternacht wird. — Sowie es 12 Uhr schlägt, ist die Fastenzeit aus, — unter dem allgemeinen Ruf: Mezzanotte! erhebt sich die ganze Tischgesellschaft, um sich — wieder niederzusetzen, denn jetzt kommen die Fleischspeisen und besonders die großen gemästeten Gallinaccios (wälsche Hühner — Turkeys), der Schweinebraten, die Fleischpasteten und zuletzt Torten und Süßigkeiten in allen möglichen Formen. So wird fortgeschmaust, oft bis es Tag wird; — dann geht man in die nächste Kirche, hört eine Messe und setzt sich dann zum Gabelfrühstück nieder, — worauf um 5 Uhr Nachmittags wieder das vollständige Pranzo folgt. So geht es auch am zweiten Festtage und am darauf folgenden Sonntage, worauf wieder Sylvesterabend und Neujahr folgen, die man doch auch anständig feiern muß, mithin nimmt die Fresserei kein Ende. Nie machen die Aerzte und Apotheker bessere Geschäfte, als in den Weihnachtstagen; — die Apotheker haben die Vomitive schon parat liegen, und ein junger Arzt, den ich einlud, während der Feiertage mit mir nach der Insel Ischia zu fahren, antwortete: „Da würde ich gerade 500 Francs auf die Straße werfen, die ich in diesen acht Tagen

ſpielend verdiene; — nein! ich muß in ſolcher Zeit in Neapel und den ganzen Tag zu finden ſein."

Ich habe große Märkte geſehen, wie den Marché des Innocents in Paris, aber von einem ſolchen Treiben, wie das hieſige, wo die ganze Stadt zu einem einzigen großen Markte wird, hatte ich doch keinen Begriff. Schon am 14. d. hatten Proclamationen der Municipalität bekannt gemacht, daß vom 16. an es allen Kleinverkäufern von Papier, Büchern, Galanteriewaaren, Glas, Geſchirr u. ſ. w., und vom 21. an auch den Verkäufern von Eßwaaren erlaubt ſei, auf dem Trottoir der Hauptſtraßen ihre Waaren anzubieten, — und von dieſer Erlaubniß ward freigebig Gebrauch gemacht. Schon zu gewöhnlichen Zeiten ſind beide Seiten des Toledo mit ambulanten Verkäufern beſetzt, die „Alles und noch Einiges mehr" feil bieten, — jetzt entwickelten ſich zu beiden Seiten des Trottoirs lange Reihen von Tiſchen und Ständen, an denen Alles, was man ſich nur immer als begehrenswerth denken kann, zum Verkauf ausgeboten wurde, — von den neueſten Erzeugniſſen der italieniſchen Literatur und den Ueberſetzungen von Al. Dumas' Romanen, von Gemmen, Cameen und Korallen, von Gold- und Silberſchmuck an, bis zu Zündhölzern, Nachtlichtern, Zahnſtochern und dergl. mehr. Es war das ſchon ein arges Gewirr und ein heilloſer Lärm, als aber am 21. nun auch die Eßwaarenhändler hinzukamen und ihre fliegenden Boutiquen auf dem Fahrwege aufſchlugen, wurden Gedränge, Geſchrei, Geheul wahrhaft entſetzlich. Die Tauſende von Fiſchern aus Barra, Portici, Torre, Caſtellamare, Sorrento, Mergellina, Poſilippo, Bagnoli, Pozzuoli, Bajä u. a. O. kamen alle herbei, — alle in ihrer maleriſchen Tracht, mit den rothen oder braunen Sackmützen, dem auf der Bruſt offenen Hemde, unter dem das Amulet hervorſieht, den kurzen Schwimmhoſen, den bloßen Beinen und dem kurzen, über die Schultern geworfenen braunen Mantel; — ſie kamen und ſchleppten Eimer und Zuber herbei, voll von Auſtern, Muſcheln und Seefrüchten (frutti del mare), Seeſternen, Seeigeln und Seeſpinnen, ſie brachten Körbe mit rieſigen Hummern und Fiſchen der wunderbarſten Arten und Gattungen, wie ſie nur die ſüdlichen Meere in ſolcher Mannigfaltigkeit und Farbenpracht bieten. Und nun bildeten ſie mit ihren Waaren in den Straßen eine Gaſſe, neben der ſich nur mühſam und vorſichtig die Wagen vorbeiwanden, in deren Mitte der dichtgedrängte Strom der Käufer hin und

her wogte. Neben den Fischern schlagen die Verkäufer von Würsten und Käsen, — von Gurken, Oliven, Kapern und anderen Essigfrüchten, von Zuckerwerk und Backereien ihre Stände auf; — Jedes preist seine Waare aus voller Kehle und ruft die Käufer herbei: „Oh che belle cosa! Oh che bellissima cosa!“ und nun folgt eine lange Anpreisung der unzähligen vortrefflichen Eigenschaften seiner Würste, Käse, Gurken oder Bonbons; Einer sucht den Andern zu überschreien, die Käufer müssen ebenfalls mörderisch schreien, um sich in diesem Höllenlärm verständlich zu machen, und so schwillt denn dieser Straßenlärm zu einem betäubenden, verwirrenden, ohrenzerreißenden Geheul an, das schon manche schwachnervige Engländerin in Angst und Schrecken versetzte, so daß sie um Gottes willen bat, nach Hause zurückgeführt zu werden.

So geht es während dieser Tage von der Morgendämmerung bis spät nach Mitternacht, — denn Abends machen die vielen Lichter, Lampen und Fackeln das Schauspiel noch viel imposanter. Es versteht sich, daß die Kaufläden die Concurrenz dieses improvisirten Straßenmarktes zu überbieten suchen, und besonders die Fleischläden, die Pizzichajuoli (Delicatessenhändler und Charcutiers), die Obsthändler, die Zuckerbäcker suchen einander durch künstlerisches Arrangement, sinnige Ausschmückung und glänzende Beleuchtung zu übertreffen. Jeder Obstverkäufer hat seinen Stand mit rothgoldenen Draperien, Fahnen, Guirlanden von Melonen, Aepfeln und Trauben, bunten Bändern und Papierschnitzeln von allen Farben verziert; — die Geflügelhändler haben ihre Truthühner, Kapaunen, Poulards mit Lorbeerzweigen, Blumen und Goldpapier aufgeputzt; — Gleiches thut der Schlächter mit seinen Hammel- und Lammvierteln, während er die Fleischwürste hier zu buntverzierten Pyramiden aufstapelt, — dort sie als Guirlanden und Festons in der Luft schweben läßt. Die Käse bilden aufeinander gethürmt Säulen, denen weder das Piedestal, noch das Capitäl fehlen, Früchte und andere Victualien sind als Obelisken, Würfel, Säulenstümpfe aufgethürmt; — an der Decke hängen in architektonischen Verzierungen Salami und Mortadellen, dazwischen Kränze des weißen sackförmigen Käse Cacia cavallo, und die Wände des Ladens sind ganz mit Schinken tapezirt. Dazwischen schauen überall grüne Lorbeerzweige, Rosen und Camellien, Sterne und Kränze aus Gold- und Silberpapier hervor, — große Vasen mit Goldfischen werden von zahlreichen Lämpchen umgeben, bunte

ölgetränkte Papierballons hängen von der Decke herab, im Hintergrunde des Ladens aber ist die Madonna col bambino (die h. Mutter mit dem Christkinde) unter einem reichen Baldachin, und vor ihr brennen silberne Lampen und viele Wachskerzen in silbernen Leuchtern. — Dazu kommt nun die Pracht und Eleganz der Conditorläden, in denen auf langen Tafeln Hunderte von prachtvoll verzierten Torten zu allen möglichen Preisen, von $2^1/_2$ Francs an bis zu 30 und 40 Francs, aufgestellt, rasch verkauft und unaufhörlich wieder durch neue ersetzt werden. Zu allen diesen Herrlichkeiten drängt sich nun die buntgemischte Menge, — die Noblesse in ihrer Equipagen, die in diesem Gedränge nur im Schritt fahren und doch oft Viertelstunden lang nicht vom Flecke kommen können, der Mittelstand in Droschken und zu Fuß; — Alles macht Einkäufe, und mitten unter allen diesen Käufern und Verkäufern treibt sich die Lazzaroni-Jugend umher, prächtige, schwarzlockige und schwarzäugige Burschen, von denen die einen ein Hemd und keine Hose, die anderen eine Hose, aber kein Hemd anhaben, — alle aber sich so toll-lustig und wild-lebendig bewegen, als wollten sie jeden Augenblick noch aus dem letzten Reste von Hemd und Hose herausspringen und im lieben Naturzustande umherlaufen. Und nun das beständige Gekrache und Geknalle, denn geschossen und gefeuerwerkert wird ärger als in New-York am Fourth of July, was doch etwas sagen will. Schon vierzehn Tage vor Weihnachten hat das Schießen angefangen und geht Tag und Nacht fort, aus Böllern, Pistolen, Mordschlägern kracht es unaufhörlich, — Schwärmer fliegen aus den Fenstern heraus, Frösche und Platzraketen werden den Vorübergehenden unter die Füße geworfen, und an jeder Straßenecke ist eine Bude mit Feuerwerk, vor der die Leute, mit brennenden Cigarren, allerhand Pulverteufel kaufen, wobei gelegentlich so ein ganzer Kram Feuer fängt und in die Luft geht, zum Schrecken und Entsetzen der Nächststehenden, zum großen Jubel und Gaudium der Straßenjugend.

Wo aber an einem Hause oder an einer Straßenecke ein Madonnenbild sich befindet, da stehen die Pifferari, die Ziegen- und Schafhirten aus den Abruzzen, die, wenn die Heerden aus den Bergen heimgetrieben sind, anfangs December, während ihrer Ferien, nach Rom und Neapel wandern und der Madonna und dem Bambino ihre idyllische Musik vormachen. Gewöhnlich ist es ein alter und ein junger Pifferaro, die zusammen auf diese

Wanderschaft ziehen und auch ihre höchst einfachen Melodien zusammen blasen. Der Alte, meist ein treffliches Modell für Maler, in weitem, braunem Mantel, spitzem Hute, mit woll- und lederumschnürten Beinen, bläst den Dudelsack, meist in langsamen, gezogenen Tönen, während der Junge, eine Hose aus zottigem Schaffell und eine alte Jacke anhabend, auf der Schalmei allerhand Läufe, Triller und Ansätze zu Melodien spielt. — Manchmal, aber selten, ist auch noch ein kleines Mädchen oder ein kleiner Junge dabei, der mit Triangel oder Tambourin dazu tanzt. So ziehen sie in Rom und in Neapel und wohl auch in den Städten, die sie zu passiren haben, umher und erhalten reichliche Gaben, ja manche Familien lassen sie regelmäßig jedes Jahr zu sich kommen und vor einem improvisirten Altar vor der Madonna des Hauses ihre Musik machen. Im Januar verschwinden sie wieder und treten den Rückmarsch nach den Abruzzen an, da im Februar die Heerden schon wieder auf die Triften getrieben werden. — Eine eben so originelle Erscheinung, wie die Pifferari, sind die Bettelmönche, die in diesen Tagen eine reiche Ernte halten; — mit Ledersäcken, Körben, Eimern schlüpfen sie in dem Gedränge hin und her, in jedem Laden wissen sie ein Stück Waare, von jedem Fischer wenigstens einen Fisch, von jedem Obsthändler ein paar Dutzend Feigen oder Nüsse, kurz, von Jedem etwas für ihr Kloster zu erbetteln, und sie zahlen dafür mit ihrem Segen oder mit einem buntbemalten Bildchen.

Ich begegnete diesen Vormittag einem solchen Bettelprofessor, der eine besondere Virtuosität in der Bettelwissenschaft haben mußte, denn außer dem großen Ledersacke und dem Korbe, den er selbst, wohlgefüllt, trug, trieb ihm ein Junge einen Esel nach, der bereits mit Säckchen, Packeten, Fäßchen und dergl. schwer beladen war und dem der fleißige Pater alle Augenblicke wieder neue Lasten aufpackte.

Dies ist ein schwaches und, wie alle Beschreibungen von Lebendigem, ungenügendes Bild der neapolitanischen Weihnachtsfeier, — was ihr aber für den Deutschen, und für den Nordländer überhaupt, einen besondern Reiz verleiht, daran sind nicht die Neapolitaner schuld, sondern das wundervolle Klima dieses glücklichen Landes. Heute am Weihnachtsabend schreibe ich diesen Brief bei offenen Fenstern — es ist milde und warme Luft draußen, — die Promenaden der Piazza del Municipio und der Villa Nazionale

prangen im saftigsten Grün, — Alles geht in leichten Kleidern spazieren, wie man sie im Norden im Sommer trägt, und auf der Sonnenseite der Straßen schläft der Lazzaroni, fast unbekleidet, auf dem Straßenpflaster. Zahllose Esel, mit Blumenkohl, Kopfsalat, Escarolle, grünen Erbsen, Kohlrabi, Bohnen, Broccoli, Artischoken und anderen grünen Gemüsen beladen, ziehen durch die ganze Stadt, und überall verkauft man noch Weintrauben in Fülle, während bald schon die ersten Erdbeeren kommen. Es ist der erste Weihnachtsabend, den ich nicht in Eis und Schnee oder kaltem Regen und Koth feiere, und es macht einen eigenthümlichen, wohlthuenden Eindruck, sich zu Weihnachten im Freien und im Grünen mit Wohlbehagen bewegen zu können und nicht an das dumpfe Zimmer und den vollgestopften Ofen gefesselt zu sein. — Und wieder fällt mir Winkelmann's wahres Wort ein: „Dieses Italien ist ein Land für Menschen, um menschlich darin zu leben."

Reisen in Italien.

Reiselust im Frühling. — Nach dem gelobten Lande. — Seltene Erscheinung von italienischen Touristen. — Ein Deutsch-Amerikaner, der Heimweh hat. — Die Billigkeit der italienischen Eisenbahnen. — Der Besuch der großen Städte. — Hôtels mit festen Preisen. — Die Waggons dritter Klasse. — Kein Freigepäck. — Hôtel-Preise. — Restaurant-Preise. — Vortheile der Kenntniß der Landessprache. — Eine Berliner Familie. — Nicolai über Italien. — Dankbarkeit des Italieners. — Mein Cameriere in Florenz. — Der Wittwer aus Bologna. — Accorde vorher. — Amerikanische Upperten. — Colonien in Florenz und Rom.

Neapel, 28. December 1868.

Weihnachten ist vorüber, die Tage werden wieder länger, und wir gehen mit immer schnelleren Schritten dem Frühling entgegen. Zwar hier, in diesem glücklichen Lande, giebt es keinen Winter,

ſondern nur einen Sommer und einen ſchlechten Frühling, der hier von Neujahr bis zum 1. März dauert. Aber in anderen, minder geſegneten Ländern, wo der wirkliche Winter mit Schnee und Eis, mit Sturm und Froſt und dem Tode der ganzen Natur ſeine Herrſchaft ausübt, freut man ſich jetzt ſchon auf den kommenden Frühling, zählt die Tage bis zum Auferſtehungsfeſte, und je näher der ſchöne Monat Mai kommt, je mehr erwacht in dem wieder auflebenden Menſchen der Reiſetrieb, die ihm angeborene Wanderluſt, und werden Pläne gemacht zu Ausflügen, Badetouren, Fuß- und anderen Reiſen. Die rothen und ſchwarzen Reiſehandbücher der Bädeker, Förſter, Berlepſch u. A. finden in den Buchhandlungen raſchen Abſatz, im Publikum begierige Leſer, und mit dem Bleiſtifte in der Hand werden die zu machenden Touren entworfen, die Reiſekoſten berechnet und der Stand der disponiblen Reiſekaſſe damit verglichen. Aber von allen Zielen der Reiſeluſtigen, von allen ſehenswerthen Ländern bleibt immer Italien das gelobte Land, wohin ſich alle Verehrer ſchöner Natur und ewiger Kunſt ſehnen, und die größten Geiſter konnten ſich dieſes unwiderſtehlichen Zuges nach dem ſonnigen Süden, nach den blühenden Gefilden Heſperiens nicht erwehren; — ja ein Goethe erklärt, daß er unglücklich zu Grunde gegangen wäre, hätte er dem mächtigen Drange nicht nachgegeben und ohne des weimariſchen Hofes und ſeiner Freunde Wiſſen und Willen ſeine Reiſe nach Italien nicht angetreten. — Wer einmal in Italien war, begreift dieſe Sehnſucht nach dem ſchönen Lande und er verſteht auch, warum ſo wenige Italiener nach dem Auslande reiſen; — bei ihnen iſt das Daheim ſo ſchön, ſo reizend, ſo mit allen Schätzen der Natur und der Kunſt geſegnet, daß ſie es nirgends ſo wieder finden können, und das iſt die Urſache, warum wir ſelbſt auf den Hauptſtraßen der modernen Völkerwanderung, in den Bergen und Thälern der Schweiz, an den herrlichen Ufern des Rhein, ſo wenige italieniſche Touriſten finden.

Italien iſt jetzt zugänglicher geworden, als es noch für unſere Väter, ja als es ſelbſt für uns noch in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts war, und mit Freuden habe ich bemerkt, daß die Zahl der in Italien reiſenden Amerikaner ſich jetzt von Jahr zu Jahr mehrt, während ſie vor zehn Jahren noch zu den ſeltenen Erſcheinungen gehörten. — Ich habe jetzt den größten Theil des Feſtlandes von Italien durchreiſt und glaube, daß es nicht un-

zeitgemäß sein dürfte, einige Bemerkungen über das Reisen in Italien, wie sie sich als Resultat persönlicher Erfahrungen und Beobachtungen ergeben, zum Nutzen und Frommen unserer wanderlustigen Landsleute hier niederzulegen. So viele unserer deutsch-amerikanischen Landsleute kommen jetzt in jedem Frühjahre nach Europa, — die meisten von ihnen treiben sich eine Zeit lang in Wiesbaden und Ems, in Baden-Baden und Kissingen umher, machen per Dampfschiff eine Spritztour den Rhein hinab und gehen dann über Köln und Brüssel nach Paris, um nach vierzigtägigem Aufenthalte daselbst sich über Havre und Southampton wieder nach New-York einzuschiffen. — Andere beschränken sich gar nur auf ihre frühere Heimath, und ich erinnere mich eines wackern St. Louisers, der in Bremen landete, noch am selben Abende mit der Eisenbahn nach seinem Geburtsorte, einem kleinen Städtchen in Westfalen, fuhr und nach sechs Wochen sehr mißvergnügt zurückkehrte, um sich mit dem nächsten Bremer Dampfer nach Hause einzuschiffen. — Seine alten Freunde und Bekannten, klagte er mir, seien gestorben oder verdorben, mit seinen Verwandten habe er nicht auskommen, überhaupt habe er sich in die Menschen dort gar nicht mehr schicken können und sie nicht in ihn. Er hatte in St. Louis Alles verkauft und war mit dem Vorsatze herübergekommen, sich in seinem Geburtsorte bleibend niederzulassen, — hatte diesen Gedanken aber schon nach den ersten vierzehn Tagen aufgegeben, und von unbezwinglichem Heimweh nach Amerika getrieben, hatte er sich, ohne Berlin, Wien, München oder eine andere Großstadt Deutschlands zu besuchen, wieder über Hals und Kopf aufgemacht und konnte nun vor Ungeduld den Abgangstag des Dampfers kaum mehr erwarten. — Ich habe oben bemerkt, daß die Zahl der in Italien reisenden Amerikaner sich alljährlich mehre, aber es sind fast durchgängig nur Anglo-Amerikaner, von unseren deutsch-amerikanischen Landsleuten habe ich, so viel ich auch Fremdenlisten und Hôtelbücher durchstöberte, nur sehr selten Spuren entdeckt. Und doch ist eine solche Reise, besonders nach Ober-Italien, jetzt so leicht und, was den Kostenpunkt betrifft, auch billiger, als das Reisen in Frankreich und Deutschland.

Die italienischen Eisenbahnen machen es Jedermann möglich, alle bedeutenden Städte Italiens von Mailand, Verona und Venedig an bis Rom und Neapel, in verhältnißmäßig kurzer Zeit und mit geringen Ausgaben zu besuchen, und ich möchte Allen, die

nicht Künstler oder Kunstkenner vom Fache sind, rathen, sich auch nur auf den Besuch und wo möglich längeren Aufenthalt der großen Städte zu beschränken, dagegen alle die kleinen ehemaligen Residenzen der einst dutzendweise vorhandenen selbstständigen Fürsten ruhig zur Seite liegen zu lassen. Es giebt eine Menge Städte in Italien, von denen die malerische, thurm- und kuppelreiche, castellgekrönte Außenseite das Schönste ist, während das Innere nur ein Bild des Ruins und der Verwahrlosung, und die in solchen heruntergekommenen Städten meist schlechten Gasthöfe nur wenig Comfort bieten, dafür aber durch hohe Rechnungen sich für die Seltenheit der Gäste zu entschädigen suchen.

Wer Mailand, Turin, Verona, Venedig, Genua, Bologna, Florenz, Ancona, Rom und Neapel gründlich gesehen und etwa noch eine Dampfschifftour nach Palermo, Messina und Catania gemacht hat, der wird, besonders wenn er sich einen längeren Aufenthalt in den bedeutendsten dieser Städte gegönnt hat, mehr Nutzen und Vergnügen von seiner Reise und mehr von Italien kennen gelernt haben, als wenn er gewissenhaft nach Anleitung seines Reisehandbuches alle kleinen Nester durchstöbert und sich von einem Cicerone Sehenswürdigkeiten octroyiren läßt, die meist nicht das auf sie verwendete Geld und die vergeudete Zeit werth sind. Antike Ueberbleibsel aus der Griechen- oder Römerzeit, Ruinen aus dem Mittelalter, ein paar gute Gemälde in den Kirchen, einen oder den andern Palazzo u. dergl. hat fast jede Stadt in Italien; — wer sie aber alle ansehen und sich gewissenhaft an seinen Förster oder Bädeker halten will, der kann drei und mehr Jahre in Italien reisen und er wird noch nicht ein Viertel von alledem gesehen haben, was in den Reisehandbüchern verzeichnet steht. Den Charakter und das Leben des Volkes, das politische Treiben, die socialen Eigenheiten kann man in den oben genannten großen Städten am besten kennen lernen, und was öffentliche Gebäude, Kunstschätze, Sammlungen u. dergl. betrifft, so kann man, wenn man die Galerien, Kirchen und Paläste von Florenz, Rom, Venedig und Neapel gesehen hat, nichts Höheres und Schöneres, ja nichts auch nur annähernd Gleiches an anderen Orten finden.

Aber der Besuch der großen Städte hat auch noch den Vortheil, daß man gute Hôtels mit festen Preisen und anständige Privatwohnungen findet, und daß man im Nothfalle selbst die Kenntniß der italienischen Sprache entbehren kann, da in den

großen Städten die französische Sprache vollkommen genügt, ja in den größeren Hôtels Ober-Italiens sich jetzt auch schon deutsche Kellner und Portiers vorfinden. Mein Rath geht also dahin, zuerst an den großen Seen Lugano, Como und Lago maggiore eine Villegiatur von einigen Wochen zu halten, um sowohl die Naturschönheiten dieser paradiesischen Gegend voll zu genießen, als sich auch in die Eigenthümlichkeiten des italienischen Lebens hinein zu gewöhnen; — dann aber mit Mailand und Turin zu beginnen, Genua, Florenz, Rom und Neapel nachfolgen zu lassen und den Rückweg über Ancona, Bologna (Parma, Piacenza, Brescia), Verona und Venedig zu nehmen, von wo sich ein Besuch Triests und über Graz und die sehenswerthe Semmeringbahn auch Wiens verbinden läßt.

Die italienischen Eisenbahnen fahren nicht sehr rasch, aber sicher und sehr billig, — ein directes Eisenbahnbillet in zweiter Klasse von Mailand bis Neapel kostet 100 Francs oder 20 Dollars Gold, und dies giebt das Verhältniß für die Zwischenstationen. Die Waggons sind in Ober-Italien eben so gut wie auf den deutschen Bahnen, — in Mittel- und Unter-Italien nähern sie sich mehr den französischen (also schlechteren!) Waggons, — doch sind die Coupés nie ganz geschlossen, sondern nur durch 5 Fuß hohe Zwischenwände getheilt, — in diesem sonnigen Lande würde die Hitze in den Coupés sonst unerträglich sein.

In der ersten Klasse reisen fast nur exclusive englische Mylords und russische Fürsten, die anderen Touristen reisen in zweiter Klasse, Maler, Künstler, die meisten Italiener und wer sich überhaupt nicht zu zieren gesonnen ist, reist eben in der dritten Klasse, wo die Gesellschaft zwar bunt, aber stets anständig und artig im Benehmen ist, — wo die Waggons luftiger, nach Salonart gebaut und, nur ein flaches Dach auf Säulen tragend, etwa wie eine amerikanische Porch oder Veranda, freien Luftzug und größere Freiheit der Bewegung gewähren. Es giebt in Ober-Italien gar kein, in dem übrigen Italien nur ein sehr geringes Freigepäck, doch wird die Beförderung der Bagage billig berechnet. — In den Bahnhöfen findet man überall die Omnibus der großen Hôtels und eine übergroße Anzahl Droschken mit polizeilich festgesetzten Fahrpreisen.

Die großen Hôtels in den bedeutenderen Städten sind sämmtlich schon auf europäisch-modernem Fuße eingerichtet, lassen in Hin-

ſicht auf Comfort und ſelbſt Reinlichkeit wenig mehr zu wünſchen übrig, und die Preiſe ſind ſich ſo ziemlich überall gleich. Das Bett $1^1/_2$ bis 3 Francs, die meiſt ſehr gute Table d'hôte 3 bis 4 Francs mit Wein. Frühſtück nimmt man gewöhnlich nicht im Hauſe, ſondern frühſtückt in einem Kaffeehauſe, — Abendeſſen iſt nicht gebräuchlich, da die Table d'hôte erſt um 5 oder 6 Uhr Nachmittags ſtattfindet. In dieſen Hôtels fallen auch die Trinkgelder weg, da das Service mit $^1/_2$ bis 1 Franc per Tag gerechnet wird. Fahrgelegenheiten ſind in ganz Italien billig, — am billigſten in Neapel, wo ſelbſt die weiteſte Fahrt im Innern der ſehr großen Stadt mit einem Einſpänner nur $^1/_2$ Franc koſtet. Wer aber der Landesſprache mächtig iſt, wird in den rein italieniſchen Hôtels zweiten Ranges ſich ganz wohl befinden und, da dieſe keine Table d'hôtes, ſondern Reſtaurants à la carte haben, auch viel billiger leben. Die Reſtaurants ſerviren nach der Karte oder zu feſten Preiſen, und man kann ſich ein Mittageſſen zu $1^1/_2$, 2 bis 3 und 4 Francs beſtellen; — mit dem Preiſe wächſt natürlich auch die Zahl der Schüſſeln. Nach dieſen Anſätzen kann ſich Jeder nun ſo ziemlich ſeine Berechnung über die Reiſekoſten machen, — als allgemeine Regel mag gelten, daß der Einzelne im Durchſchnitt 15 bis 20 Francs täglich braucht, bei längerem Aufenthalt an ein und demſelben Orte aber auch mit 10 Francs und ſelbſt weniger ganz gut auskommen kann.

So viel für Jene, denen es nur darum zu thun iſt, das ſchöne Land zu durchfliegen; — wer aber das italieniſche Volk kennen lernen will, muß vor Allem der Landesſprache mächtig ſein. Iſt er aber dies und kann er ſich überall verſtändigen, dann hat er doppelten Genuß von dieſer Reiſe und wird entzückt ſein über die Liebenswürdigkeit dieſes theilweiſe noch in urſprünglicher Natürlichkeit lebenden Volkes. So habe ich dieſe ganze Tour in der heiterſten Stimmung und mit ungetrübtem Gemüthe gemacht und auf der ganzen Reiſe noch nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, mich ernſtlich zu ärgern. Das aber iſt die wahre Panacee einer ſolchen Reiſe und giebt dem großartigen Kunſt- und Naturgenuſſe, der ſich hier täglich darbietet, die wahre Würze, denn nur mit ruhigem Gemüthe und heiterm Sinn kann der Menſch wahrhaft genießen, und die ſchönſten Naturſchauſpiele werden vergällt und verbittert, wenn man ſich mit Wirthen, Führern, Kutſchern u. dergl. herumärgern muß.

Dem Allen bin ich mit meinem glücklichen Naturell bis jetzt entgangen und denke ſolchen petites misères de la vie des voyageurs auch künftighin aus dem Wege zu gehen. Kleine Anläufe zu Prellereien laſſe ich, ruhig lächelnd, an mich herankommen und ſchlage ſie dann mit echt italieniſcher Dialektik ſiegreich ab. Der Italiener iſt ein geborener Advocat und Plaideur, — der Neapolitaner iſt auch noch zugleich Acteur und Declamator; — wer mit dieſen Leuten ſprechen, raiſonniren, argumentiren kann, wird alle prelleriſchen Angriffe gegen ſeinen Geldbeutel immer ſiegreich abweiſen können, und wer hier mit den Leuten in der geliebten Landesſprache debattiren kann, wer dabei die Ruhe nie verliert, in ſeinem Rechte unbeugſam feſt, dabei aber in der Form artig und höflich iſt, in der Discuſſion Argumente gegen Argumente ſetzt und der ganzen Verhandlung immer einen heitern, ſcherzhaften Charakter giebt, der wird gewiß immer ſiegreich aus dieſem Zungenkampfe hervorgehen. Ich bin feſt überzeugt, daß neun Zehntheile der Prellereien, über die ſich Italia-Reiſende beklagen, ihre Urſache allein in deren Unkenntniß der Landesſprache haben. Wenn man ſich mit den Leuten nicht direct verſtändigen kann, wenn erſt eine heftige Debatte ſtattgefunden hat, bei der kein Theil den Andern verſteht und Jeder glaubt, der Andere ſage in der fremden Sprache die niederträchtigſten Dinge gegen ihn, — wenn ſich dann allmälig ein dichter Kreis von Müſſiggängern und Neugierigen gebildet hat, die, an der Debatte theilnehmend, immer für den Einheimiſchen Parthei ergreifen und ihn dadurch nur noch mehr aneifern und beſtärken, — dann iſt es ſchwer, ja faſt unmöglich, zu einer Verſtändigung zu gelangen. Nun wird ein Dolmetſcher herbeigeholt, — meiſtens in der Perſon eines Hausknechts, der ſein Deutſch z. B. verlernt und das Italieniſche noch nicht gelernt hat, — beide Theile ſchreien ihm die Ohren voll, und er, von der Sachlage gar nichts begreifend, macht durch falſches Ueberſetzen, durch ungeſchickte Wahl der Ausdrücke u. dergl. die babyloniſche Sprachverwirrung nur noch ärger, bis endlich der Reiſende, nachdem er Spott, Hohn und Grobheiten erduldete, zuletzt doch das Verlangte zahlt, um nur der unangenehmen Scene und dem Skandal ein Ende zu machen. Solche Scenen habe ich einige mit angeſehen und möchte Jedem, der eine längere Reiſe durch Italien machen und dabei das Geld nicht gerade zum Fenſter hinauswerfen will, rathen, vor Antritt der Reiſe erſt ſechs Monate lang tüchtig Italieniſch zu

lernen und ſich dann erſt in Lugano oder einem andern Gränzorte einen Monat lang aufzuhalten, um die praktiſche Fertigkeit zu gewinnen.

Ich begegnete unter Anderm auch einer Berliner Familie auf ihrer Rückreiſe aus Italien; — Papa, Mama, eine Tante, ein Herr Sohn und eine Tochter, wohlhabende Bürgersleute, — „Rentiers aus Moabit;“ — von der ganzen Familie verſtand Niemand ein Wort Italieniſch, als das junge Mädchen, ein Backfiſch von vierzehn bis fünfzehn Jahren, eben erſt aus dem Penſionate gekommen, die recht hübſch und geläufig Italieniſch ſprach. Nun, dieſer Backfiſch war auf der ganzen Reiſe der Schutzengel der ganzen Familie geweſen; — ſie hatte mit den Wirthen, Führern, Fachini accordiren und debattiren, die Eiſenbahnbillets löſen, die Bagage regiſtriren, die Douanen- und Paßſchereereien überwinden müſſen; — ſie war aber dadurch auch zu einer Art Dictatorſchaft gelangt und die ganze Familie mußte tanzen, wie ihr allerliebſtes Mündchen pfiff. — Der Herr Bruder, der den ganzen Tag Cigarren rauchte und über das ſchlechte Kraut ſchimpfte, hatte es im Italieniſchen noch nicht weiter als bis zu der Frage: Quanto costa? gebracht, worauf er aber die Antwort nie verſtand und die Fingerſprache zu Hülfe genommen werden mußte, und die Sprachkenntniſſe des Papas documentirten ſich auf glänzende Weiſe dadurch, daß er, wenn ein höflicher Italiener durch die Bemerkung: „Fa caldo oggi, Signore!“ ein Geſpräch einleiten wollte, ſogleich antwortete: „Was, kalt? Nix kalt! Heiß iſt es, mörderiſch heiß.“ — Dieſer Spaß wiederholte ſich in jedem neuen Eiſenbahnwaggon und gefiel zuletzt dem Papa ſelbſt ſo, daß er ihn des Tags noch ein dutzendmal wohlgefällig erzählte.

Es giebt kein Volk, das, beſonders von den Deutſchen, ſo falſch beurtheilt worden iſt und noch wird, als das italieniſche; — Herr Guſtav Nicolai, Diviſionsauditeur in Berlin, hat ſogar in den zwanziger Jahren in einem zweibändigen Buche: „Italien, wie es wirklich iſt!“ zu beweiſen geſucht, daß es in Italien nur ſchurkiſche Beamte, ſpitzbübiſche Wirthe, niederträchtige Poſtmeiſter, prelleriſche Kellner, verſchmitzte Lohnbediente, unehrliche Kutſcher, Fachini und Hausknechte, außerordentlich viel Schmutz, und noch ungeheuer viel mehr Flöhe gäbe, und obwohl Männer wie Goethe, Rehfues, Carus, Reumont, Stahr, Gregorovius und ſo viele Andere den Italienern das ehrenvollſte Zeugniß ausſtellten,

glaubt man, besonders in Deutschland, noch immer, alle Italiener seien Spitzbuben — ja! man denkt sie sich als einen olivengelben Kerl mit rabenschwarzen Haaren, darauf einen spitzen Hut, unter dem ein Paar Gluthaugen und eine gebogene Habichtsnase aus dem verhüllenden Mantel hervorschauen, und der beständig darauf lauert, wie er Einen betrügen kann. — Von alledem findet der unbefangene Reisende nichts, wohl aber ein im Ganzen gutartiges uud gutmüthiges, durch Pfaffenzwang und schlechte Regierungen demoralisirtes Volk, das sich aber seit 1859 schon wieder bedeutend moralisch regenerirt hat.

Der Italiener ist vor Allem dankbar, — dankbar für das kleinste Geschenk, für die einfachsten Zeichen von Wohlwollen und Theilnahme, — ja, ich habe die Erfahrung gemacht, daß er auf eine freundliche Behandlung den größen Werth legt. — Von der dumm-frechen Familiarität des deutschen Oberkellners ist bei dem Italiener keine Rede; — er wird nie vergessen, daß er, als Cameriere, der dienende Theil ist, und immer mit Artigkeit nach den Befehlen des Gastes fragen, eilig sie ausführen und etwaige Mängel möglichst zu entschuldigen suchen. Aber man zeige ihm durch ein freundliches Wort, durch einen, gutmüthigen Scherz, durch Antheil an seinen Leiden und Freuden, daß man ihn nicht als Sclaven und Diener, sondern als Menschen betrachtet, und er wird für Euch durch's Feuer gehen. — In Florenz fand ich einst den Cameriere, der diesen Theil des Hôtels, wo ich mein Zimmer hatte, bediente, auf dem Gange mit einer Frau sehr angelegentlich sprechen und sie, gerade als ich kam, herzlich umarmen und küssen. „Ein Rendezvous, Franzesco?" fragte ich scherzend. — „Oh, Signore!" entgegnete er, „è la madre mia" (Es ist meine Mutter). Ich begrüßte die alte Frau mit einem: „Buon giorno, Signora!" und fügte hinzu: „Ihr habt da einen wackern Sohn." — Franzesco war ganz glücklich, seine Augen leuchteten vor Freude, und als ich ihn am andern Morgen fragte, wie es seiner Mutter gehe, und mir dann von ihr erzählen ließ, da war der gute Bursche mir ergeben und anhänglich, als hätte ich ihm das Leben gerettet.

Er that, was er mir nur an den Augen absehen konnte, bei der Table d'hôte behauptete er sich immer hinter meinem Stuhle, und beim Serviren suchte er mir immer die besten Bissen zuzuwenden, so daß ich manchmal wirklich in Verlegenheit gerieth. —

Auch an anderen Orten habe ich Aehnliches erlebt und überall gefunden, daß ein freundliches Wort Alles über dieſe Menſchen vermag, und daß das alte Sprichwort: „Für Geld und gute Worte kann man Alles bekommen," — auf Italien am beſten paßt. — Aber auch an Offenheit und vertraulichem Weſen fehlt es dem Italiener nicht, und ſeitdem durch die großen politiſchen Veränderungen auf der Halbinſel der alte Despotismus mit ſeinen unzähligen Aufpaſſern und Angebern verſchwunden iſt, iſt auch das natürliche aufrichtige Weſen des italieniſchen Volkes wieder zu Tage gekommen. Wildfremde, mit denen ich einen Tag auf der Eiſenbahn fuhr, oder in deren zufälliger Geſellſchaft ich einige Sehenswürdigkeiten beſuchte, erzählten mir unaufgefordert ihre Verhältniſſe, Lebensſchickſale, Pläne, — ja ein Bologneſe, dem ich gefallen haben mußte, weihte mich bei einem Spaziergange durch Pompeji in ſeine Familienverhältniſſe ein und frug mich um Rath. Er ſei Wittwer, habe eine ſechzehnjährige Tochter, neben dieſer aber noch vier unmündige Kinder, die der Pflege und Erziehung bedürften. — Es ſei für dieſe Kinder eine Mutter nöthig und er wünſche daher wieder zu heirathen, habe auch eine ſehr achtbare Frau, ebenfalls Wittwe, im Auge, — nur fürchte er, die Tochter, die jetzt das Haus allein führe, werde ſich mit der neuen Herrin des Hauſes nicht gut vertragen. Was wohl ich an ſeiner Stelle thun würde, fragte er. — Zuerſt die Tochter nach ihres Herzens Neigung verheirathen, entgegnete ich, und dann ſelbſt wieder heirathen. — Er ſah mich freudig und überraſcht an, drückte mir dankbar die Hand und geſtand, den Gedanken habe er auch ſchon gehabt und es freue ihn, daß ich ihm, ohne es zu wiſſen, ſo Recht gegeben hätte. — So ſind dieſe Italiener gutmüthige Naturmenſchen, große Kinder, mit allen lieblichen Eigenſchaften und Vorzügen, aber auch mit allen Fehlern und Ungezogenheiten des Kindes.

Ich habe ſchon einmal erwähnt, daß ich auf dieſer ganzen Reiſe auch nicht ein einziges Mal mich über eine Prellerei zu beklagen hatte. Kleine Anläufe zu ſolchen wies ich mit Ruhe und Entſchiedenheit zurück, — in allen größeren Angelegenheiten machte ich den Accord vorher. Wer das thut, kann gar nicht übervortheilt werden. Es iſt eine ſchlimme, aber leider unter dem früheren demoraliſirenden Regiment entſtandene Sitte oder vielmehr Unſitte, daß es hier in den Kaufläden keine feſten Preiſe giebt, ſondern

ganz willkürlich gefordert wird. Allein wer die Verhältniſſe kennt, weiß das auch und bietet ſtets nur die Hälfte des Geforderten. Macht der Kaufmann noch Schwierigkeiten, ſo ſagt man kurz: Non volete! und wendet ſich zur Thür. Iſt es irgend möglich, ſo erhält man die Waare für das Gebotene, — gewiß aber ſtets für zwei Drittel des geforderten Preiſes. In neueſter Zeit hat ſich auch hierin ein Umſchwung gezeigt, und namentlich in Ober-Italien mehrt ſich jährlich die Zahl der Kaufläden a prezzi fissi (mit feſten Preiſen) — in deren Auslage jede Waare mit ihrer Preisangabe verſehen iſt. Der größere Zudrang, den dieſe Läden haben, eifert immer mehr zur Nachahmung an.

Kurz, der praktiſche Amerikaner, der ſchon drüben gelernt hat, ſtets die Augen offen zu halten, und der nicht ſo leicht zu verblüffen iſt, wird in Italien ſich vor Uebervortheilung ſehr leicht zu ſchützen wiſſen. Hiervon ausgenommen ſind nur jene, die es lieben, den Grand-Seigneur zu ſpielen, die ſich geſchmeichelt fühlen, wenn ſie von bettelnden Lazzaroni und geldſüchtigen Cicerones: „Eccellenza!“ geſchimpft werden und die etwas darein ſetzen, mit der engliſchen Ariſtokratie concurriren zu wollen. Dieſe glücklicher Weiſe ſeltenen, excluſiven amerikaniſchen Upperten-Colonien exiſtiren in Florenz und in Rom; — ſie haben ihren Klatſch und ihre Intriguen unter ſich; — gebildete und vernünftige Amerikaner meiden dieſe Kreiſe, in denen die tödtlichſte Langeweile herrſcht, und ziehen dieſem geiſtloſen Treiben den Umgang mit Künſtlern, Schriftſtellern und gebildeten Leuten vor. Möge es immer ſo bleiben. —

Bilder aus Neapel.

Neujahrs-Gratulation. — Ein grüner Januar. — Klimatiſche Faulheit. — Mein Speiſezettel. — Urſprünglichkeit der italieniſchen Küche. — Goethe, Herder und Stahr im dolce far niente. — Die Vicaria. — Die Bourboniſche Blutzeit in Neapel. — San Gennaro. — Die Madonna als Generaliſſimus. — Die Franzoſen und das Blut des heiligen Januarius. — Abſetzung von San Gennaro. — Seine Rehabilitation.

Neapel, 5. Januar 1868.

Dieſes Mal habe ich mir ſelbſt zum neuen Jahre gratulirt und alle Tage wünſche ich mir ſeitdem Glück zu einem ſolchen glücklichen, neuen Jahre. Der ſchönſte blaue Himmel, wie man ihn an dem immer grauen Horizonte des Nordens gar nicht kennt, ſpannt ſich über dieſe glückliche Stadt, die Sonne ſcheint hell und warm, wie in Berlin kaum noch im Juni, und durch die ganze Natur weht ſchon jetzt, wo im Norden der Winter erſt recht anfängt, eine milde, warme, belebende Frühlingsluft. Geht man hinaus in die nächſten Umgebungen der Stadt, ſo prangt der Raſen im üppigſten Wieſengrün, und überall wird das Gras gemäht, das nur jetzt und während der nächſten Monate noch ein gutes, ſaftiges Heu giebt, ſpäter aber, wenn die Hitze ſteigt, dürr und trocken wird; — die Gemüſegärten, mit wunderbarem Fleiße angebaut und bearbeitet, ſind ganz bedeckt mit jungem Kohl, Salat aller Art und grünen Erbſen, die theils Blüthen, theils ſchon Schoten tragen, und zwiſchen dieſer Vegetation ſieht man Frauen und Mädchen eifrig beſchäftigt, das unter dieſem warmen Himmel üppig emporſproſſende Unkraut auszujäten. — Dabei blühen überall in den Gärten die Roſen und die Oleander, die Orangenbäume und die Citronen hängen voll der ſaftigſten Früchte und treiben dazwiſchen ſchon wieder auf den äußerſten jungen Zweigen friſche Blüthen, und drüben über dem Golf, in dem günſtig gelegenen Sorrent, blühen ſchon die Mandelbäume, dieſe erſten Boten des Frühlings. Darf man ſich da nicht herzlich Glück wünſchen zu einem ſolchen neuen Jahre, deſſen wunderbare Herrlichkeit auf den armen Nordländer, in deſſen Heimath es acht

Monate Winter und vier Monate kalt ist, wahrhaft überraschend und bezaubernd wirkt? — Und doch ist es ein gefährliches Land für den armen Fremdling, und nicht umsonst verlegten die Dichter der Alten den Wohnsitz der Sirenen in die Nähe dieser Küsten. Diese milde, schmeichelnde Luft, dieser immer blaue Himmel, diese erwärmenden Sonnenstrahlen, sie sind gefährliche Gaben der Götter, sie umstricken und bethören unsern Geist, wiegen und lullen unsere Thatkraft ein und machen uns bald zu nichts mehr tauglich, als zum — dolce far niente, zum süßen Nichtsthun. Man wird hier sehr, — sehr faul, es ist überall so schön, daß man nicht einmal viel herumstreifen will, — am liebsten sitzt man auf dem Balkon oder auf der Terrasse des flachen Daches, blickt träumerisch hinaus auf das blühende Paradies ringsum und das in den blitzenden Sonnenstrahlen zitternde Meer, raucht träumend seine Cigarre, träumt rauchend die wunderlichsten Dinge, und möchte am liebsten so ruhen und rauchen und träumen bis an das Ende aller Dinge.

Wie ganz anders stachelt Rom den denkenden Menschen zur Thätigkeit, zur Arbeit an — in jener Trümmerwelt, unter den Ueberbleibseln vergangener Jahrtausende, denkt, studirt, arbeitet sich's leicht und gern. — Hier im Schlaraffenlande Neapels ist Einem schon das Denken eine Last, — von Studiren, Lesen, Schreiben gar nicht zu sprechen. Wenn des Morgens der diensteifrige Junge meines Hauswirths heraufkommt und fragt: „Signor Eccellenza, — dice il Padrone che volete mangiar?“ so bin ich meist selbst zu faul, den Speisezettel zu machen, und antworte mit einem gottergebenen: Date quel che avete (bringt was ihr habt), und so bekomme ich dann jedesmal die landesüblichen Maccaroni (an denen man sich übrigens hier nicht sattessen kann) und Castelette di Vitello mit einem zarten, würzigen Escarolle-Salat, — dazu das treffliche, lockere weiße Brot, die Pagnotti di Napoli und den trefflichen Posilippo-Wein, und das Diner ist fertig. — Suppe, Rindfleisch, Gemüse und wie sonst der orthodoxe Küchenzettel der deutschen Hausmannskost heißt, habe ich mir längst abgewöhnt, — mit trefflichem jungen, grünen Gemüse sind übrigens ohnehin alle Fleischspeisen garnirt — und so esse ich neapolitanisch, weil es mir am bequemsten ist. Ermanne ich mich aber des Morgens und mache den Küchenzettel selbst, so kann ich auch wienerisch, oder englisch, oder baierisch, oder französisch spei-

ſen, — denn ich habe jetzt gefunden, daß die meiſten renommirten Speiſen dieſer fremden Küchen eigentlich doch italieniſchen Urſprungs ſind. In ganz Italien kennt und ißt man die Frittura di pollo als altes Nationalgericht, und beſagte Frittura iſt nichts Anderes als das weltberühmte Wiener „Backhändel". Die famoſen „Gnocchi" ſind die Urbilder der baieriſchen „Nockerln". Die Beefſteaks und Cotelettes, auf dem Roſte gebraten, ſind hier zu Hauſe, der engliſche Pudding und der Poundcake ſind italieniſche Nationalbackwerke und ſelbſt die Gemüſe werden in Italien gerade ſo wie in England bereitet. — Daß aber die anderen Nationen dieſe Eigenthümlichkeiten ihrer Küche von Italien gelernt und entnommen haben (und nicht etwa Italien von ihnen), darüber kann für Keinen ein Zweifel beſtehen, der bedenkt, auf welcher hohen Stufe der Civiliſation und Bildung, des Luxus und Genußlebens Italien bereits ſtand, als alle jene anderen Völker noch in einem Zuſtande halber Rohheit lebten. — Der liebe Magen regiert doch die ganze Menſchheit, und wenn wir uns für nichts mehr intereſſiren, — weder für Politik, noch für Literatur, noch für ſchöne Künſte, — ſo ſtudiren wir doch ſorgfältig die Speiſekarte, ſtellen unſer Diner mit einem lebhaften Intereſſe zuſammen und verzehren es, wenn wir anders nicht Dyspeptiker ſind, mit einem großen Wohlbehagen. Auch ich, der ich gerade auseinander ſetzen wollte, wie ſchreibfaul und indolent überhaupt ich hier, in dieſem Schlaraffenland, geworden, bin auf einmal beim Capitel vom Eſſen in eine ordentliche Begeiſterung und in einen wahren Redefluß gekommen. Und doch bin ich kein Gourmand, — lege kein beſonderes Gewicht auf Tafelgenüſſe, ſonſt würde ich dem Cameriere nicht mit: „Quel che avete!" antworten und fünfmal in der Woche Maccaroni auf dem Tiſche ſehen; — blos aus Faulheit, ſelbſt den Speiſezettel zu machen.

Aber faul wird man hier, — ſchon Goethe klagte darüber, und ſelbſt der unermüdet thätige und pedantiſch fleißige Herder ſchreibt aus Neapel an ſeine Frau: „Gearbeitet und geſchrieben habe ich hier nichts, — man möchte hier nichts thun, als den ganzen Tag ſchauen, genießen, eſſen und trinken." — Auch ſpätere Schriftſteller, ſelbſt der überfleißige Adolph Stahr, erlahmte in Neapel und ſeiner Umgebung, und jetzt, ſeitdem ich ſelbſt in den Schlingen und Netzen dieſer verführeriſchen Armida verſtrickt bin, weiß ich, welche gefährliche Gewalt das „dolce far niente" Neapels über den that-

kräftigſten Menſchen gewinnen kann. — Wenn Sie einmal ein paar Wochen lang von mir nichts hören, ſo denken Sie nur ja nicht, daß ich krank oder gar verunglückt, ſondern tief in das träumeriſche „dolce far niente“ verſenkt bin. Wenn man ſein Leben lang thätig war, iſt es eine gar angenehme Abwechſelung, einmal auch faulenzen zu können. — Heute aber will ich mich ermannen und ein wenig in Neapel umherſtreifen, denn die Zeit des Scheidens naht heran und beim nächſten Scirocco-Wetter werde ich plötzlich einen heroiſchen Entſchluß faſſen, meinen Paß nach Rom viſiren und mich ſelbſt und mein Gepäck auf den Bahnhof ſchaffen laſſen.

Ich war vor einigen Tagen in dem alten Caſtell Capuano, jetzt die Vicaria genannt, dem Sitze aller oberſten Criminal- und Civil-Gerichtshöfe der Provinz Neapel, in dem ſich auch das ehemalige Reichs-Archiv und die Gefängniſſe der ſchweren Verbrecher befinden. Das maſſive, noch aus der Zeit Wilhelm's des Normannen (1160) ſtammende Gebäude trägt über dem Hauptthor noch immer den Reichsadler, denn hier war einſt die Reſidenz der mächtigen Hohenſtaufen-Kaiſer, hier hielt Friedrich II. Hof (von 1197—1252), der große deutſche Fürſt, unter deſſen weiſer und gerechter Regierung Neapel und Sicilien die Zeit höchſter Blüthe erlebten, an deſſen Hofe die erſten Staatsmänner, Gelehrten, Künſtler und Dichter Deutſchlands und Italiens ſich verſammelten und an den heute noch, nach 700 Jahren, das dankbare Volk das Andenken in Sage und Lied erhalten hat. — Hier reſidirte auch ſein Nachfolger Conrad, und ſpäter (1254) führte hier Manfred für den minderjährigen Conradin die Zügel der Regierung, bis der in's Land gedrungene Carl von Anjou im Jahre 1266 Manfred bei Benevent beſiegte und tödtete, und zwei Jahre ſpäter, nach der für Conradin ſo unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo, dieſen, der durch des niederträchtigen Frangipani Verrath in ſeine Hände gefallen war, auf dem Marktplatze in Neapel in ſeinem Beiſein enthaupten ließ. Kaum aber waren die Häupter des letzten Hohenſtaufen und ſeines Vetters Friedrich von Schwaben gefallen, als der König Carl von Anjou von dem Balkon des Hauſes, auf dem er der Hinrichtung zuſchaute, ein Zeichen gab und ſogleich ein Vermummter ſich auf das Schaffot hinaufſchwang und den Henker, der eben die Köpfe der beiden Prinzen dem Volke zeigte, mit einem wohlgezielten Dolchſtoße todt niederſtreckte und ſchnell ſpurlos ver-

schwand. So hatte es König Carl befohlen: nicht leben sollte der elende Henkersknecht, der königliches Blut, wenn auch auf königlichen Befehl, vergossen. Und diese blutigen Anjou regierten nun zweihundert Jahre über Neapel, — regierten mit Blut, Mord und Greuelthaten aller Art, und langsam und noch im vollen Besitze der Macht starb dieses Geschlecht auf dem Throne aus, — und da sagt man noch, daß es eine Nemesis in der Weltgeschichte giebt!

Wenn man von der Vicaria durch die lange und lebhafte Straße dei Tribunali nach der Porta Alba und dem Toledo zurückgeht, so liegt rechts auf einem Hügel die große Kathedrale San Gennaro. In dieser Kirche liegt der Mörder Conradin's, König Carl I., begraben, nicht weit von ihm liegt einer seiner Nachfolger, König Andreas von Ungarn, der Gemahl von Carl's Urenkelin Johanna I., den diese zu Aversa gefangen nehmen und mit einem seidenen Stricke, den sie selbst flocht, erwürgen ließ. Die bezeichnende Grabschrift des Königs Andreas lautet:

„Damit nicht der Leichnam eines Königs unbegraben und eine Schandthat begraben bleibe, ward dieser Denkstein dem König Neapels, Andreas, dem Sohne Carl Robert's von Ungarn, gesetzt, welcher durch die Arglist seiner Gattin Johanna am 18. September 1345, neunzehn Jahre alt, erdrosselt ward."

Johanna, die dann mehrere Mal aus ihrem Reiche flüchten mußte und die noch nach und nach drei andere Männer, zuletzt einen Herzog Otto von Braunschweig hatte, ward am Ende von ihrem Adoptivsohne, Carl von Durazzo, ebenfalls erdrosselt, und ihr Mörder und Nachfolger auf dem Throne hat ebenfalls in San Gennaro ein prächtiges Grabmal. Auch eine spätere Anjou, Königin Johanna II., machte es nicht besser und führte das wildeste, zügellosesteLeben, das man je von einer Frau auf dem Throne gekannt. Noch heute zeigen die Schiffer dem Fremden den Felsen, von dem die Königin ihre Liebhaber, mit denen sie allnächtlich wechselte, am nächsten Morgen in's Meer stürzen ließ. So war die Regierungsgeschichte der Anjou mit Blut begründet, mit Blut und Schandthat durchgeführt, und eben so blutig und schändlich ging es unter der nun folgenden Herrschaft spanischer Vicekönige und der Regierung der dann über Neapel gesetzten Bourbons zu, bis Garibaldi im Jahre 1860 den letzten Bourbon, Franz II., verjagte und beide Sicilien dem Königreich Italien einverleibt

wurden. Unter dem Urgroßvater des verjagten Franz II., unter dem ſtupiden und grauſamen Ferdinand IV., der, obwohl mit Unterbrechungen, von 1760 bis 1825, alſo 65 Jahre lang, regierte, wurden über 20,000 Menſchen wegen politiſcher Vergehen hingerichtet, und doppelt ſo viel ſtarben in den ſcheußlichen Staatsgefängniſſen oder wurden von den auf alle Patrioten gehetzten Lazzaroni ermordet. Dem König zur Seite, alſo ſein Beſchützer und Unterſtützer in dieſer Blutpolitik, ſtand damals (1779) Englands größter Seeheld, Admiral Nelſon, und heftete damit einen ewigen Schandfleck an ſeinen Namen und Englands Ruf. Wer die mit der Ruhe und der Würde eines Tacitus geſchriebene Geſchichte jener Zeit von Coletta: Storia del Reame di Napoli (von 1759 bis 1825) lieſt, der kann nicht begreifen, daß ſolche unerhörte Blut- und Greuelthaten in unſerm aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert, und dazu noch unter dem Schutze Englands und ſeiner Flotte, geſchehen konnten.

Doch da wir einmal in der Kirche San Gennaro ſind, ſo laſſen Sie uns noch ein wenig umherblicken. San Gennaro iſt die Hauptkirche Neapels, — der älteſte Theil derſelben, die Capelle Sta. Reſtituta, ſoll ſchon von Conſtantin dem Großen auf den Ruinen eines Apollo- und Neptun-Tempels erbaut worden ſein, der übrige Theil der Kirche iſt wohl erſt nach dem großen Erdbeben von 1456 in der gegenwärtigen Geſtalt erbaut worden. — Noch ſieht man im Innern der Kirche 110 prächtige Säulen von orientaliſchem Granit, die von jenen zerſtörten Heidentempeln herrühren, auch das große Taufbecken, eine ſehr ſchöne antike Vaſe, mit den Myſterien der Bacchus-Feſte geziert, iſt noch ein Ueberbleibſel aus der alten Heidenzeit, und Säulen und Vaſe nehmen ſich gar wunderlich aus gegen die Altarbilder, Candelaber, Votivtafeln, die 42 Bronze-Statuen, die 37 ſilbernen Büſten des heiligen Januarius und die übrige Schatzkammer des Heiligen, deren Werth auf zwei Millionen Ducati geſchätzt wird. — In einem Altar der Capelle del Teſoro werden in einem Schranke mit maſſiven ſilbernen Thüren die Reliquien des Heiligen verwahrt, ſein Haupt in einer koſtbaren ſilbernen Schatulle und ſein Blut in zwei Kryſtallgefäßen.

St. Januarius (oder wie er hier heißt San Gennaro) iſt der Schutzengel und Landespatron Neapels, aber er war es nicht immer; — zweimal wurde er abgeſetzt; einmal bei der Eruption

des Vesuv im Jahre 1794, die Torre del Greco zerstörte und Neapel selbst bedrohte. Das aufgeregte Volk zwang den Erzbischof, die Statue des Heiligen in feierlicher Procession der ganzen Geistlichkeit bis vor den Fuß des sich heranwälzenden Lavastromes tragen und dort aufpflanzen zu lassen. Dann kniete der unabsehbare Volkshaufen hin und betete: der heilige Januarius möge der Lava befehlen, still zu stehen. Vergebens, die Lava rückte vorwärts, — man trug den Heiligen fünfzig Schritte zurück, stellte ihn wieder auf und die Gebete und Litaneien begannen auf's Neue. Abermals umsonst, denn immer rascher und rascher wälzte sich der glühende Feuerwall heran. — Noch einmal ward der Heilige um hundert Schritte zurückgetragen und wieder gebetet, — als es aber auch dieses Mal nichts half, im Gegentheil die Lava sich über das dort gerade abhängige Terrain nur immer schneller heranwälzte, da verwandelte sich die gläubige Andacht des fanatischen Volkes in Wuth und Entrüstung. Mit den gemeinsten Schimpfworten ward der Heilige überhäuft, die rasenden Weiber warfen seine Statue in den Koth, die wüthenden Männer hieben mit Stöcken, Holzscheiten u. dergl. darauf los, und einer der Verwegensten hieb im Zorn mit seinem Beile der silbernen Bildsäule den rechten Arm ab. — Nur mit Mühe entgingen der Erzbischof und die Geistlichkeit selbst den Mißhandlungen des wüthenden Volkes, und nur das Einbrechen der Nacht und die Herbeisendung von Schweizer Truppen machten es dem Clerus möglich, mit der Statue wieder ohne weitere Gefährdung die Stadt und die Kathedrale zu erreichen. San Gennaro aber wurde feierlich als Padrone della città abgesetzt und zum Schutzheiligen von Neapel die heilige Anna ernannt. — Allein „alte Liebe rostet nicht," und die Lazzaroni söhnten sich bald wieder mit ihrem alten Schutzheiligen aus. — Als die Franzosen im Jahre 1798 unter dem General Championnet Unter-Italien bedrohten, ernannte König Ferdiand IV. die heiligste Madonna dell' Arco (ein sehr populäres wunderthätiges Madonnenbild) zum Generalissimus seiner Armee und den heiligen Januarius zum Gran-Capitano und Platz-Commandanten seiner Residenz; — er selbst aber flüchtete sich mit seiner Gemahlin, seinem Hofe und seinen Schätzen nach Sicilien.

Aber die Franzosen marschirten immer vorwärts, der österreichische General Mack, der unter der Madonna dell' Arco und dem heiligen Januarius das Commando führte, ließ sich von den

französischen Generälen Championnet, Duhesme u. A. schlagen, — die neapolitanischen Truppen liefen auseinander, und im März 1799 rückten die französischen Heere in Neapel ein, wo sogleich die Republik proclamirt ward. — Aber bald darauf, am 1. Mai, kam einer der beiden großen Festtage heran, an welchem alljährlich durch ein Wunder das Blut des heiligen Januarius flüssig wird. Das Blut wollte nicht fließen, — General Championnet wohnte mit allen französischen Officieren der Feierlichkeit bei, — es wurde Mittag, und das Blut floß noch nicht, — die Mönche verbreiteten unter dem Volke die Sage, der Heilige zürne über die Anwesenheit so vieler ketzerischer Republikaner, sein Blut werde nicht fließen; so ward es 2 Uhr Nachmittags. Das Volk wurde immer aufgeregter und ein allgemeiner Aufstand stand bevor. Da giebt der rasch entschlossene Championnet seinem Adjutanten einen Befehl, dieser sprengt im Galopp fort, und eine Viertelstunde später fahren acht Kanonen vor der Kirche auf, die Mündungen gegen das Portal gerichtet, neben den Geschützen die Kanoniere mit brennender Lunte. Und dem erzbischöflichen Vicar in der Sacristei ließ er nun sagen: 25,000 gutgläubige Franzosen warteten nun schon seit 9 Uhr Morgens auf das Wunder. Sollte das Blut nun in einer Viertelstunde nicht flüssig sein, so werde er die Kirche mit Allem, was darin sei, zusammenschießen lassen. — Das wirkte, — noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als der Priester am Altare, der das heilige Gefäß in der Hand hielt, ausrief: „E fatto, il sangue è liquefatto!“ (Es ist geschehen, das Blut ist flüssig!) tausend Stimmen: E fatto! E fatto! wiederholten, die Musiker auf dem Chore mit einem rauschenden Te Deum einfielen und General Championnet mit seinem Stabe andächtig zum Altare traten und das ihnen dargereichte heilige Gefäß ehrerbietig küßten. Indessen hatten die Kanoniere draußen die scharfe Ladung aus den Geschützen gezogen und feuerten nun zur Feier des Wunders 101 Kanonenschüsse ab, wobei auf dem engen Platze alle Fensterscheiben in der ganzen Nachbarschaft zersprangen, — zur größten Freude der ehrsamen Glaserzunft.

So hatte San Gennaro seinen Frieden mit den republikanischen Franzosen gemacht, was am bourbonischen Hofe in Palermo bereits übel vermerkt wurde; — als aber der höchst freisinnige Erzbischof von Tarent, Msgr. Capecelatro, nach Neapel kam und, als einer der aufgeklärtesten und gebildetsten Männer seiner Zeit, sich offen

für die Republik erklärte, und als am 19. September, dem zweiten großen Festtage, das Blut des heiligen Januarius schon nach vier Stunden flüssig ward, da fiel der Schutzpatron bei den Bourbons und ihren Anhängern entschieden in Ungnade. Die ersten Regierungshandlungen Ferdinand's IV., als die Engländer unter Nelson und der blutige Cardinal Ruffo mit seiner von den Banditen Fra Diavolo und Mammone geführten Glaubensarmee ihn wieder in Neapel auf den Thron setzten, waren Todesurtheile gegen alle Republikaner und die Absetzung des heiligen Januarius, an dessen Stelle der heilige Andreas zum Schutzpatron und Gran-Capitano ernannt wurde. Aber auch diesmal dauerte die Ungnade des Heiligen nur kurze Zeit, und bei der nächsten Vesuv-Eruption wurde San Gennaro wieder in alle seine alten Rechte eingesetzt, wogegen er auch, als man ihn hinaustrug, dieses Mal der drohenden Eruption ein rasches Ende machte. Dünkt Ihnen nicht, ich erzählte Ihnen von uralten, mittelalterlichen Zeiten, — und doch ist Alles das in unserm aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert geschehen. — Aber genug geplaudert für heute; — nächstens mehr!

Eine classische Landparthie.

Ein classischer Boden und eine bunte Gesellschaft. — La Bottiglia. — Pietro Coletta. — Ein bettelnder Beamter. — Die Insel Nisita. — Die Quarantaine. — Die classischen Flöhe. — Der See von Agnano. — Die Hundsgrotte. — Das Jagdschloß von Astroni. — Der Eingang zur Hölle. — Das „Hôtel Caligula." — Die preußische Sprache. — Puzzuoli und der Monte Nuovo. — Das Kloster des heiligen Januarius. — Der Serapis-Tempel. — Die Bäder des Nero. — Ein primitiver Austernschmaus. — Bajä und die Grotte der Sibylle. — Die Piscina mirabilis. — Rückfahrt nach Neapel.

Neapel, 17. Januar 1869.

Vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt, machte gestern eine muntere Gesellschaft einen schon längst beschlossenen Ausflug nach

der classischen Gegend hinter dem Posilippo, wo einst die Römer, nachdem sie alle Länder und Schätze der alten Welt erobert hatten und nun für ihren Ehrgeiz nichts mehr zu thun fanden, sich allen nur denkbaren sinnlichen Genüssen hingaben und in Ueppigkeit und Schwelgerei so sehr versanken, daß es den von Norden vordringenden germanischen und gallischen Barbarenstämmen ein Leichtes wurde, das einst so mächtige Kaiserreich über den Haufen zu werfen! Von Neapel an bis weit hinaus über das Vorgebirge von Misene war die ganze Meeresküste auf Hunderte von Meilen mit den prächtigsten Villen, Bädern, Tempeln und anderen Prachtbauten bedeckt, jedes Plätzchen hat hier seine classischen Erinnerungen, und Cicero, Plinius, Ovid, Virgil und Horaz haben in ihren auf uns gekommenen Schriften viel und oft die Herrlichkeit dieses Paradieses der reichen Römer gepriesen. In diese Gegend verlegten die Dichter, und namentlich Virgil, die elysäischen Felder, den Eingang in die Unterwelt — facilis descensus Averni, — hier war das Orakel der Sibylle von Cumä, hier der prächtige Sonnentempel des Serapis, — aber hier fand man auch die trefflichsten Austern, die fettesten Muränen und die herrlichsten Früchte und Gemüse, wie sie eben nur unter neapolitanischem Himmel gedeihen. Kein Wunder, daß es zum guten Ton gehörte, ein Landhaus am Golf von Bajä zu haben, und daß Alles, was in Rom Anspruch auf Bedeutung machte, die ungesunde Hauptstadt verließ und in dieser reizenden Natur am schönen Mittelländischen Meere und unter immer blauem Himmel in allen Genüssen, die Natur und Kunst im Bunde bieten konnten, lebte und schwelgte. — Diese classische Gegend war das Ziel unseres Ausfluges, und das wunderschöne Wetter der letzten Tage brachte den lange gehegten Vorsatz zur Ausführung.

Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, — ein Amerikaner, ein Wiener, ein Berliner und ein Schwabe aus „Stuckert.“ — Der Letztere war das Muster eines Local-Patrioten, der bei jeder Gelegenheit behauptete, daß die Umgebung von Stuttgart schöner als die von Neapel sei, und daß überhaupt über den Nesenbach auf der ganzen Welt nichts gehe. Der Berliner kritisirte, der Wiener bewunderte Alles, und seine höchste Anerkennung sprach sich in den unaufhörlichen Ausrufen: „Ah! da schauen's!“ — „Ah! da bitt' ich Ihnen!“ — „Ah! das ist grandios!“ aus. — Sonst aber vertrugen sich die vier Reisegefährten sehr gut und paßten ganz vortrefflich zu einander.

Am frühen Morgen — was in Neapel zwiſchen 8 und 9 Uhr ſagen will, — ward im „Café de l'Europe" gefrühſtückt und dann einer der Fiaker auf der Piazza San Carlo für den ganzen Tag engagirt. Wie gewöhnlich forderte er 30 Francs, wie gewöhnlich nahm er nach langem Dingen und Feilſchen mit der Hälfte fürlieb und reſervirte ſich nur — la bottiglia. La bottiglia aber heißt in Neapel das Trinkgeld, ohne welches es hier einmal nicht abgeht — und wenn man einem Fachino, Kutſcher, Schiffer u. dergl. auch das Doppelte und Dreifache von dem gegeben hat, was der Tarif oder der Brauch iſt, ſo wird er doch noch mit abgezogener Mütze und ausgeſtreckter Hand la bottiglia fordern. Man thut daher am beſten, immer nur zwei Drittel von dem, was man geben wollte, zu geben und auf die gewöhnliche Lamentation: E poco, Signore, — e la bottiglia? dann das zurückbehaltene Drittel hinzuzufügen, worauf ſtets ein dankbares: Mille grazie, Signore! erfolgt.

Ueber die ſchöne Chiaja mit dem immer grünen, ſchattigen Garten der Villa Nazionale und die am Meere langgeſtreckte Mergellina rollten wir dem Poſilippo zu und hinauf auf dieſe reizende Höhe, auf der ſchönen Kunſtſtraße, die Pietro Coletta, der bewährte Patriot, baute, als er unter Murat Kriegsminiſter ward. Coletta, deſſen Marmor-Statue jetzt im Park der Villa Nazionale aufgeſtellt iſt, hat ſeinen Landsleuten zwei große Werke hinterlaſſen: ſeine Geſchichte von Neapel und dieſe herrliche Kunſtſtraße über den Poſilippo, die bei jeder Wendung neue landſchaftliche Schönheiten und die reizendſten Aus- und Fernſichten auf Land und Meer bietet; — Keiner hat aber auch wie er ſo mannigfach die Launen und Wechſel politiſcher Geſchicke erduldet. Zweimal nur durch ein Wunder vom Tode auf dem Schaffot gerettet, Monate lang in den ſcheußlichen Kerkerlöchern des Caſtell San Elmo und Caſtell Capuano ſchmachtend — dann nach Ferdinand's IV. Verjagung durch die Franzoſen Oberſt, unter Murat Kriegsminiſter, nachdem er den Engländern trotz ihrer großen Flotte durch einen Handſtreich die Inſel Capri genommen, — dann nach Murat's Sturze verfolgt und verbannt und in Florenz lebend, wo er ſeine unübertroffene Geſchichte Neapels ſchrieb — das war Coletta's Laufbahn. Und als nach der Juli-Revolution Italien ſich abermals erhob, um das drückende Joch abzuſchütteln, da ward der kränkelnde Greis auf Andringen Oeſterreichs und Neapels im Frühling 1832 auch

aus Florenz verwiesen. Als der großherzogliche Polizeidirector bei ihm eintrat, um Coletta diese Verfügung der toscanischen Regierung mitzutheilen, lag er im Sterben. Nichtsdestoweniger entledigte sich der Polizeidirector seines Auftrages, daß Coletta binnen vierundzwanzig Stunden Toscana zu verlassen habe. „Sagen Sie dem Großherzoge," antwortete ihm Coletta, „daß ich binnen einer Stunde da sein werde, wo weder seine noch die österreichische Polizei mir etwas anhaben kann." — Er starb noch am selben Tage, gerade in dem Augenblicke, als unten vor seiner Wohnung eine von Gensdarmen escortirte Postkutsche vorfuhr, um ihn, wenn auch krank, über die Gränze zu transportiren.

Als 1860 Garibaldi in Neapel einrückte, war sein erster Gedanke an Coletta, und auf seine Anregung ward Coletta's Marmor-Statue im Nationalpark auf demselben Piedestale aufgestellt, auf dem früher König Ferdinand stand.

Mit diesen und anderen Gegenständen beschäftigt, verplauderten wir die Fahrt bergauf über den Posilippo und lenkten nun auf das unvollendete Stück der Straße hinab, die nach Puzzuoli führt. — Nicht ohne Gefahr, ein halbes Dutzend mal umgeworfen und den steilen Berg hinabgeschleudert zu werden, ging es hier auf der ganz umgewühlten Straße hinab, und oft hatten wir es nur den kräftigen Armen von einem halben Dutzend Straßenarbeitern zu danken, daß wir nicht aus dem ganz schief überhängenden Wagen hinab in die Tiefe flogen. Die wackeren Arbeiter, die unsern Wagen über manche Stelle mehr hoben und trugen, als blos vom Umwerfen abhielten, forderten nichts, — dagegen trat ein langer, hagerer Mann im bis oben zugeknöpften Ueberrocke und einem Ordensbändchen im Knopfloche an den Wagenschlag und präsentirte sich als einen „vecchio impiegato", einen Beamter der früheren Regierung, der jetzt mit einer Frau und sieben Kindern brotlos sei und vor Hunger sterbe. — „Ah! da muß ich bitten!" sagte der Wiener, „a Beamter und geht betteln, — das sollt' in Wien geschehen." „Nun," meinte der Berliner, „das könnte in Wien auch wohl geschehen, wenn nicht dort das Betteln überhaupt verboten wäre." — Wir machten aber dennoch eine kleine Collecte unter uns, nach deren Empfang der bourbonische Ex-Beamte uns unzählige Eccellenzas und Mille grazie an den Kopf warf und wir endlich in der Ebene auf fahrbarer Straße anlangten.

Vor uns lag die Felseninsel Nisita, und von ihr aus breitete sich südlich der prachtvolle Golf von Bajä bis zum Cap Misene aus. Nisita, ein steiler Felsen, ringsum vom Meere umbraust, ward durch einen Deutschen, der die Insel von der Regierung pachtete, urbar gemacht, kam aber später wieder in die Hände der neapolitanischen Regierung, die hier, wie auf den Inseln Procida, Ischia und Capri, ihre zahlreichen Gefängnisse für Staatsverbrecher etablirte, deren furchtbare Zustände der jetzige Premier-Minister Gladstone vor etwa zwanzig Jahren in seinen so großes Aufsehen machenden Briefen an Lord Aberdeen schilderte.

Jetzt sind diese Kerker leer, ihre letzten Bewohner sitzen als Senatoren und Deputirte im italienischen Parlament, und auf Nisita ist nur noch die Quarantaine für aus verdächtigen Häfen kommende Schiffe. Ein alter, gegen die Angriffe afrikanischer Seeräuber noch in der Normannenzeit erbaute Thurm giebt nebst den überall an den Felsen klebenden und hängenden Häusern und Gärten der Bewohner der kleinen Insel ein höchst romantisches Ansehen. Aber auch auf Nisita schon ist classischer Boden, denn hier hielten sich Brutus und Cassius versteckt, nachdem sie Julius Cäsar ermordet hatten, hier besuchte Cicero beide Refugiés und hier ergab sich Brutus, nachdem er von seiner Porzia auf ewig Abschied genommen hatte, dem unvermeidlich herannahenden Geschick, alle Hoffnung aufgebend, daß Roms Freiheit noch einmal wieder erstehen könne. — Wir setzten auf einem Boote nach der Insel über, lagerten uns in dem Garten eines, wie es schien, verlassenen, oder doch wenigstens unbewohnten Hauses, und sprachen einem mitgenommenen kalten Imbisse, den eine Flasche Lacrymä Christi würzte, herzhaft zu. — Die Quarantaine-Anstalt, die wir dann besuchten, war leer, die ganzen Localitäten, die uns ein alter Wächter zeigte, in einem solchen Zustande, daß ich im Voraus die armen Menschen bedauerte, die jemals hier vierzig Tage eingesperrt werden sollten, blos weil sie das Verbrechen begangen, aus einem pestverdächtigen Hafen zu kommen. Gab es keine Menschen in der Quarantaine, so gab es desto mehr Flöhe, und die hellgrauen Pantalons unseres Stuttgarter sahen, als wir herauskamen, ganz schwarz aus. — Auch uns ging es nicht besser, — wir hatten mit Abschütteln und Abklopfen eine Viertelstunde lang zu thun, und der Wiener rief in einem fort: „Ah! da muß ich bitten! Ah! das ist grandios! Das sollte aber die Polizei doch nicht

dulden!" — worauf ihm der Berliner bemerkte, die Polizei habe hier mit dem Brigantenfangen so viel zu thun, daß ihr zum Flöhefangen keine Zeit übrig bleibe. Ich aber, seitdem ich die Löcher gesehen habe, die man hier Zimmer nennt, und die für jene Unglücklichen zur Wohnung bestimmt sind, die Quarantaine halten müssen, ich glaube steif und fest, daß dies die ehemaligen Staatsgefängnisse König Ferdinand's sind, die Mr. Gladstone so haarsträubend beschrieben hat. — Froh, den Flöhen des classischen Nisita entflohen zu sein, schifften wir uns wieder nach dem Festlande ein, doch will ich nicht verbürgen, daß wir nicht eine gute Portion dieser hüpfenden und blutsaugenden Insulaner trotz der Douanenwächter am Ufer nach Puzzuoli importirt haben.

Wir bogen nun rechts ab und fuhren über Bagnoli zum See von Agnano, einem der vielen Seen in dieser Gegend, die aus ausgebrannten und dann eingestürzten vulkanischen Kratern entstanden sind. Einsam und verlassen, aber doch anmuthsvoll, liegt der See mit seinen grünen Ufern da, während Tausende von weißen Seevögeln über seinem Wasserspiegel kreisen, aber sich nie den Ufern auf Schußweite nähern. Ein kleiner zweistöckiger Pavillon am Ufer gehörte früher dem Grafen von Syrakus, der hier vier kleine Kanonen aufgestellt hatte, mit denen er aus Schießscharten auf die Wasservögel schoß, — jedenfalls eine viel unschuldigere Passion, als die seines regierenden Bruders, des Königs Bomba, der, wenn nur irgend thunlich, auf seine Unterthanen mit Kartätschen feuern ließ. — Das Wasser des Sees hat die sonderbare Eigenschaft, daß es oben süß, weiter unten aber salzig ist, und daß hie und da der ganze See zu wallen anfängt, als ob er kochte, — wahrscheinlich eine Folge starker, vom Grunde aus empordringender Gase. — Indessen trat ein großer Bengel, der einen melancholischen Hund an einem Stricke führte, zu uns heran und fragte, ob die Excellenzen die berühmte Hundsgrotte zu sehen wünschten, deren Custode er sei. Nun hatte ich zwar in Pyrmont, Ems, Meinberg u. a. O. solche Grotten gesehen, wo das der Erde entströmende kohlensaure Gas Thiere, ja selbst Menschen tödten kann, aber der Wiener und der Schwabe behaupteten, man müsse bei einer solchen Tour Alles sehen, — und so ließen wir uns denn von dem Custode in die Hundsgrotte schleppen.

Diese ist aber ein ungefähr 10 Fuß langes und eben so hohes Loch in einem Hügel am See, aus dessen Boden kohlensaures Gas

emporſtrömt und eine Schicht von ungefähr einem Fuß Höhe bildet. Als die Grotte noch unverſchloſſen war, — denn die ſpeculirenden Cuſtoden haben jetzt eine Thür machen laſſen, — krochen hier bei Regenwetter manches Mal arme Wanderer unter, fanden ſich in den erwärmenden Gasdünſten ganz behaglich, und entſchliefen endlich, um — nie mehr zu erwachen. Der Signor Cuſtode hatte unterdeſſen eine Fackel angezündet und ſchloß ſeine Grotte auf, den armen Hund draußen anbindend, wobei er uns die tollſten Märchen über dieſe wunderbare Höhle vorſchwatzte.

Nun folgten die bekannten Experimente, — die Fackel wurde auf den Boden gehalten und erloſch, — eine geladene Piſtole, am Boden abgedrückt, verſagte, — nun kam aber das Hauptexperiment, der Hund. Der Cuſtode ſchleppte das arme heulende und ſich ſtrebende Beeſt herein und hielt ihm nun, ſelbſt knieend, den Kopf auf den Boden. Das Thier verſtummt plötzlich, bekommt heftige Zuckungen, die Augen brechen, das Maul öffnet ſich, und ehe anderthalb Minuten vergangen waren, lag der Hund, alle Viere ausgeſtreckt, todt am Boden. — Jetzt packte ihn der Cuſtode beim Nacken, trug ihn hinaus und tauchte ihn einige Male in den See, dann legte er ihn in das Gras. Nach einigen Minuten fing der Hund an ſich zu rühren, richtete ſich langſam auf, taumelte noch ein wenig, wie betrunken, erholte ſich dann aber ſehr ſchnell, ſchüttelte und beutelte ſich, um das Waſſer los zu werden, und ſprang wedelnd auf ſeinen rufenden Herrn zu, der ihn für ſeine Leiſtung mit einem Stück Brot belohnte. Das arme Thier hat jedenfalls kein ruhiges Brot und dürfte das Experiment, alle Tage ein paarmal ſterben zu müſſen, gewiß nicht lange aushalten. Als wir uns nun verabſchiedeten und dem Cuſtode Jeder einen Franc gaben, ſagte dieſer indignirt und mit der dem Neapolitaner eigenen Bedeutung: „Ma Lei vedono, che questo non si può fare per un franco“ (Sie werden doch begreifen, daß man ſo etwas nicht um einen Franc leiſten kann), und erzählte uns ſo viel von Milordi Ingleſi und Principi Moscoviti, die fünf Francs per Perſon gegeben hätten, daß wir ihm lachend Jeder noch einen halben Franc gaben, womit er ſich zufrieden gab und ſammt ſeinem lebensmüden Hunde wieder abzog. Der Wiener meinte wieder, ſolche Thierquälereien ſollte die Polizei doch nicht dulden, worauf der Berliner in ſeiner gewohnten Manier bemerkte: „Machen Sie ſich doch nicht lächerlich, Beſter, — die Menſchen werden

von den Aerzten täglich viel mehr gequält, — in den Spitälern wird an ihnen experimentirt nach Herzensluſt, und doch miſcht ſich keine Polizei drein; — alſo wozu hier?"

Wir fuhren nun zu dem ganz nahe liegenden Aſtroni, einem königlichen Jagdgehege, das von einer 3 Meilen langen Mauer umſchloſſen iſt. Auch der Aſtroni iſt ein ehemaliger, längſt ausgebrannter Krater, der im Innern terraſſenförmig hinabgeht, bis endlich unten im eigentlichen Trichter des Kraters ein ſchöner, von ſchattigen Bäumen umgebener See mit einem Jagdſchloß am Ufer das eigenthümliche Bild abſchließt. Zur Beſichtigung dieſes Wildſchwein-Parkes weiland König Ferdinand's muß man eine ſchriftliche Erlaubniß von dem königlichen Palaſt-Intendanten in Neapel haben; — wir hatten nun zwar keine ſolche, aber eine „Bottiglia" von einigen Francs that dieſelben Dienſte, und wir ſahen Alles.

Unter dem prachtliebenden König Alphons von Aragonien wurden hier großartige Hoffeſte gehalten, bei denen das Volk auf den Terraſſen des Kraters ſaß, während der Hof ſich unten am See mit Thierhetzen, Waſſerfahrten, Feuerwerken und Luſtbarkeiten aller Art ergötzte. Das überraſchendſte dieſer Feſte, in allen Chroniken jener Zeit verherrlicht, war eine Jagd bei Fackelſchein, die König Alphons im Jahre 1452 hier dem deutſchen Kaiſer Friedrich III. zu Ehren veranſtaltete, als ſich Letzterer mit des Königs Nichte vermählt hatte. Mehrere Hundert Jäger und über tauſend Treiber waren alle mit Fackeln verſehen, während auf den Terraſſen des Kraters oben große Holzſtöße brannten und Feuerwerke abgebrannt wurden, — im Thale aber tobte bei luſtigem Hörnerklang die nächtliche wilde Jagd, bei der über 500 Stück Hochwild erlegt worden ſein ſollen. Jedenfalls wußten unſere Vorfahren ſolche Feſte großartiger zu arrangiren, als dies jetzt in unſerm papiernen und Surrogat-Zeitalter geſchieht, wo ein Feſt dem andern ganz gleich ſieht. — Nun ging es zur Solfatara, wo, nach der Meinung der Alten, der Eingang in die Hölle geweſen ſein ſoll. — „Jetzt, da ſchauen's," ſagte der Wiener, „ſogar am Eingang in die Hölle muß man Entrée bezahlen," — und richtig, da ſaß vor der Thür der Solfatara der Cuſtode und hielt die Hand auf, um pro Perſon einen halben Franc Eintrittsgeld in Empfang zu nehmen. Drinnen aber warteten ſchon wieder ein paar andere zerlumpte Kerle, die ſich als die Cicerones der Localität präſentirten und uns trotz unſeres Proteſtirens nicht mehr von der Seite wichen. Ein halbes

Dutzend alter Bettelweiber und ein Dutzend zerlumpter Kinder, die uns ihr: „Ich sterbe vor Hunger" vorheulten, vollendeten das charakteristische Bild des Hölleneinganges. Die Solfatara ist ebenfalls ein eingestürzter vulkanischer Krater, aber nur halb ausgebrannt, — im Jahre 1190 fand seine letzte Eruption statt, — denn Schwefeldämpfe qualmen noch immer auf allen Punkten aus dem Boden, der an manchen Orten so heiß ist, daß man die Hitze durch die Stiefelsohlen spürt, und eine dünne Kruste nur scheint das noch immer glühende unterirdische Feuer zu bedecken.

Die Höhe, welche die ungefähr 1000 Fuß im Durchmesser haltende Solfatara bedeckt, heißt die Colli Leucogei, und diese Hügel schließen sich an die aus den härtesten Lavamassen bestehenden Berge: den Monte delle Breccie und den Monte Spino an, — alle wahrscheinlich ehemalige Vulkane, von denen es in dieser Gegend gewimmelt haben muß. An diesen Bergen hat man bis jetzt über fünfzig heiße Mineralquellen, theils schwefelhaltige, theils alkalisch-muriatische entdeckt, die alle fast unbenutzt fließen, und von denen jede einzelne das Glück eines deutschen Badeortes machen würde. Hier aber geschieht in dieser Art gar nichts; — hie und da hat man unter freiem Himmel ein Badebassin gegraben, das arme Leute aus der Umgegend benutzen, auch einige Hütten zu Schwitzbädern über Schwefeldämpfen angelegt, aber Alles ist so primitiv und so schmutzig, daß kein anständiger Mensch sich hier baden wird. Was könnte nicht anglo-saxonischer Unternehmungsgeist hier schaffen, und wie würden ordentliche und comfortable Badeanstalten die an Gicht und Rheumatismus Leidenden von ganz Europa nach dieser mit allen Reizen der blühenden Natur ausgestatteten Gegend ziehen, während jetzt hier nur eine von Bettlern bewohnte Einöde ist. Der Schwefel liegt in Massen gleich unter der aus weißgelber Thonerde bestehenden Oberfläche, und selbst jetzt, bei der höchst liederlichen Exploitation dieses Orts, werden täglich drei bis vier Centner aus den Dämpfen krystallisirten Schwefels gewonnen. — Ueberall dampft's und qualmt's empor, und wer zu bequem oder zu schwach ist, um den Vesuv zu besteigen, der kann sich die Schrecken jenes Höllenschlundes lebhaft versinnlichen.

Unsere would-be Cicerones machten sich, in Erwartung einer Bottiglia, auf alle Weise zu thun; — sie holten aus einem der größten Löcher Schwefelbrocken herauf, warfen ein Reisigbündel hinein, das sogleich in hellen Flammen aufloderte, und ließen dann

einen schweren Stein hinabfallen, worauf im ganzen Innern des Berges ein unterirdischer Donner dröhnte und wiederhallte. — Nachts soll der Anblick der Solfatara besonders schön sein, da überall Flammen aus dem Boden züngeln, in allen Farben, blau, grün, gelb, roth, — allein nur sehr große Gesellschaften können sich dies Vergnügen machen, — Einzelnen oder kleinen Gesellschaften aber würde ich nicht rathen, sich Nachts in diese abgelegene, wüste Gegend zu wagen, — die Ciceroni könnten sich leicht in Briganti verwandeln, und wenn hier einer oder ein paar Fremde spurlos verschwinden, so kümmert sich Niemand darum. — Merkwürdig ist besonders der unterirdische Zusammenhang aller dieser Vulkane; — bei jeder Eruption des Vesuv wird auch die Solfatara unruhig und wirft Flammen aus, und obwohl die Entfernung zwischen beiden Kratern über 17 italienische Meilen beträgt und der ganze Meerbusen von Neapel dazwischen liegt, kann man vom Monte delle Breccie, wo man Vesuv und Solfatara zugleich im Auge hat, die Gleichzeitigkeit der einzelnen Ausbrüche und Feuerstöße beobachten. — Ja, auf noch viel entferntere Strecken scheint sich dieser Zusammenhang auszudehnen, denn als der letzte Ausbruch des Vesuv am 23. November aufhörte, fing am 26. der Aetna in Sicilien an, Feuer auszuwerfen, und zu gleicher Zeit wurden auf vielen Punkten Deutschlands, namentlich in Köln und sonst am Rhein, starke Erderschütterungen beobachtet.

„Ja, so ist es," sagte der Berliner, „wir tanzen auf einem Vulkan, und was helfen Louis Napoleon's schlaue Politik, Bismark's patriotische Pläne, Beust's Geschäftigkeit und selbst die griechisch-türkische Conferenz in Paris, wenn der Rummel unter unseren Füßen einmal losgeht und wir Alle elendiglich untergehen in Pech und Schwefel." — „Hören's auf," fiel ihm der Wiener in's Wort, „Sie könnten Einem wirklich mit solchen Ideen den Appetit verderben, und ich muß Ihnen gestehen, ich verspüre schon wieder einen unsinnigen Hunger, — hier schaut's aber gar nicht darnach aus, als ob man etwas zu essen kriegte."

Auf meine Frage meinten die Cicerones, hier sei allerdings nichts zu haben, aber in Puzzuoli sei eine „famosissimo Gran Albergo al Ponte di Caligula," wo die Excellenzen auf das vorzüglichste bedient werden würden. — Unser Wiener schnürte sich also den Leibgurt fester und meinte, es sei hier doch ein uncivilisirtes Volk! — in Wien wären auf einem solchen Orte doch we-

nigſtens „Bier und Würſteln“ zu kriegen, hier aber ſeien die Leute ſelbſt zum Geldverdienen zu faul. — Wir hatten uns unterdeſſen mit den bettelnden Cicerones abgefunden und fuhren nach Puzzuoli, an deſſen Eingang wir den Kutſcher und ſeinen Wagen vor einer Oſteria warten ließen, da eine Fahrt auf dem claſſiſchen Lavapflaſter von Puzzuoli zu den halsbrecheriſchſten Wagniſſen gehört, wir es auch vorzogen, die einſt zur Römerzeit ſo reiche und blühende Handelsſtadt Dicearchia, wie ſie damals hieß, mit Muße zu betrachten. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht; zu irgend einer ruhigen Betrachtung ward uns keine Zeit gegönnt, denn kaum hatten wir die erſten Häuſer der miſerabeln und verfallenen Stadt paſſirt, als auch ſchon ein paar Dutzend zerlumpter Cicerones von allen Seiten auf uns eindrangen, um uns ihre, wie ſie meinten, unentbehrlichen Dienſte zur Beſichtigung der hieſigen Merkwürdigkeiten zu offeriren. „Signor Eccellenza! il templo di Serapide!“ ſchrie es hier; „Signor Eccellenza! le cente camerelle di Nerone!“ tönte es dort; „La tomba d'Agrippina!“ pries der Eine; „Il gran Amfiteatro!“ der Andere; es war ein Geſchrei und Gebrüll, um wahnſinnig zu werden. Doch war dies nur die Infanterie, jetzt kam auch die Cavallerie, ein paar abgeriſſene Kerle auf Eſeln reitend und andere geſattelte Eſel leer mitführend, die uns mit aller Gewalt nach dem Kapuzinerkloſter auf dem Berge oder auch, falls die Excellenzen es wünſchten, nach Camaldoli hinauf bringen wollten, wo „una superbissima e bellissima vedula“ ſei.

Wir ließen den heilloſen Lärm geduldig über uns ergehen und ſchritten, ohne ein Wort zu erwidern, unſere Straße fort; aber immer größer ward der Schwarm, aus allen Gaſſen und Gäßchen kamen ſie hervor, Bettler und Bettelweiber und Bettelkinder, und ſie ſchrieen noch heller und lauter, als die Cicerones und die Eſeltreiber: „Per la santissima Madonna! una carita.“ Als wir uns dem Marktplatze näherten, war der uns begleitende Schwarm auf ungefähr 150 Menſchen angewachſen, die alle in uns hineinſchrieen, hineinbrüllten, hineingeſticulirten, ſo daß mir ſchon etwas unheimlich zu Muthe wurde, der Wiener aber in einem fort in ſich hineinbrummte: wie die Polizei nur ſo etwas dulden könne. — „So waſch ſollt' a'mal in Stuckert g'ſchehe!“ meinte der Schwabe, — der Berliner aber blieb plötzlich ſtehen, wandte ſich gegen die Cicerones und fragte ſie: „Parlate prussiano?“ — Das traf wie

ein Donnerschlag, Einer sah den Andern an, — Französisch, Englisch, ja selbst deutsche Brocken hatten sie uns unterwegs schon vorkauderwelscht, aber Preußisch konnte Keiner. Da sagte der Berliner: „Dunque non parlate Prussiano? — Addio!“ und sprang in das „Hôtel al Ponte di Caligula“, unter dessen Schild wir eben angelangt waren, wohin wir Anderen ihm lachend folgten.

Jetzt waren wir vor der Hand geborgen, — der Wirth empfing unsere Befehle zu einem splendiden Pranzo, und ließ uns indessen den besten Führer, Gennaro Martello aus Bajä, holen, mit dem wir für alle Sehenswürdigkeiten von Stadt und Umgegend einen Accord machten und nun den heulenden und schreienden Haufen draußen ruhig stehen ließen.

Das Mittagessen war — considering the circumstances — gut, der Wein sehr trinkbar, die Rechnung mäßig, und so brachen wir dann, der Vorsicht halber durch das Hinterthürchen des Hauses, zur Besichtigung von Puzzuoli auf.

Puzzuoli ist eine uralte Stadt, wahrscheinlich schon von den Phöniziern erbaut, den Römern diente sie als Kriegshafen und Festung, und die Umgegend war mit den Villen der reichen Bewohner Roms bedeckt, — hier landete der Apostel Paulus, hier war der Lieblingsaufenthalt Nero's und Caligula's, und selbst Vespasian und Trajan weilten oft und lange hier; — jetzt sind von all' den prächtigen Tempeln, Palästen und Lustschlössern jener Zeit nur noch Trümmer vorhanden, denn die Stadt, die zu Brutus gegen Cäsar gehalten, hatte schon damals viel gelitten, ward aber später, im 5. Jahrhundert, von Alarich und im 16. Jahrhundert von den Türken gründlich verheert, wozu auch noch zerstörende Erdbeben und furchtbare Seuchen kamen. Kaum hatte sie sich etwas erholt, als ein furchtbares Naturereigniß dem unglücklichen Puzzuoli mit gänzlicher Vernichtung drohte. Am 20. September 1538 ward Puzzuoli plötzlich durch heftige Erdstöße erschüttert, die neun Tage mit immer steigender Heftigkeit anhielten, bis endlich am 29. September, ungefähr eine Viertelmeile von der Stadt, sich die Erde aufthat, aus dem gähnenden Schlunde Feuer, glühende Steine, Asche und siedendes Wasser über die ganze Umgegend geschleudert wurden, das am Meeresufer gelegene Dorf Tripergola nebst einem Lustschlosse des Königs in die See versank und endlich, binnen 36 Stunden, aus dem Abgrunde ein Berg emporstieg, der noch heute 427 Fuß hoch zwischen dem Averner und Lucriner See dasteht und der Monte Nuovo heißt. Dieser an

seinem Fuße über drei italienische Meilen im Umfange habende Berg rauchte und dampfte und setzte die Bewohner Puzzuolis in solchen Schrecken, daß eine allgemeine Auswanderung beschlossen ward. Da eilte der Vicekönig Peter von Toledo, Bruder des Herzogs von Alba, von Neapel herbei, durch Bitten und Vorstellungen hemmte er die Flucht der Einwohner, erließ ihnen auf vier Jahre alle Steuern, stellte die eingestürzten Gebäude wieder her, und um die Bevölkerung zu ermuthigen, ließ er sich dort einen Palast bauen, dessen Front gegen den drohenden neuen Berg gerichtet war und den er mehrere Monate des Jahres bewohnte. So blieb die Bevölkerung denn in Puzzuoli, und der Monte Nuovo zeigte sich viel friedlicher, als seine tumultuarische Entstehung vermuthen ließ. Er hat bis auf den heutigen Tag noch kein Zeichen vulkanischer Thätigkeit gegeben, obwohl er zeitweise heißen, feuchten Dampf ausstößt und die Erde in seinem Innern, je tiefer man gräbt, je heißer wird.

Nahe am Monte Nuovo liegt der Mons Falernus der Alten, jetzt Monte Barbaro genannt; — hier wuchs der köstliche Falernerwein, den schon Horaz und andere Dichter besangen und priesen; — durch die Eruption von 1538 mit Schlamm, Asche und Steinen bedeckt, ward er ganz unfruchtbar und ist es noch heute. Auch der Berg, auf dem über der Stadt das bereits erwähnte Kapuzinerkloster steht, das zu Ehren des heiligen Januarius gestiftet wurde, scheint vulkanischen Ursprungs zu sein, denn die Kirche ist immer mit warmen Schwefeldünsten angefüllt, und manche Stellen, so vorzüglich vor dem Hauptaltare, sind so heiß, daß die betenden oder Messe lesenden Mönche buchstäblich im Schwitzbade sind und auch in ihrem ganzen Leben von Gicht und Rheumatismus nichts wissen. Auf den Wänden der Kirche und des Klosters schießt überall krystallinischer Salpeter an, und die Cisterne zum Auffangen des Regenwassers — kalte Quellen giebt es hier nicht — mußte auf einer freistehenden dicken Säule erbaut werden, damit das Wasser mit dem heißen, Schwefel ausdünstenden Boden in gar keine Berührung komme. Der heilige Januarius, der Schutzpatron Neapels, erlitt hier in Puzzuoli den Märtyrertod. Das große Amphitheater von 250 Fuß Durchmesser ist ganz wieder ausgegraben, in welchem der Heilige und seine Gefährten zuerst den wilden Thieren vorgeworfen wurden, und als diese ihm nichts thaten und scheu zurückwichen, geköpft wurde. Die Arena, die Eingänge und die Behälter der wilden Thiere sind noch sehr

gut erhalten, ebenso zwei Sitzreihen; das ganze Gebäude mag über 45,000 Zuschauer gefaßt haben: ein Beweis, wie groß und volkreich das alte Puzzuoli war; — jetzt hat die ganze Stadt kaum 4000 Einwohner. Damals nannte Cicero auch Puzzuoli: „Klein Rom", und sein 1200 Fuß langer Hafendamm bildete eine Promenade, auf der man Alles, was Rom an Talent, Macht, Wissenschaft, Schönheit und Auszeichnung besaß, versammelt finden konnte. Und jetzt, — Elend und Schmutz, wohin man auch blicken mag.

Aber der sprechendste Beweis von der Pracht und Größe dieser Stadt ist die imponirende Ruine des Serapis-Tempels. Dieser von vierzig Säulen aus carrarischem Marmor getragene Riesenbau ist unstreitig eine der größten und schönsten Ruinen des classischen Alterthums. Noch jetzt, obwohl halb im Wasser und obwohl nur noch drei von seinen herrlichen Säulen stehen, Wände und Fußboden alles architektonischen und Sculptur-Schmuckes beraubt sind, bietet er einen überraschenden Anblick. Der Tempel war ein Rechteck von 132 Fuß Länge und 115 Fuß Breite, vierzig Säulen trugen das Dach. — Außen und innen war alle Bekleidung von Marmor; — die Cella oder der Hauptaltar war in der Mitte, von sechzehn Säulen umgeben, zwischen denen Statuen standen. — Vieles war, trotz der Zerstörung früherer Jahrhunderte, noch vorhanden, als der Tempel im Jahre 1750 ausgegraben ward; allein kaum war der prächtige Bau wieder erstanden zur Bewunderung aller Alterthumsforscher, als im selben Jahre noch ein großes Erdbeben die prächtigen Ueberreste in Trümmer warf, die schlanken Säulen umstürzte und dann von den Menschen zerstört und fortgeschleppt wurde, was noch übrig war. So wurden die sechzehn herrlichen Marmorsäulen der Cella beim Bau des königlichen Lustschlosses in Caserta verwendet, sehr viele Statuen und Basreliefs wurden nach England verkauft, aber selbst in seinem gegenwärtigen Zustande ist dieser Serapis-Tempel die malerischste Ruine, die ich kenne.

Das Meeresufer hinter dem Tempel ist mit einer langen Reihe römischer Ruinen von Villen bedeckt, die fast alle theilweise in die See hinausgebaut waren; — der Strand ist mit den Steinchen der in den Wellen untergegangenen Mosaikfußböden bestreut, und die Fischerkinder, die in uns Signori Forestieri witterten, brachten uns ganze Hände voll Verde antico, Giallo

antido, Porphyr und orientaliſchen Alabaſter; oft werden unter dieſen Steinchen auch edlere, wie Carneol, Onyx, Beryll, Jaspis, Amethyſt und Lapis Lazuli, an's Ufer geworfen, darunter auch oft ſchön geſchnittene Cameen.

Cicero hatten hier zwei Villen, eine am Hügel und eine an der See, in welch' letzterer Kaiſer Hadrian ſtarb und hier ruhte, bis ſein prächtiges Mauſoleum in Rom, die jetzige Engelsburg, fertig war. — In den Trümmern dieſer Villa iſt gegenwärtig ein Stall für Eſel — sic transit gloria mundi.

Wir kamen jetzt zu den Bädern des Nero, wie ſie der Cicerone nannte, — es ſind in den Felſen gegrabene Höhlen, in denen heißes Waſſer — bis zu 70 Grad Réaumur — hervorquillt, und die jetzt zu ſehr primitiven Dampfbädern benutzt werden. Wir ſchritten nun, unſerm rüſtigen Führer folgend, auf Bajä zu, obwohl der Wiener ſchon anfing, über das endloſe Herumlaufen und ſeine engen Stiefeln zu raiſonniren. Dafür ward er aber am Lago Lucrino entſchädigt, denn — erklärte der Cicerone — hier iſt die berühmte Auſtern-Pflanzſchule der Römer und noch jetzt kommen von hier die ſchmackhafteſten Auſtern, weshalb auch der Auſternfang hier und auf dem Lago di Fuſaro, der königliches Regal iſt, um 250,000 Francs jährlich verpachtet ſei.

Ich vermuthete, daß der Cicerone ſich wohl eine Null von der Pachtſumme würde abhandeln laſſen, denn ich konnte nicht begreifen, wie die Pächter hier, wo man für das Dutzend Auſtern 12 bis 15 Sous, höchſtens 1 Franc zahlt, eine ſolche hohe Pachtſumme und noch dazu ihre Arbeits- und Wartekoſten hereinbringen ſollten. — Der Wiener aber lebte wieder auf und rief: „Ah! das iſt ſchön! Da eſſen wir Auſtern.“ Die Auſtern waren auch gleich bei der Hand und aufgemacht, auch ſaftige Citronen fanden ſich, aber Teller und Gabeln fehlten, der Wein, von höchſt zweifelhafter Qualität, kam in einer zerbrochenen Flaſche, und ein trüb-ſchmutziges Glas mußte für uns Alle dienen. — „Das iſt wirklich polizeiwidrig!“ brummte der Wiener; — „So waſch ſollt' a'mal in Stuckert g'ſchehen,“ meinte der Schwabe; — der Berliner aber rief: „De minimis non curat Praetor. Große Geiſter ſind über ſolche Bagatellen erhaben, und wenn nur die Auſtern gut ſind, kann man ſie auch mit den Fingern eſſen.“

„Auf nach Bajä!“ unterbrach ich jetzt den Redſeligen, — „die Sonne neigt ſich bereits hinab, und wir ſollen heute noch nach

Neapel zurück, wenn die Herren nicht vorziehen, in Puzzuoli zu übernachten.“ Das wirkte. — Die Angst vor den Flöhen und Wanzen des „Grand Hôtel“ in Puzzuoli beflügelte die Schritte, es wurde aufgebrochen, und bald erreichten wir Bajä, wo einst Cäsar und Pompejus, Sylla und Marius, Nero und Heliogabal ihre prächtigen Paläste hatten, und wo Cäsar, Antonius und Lepidus ihr Triumvirat bildeten, aus dem der Untergang der römischen Republik hervorging und das Kaiserreich vorbereitet wurde.

Bajä war aber außerdem auch in der römischen Kaiserzeit der Schauplatz der wüstesten Lüste und Ausschweifungen, hier wälzten sich die übermüthigen Herren der Welt in allen sinnlichen Genüssen, und die weltbekannten „deliciae“ von Bajä galten lange, ja bis in das Mittelalter hinein, als der Sitz der Wollust und wurden noch von italienischen Schriftstellern als „Ruina dei vecchii e dei giovanni“ — als der Ruin des Alters und der Jugend bezeichnet. Jetzt hausen hier Bettler und Gesindel, und was weibliche Reize und Verführungen betrifft, so sahen wir nichts als alte Megären mit wild umherfliegenden Haaren und zerlumpten Kleidern, die uns auf das zudringlichste anbettelten. Hier ist auch die Grotte der Sibylle von Cumä, oder, wie der Cicerone uns erklärte: Virgil's Höllenpforte, — wonach also die Hölle damals mehrere Eingänge gehabt haben muß. — Der Cicerone winkte einige Lazzaroni herbei und sagte uns, auf diese weisend: „Ecco i vostri cavalli.“ (Hier sind Ihre Pferde.) Wir wußten nicht, was wir daraus machen sollten, und müssen sehr dumme Gesichter gemacht haben, als die Bursche sich plötzlich wie Affen vor uns niederhockten und uns mit Geschrei und Pantomimen aufforderten, ihre Schultern zu besteigen, um uns in die schauerliche Tiefe hinabzutragen. Da half kein Protestiren, daß wir lieber gehen wollten, denn der Cicerone bemerkte mit großem Nachdrucke, das sei unmöglich, die Grotte sei unten ganz voll Wasser, durch das man hindurch müsse, und die Excellenzen würden sonst ihre Kleider und Stiefeln gründlich verderben. — Wir gaben also nach und ließen uns von den rüstigen Gesellen huckepack hinabtragen, während der Cicerone mit einer Fackel voranschritt. Abwärts ging es nun in eine lange, dunkle Höhle, und aus dieser in drei große Kammern mit Ueberresten von Mosaik und Malerei, in denen unsere Träger bis an die Knie im Wasser

wateten. Zu sehen war eigentlich nichts, denn die Wasserdünste und der Fackelrauch haben das Innere mit einer dicken schmutzigen Kruste überzogen, aber wir selbst, auf dem Rücken unserer stämmigen Träger mit ihren rothen Wollmützen und langen schwarzen Haaren, beleuchtet von dem flackernden Scheine der Fackel, hätten für einen Maler von Nachtstücken ein ganz interessantes Bild gegeben. Als wir uns so gegenseitig in dieser grotesken Stellung anblickten, brachen wir in ein helles Gelächter aus, in das Cicerone und Träger einstimmten und das nicht enden wollte, bis wir wieder draußen im Freien waren. Jedes unserer menschlichen Pferde bekam einen Franc, bettelte uns noch eine Bottiglia ab und so zogen wir weiter.

Ich fragte den Cicerone, ob er wisse, wer die Sibylle, von der er so viel erzählt, gewesen sei. „O ja!“ antwortete er, „es war eine Heilige, die sich aber in ihren alten Tagen dem Teufel ergeben hatte, der ihr Höllenkünste und Prophezeiungen lehrte, und die 1000 Jahre alt geworden ist, weshalb sie auch Michel Angelo in der Peterskirche in Rom abgemalt hat.“ — Lächelnd dachte ich an die Markgräfin Sibylle von Baden und ihr Lustschloß Favorite bei Rastatt, die ja auch eine Heilige war, die sich zeitweise dem Teufel ergeben hatte. In dieser Gegend lag auch das alte Bauli, wo Nero seine Mutter Agrippina ermorden ließ, und hier ist auch die Piscina mirabilis, ein von 48 Pfeilern getragenes Kreuzgewölbe von 210 Fuß Länge, wo der reiche Schwelger Lucullus seine kostbaren Muränen und andere Fische hielt, die er mit Menschenfleisch mästete, und wo er wegen des Todes seiner Lieblings-Muräne sechs Wochen lang getrauert haben soll. Obwohl die angebliche Villa des Lucullus, in der der alte und kranke Kaiser Tiberius von seinen Sclaven mit Polstern erstickt ward, ganz in der Nähe liegt, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß das große, im Wasser erbaute Gewölbe ein Winterhafen für die Rudergaleeren der römischen Kriegsflotte war. — Mit Schrecken sahen wir, daß die Sonne sich bereits hinter dem Cap Misene zum Untergange neigte, und wir hatten noch nicht das alte Cumä, die elysäischen Felder, die hundert Kerker des Nero, das Grab Agrippinens und eine Menge anderer classischer Ueberreste gesehen, während unser Kutscher, der uns nachgekommen war, bemerkte, wollten wir heute noch nach Neapel zurückkehren, so müßten wir jetzt aufbrechen oder, in Puzzuoli

übernachtend, für morgen einen neuen Accord mit ihm machen. Nur mit Widerstreben trennten wir uns von diesem classischen Boden und von unserm überdienstwilligen Cicerone, der uns immer weiter schleppen wollte, und fuhren über Fuorigrotta und durch die Höhle des Posilippo nach der Stadt zurück, wo wir erst beim Scheine der Gaslaternen auf der belebten Chiaja eintrafen und, des genossenen reichen Tages uns mit Vergnügen erinnernd, den Vorsatz aussprachen, bald wieder eine solche Landparthie zu machen, zu der sich auch nur hie und da noch in Rom das Terrain findet.

Italienischer Winter.

Die Tramontana. — Frostiges Elend. — Ganz Neapel in Feuer. — Die Kohlenbecken und „il marito.“ — Mit dem Dampfer nach Ischia. — Die Heilquellen der Insel. — Deutsche Heilige. — Niklas von Arguth. — Vater Michel. — Der Eseltreiber Don Tommaso. — Auf dem Gipfel des Epomeo. — Eine Mahlzeit im Freien. — Der selige Vecchio Capitano. — Die Festung von Ischia. — Bourbonische Kerker. — Votivtafeln. — Ein alter Lavastrom.

Auf der Insel Ischia, 25. Januar 1869.

Ich habe auch noch ein Stückchen italienischen Winters kennen gelernt und kann sagen, daß ich an der Probe genug habe. Am 19. setzte plötzlich bei heiterem, blauem Himmel eine tüchtige Tramontana ein, die Berge der Abruzzen bedeckten sich mit Schnee, und es trat eine Kälte ein, zwar nicht intensiv stark, aber so empfindlich, daß das Blut in den Adern, das Mark in den Knochen zu frieren schien. Es ist ein eigenes Ding um diese Tramontana, es ist derselbe Wind, den wir einen Northeaster nennen, den man im obern Italien die Bora, vom alten mythologischen Boreas, heißt und der hier Tramontana, von trans montes, über die Berge kommend, — genannt wird. Nun, er kommt auch über die Berge, über die Eisgletscher der Alpen, die schneebedeckten Gipfel

der Apenninen und die rauhen Felsenschluchten der Abruzzen, und immer mehr unterwegs an Kälte und Schärfe zunehmend, stürzt er sich nun plötzlich sausend und pfeifend herab in den Golf von Neapel und ist die Verzweiflung des armen, der Kälte ganz ungewohnten Volkes.

Ich habe in Rußland und Polen die Menschen bei 27 und 30 Grad Réaumur unter Null tüchtig frieren sehen, aber solch ein frierendes Elend, solch ein Zittern und Zähneklappern habe ich noch nicht gesehen, wie hier bei der Tramontana in Neapel. Dabei war der Himmel blau und klar, die Sonne schien hell, der Thermometer zeigte im Schatten noch 8 Grad Wärme und 12 Grad in der Sonne, aber dennoch schnitt die Tramontana wie Eisnadeln bis auf die Knochen, und es war unmöglich, sich zu erwärmen. Kommt nun noch hinzu, daß sich hier in keinem Zimmer ein Ofen oder ein Kamin befindet, Fenster und Thüren nur zum Offenhalten gemacht zu sein scheinen, aber nicht zum Zumachen, und in der That auch nirgends schließen, ja daß selbst der Fensterkitt ein unbekanntes Ding ist und die Scheiben nur in schmale Messingstreifen locker eingeschoben sind und stets bei jedem Luftstoße hin und her schütteln und klappern, so kann man sich leicht einen Begriff von dem Elende der Tramontana machen. Die sonst so belebten Straßen sind wie ausgestorben, das lustige Völkchen der Lazzaroni, Straßenbummler und Gassenjungen kauert und hockt unter Hauseingängen, an schützenden Mauern in Haufen beisammen und friert und klappert mit den Zähnen, daß es zum Erbarmen ist. Was sich an brennbaren Materialien vorfindet, wird zusammengeschleppt, alte Fässer und Kisten, Reisig und Stroh, ja sogar das abgefallene trockene Laub der Bäume auf den Promenaden, und nun lodern überall Bonfires; — es ist, als ob die ganze Stadt ein großes Bivouak wäre, und um diese qualmenden Feuer liegen, hocken, sitzen Hunderte von zerlumpten Gestalten und wärmen sich Hände und Füße. Die Polizei läßt diese Feueranbeter ruhig gewähren, denn Gefahr eines Brandunglücks ist keine da in einer Stadt, wo die Mauern, die Dächer, die Treppen der Häuser, ja sogar die Fußböden der Zimmer von Stein sind und der Begriff „feuergefährlich" so gut wie gar nicht existirt. Ja, diese Feuer sind sogar officiell anerkannt und bilden einen reglementmäßigen Bestandtheil der Verpflegung der italienischen Armee. Sowie es dunkelt, wird bei jeder Schildwache ein solches Wachfeuer

angezündet und die ganze Nacht unterhalten; — die Kette der Douanenwächter längs des Hafens ist durch solche Feuer bezeichnet, und die Schwärzer wissen dadurch ganz genau, wo sich ein Wachtposten befindet und wo sie daher mit ihrem Kahn voll Contrebanden-Kaffees, Zuckers u. dergl. nicht landen dürfen. Um diese Feuer der Schildwachen lagern nun die ganze Nacht arme Teufel, die keine bessere Lagerstätte haben, sie braten und rösten sich bei der Gluth und schwatzen dabei von dem Gewinn, den sie morgen, am Hafen oder an der Eisenbahn, von irgend ein paar gutmüthigen „Forestieri" herein buskiren (neapolitanischer Kunstausdruck: buscare — erschwindeln, erluchsen) und von den köstlichen, fetten Maccaroni, mit denen sie sich dann gütlich thun wollen. — Wenn aber des Morgens diese Feuer verlöschen und die Soldaten Kohlen und Asche weggekehrt haben, dann stürzt sich erst noch ein halbes Dutzend solcher zerlumpter Gesellen, deren ganzer Anzug aus dem rechten Aermel eines gewesenen Hemdes und dem linken Beine einer ehemaligen Hose, mit Bindfaden und Lappen zu einem Ganzen künstlich verknüpft, besteht, — auf die heiß gewordene Stelle des Straßenpflasters, wirft sich lang ausgestreckt auf die erhitzten Steine und saugt wollüstig die belebende Wärme ein.

Im Innern der Häuser aber, in den Läden und Werkstätten sitzen die Leute, eingehüllt und eingewickelt in Mäntel, über einem Becken voll glühender Holzkohlen, das sie bald unter die Füße schieben, bald auf den Schooß nehmen und die Hände darüber halten, und die Frauen tragen elegante Kohlenkörbchen am Arme, die sie bezeichnend: il marito, — den „Ehegatten" nennen, nämlich das in Abwesenheit des Ehemannes Wärme spendende Surrogat. — Das ist ein Stückchen neapolitanischen Winters, und ich, obwohl selbst ein Nordländer, muß doch gestehen, daß ich noch nie so gefroren habe, als in diesen Tagen der bösen Tramontana. Dabei hängen die dunkelbraunen Bäume voll reifer Orangen und Citronen, die Mandelbäume stehen in voller Blüthe und in den Gemüsegärten ist Alles üppig voll mit jungen Erbsen, Kopfsalat und allen grünen Gemüsen. Eine wahrhafte Ironie der Natur!

Beinahe einen Tag lang blies diese Tramontana „mit ungeschwächten Mitteln" fort, alles Brennbare war verbrannt, die Arbeiten im Hafen stockten ganz, denn kein Schiff konnte herein und keins mochte hinaus, und die armen, frierenden Proletarier Neapels sahen mit Schrecken dem Morgen entgegen, als der Nord-

ſturm am 22. plötzlich fiel und mit einem warmen, ſchönen Tage die Menſchheit wieder auflebte. Ich aber benutzte das ſchöne Wetter, um meine lange projectirte Inſelfahrt anzutreten, und am Mittag deſſelben Tages trug mich auch ſchon der flinke Dampfer „La Risposta" nach der Inſel Iſchia. Das Boot war übervoll, denn in den letzten vier Tagen hatte Niemand fahren wollen, und man konnte ſich buchſtäblich weder auf dem Verdecke noch in den Kajüten rühren. Indeſſen dauerte die ganze Fahrt nur drei Stunden, — ſchon an der Inſel Procida ſetzten wir einen guten Theil unſerer Paſſagiere ab, — es wurde gemüthlicher, — eine andere Portion verließ uns in Borgo d'Iſchia und um $4^1/_2$ Uhr gingen wir auf der Rhede von Caſamiciola vor Anker, wo ich noch heute weile und Ihnen dieſe Zeilen ſchreibe.

Iſchia und Procida, ſowie die anderen kleinen Inſeln hier hingen wahrſcheinlich früher durch das Cap von Miſene mit dem Feſtlande zuſammen und wurden erſt durch eine große Erdrevolution abgeriſſen. Procida mit ſeinen vielen wunderlich ausgezackten Buchten, einer großen Spinne ähnlich, iſt ein wahres Paradies der Fruchtbarkeit; da iſt auf der ganzen, ſechs Miglien im Umfange haltenden Inſel kein Fleckchen, das nicht mit Wein-, Oel-, Obſt- und Gemüſepflanzungen bedeckt wäre; daher iſt auch dieſe kleine Inſel bevölkerter als irgend ein Fleck der Erde (große Städte natürlich ausgenommen), und es wohnen auf den $^5/_{16}$ einer Quadratmeile hier 12,000 Menſchen, was alſo das unerhörte Verhältniß von 38,400 Bewohnern auf die Quadratmeile ergiebt. Die Einwohner ſtammen, wie die von Iſchia, aus Griechenland, und die Frauen haben noch theilweiſe die griechiſche Nationaltracht beibehalten. Schön iſt Procida mit ſeinem alten Felſenſchloſſe, aber viel ſchöner tritt uns nun das majeſtätiſche Iſchia entgegen, deſſen ehemaligen Vulkan, den Epomeo, man ſchon aus weiter Ferne ſieht. Man denke ſich den Veſuv mit all' den Ortſchaften an ſeinem Fuße von Portici bis Pompeji mitten im Meere aufſteigend, und man hat das Bild, das Iſchia darbietet. Mächtig ſteigt aus der Mitte der 2 Quadratmeilen großen Inſel der 2450 Fuß hohe Epomeo empor, ein ehemaliger Vulkan, der ſeit dem Jahre 1301 ausgebrannt iſt, deſſen Eruptionen aber früher ſo furchtbar waren, daß die Bewohner der Inſel dreimal ganz von ihr vertrieben wurden und mittelſt einer Maſſenauswanderung ſich über dem Meere eine andere und ſichere Heimath ſuchten. Aber immer kamen,

durch die ſchöne Lage und Fruchtbarkeit der Inſel angelockt, nach einiger Zeit wieder andere Anſiedler, und die jetzige Bevölkerung hat ſich nun ſchon über 500 Jahre hier erhalten, ohne durch den, wie es ſcheint, ganz ausgebrannten Vulkan mehr beläſtigt zu werden. Dagegen hat das unterirdiſche Feuer eine Menge heiße Mineralquellen zurückgelaſſen, die auf der ganzen Inſel hervorquellen und deren große Heilkraft, beſonders bei alten Wunden, atoniſchen Geſchwüren und Gicht und Rheumatismus, Hunderte von Badegäſten in den Sommermonaten hierher zieht und Tauſende in dieſem irdiſchen Paradieſe verſammeln würde, wären nicht alle Badeeinrichtungen ſo primitiv und ſo alles Comforts, ja ſelbſt der gewöhnlichſten Reinlichkeit ermangelnd, wie dies eben leider! in ganz Italien der Fall iſt. Ein Capitaliſt oder eine Actiengeſellſchaft, die auf Iſchia ein Curhaus mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten deutſcher Badeorte gründete, würde der leidenden Menſchheit einen großen Dienſt erweiſen, ſich ſelbſt aber eine californiſche Goldgrube ſchaffen.

Mich intereſſirte Iſchia beſonders, weil ich hier zum erſten Mal in Italien deutſche Heilige in allgemeiner Verehrung fand. Ich hatte zwar auch ſchon in einer Kirche Roms einen Sanctus Fidelis ab Sigmaringen gefunden, aber dieſer hohenzollern'ſche Heilige, der als Miſſionär auf einer wilden Inſel von den Cannibalen aufgefreſſen worden iſt, wird dort wenig beachtet und zählt unter den vielen Heiligen Roms nicht mehr als eine der 11,000 Jungfrauen der heiligen Urſula. Hier aber, auf Iſchia, iſt ein Deutſcher der eigentliche Hauptheilige und Schutzpatron der ganzen Inſel. Joſeph Niklas von Arguth, ſo lautet die Legende, war unter König Carl III. einer der tapferſten Krieger des Heeres, wie denn überhaupt die Deutſchen für die beſtändigen Kriege der vielen Fürſten und Städte Italiens die fähigſten Condottieri und die tapferſten Kriegsknechte ſtellten. Arguth ward zur Belohnung ſeiner Dienſte vom König zum Gouverneur der Inſel Iſchia ernannt und ſollte ſich mit einer reichen neapolitaniſchen Erbin, Donna Mercedes, verbinden. Da erhält er wenige Tage vor der Hochzeit die Meldung, daß zwei ſeiner Soldaten mit Waffen und Gepäck deſertirt ſind und ſich in die wilden Schluchten des Epomeo geflüchtet haben. Raſch ſteigt er zu Pferde und eilt ihnen nach, ſeine Begleiter bleiben auf den ſchmalen Bergpfaden zurück, und ganz allein erreicht er in einer abgelegenen Felſenſchlucht die

beiden Deſerteure. Da ſtürzt ſein Pferd, er liegt mit zerquetſchtem Beine am Boden, und die beiden Ausreißer legen ihre geladenen Flinten auf ihn an. In dieſer höchſten Noth ruft Arguth ſeinen Schutzpatron und die heilige Jungfrau an und thut das Gelübde, wenn er gerettet würde, ſich fortan ganz ihrem Dienſte zu weihen. Und ſiehe da! die Ausreißer drücken ihre Gewehre auf ihn ab, aber ſie verſagen, Arguth's Roß aber erhebt ſich und trabt raſch auf die Beiden los, die jetzt, die Waffen wegwerfend, auf den Knieen um Gnade flehen. Arguth aber ſagt ihnen: „Geht zu dem, der fortan Euer Herr ſein wird; ich habe nichts mehr mit dieſer Welt zu thun.“ So reitet er heim, während ihm die beiden Ausreißer reumüthig folgen, legt ſeine Waffen und Orden ab, zieht die Mönchskutte an und nennt ſich von da an nur noch Bruder Nikolaus. Vor dem Biſchof von Iſchia legt er das Mönchsgelübde ab und erſteigt nun den öden Gipfel des Epomeo, wo er ſich in dem Felſen eine Höhle ausmeißelt, ſpäter eine Capelle daneben baut und ſein Leben unter Bußübungen ſeinem Schutzpatron und der heiligen Jungfrau widmet. Die Braut entſagte ihm und gründete mit ihrem Heirathsgute ein Nonnenkloſter im Schloſſe von Iſchia, deſſen Aebtiſſin ſie ward. Der Ruf von Arguth's wunderbarer Umwandlung und Frömmigkeit verbreitete ſich bald durch ganz Italien, und nach und nach ſchloſſen ſich ihm andere alte Kriegsgefährten an, die der Welt müde geworden waren, — neue Zellen wurden ausgehöhlt, und erſt ſechzehn Jahre ſpäter ſtarb er als Vorſteher einer Mönchs- und Einſiedler-Geſellſchaft von zwölf Brüdern, noch bei ſeinen Lebzeiten als ein Heiliger verehrt. Nach ſeinem Tode ward er vom Papſt heilig geſprochen und iſt jetzt der Schutzpatron der ganzen Inſel. — Während der Kriege und Revolutionen unter Carl's III. Nachfolger, König Ferdinand IV., ſtarb die Kloſtergemeinſchaft auf dem Berge Epomeo allmälig aus, und zu Anfange dieſes Jahrhunderts ſiedelte ſich in den leeren Zellen ein Schweizer aus Graubündten und ein Deutſcher, „Vater Michel“ genannt, an und lebten dort als fromme Einſiedler. Vater Michel war ebenfalls in dem Geruche großer Heiligkeit, und als er im Alter von 105 Jahren ſtarb, ward er in der Kirche San Francesco di Foria begraben und wird ebenfalls vom Volke verehrt. — Jetzt ſtehen die Zellen auf dem Epomeo leer, — die Heiligen ſind ſelten geworden, und nur während der Badeſaiſon hauſen ein paar Bettler oben, um den die Höhe erklimmenden

Badegäſten die herrliche Ausſicht durch die unverſchämteſte und zudringlichſte Bettelei zu vergällen.

Und ſchön, — wunderſchön iſt dieſe Ausſicht, — ſo daß man wohl begreifen kann, wie ein ſolch' alter Kriegsknecht, des Lebens und ſeiner Kämpfe müde, ſich hierher zurückziehen und in Einſamkeit und Naturgenuß hier Ruhe ſuchen konnte. — Gleich am Morgen nach meiner Ankunft hatte ſich der Eſeltreiber Don Tommaſo bei mir eingeſtellt und pflichtſchuldigſt angefragt, ob wir, ich und meine Reiſegefährten, nicht eine Paſſegiata auf den Epomeo machen wollten. Der Tag war ſchön und ſonnenwarm, die Luft rein und klar, — wir ſagten: Ja, — eine Viertelſtunde ſpäter ſtanden die Eſel geſattelt da, und unſere Cavalcade ſetzte ſich in Marſch. Anfänglich ſehr bequem, ward der Ritt mit der Zeit aber doch etwas gefährlich, immer aufwärts ging es durch Myrtenbüſche und hohe Ericaſträuche, — bis die Vegetation immer ſpärlicher ward und unſere Eſel nur noch an nackten Felſen und am Rande tiefer Abgründe hinkletterten. Abwärts durfte nicht blicken, wer nicht ganz ſchwindelfrei war, — über uns an den Lavafelſen kletterten nur einige waghalſige Ziegen herum und nagten an den duftigen Bergkräutern. Aber je höher wir kamen, je ſchöner ward die Ausſicht, über deren bezauberndem Eindrucke wir alle Mühen und Gefahren vergaßen. Welch ein unermeßlicher Horizont aber, wenn man erſt oben iſt; — über 80 Seemeilen weit ſieht man in das blaue Meer hinaus, das einzelne weiße Segel durchfurchen; auf der Landſeite erblickt man die beiden Golfe von Neapel und Bajä, die langen Ufer von Cumä und Mondragone, und über Allem erhebt ſich das rauchende Haupt des Veſuv und hinter dieſem die ſchneebedeckten Gipfel der Abruzzen, mit den Höhen von Terracina und Gaeta. Welch' eine reine, friſche Lebensluft, wie frei hebt ſich hier die Bruſt! — Wir ließen uns in einer der Mönchszellen nieder, Don Tommaſo machte Feuer und kochte uns die Maccaroni, die wir mitgenommen hatten, — dazu ein paar Flaſchen Iſchia-Weins, als Deſſert große dunkelrothe Orangen von ſeltener Güte und herrliche Feigen; ich kann ſagen, daß mir nicht bald eine Mahlzeit ſo köſtlich geſchmeckt hat. Mit jeder Stunde des Tages änderte ſich die wundervolle Beleuchtung und ging endlich Nachmittags in jenes ſaftige, warme Violet der Berge über, das den großen Reiz der ſüditalieniſchen Landſchaften ausmacht. Wir konnten uns gar nicht

satt sehen und traten nur widerstrebend den Rückweg nach Borgo d'Ischia an, hinab durch Kastanienwälder und Maulbeer-Pflanzungen mit immer wechselnden, schönen Fernsichten, bis wir in Borgo d'Ischia, dem Hauptorte der Insel, ankamen.

Hier wollten wir noch einen Deutschen, den allen Italia-Reisenden wohlbekannten Vecchio Capitano besuchen, einen alten preußischen Rittmeister, der hier seit langen Jahren den deutschen Gasthof „al Dragone" gehalten hatte und wegen guter Bewirthung und billiger Zeche bei den ihn besuchenden deutschen Touristen sehr populär war. Leider fanden wir den alten wackern Haudegen nicht mehr; er war im vorigen Herbste gestorben, und seine einzige Tochter hatte sich dann verheirathet und die Wirthschaft aufgegeben. In den Reisehandbüchern wird der Vecchio Capitano, dessen Haus jetzt eine echt italienische Wirthschaft ist, wohl noch lange figuriren. — Vor Borgo d'Ischia erhebt sich auf einem ganz isolirten Basaltfelsen mitten im Meere das feste Castell von Ischia, nur durch eine lange schmale Brücke mit der Insel verbunden. Gegen die türkischen Seeräuber erbaut, diente es den Bourbons dann als eins der scheußlichsten Staatsgefängnisse, in dessen noch unter dem Niveau des Meeres liegenden Felsenkerkern die edelsten Republikaner und Patrioten Neapels und Siciliens bei lebendigem Leibe verfaulten. Eine in den Felsen gehauene bedeckte Treppe führt zu dem Felsenneste hinauf, — oben nichts als Batterien, Oefen, um Kugeln glühend zu machen, dunkle Kasematten und im Innern die schrecklichsten Kerker, deren Eingang die höhnende Ueberschrift: „Fructus criminis" trug.

Wir machten, daß wir aus dem häßlichen Loche wieder herauskamen, und ritten nun nach Casamicciola, unserer provisorischen Heimath, vorbei an der Kirche San Spirito, mit ihren vielen Votivtafeln für Hairbread escapes. Auf einem dieser Votivbilder brennen zwei arme Seelen im Meere; — auf einem Altarblatte sieht man das Fegefeuer mit den sich jämmerlich in den Flammen krümmenden armen Sündern, — aber über ihnen schwebt die Mutter Gottes und löscht mit der Milch ihrer Brüste, die in breiten Strömen niederfließt, die Gluth des Fegefeuers. Solche naive Auffassungen kann man in italienischen Dorfkirchen oft sehen. Wir ritten über den breiten Lavastrom, der auf der Westseite von Borgo d'Ischia sich, Alles verheerend, hier herabgewälzt hat. 568 Jahre sind verronnen, seitdem diese feurige Lavafluth

hier herabfloß und erstarrte, und noch bietet sie denselben trostlosen, öden Anblick, keine Spur einer Vegetation hat sich auf diesem schwarzen Trümmerhaufen bisher entwickeln können, und vielleicht noch einmal 500 Jahre werden vergehen, bis diese lange schwarze Stätte wieder fruchtbar wird.

Durch Weinberge ging es nun aufwärts, bis wir Casamicciola vor uns liegen sahen und das Dampfschiff von Neapel gerade von der Insel Procida herüberkam, während die Sonne hinter dem Epomeo hinabsank und die ganze Gegend im Purpurlichte verklärte. — Noch müde und zerschüttelt von dem langen Eselritte auf Straßen, die auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einer civilisirten Chaussee haben, schreibe ich Ihnen diese Zeilen.

Wieder in Rom.

Neapolitanische Reinlichkeit. — Billige und bequeme Straßenreinigung. — Eine Corsofahrt mit Hindernissen. — Großer Abstand zwischen Rom und Neapel. — Victor Emanuel's Einzug in Neapel. An der päpstlichen Gränze. — Durch die Campagna und im Bahnhofe. — Fontana Trevi. — Kaiser Franz und sein: „Lassen's aufhören." — „Hôtel de l'Allemagne." — Nr. 19. — Eine historische Rumpelkammer. — Das Wohnungs-Bureau des Herrn Pochalski. — Giovedi grasso.

Rom, 4. Februar 1869.

Da bin ich wieder in der ewigen Stadt, in der Capitale der Christenheit, und fühle mich heimisch und vertraut, als wäre ich hier zu Hause. Die alte Roma hat für den Fremden eine eigene magische Anziehungskraft, man verläßt sie nur ungern und kehrt stets mit Behagen wieder in ihre Mauern zurück. Welch ein Unterschied gegen Neapel! Als ich von Mailand, Florenz und den anderen schmucken Städten Ober-Italiens zum ersten Male nach Rom kam, dünkte mich, daß ich noch nie eine schmutzigere Stadt gesehen, als Rom; — jetzt, wo ich von Neapel dahin zurückkehre,

ſcheint mir vergleichsweiſe Rom ein Muſter holländiſcher Reinlichkeit zu ſein, ſo vortheilhaft ſticht es von dem ſchmutzigen, ſtinkenden, Tag und Nacht lärmenden Neapel ab. Auf dieſe Art entſtehen doch am Ende alle unſere Begriffe und Anſchauungen nur aus Vergleichungen, und ſo mag der eine Reiſende eine Stadt oder eine Gegend ſchön finden, die der andere ſchmäht und verdammt, — denn jeder von ihnen kommt von einem andern Orte oder einer andern Gegend, und legt nun, im Geiſte vergleichend, einen andern Maßſtab an. — Neapel mit allen ſeinen Naturſchönheiten und ſeinem blauen Himmel und ſpiegelhellen Meere ſteht doch noch immer auf einem zu niedern Standpunkte der auch nur allereinfachſten Cultur, als daß ſich dort ein Menſch, der in den Reinlichkeits- und Ordnungsbegriffen unſerer Zeit aufgewachſen iſt, auf die Dauer heimiſch fühlen könnte. Dieſer Schwarm von halbnackten und dreiviertelnackten Menſchen auf allen Straßen und Plätzen, dieſe öffentlich auf der Gaſſe betriebene Jagd nach hüpfenden und kriechenden Inſecten, dieſer Schmutz unter Thorwegen, Hausthüren und auf den Treppen, kurz, dieſe überall ſich breitmachende Unreinlichkeit verleidet Einem den Aufenthalt in dieſer ſonſt ſo ſchönen Stadt. Drei Viertel der vielen Straßen Neapels, beſonders die am Berge liegenden, werden nie gekehrt und gereinigt; — der Schmutz und die Küchenabfälle, nebſt noch viel Schlimmerem, bedecken das Pflaſter oft fußhoch; — man wartet geduldig auf einen tüchtigen Regenguß, der dann die Unrathmaſſe aufweicht oder hinabſchwemmt, wo ſie dann in den etwas niedrigeren Straßen wieder liegen bleibt, bis der nächſte Regen ſie abermals weiter abwärts transportirt und der Schmutz endlich den Toledo, die Chiaja oder eine der Straßen erreicht, die ausnahmsweiſe gekehrt und gereinigt werden, um nach ſeiner langen Wanderung endlich hier in den Karren der publica nettezza zu verſchwinden. Und ebenſo iſt es im Innern der Häuſer und beſonders jener großen Gebäude, die eine Einfahrt haben und daher Palazzo genannt werden. Unter dieſer Einfahrt etabliren ſich ambulante Verkäufer mit Eß- und anderen Waaren, lagern ſich zerlumpte Geſtalten, die ſich unter dem ſchützenden Thorwege eine Schlafſtätte improviſiren oder ſich und den Ihrigen die Haare und die Kleider von läſtigen Thierchen reinigen, und wandelt Einem oder dem Andern ein menſchliches Bedürfniß an, ſo hockt er ſich ganz ungenirt auf den Treppen des Palazzo nieder und

macht — was er nicht lassen kann. Kommt dann Nachmittags um 4 Uhr die Stunde der großen Corsofahrt auf dem Toledo oder hinab zum Posilipp, so fährt die prächtige Equipage des Besitzers des Palazzo, mit gepudertem Kutscher und zwei ditto Bedienten, unter derselben Einfahrt vor, und die Principessa, in langem Atlasschleppkleide, ganz mit Diamanten und Perlen bedeckt, tritt aus ihren Appartements im Piano nobile, hebt mit beiden Händen Schleppe, Unterröcke und alles Andere bis über die Knie und hüpft nun mit wunderbarer Behendigkeit zwischen allen den unnennbaren Haufen und Häuflein herab, bis sie die Straße und den Wagenschlag erreicht, wo die Toilette erst wieder in die gebührenden Wellenformen gelegt wird, und die Göttin nun, auf schwellenden Polstern ruhend, majestätisch dahinfährt. — Abends beim Nachhausekommen wiederholt sich dieselbe Procedur, und die Dame wiederholt mit aufgehobenen Röcken denselben Eiertanz die Treppe hinauf, bis sie den sichern Teppich ihres Appartements erreicht und nun erst die Röcke fallen läßt und stolz mit wallender Schleppe dahinschreitet. — Man gewöhnt sich an so Vieles auf der Welt, und so wird man endlich auch gegen neapolitanischen Schmutz abgehärtet, allein wohl und wohnlich fühlt sich ein nordisches Gemüth dort nie.

Alles das ist in Rom ganz anders — es herrscht ein gewisses Decorum, und wenn es auch hier schmutzige Nebenstraßen genug giebt, so macht sich der Schmutz doch nicht so breit wie in Neapel, und man sieht wenigstens schwache Versuche, um zu einer, allerdings sehr relativen Reinlichkeit zu gelangen. Dagegen sieht aber die römische Bevölkerung jedenfalls anständiger und sauberer als die Neapels aus, man sieht keine halbnackten Menschen auf den Straßen, Alles bewegt sich mit Anstand und Schicklichkeit, und selbst der römische Bettler wirft seinen vielfach geflickten Mantel mit malerischer Grazie über die Schultern. — Auch der betäubende, ohrzerreißende Lärm des neapolitanischen Straßenlebens belästigt in Rom nicht, — einige Verkäufer von Eßwaaren haben wohl ihre gellenden Ausrufe, und die lautesten Schreier sind auch hier die neapolitanischen Fischer, die aus ihrer Heimath auf mehrere Monate nach den römischen Küsten kommen und dann ihren Fang mit vaterländischem Geschrei in den Straßen Roms feilbieten, aber im Ganzen geht das römische Straßenleben nicht über die Gränzen eines gewissen bescheidenen Maßes hinaus, das

man allerdings in einer ſtillen, ruhigen Stadt Deutſchlands noch als einen „heilloſen Lärm" bezeichnen würde.

Kurz, man lebt gern in Rom, und auch ich lege mir das alte deutſche Sprichwort: „Unterm Krummſtabe iſt gut wohnen," — nach meiner Weiſe zurecht und bin gern hier. — In Neapel hatte ich am Sonntage noch das Schauſpiel des Einzugs König Victor Emanuel's; — ein trauriger Anblick! — Er, der Gründer der Einheit Italiens, der Held von Paleſtro, der Re Galantuomo, hielt diesmal ſeinen Einzug in Neapel ohne Sang und Klang. — Truppen und Nationalgarden, Muſikchöre und berittene Gensdarmen waren genug auf der langen Linie des Zuges vom Bahnhofe bis zum Palazzo Reale aufgeſtellt, — aber das war, nebſt dem obligaten Kanonendonner der Forts und Kriegsſchiffe, auch Alles. Kein freudiger Ruf, keine jubelnde Begrüßung, kein Enthuſiasmus, — mit ſtummem Trotze ſah das Volk Neapels ſeinen König an ſich vorbeipaſſiren, der im offenen Wagen mit dem Kronprinzen Humbert und deſſen Gemahlin Margharita fuhr, — ja trotz der Dame an des Königs Seite nahmen die Leute nicht einmal die Hüte ab. Das iſt ein ſchlimmes Zeichen, und mir fiel der Spruch ein: „Das Schweigen der Völker iſt die Lection der Könige." Es iſt eben kein Cavour mehr da, und die Rattazzis, Ricaſolis und beſonders der Menabrea haben dem conſtitutionellen Königthum in den letzten Jahren ſo viele Schwächen und Fehler aufgeladen, daß die Völker die Liebe, ja ſelbſt den Reſpect verloren haben.

Am nächſten Morgen fuhr ich mit dem, endlich nach langen Schwierigkeiten und Unterhandlungen erſt mit Beginne dieſes Jahres zu Stande gekommenen Schnellzuge nach Rom. Man gelangt mit dieſem Zuge, der alle kleineren Stationen überſpringt, in 8 Stunden von Neapel nach Rom und, da der Zug ohne Aufenthalt gleich weiter geht, in ferneren 10 Stunden nach Florenz — eine Reiſe, zu der man in früheren Zeiten 4 bis 5 Tage und auch oft mehr brauchte, und die jetzt in 18 Stunden zurückgelegt wird. — So ging es denn im raſchen Fluge vorwärts, durch Caſerta mit ſeinem koloſſalen königlichen Reſidenzſchloſſe, das nun ſchon ſeit acht Jahren leer ſteht, vorbei an Capua, von wo an uns die ſchwer mit Schnee bedeckten Abruzzen beſtändig zur Seite blieben, bis zur italieniſchen Gränzſtation Iſoletta. Hier wurden von einem italieniſchen Polizei-Commiſſär die

Päſſe der Reiſenden flüchtig angeblickt, dann rollten wir hinüber nach der päpſtlichen Gränzſtation Ceprano. Auch hier fand ich wieder, wie beim früheren Eintritte in den Kirchenſtaat, dieſelbe artige und coulante Behandlung der Paß- und Koffer-Viſitation durch freundliche und aufmerkſame Beamte, — es wurde gefragt, ob man keine Waffen oder zollpflichtige Gegenſtände bei ſich führe, dann ein Blick in den halbgeöffneten Koffer gethan, — kleinere Gegenſtände wurden gar nicht geöffnet, und in einer kleinen halben Stunde waren 150 Reiſende expedirt und beſtiegen die Waggons des päpſtlichen Trains, der hier die italieniſchen Waggons ablöſt. — Der Kirchenſtaat kann wirklich mit Maria Stuart ſagen:

Das Aergſte weiß die Welt von mir,
Und ich kann ſagen, ich bin beſſer
Als mein Ruf.

Was iſt nicht Alles über die Paß- und Douanen-Plackereien beim Eintritte in's Römiſche geſagt und geſchrieben worden; — wie ſchwarz hat man nicht die Schreckniſſe dieſer Alles durchwühlenden Viſitation, dieſer unermüdlichen, ſcharfen Jagd nach Büchern, Broſchüren und Zeitungen ausgemalt! — nun, ich habe jetzt dieſe gefürchtete Procedur zweimal durchgemacht, und ich kann nur wünſchen, daß franzöſiſche, deutſche, engliſche Douaniers und beſonders unſere Cuſtomhouſe-Beamten in New-York ſich immer eben ſo artig, freundlich und human benehmen möchten, als die viel verſchrieenen päpſtlichen Zöllner.

Es wurde ſchon dunkel, als wir durch die ſtille römiſche Campagna fuhren, — nur hie und da flimmerte in dieſer großartigen Einöde ein mattes Lichtchen aus dem Fenſter einer iſolirten Bauernhütte, und nur das zeitweiſe ferne Bellen eines Hirtenhundes unterbrach die lautloſe Stille. — Um 7 Uhr Abends fuhren wir in den römiſchen Bahnhof hinein, die in Ceprano abgenommenen Päſſe wurden den Reiſenden wieder zugeſtellt, und wir waren in Rom.

Vor dem Thore die lange Reihe der Hôtel-Omnibus mit ihrem betäubenden Geſchrei: „Albergo dell' Europa" — „Hôtel de France" — „Hôtel Waſhington" — „Hôtel de l'Allemagne", — und ſo fort in's Unendliche, und neben ihnen Droſchken und Fiaker, die eben ſo gut ihr: „Signora, una vettura!" — wie die Lohndiener der Hôtels herabſchrieen. Ich gab dem „Hôtel de l'Allemagne" ſchon we-

gen der vaterländiſchen Erinnerung den Vorzug und ſprang in den Omnibus, in dem ſchon ein franzöſiſches Ehepaar ſaß. Ich fragte den Monſieur, ob er das Hôtel kenne, da er es gewählt. Es ſei ihm von einem Monſieur Allemand empfohlen worden, antwortete er, „comme un établissement ayant des prix raisonnables.“ So fuhren wir denn hin, aber mit den „raiſonnablen Preiſen“ war es nichts, wie ich ſpäter erfahren ſollte.

Ich kann es gar nicht ſagen, wie freudig ich Rom wieder begrüßte, als wir bei dieſer nächtlichen Omnibusfahrt nun von der hochgelegenen Piazza dei Termini hinab, vorbei an der rauſchenden Fontaine Sixtus V. fuhren und nun ein liebgewordenes Plätzchen nach dem andern an mir vorüberflog. — Jetzt bogen wir hinab, und in ihrer majeſtätiſchen Pracht lag die Fontana di Trevi da, der ſchönſte und herrlichſte Brunnen Roms, deſſen Waſſerbaſſin ſo groß iſt, wie der Paradeplatz einer kleinen deutſchen Reſidenz, und wo das kryſtallklare Waſſer der Acqua Vergine ſich in gewaltigen Cascaden, Güſſen, Springbrunnen und rieſelnden Quellen über koloſſale Felſenmaſſen, zwiſchen denen Poſeidon, ſeine Tritonen und Meerroſſe thronen, in unerſchöpflicher Fülle in das große Becken ergießt. — Schon das herrliche Waſſer macht Rom allen anderen Städten Italiens vorzuziehen, — nun aber erſt dieſes Waſſer der Fontana di Trevi, das das ganze Fremdenquartier mit dem herrlichſten reinſten Waſſer verſieht. Das Volk nennt dieſes Waſſer Acqua Vergine (Jungfrauenwaſſer), angeblich weil eine Jungfrau den durſtigen Soldaten des Marcus Agrippa dieſe 8 Meilen von Rom, zwiſchen Tivoli und Paleſtrina entſpringende Quelle gezeigt haben ſoll; — mehr aber wohl noch, um die Friſche und Reinheit dieſes geſegneten Waſſers ſymboliſch anzudeuten.

Die mächtige Waſſerleitung, die dieſen Lebensquell nach Rom führt, ward von Marcus Agrippa, dem Schwiegerſohne des Kaiſers Auguſtus, erbaut und iſt mit den nöthigen Umwegen 14 Meilen lang. Das rieſige Werk ward theilweiſe bei den Einfällen der Barbaren zerſtört, theils verfiel es im Mittelalter; ſchon Papſt Hadrian I. verſuchte zur Zeit Carl's des Großen, den Aquäduct wieder herzuſtellen, allein bald lag er wieder in Trümmern; erſt im Jahre 1450 gelang es, die Waſſerleitung wieder zu reſtauriren, und Clemens XII. ließ im Jahre 1735 die Fontana di Trevi mit dem palaſtähnlichen Gebäude, an das ſie ſich anlehnt und in deſſen Souterrains die ſpeiſenden Waſſer-Reſervoirs ſind, von Ni-

colo Salvi erbauen. In dem Palaste selbst sind im ersten Stockwerke die Säle und Zimmer des nun schon seit 25 Jahren bestehenden deutschen Künstlervereins, und ein besseres, sinnigeres Local, als über diesen rauschenden und sprudelnden Wasserfällen, hätten die lebhaften und übermüthig lebendigen Künstler nicht wählen können. — Man kann sich nicht leicht einen Begriff von der ungeheuern Wassermasse machen, die dieser Riesenbrunnen stündlich auswirft, und außerdem speist diese Wasserleitung auch noch Hunderte von öffentlichen und privaten Brunnen am Spanischen Platze und am Corso mit seinen vielen Nebenstraßen. Als der Kaiser Franz von Oesterreich in Rom war, ward ihm auch die Fontana di Trevi gezeigt; — lange stand er davor und staunte die massenhaft überall hervorsprudelnde und wallende Wassermenge an, dann aber, gewöhnt an die Wasserkünste seiner Schlösser, die nur durch langes Ansammeln von Wasser in hohen Reservoirs und besondere Druckkraft von Maschinen möglich gemacht werden, sagte er zu dem ihn begleitenden deutschen Cardinal: „So, Eminenz! lassen's jetzt gut sein, — lassen's aufhören, — 's ist schade um das viele Wasser." — Es war sehr schwer, dem alten Beherrscher Oesterreichs begreiflich zu machen, daß dieser Wasserstrom nicht aufhöre, sondern Tag und Nacht so fortfließe; — er hatte die Fontana für eine Wasserkunst gehalten, die man ihm zu Ehren spielen lasse.

Der Omnibus hielt — „Hôtel de l'Allemagne", — der Portier öffnete die Glasthür, — hinten am Bureau empfing uns der Wirth Signor Lugani, zuckte, als wir Zimmer verlangten, verlegen mit den Achseln und meinte, alle seine Zimmer seien besetzt, — ließ sich aber endlich doch bewegen, uns das Appartement Diecinove anzuweisen, — das einzige, was er noch habe, wie er versicherte. Ich dachte an die neun Musen und an die geheiligte Zehn des Decimal-Systems und ließ mir die Neunzehn gefallen. Nummer 19 aber bestand aus einem Complex von vier bis fünf Kämmerchen, die alle zusammen nur einen gemeinschaftlichen Eingang hatten, in denen sich etwa sieben Betten und allerhand alte, pensionirte Möbel befanden, — kurz, Nummer 19 war die Rumpelkammer des Hôtels. Was war zu thun. — Nachts noch auf die Wanderung nach einem andern Hôtel auszugehen, war nicht gut thunlich, zudem war Carneval, der Zudrang von Fremden groß, und wenig Hoffnung da, anderswo zu einem besseren Resultate zu

gelangen; — wir ergaben uns also in unser Schicksal und blieben für diese Nacht in Diecinove. Welch' eine wunderliche Antiquitäten-Sammlung aus Auctionen und Verlassenschaften war diese Nummer 19! Ich saß auf einem goldenen, mit rothem Seidendamast überzogenen Fauteuil, der wahrscheinlich einem Cardinal zur Zeit Louis XIV. gehört haben mochte und der nur die kleine Eigenheit hatte, daß das Rückenpolster alle Augenblicke heraus- und auf die Erde fiel, meine Reisegefährten machten sich's indessen auf einem Tabouret von weißer Seide mit gestickten Blumen aus der Renaissance und auf einer dreibeinigen Causeuse aus dem Zeitalter Louis XV. bequem, wenn überhaupt von Bequemlichkeit die Rede sein konnte; — ein ganz erblindeter Spiegel mit dem rechteckig-classischen Rahmen und dem kaiserlichen Adler darauf erinnerte an das erste Empire, und auch eine Pendule war da, — ein wunderbares Bauwerk mit Alabastersäulen und Bronze-Capitälern, mit einer Kuppel und einer Krone darauf und allerhand Schnörkelwerk und Afterverzierungen, die vielleicht unter einem der letzten Medici von irgend einem absonderlichen Künstler verfertigt worden war; — am Plafond der größten Kammer, die uns der Cameriere als „Salon" bezeichnete, — vermuthlich weil kein Bett darin war, — hing endlich ein Kronleuchter von böhmischem Glase von nicht mehr zu erforschendem Alter, dessen Glastropfen vor Altersschwäche zitterten und bebten und, so oft man durch's Zimmer ging, ein melancholisches Gebimmel anstimmten. So sah es in Nummer 19 aus.

Dabei nagte und pickte der Holzwurm in all' den alten Möbeln; die Uhr, die noch vor der französischen Revolution stehen geblieben war, ließ manchmal in der Nacht ein Knacken und Stöhnen hören, als wollten ihre letzten Federn und Räder jetzt ganz auseinander fallen; der alte Kronleuchter bimmelte dazu, und auf dem Dache schrieen ein paar Katzen, als wüßten sie im Voraus, daß sie morgen in Nummer 19 schlafen müßten. Wir konnten vor Lachen über diese wunderliche Rumpelkammer, wie man sie eben nur in dem alten Rom, diesem Antiquitäten-Cabinet Europas, finden kann, lange nicht zum Einschlafen kommen, bis uns die Müdigkeit und die tröstende Hoffnung, am andern Morgen eine Privatwohnung zu finden, sanft einwiegten.

Das Privatquartier, zwei Schlafzimmer und ein Salon, und noch dazu am Corso, wo jetzt der Carneval alle Tage seinen tollen Spuk treibt, ward gleich am andern Morgen durch die freundliche

Vermittlung des Wohnungs-Agenten Carl Pochalsky gefunden, und so schnell als möglich verließen wir Nummer 19 und das Hôtel de l'Allemagne, an dem gar nichts allemand war, als daß der Portier Deutsch sprach, — sonst aber war Alles stockitalienisch und die Preise waren englisch. Für zwei Stearinlichter, deren sechs auf ein Pfund gehen, und von denen das Pfund 16 Soldi kostet, setzte das Hôtel de l'Allemagne zwei Francs auf die Rechnung, — für jedes Bett 3 Francs, Service 1 Franc per Person, Omnibus $1^1/_2$ Franc, — kurz Signor Lugani fand Mittel und Wege, uns für eine Nacht, die wir in seiner Rumpelkammer zugebracht, 21 Francs abzunehmen. — Reisende, die im Winter und besonders die zur Carnevalszeit, Osterzeit u. s. w. hierher kommen, sollten immer suchen, den Prellereien der römischen Hôtelwirthe, die in solchen Zeiten unverschämt schneiden, dadurch zu entgehen, daß sie sich früher eine Privatwohnung besorgen lassen und dann gerade vom Bahnhofe dahin fahren. Mit bestem Gewissen kann ich meinen Landsleuten zu diesem Zwecke Herrn Carl Pochalsky, Nr. 455 Via del Corso, empfehlen. Ein Brief mit genauer Angabe dessen, was man wünscht und wie hoch man sich auf den Preis einlassen will, genügt, man findet dann bei Ankunft die Wohnung schon bereit und fährt mit einer Droschke gleich vom Bahnhofe hin. Auch in allen anderen Angelegenheiten findet der Fremde an Herrn Pochalsky einen jederzeit verläßlichen und wohlerfahrenen Rathgeber und Freund.

Doch ich muß schließen; — es ist heute Giovedi grasso, — einer der Haupttage des Carnevals, und der Lärm und Spectakel der Maskenfreiheit fängt bereits unter meinen Fenstern zu toben an. Ich will es nun schnell versuchen, diesen Brief durch den von den Balkonen herabströmenden Hagel von Confetti bis zum nächsten Briefkasten zu bringen, und dann, wenn ich glücklich wieder unter Dach und Fach bin und mir die weißen Gypsflecken von Hut und Rock gebürstet habe, will ich Ihnen berichten, wie der römische Carneval in 1869 ausgesehen hat und was noch im Laufe der Zeit von dieser alten Institution, diesem Ueberbleibsel der heidnischen Saturnalien, unter dem zersetzenden Einflusse der Neuzeit übrig geblieben ist.

Der römiſche Carneval.

Goethe's Beſchreibung. — Die Nachwehen von 1848. — Der Carneval, wie er war. — Die „Barbaren Albions." — Nichtbetheiligung der Römer. — Wie ſich die Fremden „Carneval" vorſpielen. — Das Straßenleben. — Die öffentlichen Luſtbarkeiten. — Die Eröffnung. — Der Corſo. — Fenſter zu vermiethen. — Confetti. — Die fast young men. — Die Masken von der „traurigen Geſtalt." — Kampf um die Bouquets. — Schlacht zwiſchen Young America und Old England. — Das Laufen der Berberroſſe. — Ave Maria.

Rom, 6. Februar 1869.

Wer kennt nicht den römiſchen Carneval, und ſei es auch nur aus Goethe's pedantiſch-minutiöſer Beſchreibung, mit der er, der Ordnungsliebende und Geregelte, ſich den betäubenden, überwältigenden Eindruck dieſer übermüthigen, regel- und ſchrankenloſen Volksluſtbarkeit vom Halſe zu ſchreiben verſuchte, — gerade wie er ſich während der großen, welterſchütternden Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution, die auch in keins ſeiner Schema paſſen wollte, mit der Metamorphoſe der Pflanzen beſchäftigte. Wer kennt alſo nicht, wenigſtens aus dieſer und anderen Beſchreibungen, den Carneval Roms, und doch wie wenig weiß man davon, wenn man ihn nicht ſelbſt geſehen, nicht ſelbſt mitgemacht hat. Goethe hat den römiſchen Carneval von 1788 beſchrieben, darauf folgte 1789 die franzöſiſche Revolution und dann Napoleon, — Rom ward franzöſiſch und koſtete vom Apfel der politiſchen Erkenntniß, und die alte Kindlichkeit, Gemüthlichkeit und Naivetät der Römer gingen darüber verloren. — So paßt denn auch Goethe's Beſchreibung, ſo vollſtändig und ſo vortrefflich ſie auch damals geweſen ſein mag, nicht mehr auf den jetzigen Carneval; das alte Gerüſte iſt noch daſſelbe, die äußeren Formen ſind beibehalten, der Geiſt iſt ein anderer geworden und die Veränderung iſt keine Verbeſſerung. Aber einen viel größeren Einfluß auf den römiſchen Carneval hatte das verhängnißvolle Jahr 1848! — Mit den Ereigniſſen von 1848 und 1849, der Revolution, der Flucht des Papſtes, der Proclamirung der römiſchen Republik, der Belagerung und

Einnahme Roms durch die Franzoſen und der nun in Italien ſcharf und ſtreng auftretenden Reaction verſchwanden alle liebenswürdigen Traditionen des früheren Roms, verſchwanden die reizenden Volksfeſte des Octobers, endigte das phantaſtiſche Künſtlerfeſt des Mai, hörte der Carneval auf ein römiſches Volksfeſt zu ſein. — Die Römer fingen nach dem Apfelbiſſe von 1848 an ſich ihrer Luſtigkeit und Ungebundenheit zu ſchämen, ſie waren aus dem Paradieſe ihrer Unſchuld und Kindlichkeit vertrieben, — ſie verſteckten ſich hinter verhüllende Feigenblätter und hüllten ſich in die Thierfelle ihrer Tabarros.

Adolph Stahr ſah noch den römiſchen Carneval von 1846, und wie ſehr läßt nicht ſeine begeiſterte, lebensvolle Beſchreibung, mit dem Jetzt verglichen, fühlen, wie Vieles anders, aber nicht beſſer geworden iſt. Damals betheiligte ſich noch ganz Rom, vom römiſchen Principe bis hinab zum Cittadino und Villanello, an dem römiſchen Carnevals-Feſte; — die Equipagen der Nobleſſe fuhren in dichtgedrängten Reihen den Corſo hinauf und hinab, in ihnen ſaßen die reizendſten Frauen in den anmuthigſten Masken und Verkleidungen, Huldigungen empfangend und durch Blumenſträuße, freundliche Blicke und Grüße Gunſtbezeigungen ertheilend. — Komiſche und charakteriſtiſche Masken, mit Witz und Laune improviſirend, belebten das bunte Gewühl, und das römiſche Volk organiſirte ſich ſelbſt ſein Lieblingsfeſt, war Zuſchauer und Mitſpieler zu gleicher Zeit und amüſirte ſich ſelbſt, indem es zugleich durch dieſes liebenswürdige Schauſpiel natürlicher Luſtigkeit und guter Laune Tauſende von herbeigeſtrömten Fremden amüſirte und erfreute. Das Alles gehört jetzt auch zu den Dingen, die geweſen ſind. Auch der römiſche Carneval hat ſich überlebt, und was man jetzt noch ſieht, ſind künſtliche Bewegungen, hervorgerufen durch galvaniſche Reizungen und allerhand Stimulantien.

Es iſt das auch ganz natürlich und begreiflich; — in dem früheren Rom waren die acht Carnevalstage die einzige Zeit, wo ſich der Römer luſtig machen, wo er ſeinem Humor, ſeiner Lebensluſt, ſeinem Uebermuthe die Zügel ſchießen laſſen durfte; — nur während der wenigen Wochen vom Dreikönigstage bis zum Aſchermittwoch waren Theatervorſtellungen erlaubt, — nur an den letzten vier Tagen des Carnevals Bälle und Tanzmuſik. Da mußte ſich wohl die ganze überſprudelnde Lebhaftigkeit des Volkes, denen doch auch Italiens heißes Blut in den Adern fließt, auf dieſe

wenigen Tage concentriren und an ihnen in gewaltigem Ausbruche zu Tage treten; — hatte man ja doch in den übrigen achtundvierzig Wochen des Jahres keine andere Unterhaltung als Kirchenfeierlichkeiten, Processionen, Rosenkranz-Andachten, Besuch der Gräber und Todtencapellen und dergleichen feierliche Lustbarkeiten mehr. Das hat sich nun im Laufe der einigen achtzig Jahre seit dem Beginne der französischen Revolution allmälig geändert, — Rom ist nach und nach weltlicher geworden; mit Ausnahme des Advents, der Fasten und der Tage vor den großen Kirchenfesten sind einige Theater immer (nur auch dann nicht am Freitage) geöffnet; — die fremden Garnisonen haben eine laxere Observanz wegen der Tanzmusiken, die vielen reichen Fremden größere Ballfreiheit herbeigeführt, — das Leben hat sich freundlicher und angenehmer gestaltet, und so ist der Carneval auch nicht mehr das Sicherheits-Ventil, durch das sich der Hochdruck der zur höchsten Spannung angesammelten Volkslustigkeit entladet. — Viel aber haben auch die Fremden am Carneval verschuldet, und ihn gründlich ruinirt haben die „rothhaarigen Barbaren" Albions. — Seitdem die Engländer den römischen Carneval unter ihre Sport-Vergnügen aufnahmen und, ihn mit den Boxerkämpfen auf gleiche Linie stellend, sich darin gefielen, durch rohes Schleudern von Gypskugeln, Unkrautsträußen und anderen brutal force tours aus dem fröhlich neckenden Getreibe eine plumpe Balgerei zu machen, hat sich die bessere Gesellschaft Roms, haben sich vorzüglich die schönen Römerinnen ganz von der activen Theilnahme am Carneval zurückgezogen und keine Equipage zeigt sich während dieser Tage mehr am Corso. — Ich habe mich durch fleißiges Herumstreifen in allen anderen Theilen der Stadt davon überzeugt, daß die römische Bevölkerung keinen Theil nimmt an dem Carnevalstreiben des Corso, sondern ruhig und unbekümmert ihren Beschäftigungen nachgeht. Die höhere Gesellschaft aber fährt an diesen Tagen nach der Villa Borghese, auf den Monte Pincio oder hinaus zur Porta pia, dabei sorgfältig den Weg über den lärmenden und spectakelnden Corso vermeidend. Kurz, ich bin hinter das Geheimniß des jetzigen Carnevals in Rom gekommen, und wenn Sie es nicht ausplaudern wollen, so kann ich es Ihnen hier im Vertrauen mittheilen. Es lautet:

Die Fremden gehen schaarenweise nach Rom, um den weltberühmten römischen Carneval zu sehen, und wenn sie dort sind,

so führen sie sich selbst gegenseitig den Carneval auf. Die Römer dagegen betheiligen sich nur in sofern daran, als sie dabei möglichst viel Geld zu verdienen suchen. — Das ist der jetzige Carneval. — Lassen Sie einmal in einem Jahre gar keine Fremden nach Rom kommen, und es giebt dann auch sicher keinen Carneval.

Wo ich mich auch im Gewühle umhertrieb, wohin ich auch in dem lauten Lärm horchte, überall, auf den Balkonen, an den Fenstern, von den sich auf der Straße am Confettiwerfen Betheiligenden hörte ich Englisch, Deutsch, Französisch, Russisch und Polnisch sprechen, — wenig oder gar nicht Italienisch; nur die Verkäufer von Blumenbouquets, Confetti, Wurfkugeln und Bonbonnieren geben durch ihr unaufhörliches: Ecco fiori! Ecco confetti! der Geschichte den römischen Anstrich. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß von den eigentlichen activen Mitspielern am Carnevalstreiben fünf Sechstel Engländer, Franzosen, Deutsche, Ungarn, Russen, Polen u. s. w. — höchstens ein Sechstel Italiener, d. h. nichtrömische, sind und daß die Römer selbst nur in verschwindend geringer Bruchzahl, etwa als Mentors und Cicerones für ihnen empfohlene Forestieri, dabei handelnd auftreten. — Nach dieser nothwendigen Einleitung lassen Sie mich nun beim Anfange anfangen und Ihnen hübsch ordentlich erzählen, was ich von diesem Carneval gesehen.

Der vorjährige Carneval war still und unbelebt gewesen, die Garibaldi-Invasion vom November 1867, der Tag von Mentana, die vielen diesem verunglückten Putsche gefolgten Verhaftungen hatten die Regierung ängstlicher, die Bevölkerung noch zurückhaltender gemacht und zugleich viele Fremde abgehalten, nach Rom zu kommen. — Darauf war nun ein Jahr der vollständigsten Ruhe gefolgt, die italienische Actionspartei hatte sich die bittere Lection gemerkt, und der Ruf: „Auf nach Rom!“ war verstummt, — man versprach sich also einen glänzenden Carneval. Zum Theil ist diese Erwartung auch nicht getäuscht worden, denn Rom wimmelt diesmal von Fremden, und Privatwohnungen an guter Lage sind selten und theuer geworden, — allein der Carneval selbst ist eben nur ein mattes Schattenbild dessen, was er einst war, und spielten, wie gesagt, die Fremden selbst nicht am eifrigsten mit, so würde die ganze Geschichte mit einem traurigen Fiasco endigen. Elf Tage vor Aschermittwoch, — also am 30. Januar

beginnen in diesem Jahre die Carnevals-Lustbarkeiten und enden mit Mitternacht des Fastnachts-Dienstags, also am 9. Februar. In diese Zeit fallen zwei Sonntage und ein Freitag, an welchen geheiligten Tagen alle Carnevals-Lustbarkeiten suspendirt sind; — bleiben also eigentlich nur acht Tage für das tolle Treiben des Corso, das ungefähr um 3 Uhr seinen Anfang nimmt und mit dem Ave-Maria-Läuten, also um $5^1/_4$ Uhr Nachmittags, endet.

Während dieser Zeit sind vier Maskenbälle, hier Festinos genannt, erlaubt, und zwar der erste am fetten Donnerstage (Giovedi grasso) im Argentina-Theater, der um 8 Uhr Abends anfängt und wegen des eintretenden Freitags schon eine Viertelstunde vor Mitternacht endet; der zweite im Apollo-Theater, der am Freitage um Mitternacht anfängt und bis 4 Uhr Morgens am Sonnabend dauert, der dritte, der am Fastnachtssonntage um Mitternacht anfängt und bis 4 Uhr Morgens am Montage währt, und der letzte am Fastnachtsdienstage von 8 Uhr Abends bis 11 Uhr vor Mitternacht. Außerdem dürfen keine anderen Maskenbälle stattfinden, weder in öffentlichen noch in Privatlocalen, geistliche und militärische Masken sind streng verboten; Larven dürfen erst wenige Schritte vor dem Theater, wo der Ball stattfindet, vor das Gesicht genommen worden.

Sie sehen also, daß der Becher der Carnevalsfreuden kein riesiges Füllhorn, sondern von bescheidener Beschränkung ist und daß vier Maskenbälle, jeder von vier Stunden Dauer, und acht Tage lang Maskenfreiheit auf dem Corso, die jedesmal dritthalb Stunden währt, den beschränkenden Rahmen für diese Volkslustbarkeit bilden.

Die Eröffnung des Carnevals durch das Läuten der Glocke auf dem Capitol, die nur bei dieser Gelegenheit und bei dem Tode eines Papstes angeschlagen wird, und der feierliche Eröffnungszug des Gouverneurs von Rom über den Corso waren bereits vorüber, als ich in Rom ankam; — auch die mittelalterliche Feierlichkeit an diesem Tage, wo der jüdische Rabbiner mit zwei Abgesandten der Judengemeinde auf dem Capitole erscheinen und, seinen Tribut darbringend, demüthig um die Erlaubniß bitten muß, „daß das getreue Volk der Hebräer wieder ein Jahr in Rom bleiben dürfe," war glücklich überstanden. Am Sonntage hatte der Carneval geruht, am Montag Abend war ich angekommen, am Dienstag war schon wieder großer Festtag, Mariä Lichtmesse, hier Purificazione

genannt, alſo abermalige Unterbrechung des Carnevals, — ſeitdem habe ich das tolle Treiben am Mittwoch, am fetten Donnerſtage und heute am Sonnabend geſehen und will verſuchen, das Geſehene, ſo gut ich kann, zu ſchildern.

Der Corſo, der Schauplatz des Carnevaltreibens, erſtreckt ſich von der Piazza del Popolo bis zur Piazza Venezia und iſt eine etwa 40 Fuß, oft auch weniger breite Straße von der Länge etwa der Berliner Linden. Die Fenſter und Balkone aller Häuſer am Corſo, bis in den vierten Stock hinauf, ſind mit alterthümlichen Teppichen und Damaſt-Draperien zierlich geſchmückt, über den Balkonen wölben ſich auch meiſt in gleicher Weiſe geſchmückte Baldachine, und an Fenſtern und Söllern ſind lange hölzerne Kaſten befeſtigt, in die die zum Werfen nöthigen Confetti geſchüttet werden. An vielen dieſer Balkone und Fenſter ſind große Miethzettel aufgehängt, mit Inſchriften in allen Sprachen, wie: Loggia d'affitarsi. — Windows and boxes for the days of the Carneval to be let here. — Ici on louer des fenêtres et des balcons. — u. ſ. w., nur deutſche Inſchriften habe ich vergeblich geſucht, vermuthlich weil man annimmt, daß die Deutſchen als gute Kosmopoliten oder Allerweltsbürger auch alle anderen Sprachen neben ihrer eigenen ſprechen. Dieſe Balkone und Fenſter werden nun von den Fremden für die Tage des Carnevals gemiethet und je nach der Lage und der Höhe des Stockwerks mit 25, 40, 60, 100 und 200 Francs, — auch wohl höher bezahlt. Hier poſtiren ſich nun die Damen mit ihren männlichen Beſchützern, meiſtens in weißen und roſa Dominos, die Kapuze über den Kopf gezogen, während eine Maske aus feinem Draht das Geſicht vor den Würfen ſchützt. Die Confetti, die geworfen werden, ſind aber kein Confect, wie dies wohl ehemals der Fall war, ſondern Kugeln aus Thonerde mit weißem Gypsüberzug, von der Größe einer Erbſe bis zu der einer Bohne, und von kräftiger Hand geworfen, treffen ſie Geſicht und Hände empfindlich, wie ſcharfe Hagelſchloßen, während ſie auf den Kleidern weiße Flecken zurücklaſſen. Außerdem haben die Damen auch Blumenbouquets, Wurfkugeln mit kometenartigen Schweifen von bunten Papierſtreifen, Bonbonnieren und Nippſachen für gute Freunde und Bekannte. So gerüſtet, erwartet die Beſatzung der Fenſter und Balkone den Angriff des Feindes; — unten auf der Straße ſelbſt ſieht man keine Frauen, außer etwa einige Nachzüglerinnen, die noch in aller Eile das

Haus, wo ihr gemiethetes Fenster ist, zu erreichen suchen und auf dem Wege dahin nun, unter lautem Jubel, tüchtig mit Gypskugeln bombardirt werden.

Das Publikum auf der Straße bilden zahllose Bouquetverkäufer mit langen Stangen, an denen 30 bis 40 Blumensträuße stecken, die Confettiverkäufer mit ungeheuern Körben voll Gypskügelchen, sehr viele Soldaten der päpstlichen Garnison, die fast ein Drittel des Publikums ausmachen, und eine Legion von Bummlern, Eckenstehern, großen und kleinen Straßenjungen, die bei dieser Gelegenheit auf die eine oder die andere Art etwas zu verdienen suchen. So sehr es auch sonst in Roms Straßen von päpstlichen Soutanen und Mönchskutten wimmelt, an diesen Tagen sieht man keinen Geistlichen auf der Straße, und muß ja einmal ein Schwarzrock nothwendig den Corso durchkreuzen, so wird er von allen Seiten so furchtbar bombardirt, daß er weiß wie ein Müller die nächste schützende Ecke erreicht. Die eigentlichen Acteurs auf der Straße, die sich unter diesen Verkäufern und Loafern handelnd bewegen, sind fast young men, — lebenslustige junge Leute, die zu viel Geld und animal spirits haben, und den Krieg gegen die Balkone und Fenster führen. — Ein alter Ueberzieher, eine Pechkappe mit einem Taschentuche auf dem Kopfe festgebunden, eine Drahtlarve vor dem Gesichte, einen großen Sack mit Confetti über die Schulter gehängt, in der Hand einige Bouquets, — das ist ihre Ausrüstung, die loafermäßig genug aussieht, allein glänzende Lackstiefel und feine Jouvin-Glacé-Handschuhe müssen zeigen, daß der Verkleidete zur Elite der Gesellschaft gehört, die bekanntlich etwas darein setzt, d'être toujours bien chaussé et bien ganté. — Einige dieser fast young men — meistens die Engländer — miethen sich wohl auch eine Droschke, stellen Körbe mit Confetti und Bouquets hinein und fahren so den Corso auf und ab, nach allen Fenstern werfend und von allen Fenstern beworfen. — Andere Wagen sieht man selten, — die Equipagen der römischen Aristokratie, die einst die schönste Zierde des Carneval-Corso bildeten, gar nicht mehr. — Auch die witzigen und komischen Masken, die noch Goethe so belustigt haben, sind verschwunden; was sich an Masken noch hie und da auf der Straße zeigt, ist von der jämmerlichsten Art. Halbwüchsige Straßenjungen, in alte, zerrissene Pierrots oder Pulcinella-Masken gesteckt, die ihnen viel zu groß sind, schlottern melancholisch durch das Gedränge und sind vermuthlich zu dieser

Frohnarbeit von den Hôtelbeſitzern, Zimmervermiethern, Maskenverleihern und all' den anderen Leuten in Rom, die von den Fremden leben, gedungen geworden, die ſie jämmerlich genug verrichten.

Man ſucht eben den traditionellen Ruf des römiſchen Carnevals ſo gut als möglich aufrecht zu erhalten, um die Signori Foreſtieri, die ſonſt erſt in der Charwoche nach Rom kommen würden, ſchon früher hierherzuziehen, aber dieſe Belebungsverſuche ſind ſo vereinzelt und ſo ſchwach, daß ſie die traurige Wahrheit nur noch mehr aufdecken, daß der römiſche Carneval ſich überlebt hat.

Wenn nun Alles ſo, wie oben beſchrieben, auf ſeinem Poſten iſt und des Anfangs des Spectakels harrt, reiten um 3 Uhr eine ſtarke Abtheilung päpſtlicher Dragoner, ſtattliche Leute auf ſchönen Pferden, den Corſo hinab und ſtellen berittene Poſten an alle Straßenecken, an denen ſich überall ſchon Gensdarmen zu Fuß befinden. — Nun ertönt kriegeriſche Muſik und ein Theil der römiſchen Garniſon, Zuaven, Chaſſeurs, Legionäre von Antibes und Carabiniers ziehen mit klingendem Spiel, im Parademarſche von der Piazza Venezia herauf den Corſo entlang, bis ſie von der Piazza del Popolo durch Seitenſtraßen auf die verſchiedenen Plätze, wie Piazza di Spagna, Piazza Colonna u. a., rücken, wo ſie compagnienweiſe, für alle möglichen Fälle als Reſerve dienend, in der Nähe des Corſo aufgeſtellt bleiben.

Nun beginnt von allen Seiten, von unten nach oben, — von oben nach unten das Werfen der Confetti, und bald ſieht das ganze Publikum des Corſo wie eine Armee von Müllerburſchen aus. Blumenſträuße werden ſchönen Damen auf den Balkons zugeworfen und von dieſen mit einem Mille grazie! und einem dem Geber zugeworfenen andern Strauße erwidert; — bei intimeren Bekanntſchaften fliegen auch elegante Bonbonnieren, Orangen, Kränze von Zuckerwerk zu den Balkonen hinauf; aber da das Gedränge beengend und hemmend, das Hinaufblicken und richtige Zielen wegen des von allen Seiten herabſtrömenden Hagels von Gypskugeln erſchwert iſt, ſo fliegen die meiſten Bouquets und anderen ſchönen Sachen zu hoch oder zu kurz, fallen auf die Straße, wo ſich ſogleich ein Haufen von Loafers und Gaſſenjungen balgend darauf ſtürzt, bis der Stärkſte oder Gewandteſte die Beute davon trägt und ſie ſchon an der nächſten Ecke den Werfern zum Verkauf anbietet. Auch die von oben herab, von ſchöner Hand geworfenen Bouquets und ſonſtigen Dankeszeichen kommen nur ſelten in die

Hand dessen, dem sie bestimmt waren, — noch im Fliegen werden sie von den allenthalben lungernden Schnapphanskis weggefangen, und mit Vergnügen sah ich, wie ein paar stämmige junge Leute, Deutsche, solche ihnen weggefangene Bouquets jedesmal wieder zu erobern wußten, indem sie mit rascher Bewegung den Räuber beim Rockkragen abfingen, ihn im raschen Schwunge einige Male wie einen Kreisel herumdrehten und dem Verwirrten und Schwindligen das Bouquet entrissen, wozu die Menge jedesmal Beifall klaschte und selbst die Gensdarmen wohlgefällig schmunzelten.

Jetzt, ungefähr um 4 Uhr Nachmittags, ertönt wieder Militärmusik und ein feierlicher Zug marschirt von der Piazza del Popolo den Corso hinab. Voraus das Musikcorps der Gensdarmerie, dann unter dem Vortritte zahlreicher Livrée-Diener, von Gensdarmen escortirt, der Galawagen des Gouverneurs von Rom, in welchem er selbst in goldstrotzender Gala-Uniform sitzt; — gleich nach dem Gouverneur das Musikcorps der Pompiers, und hinter diesem ein langer Zug der Galawagen der Senatoren Roms mit dem: S.P.Q.R. auf den Kutschensitzen, das: Senatus Populus Que Romanus heißen soll, — von den malitiösen Römern aber als: Senato Povero Queroloso Rovinato gelesen wird. Vor und hinter diesen Wagen gehen die fedeli del Senato, die Dienerschaft des Senats, deren gelb und rothe Livréen und gugelhupfförmige Hüte stark an die Dienerschaft des Don Ranudo di Colibrados erinnern. In den Wagen selbst, die von einem Pompier-Spalier geleitet werden, sitzen die Senatoren und Kämmerlinge, alle den ersten Familien Roms angehörend, in reichen Uniformen. —

Nun, wo dieser mittelalterliche Zug vorüber ist, entbrennt die Confettischlacht mit neuer Wuth, — auf und ab fliegt der weiße Hagel, dazwischen im Bogenwurfe, wie Bomben, die Bouquets, — der ganze Corso ist ein langgestrecktes Schlachtfeld, auf dem Alles in lebhaftester Bewegung wirft, auffängt, lacht, schreit, neckt, zuruft; — am schlimmsten treiben es aber die Frauen, die in eine Art Werffieber gerathen, nicht oft und nicht schnell genug werfen können und oft, bei verschossener Munition, Alles, was ihnen unter die Hände kommt, das eigene Taschentuch, die feinen Glacéhandschuhe hinabschleudern.

Diese letzte Stunde bietet ein schönes, belebtes Bild, wenn auch die doppelte Wagenreihe der Equipagen mit den schönen Römerinnen jetzt ganz fehlt; — Laune, Humor und Uebermuth erreichen

jetzt die tollste Höhe und es wird ein Krieg Aller gegen Alle, wobei aber manchmal auch persönliche Malice oder nationales Vorurtheil die günstige Gelegenheit zur Rache auszubeuten verstehen.

So sah ich auch eine Schlacht Young Amerikas gegen Old England ausfechten und unsere Landsleute trugen den Sieg davon. Eine Gesellschaft von Engländern hatte sich nämlich den großen Balkon des dritten Stockes in einem Hause beim Palazzo Ruspoli gemiethet, und von dieser Höhe herab, wo sie selbst unangreifbar waren, übergossen sie nun die Damen auf allen tiefer liegenden Balkonen und Fenstern mit einem wahren Schloßenwetter von bohnengroßen Gypskugeln, die rothe Flecken auf der Haut zurückließen, wo sie unbeschützte Theile trafen. Vergebens winkten die Damen flehend und abwehrend hinauf, die Söhne Albions schleuderten immer größere Massen, und den Damen blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als die Balkone zu räumen und sich in das Innere der Zimmer zu retiriren. Unter den so Verjagten befanden sich auch ein paar Amerikanerinnen, die schönen Misses S. aus New-York. Mit beredten Worten, glühend vor Erregung und Unwillen, forderten die Damen ihre Begleiter, junge Amerikaner, auf, dem Unwesen John Bull's ein Ende zu machen. Diese, begeistert durch solchen Auftrag, schworen dem Nationalfeinde Rache, eilten hinab in den Corso, sammelten, was sie von Landsleuten finden konnten, und drangen nun in das Haus, in dessen drittem Stockwerke die Engländer ihre Festung hatten. Eine, durch einige Scudi beschleunigte Unterhandlung mit der Hausfrau führte bald zum Abschlusse eines Miethvertrages über das Hausdach. — Eben sind die Engländer im besten Werfen, da öffnen sich über ihnen die Dachluken und Mansardenfenster, die jungen Amerikaner erscheinen auf dem Dache, fassen hart an der Dachrinne Posto, kräftige Facchini reichen ihnen große Wäschkörbe voll Confetti zu, — jetzt ein Commando: Ready! fire! und zu gleicher Zeit werden alle die Wäschkörbe voll Gypskugeln auf einmal auf die Engländer ausgeleert, die erschreckt, verwirrt, betäubt, — unfähig, sich gegen diese Sündfluth, die unabläßig herabströmt, zu wehren, endlich vom Balkon in's Zimmer flüchten müssen, unter dem allgemeinen Jubel und Beifall der ganzen Nachbarschaft, die sich dieser Bestrafung insularischer Ungezogenheit herzlich freut. — Wie Mauern stehen die Amerikaner auf dem Dache, — die Facchini schleppen immer neue Körbe voll Munition herauf, — sowie ein Engländer

nur den Kopf auf den Balkon herausſtreckt, wird er von oben mit Gyps vollſtändig zugedeckt, und Jubel und Lachen ertönen von allen Seiten von unten herauf.

So wird John Bull unter ſtrenger Blokade von Brother Jonathan im Zimmer gehalten, bis das Kanonenſignal zum Ablaufen der Rennpferde von der Piazza del Popolo ertönt. Jetzt ſprengt ein Zug Dragoner in kurzem Galopp den Corſo hinab, um freie Bahn in der Volksmaſſe zu machen, die hinter den Reitern gleich wieder zuſammenfließt; — ein zweites Kanonenſignal, — die Dragoner kommen wieder den Corſo herauf, jetzt aber im geſtreckten Galopp, daß die Funken aus dem Pflaſter ſprühen, vor ihnen her rennt bellend und heulend ein verſprengter Hund, der, von den Roſſen gehetzt, nirgends ſeitwärts durch das dichte Menſchenſpalier ausbrechen kann und gezwungen vorwärts muß. — Und wieder iſt das Menſchengewühl hinter den Reitern in eine dichte Maſſe zuſammengefloſſen, aber das Werfen hat nun aufgehört, — Alles ſieht dem Kommen der Rennpferde entgegen, — jetzt das dritte Kanonenſignal, — die Menſchenmenge macht langſam eine Rennbahn frei, und da ſauſen ſie auch ſchon in Carrière daher, — acht muthige Berberroſſe, getrieben durch ihnen angehängte Stachelkugeln und große Blätter von Rauſchblech. Mit Blitzesſchnelle ſind ſie unter dem Schreien, Hetzen, Zurufen der Menge vorüber, hinter ihnen ſchließt ſich wieder der Menſchenknäuel; — die Roſſe haben die Piazza Venezia erreicht, ſind in der Via della Ripreſa eingefangen worden; — jetzt ertönt von allen Kirchen das Ave-Maria-Geläute, Balkone, Fenſter und Straßen leeren ſich, und eine Viertelſtunde ſpäter iſt Alles wieder in das gewöhnliche ruhige Gleis des Alltagslebens zurückgekehrt. Das aber iſt das Bild von einem jeden der ſieben Carnevalstage.

Am Aſchermittwoch.

Der letzte Carnevalsabend. — Römiſcher Straßenlärm. — Keine Betrunkenen. — Artigkeit der Polizei. — Equipagen und Masken. — La Corſa dei Dragoni. — Das Pferderennen. — Die Moccoli. — Improviſirte Feuersbrünſte. — Theater und Maskenbälle. — Die Faſtenzeit. — Die Aſchen-Ceremonie in St. Peter. — San Pietro in Montorio. — Acqua Paola. — Von Porta San Pancrazio. — Faſtenſpeiſen. — Stockfiſch und Broccoli in Oel.

Rom, 10. Februar 1869.

„Die Narren haben noch Montags und Dienſtags was Rechtes zuſammengelärmt," ſchreibt Goethe am 9. Februar 1788, — „beſonders Dienſtag Abend, wo die Raſerei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Faſten." — Das war der zweite Carneval, den Goethe in Rom mitmachte, und man ſieht, daß das tolle Faſtnachtstreiben bei ihm nicht ſonderlich in Gunſt ſtand. — Aber auch der erſte Eindruck war auf ihn kein günſtiger geweſen, und ein Jahr vorher, am Aſchermittwoch 1787, ſchrieb er: „Nun iſt der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter geſtern Abend waren noch ein toller Spectakel. Den Carneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, ihn je wieder zu ſehen. Was man dabei unangenehm empfindet, iſt, daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt und es ihnen am Gelde mangelt, das bischen Luſt, was ſie noch haben mögen, auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude." — Dieſes Urtheil Goethe's über den römiſchen Carneval gilt auch noch heute, — ja, iſt vielleicht noch treffender als damals. Es herrſchte an den beiden letzten Tagen und Abenden ein ungeheurer Lärm, aber es herrſchte keine rechte Freudigkeit, keine rechte Genußluſt, wie ich ſie wohl bei anderen italieniſchen Volksfeſten gefunden habe. Das mag wohl daher kommen, daß der hieſige Carneval kein italieniſches Volksfeſt mehr iſt, ſeitdem zu viele fremde Elemente ſich dabei betheiligten. Aber, wie geſagt, Lärm war genug und in den be-

lebteren Stadttheilen, wie z. B. am Corso, konnte man in den drei Nächten des Sonntags, Montags und Dienstags wirklich keine Stunde ruhigen Schlafes genießen. — Ueberhaupt ist Rom bei Nacht eine der unruhigsten Städte, und schon Winckelmann klagt in seinen Briefen aus Rom: „Unter den Sachen, die mir in Rom abgehen, ist der Schlaf. Bei Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. — Wenn ich schlafen will, ist es nöthig, mich beinahe zu besaufen.“ So arg ist es nun freilich nicht mehr, aber immer doch noch in Rom, bis lange nach Mitternacht, viel lebendiger und lärmender, als in deutschen Residenzen von gleicher Einwohnerzahl, und selbst als in Paris, wo um Mitternacht selbst auf den Boulevards schon Todtenstille herrscht, dagegen aber das Fahren, Rasseln, Lärmen der Marktwagen, Straßenreiniger und Anderer schon nach 3 Uhr Morgens anfängt. Allerdings giebt es auch in Rom ruhige Straßen, wie die auf den Höhen des Pincio und auf Trinita Dei monti liegenden, wo auch meistens die reichen Engländer ihre Zelte aufschlagen, aber am Corso und in den eigentlichen Verkehrsstraßen wird es selten vor 2 Uhr Morgens ganz ruhig, dafür dauert diese Ruhe dann aber auch bis 8 Uhr, denn das römische Leben fängt spät an und Kaffeehäuser, Läden u. s. w. werden erst gegen 8 Uhr aufgemacht. Außer den vielen bellenden Hunden und den alle Augenblicke sich wiederholenden Schlägen der eisernen Thürklopfer an den Hausthüren, mit denen Spätheimkommende den Einlaß zu erzwingen suchen, schlagen und läuten auch die Uhren und Glocken der vielen Kirchen die ganze Nacht hindurch so oft und so verschieden ihre Erztöne an, daß, wer nur irgend zur Schlaflosigkeit disponirt ist, leicht die ganze Nacht nicht dazu kommt, ein Auge zuzumachen. Die größte Landplage aber sind die Sänger, kunsteifrige Dilettanten, die, mit oder ohne Guitarre oder Mandoline, in stiller Nacht auf den Straßen umherziehen und im Vortrage von Liedern oder Bruchstücken aus Arien ihre Tenor- oder Baßstimmen erproben, ob dieselben nicht schon für einen Sänger bedürftigen Impressario einen Zehntausend-Francs-Klang erlangt haben. Diese nächtlichen Gesangsübungen scheinen hier, im Lande der Musik, zu den erlaubten Vergnügungen zu gehören, denn oft sah ich die Militär- und Polizei-Patrouillen, die Nachts die Straßen Roms durchziehen, an solchen Volontairsängern vorüberziehen, ohne diese in ihren vocalen und instrumentalen Leistungen zu stören.

Ist nun Rom ohnehin des Nachts nicht die ruhigste Stadt, so steigerten sich Lärm und Tumult in den letzten Carnevalstagen zu wahrhaft unglaublicher Höhe; — die Leute schrieen oft, als wenn sie einander ermorden wollten, und wenn man zum Fenster hinabsah, so handelte es sich um ein freundschaftliches Gespräch oder um eine unschuldige Neckerei.

Aber Eins steht fest und macht dem römischen Volke wie der Regierung Ehre: es kommen keine Excesse, keine Tumulte, keine Schlägereien und sonstigen Rohheiten vor. Ich habe in diesen acht tollen Carnevalstagen auch nicht einen einzigen Betrunkenen gesehen, und diese Mäßigkeit und Nüchternheit des Volkes, die man in Italien fast überall trifft, erklärt schon Vieles, — aber auch das Benehmen der Polizei- und der sonstigen Aufsichtsbehörden ist in jeder Beziehung als human und nachsichtig zu bezeichnen. Sobald die Regierung einmal die ihr nöthig erscheinenden Vorsichtsmaßregeln und Verbote in ihren überall angeschlagenen Verordnungen erlassen hat, greift sie in den Gang der Volkslustbarkeit so wenig als möglich ein. Ich habe die zahlreich vertheilte Polizei und Gensdarmerie nie anders, als vermittelnd und begütigend, gleich wirklichen Friedensrichtern, einschreiten, nie, wie wohl anderswo, in brutaler Weise Ordnung, oder vielmehr erst recht Unordnung stiften, und so viel ich auch in diesen Tagen umherstreifte, habe ich auch nicht eine einzige Verhaftung vornehmen sehen. Vieles mag daran liegen, daß die Leute nüchtern sind und sich mit vernünftigen, zurechnungsfähigen Menschen mehr durch freundliche Vorstellung und Ueberredung, als durch Gewalt ausrichten läßt, — allein im Allgemeinen ist das Benehmen der römischen Militär- und Polizeiwachen bei öffentlichen Festlichkeiten stets ein sehr artiges und anständiges, und sticht vortheilhaft gegen die polizeiliche Rohheit in Frankreich und auch in manchen Residenzen Deutschlands ab. — Die Officiere und die Mannschaft der den Corso auf und ab reitenden Carabiniers-Patrouillen bekommen manchen schweren Confettiwurf, so daß die Pferde, von den Kugeln, wie von Peitschenhieben getroffen, aufspringen und sich bäumen; aber ruhig und gelassen, ohne sich auch nur nach dem Werfer umzusehen, setzen die Reiter ihren Weg fort. Doch den glänzendsten Beweis dafür, wie ruhig man dem Volke selbst die Polizei bei öffentlichen Festen überlassen kann, wenn dieses Volk aus nüchternen und nicht aus betrunkenen

Menſchen beſteht, liefern die Pferderennen. Sollte man es in Paris oder in Berlin, Wien, London, ja ſelbſt in München, Stuttgart, Carlsruhe und anderen Städten für möglich oder für denkbar halten, daß in einer Straße, die kaum 40 Fuß Breite, an vielen Stellen auch bedeutend weniger hat, von der 4 Fuß auf jeder Seite von Stühlen und improviſirten Gerüſten weggenommen ſind und in deren Mitte ein dichtgedrängtes Gewühl von Menſchen und Wagen ſich bewegt, — daß in einer ſolchen Straße acht wilde und mit Stachelkugeln und Rauſchblech angeſpornte Pferde, ohne Reiter, zu einem tollen Wettrennen losgelaſſen werden konnten, ohne daß dieſe Straße erſt zuvor polizeilich geſäubert wurde? Gewiß nicht! und jeder Polizei-Director, dem man ein ſolches Anſinnen ſtellen wollte, würde das Verlangen für verrückt und unausführbar erklären, während hier in Rom dieſe Wettrennen auf dem Corſo an allen acht Tagen des Carnevals abgehalten werden, ohne beſondere Vorſichtsmaßregeln zu veranlaſſen, aber auch, — was für viele Polizei-Directoren noch viel wunderbarer klingen dürfte, — ohne Unglücksfälle zur Folge zu haben. Man überläßt hier eben dem Volke ſelbſt die Straßenpolizei bei ſolcher Gelegenheit und fährt ganz wohl dabei.

Laſſen Sie mich, um Wiederholungen zu vermeiden, Ihnen hier nur den Schluß des Carnevals ſchildern. Das Gedränge auf der Straße, die Beſatzung der Balkone und Fenſter bis zum Dache hinauf, war am Faſtnachtsdienſtage viel zahlreicher und bedeutender, als in den vorangegangenen Tagen; — das Confettiwerfen wurde mit Leidenſchaft betrieben, an manchen Stellen, wie z. B. beim Hôtel de Rome, beim Palazzo Ruspoli, hüllte der auf und abwärts geſchleuderte Gypsſtaub zeitweiſe die nächſte Umgebung in einen dichten Nebel. — Auch Masken waren zahlreich erſchienen, und die Maskirten bildeten diesmal ungefähr die Hälfte des auf dem Corſo verſammelten Carnevals-Publikum.

Allerdings machten dieſe Masken weder auf Witz und ſatyriſche Bedeutung, noch auf Schönheit oder Charakteriſtik der Coſtüme irgend einen Anſpruch; — außer den unzähligen beliebten Pierrots und Pulcinellos waren es meiſt nur Verkleidungen. Männer, die einen Frauenrock, ein großes Umſchlagetuch umgeworfen, eine Schürze vorgebunden, einen alten Damenhut aufgeſtülpt hatten, zogen mit der brennenden Cigarre im Munde daher, während

Frauen in ein Paar Pantalons geſchlüpft waren und Jacke und Hut des Bruders oder Geliebten angethan hatten, ſich in dieſer Tracht um ſo kühner der Luſt des Confettiwerfens hingaben. Bunt genug ſah das Maskengewühl aus, — Maleriſch-Schönes bot es nicht, als hie und da eine wirkliche oder nachgeahmte Bäuerin der Umgegend Roms, in dem hübſchen und kleidſamen Coſtüm der Bäuerinnen von Albano, Genzano, Arricia oder Velletri. Selbſt mehr Wagen hatten ſich diesmal eingefunden, — doch immer noch keine Equipagen, ſondern Miethwagen mit werfenden Masken in gewöhnlicher, ſchützender und verhüllender Verkleidung beſetzt, — nur ein einziger Wagen machte Anſpruch auf Beachtung: — es war dies ein mit vier ſchönen Pferden beſpannter Gerüſtwagen, auf dem ſich oben ein Canoe befand, in welchem nordamerikaniſche Rothhäute, tätowirt und geſchmückt, theils die Ruder führten, theils Confetti und Blumenbouquets auf Fenſter und Balkone ſchleuderten. Unter dieſem tollen Treiben, das mit jeder Stunde lebhafter ward, flog der ohnehin jetzt kurze Nachmittag ſchnell dahin, und Vielen zu früh ertönten plötzlich die drei erſten Böllerſchüſſe der Piazza del Popolo, das erſte Warnungszeichen des Pferderennens. — Auf dieſes Zeichen biegen alle Wagen, die ſich auf dem Corſo befinden, in die nächſte Seitenſtraße ab, ohne daß es einer beſondern Mahnung von Seiten der Gensdarmerieposten bedürfte, und nur die Fußgänger bleiben nun auf der Straße zurück. Werfen, Necken, Lärmen und Jauchzen dauern ungeſtört fort, ja werden trotz der nun bald kommenden Pferde noch lebhafter als zuvor.

Eine Viertelſtunde ſpäter donnern die Böller das zweite Zeichen, aber noch kümmert ſich Niemand auch um dieſes Warnungszeichen. Jetzt aber kommt der erſte Act des Pferderennens, die Corſa dei Dragoni. Zwei Dragoner, längs dem Trottoir der Straße zu beiden Seiten reitend, kommen nun von der Piazza del Popolo herabgeſprengt und machen eine Gaſſe in dem bunten Gewühl; ihnen folgen, auf etwa 50 Schritte Diſtanz, ein Officier und ein Zug Cavallerie, in breiter Front daherſprengend und, indem ſie das Publikum an die Häuſer drängen, die Bahn erweiternd. Aber kaum ſind ſie vorüber, ſo fließt hinter ihnen die Menge wie Queckſilber wieder zuſammen und das Werfen und Necken geht ſeinen Gang. Das Cavallerie-Piket, zu dem die beſten Reiter und Pferde gewählt werden, ſetzt indeſſen ſeinen Weg bis zur

Piazza di Venezia, dem Ende des Corso, fort, um sich zu vergewissern, daß kein Wagen oder sonstiges Hinderniß sich noch auf der Rennbahn befinde. Am Palazzo San Marco kehren die Dragoner um und sprengen nun in gestreckter Carrière den Corso wieder hinauf durch das Menschengewühl bis zur Piazza del Popolo zurück. Dieses im raschesten Fluge dahinsausende Reitergeschwader, vor dessen Herannahen sich der dichte Menschenschwarm zu einer Gasse aufthut, um gleich hinter den Reitern wieder zusammenzufluthen, das Zujubeln und Bravorufen der Menge, die an dem Wettstreite lebhaften Antheil nimmt, bilden eins der schönsten Schaustücke des Carnevals und werden nur von dem Rennen der Berberrosse selbst noch übertroffen. Dieses folgt nun unmittelbar; die drei letzten Böllerschüsse donnern los: die Schranken fallen, und die feurigen Rosse, noch durch einen letzten Peitschenhieb ihrer Stallknechte wie durch die ihnen angehefteten Stachelkugeln und Rauschbleche angefeuert und wild gemacht, stürmen nun den Corso hinab, auf das dichteste Menschengedränge zu; aber diese Menschen sind nüchtern und nicht betrunken, — mit Blitzesschnelle bilden sie eine Gasse, durch deren schreiendes, aneiferndes, jubelndes und pfeifendes Menschenspalier die Rosse hindurchjagen. Ueberall öffnet sich ihnen die Bahn erst, wenn man sie daherkommen sieht, überall auch schließt sich hinter ihnen wieder das Gedränge, bis sie über die Piazza di Venezia in das enge Gäßchen della Ripresa gelangen, wo die Kampfrichter aufgestellt sind und wo die schnaubenden Rosse von den bereiten Stallknechten leicht eingefangen werden. Die schönen im rasenden Jagen dahinsprengenden Pferde, unter deren Hufen, trotz der dick aufgestreuten Puzzolanerde, die Funken auf allen Seiten aus dem Pflaster stieben, der Jubel und die Aufregung des lebhaften Antheil nehmenden Publikums zu beiden Seiten der Straße wie auf den Balkonen und an den Fenstern machen die Pferderennen jedem Besucher des römischen Carnevals zum erfreulichsten Schauspiel und zur angenehmsten Erinnerung, um so mehr, als diese natürlichen (nicht durch trainirte Jockeys und andere Alfanzereien des Sports verhunzte) Pferderennen, trotzdem die Pferde fast ganz sich selbst überlassen sind, stets ohne alle Unfälle oder Störungen ablaufen. Der Preis für das erste am Ziel anlangende Pferd ist ein Pallium von Goldstoff und 360 Francs baar, der zweite Preis 150 Francs. Drei Schüsse verkünden das Anlangen und Einfangen der Pferde,

und nun dürfen die Wagen wieder in den Corso hineinfahren. Das Werfen hat aufgehört, dagegen treiben die Masken jetzt mit Tamborinos, Hörnern, Pfeifchen und heulendem Geschrei allerhand unharmonischen Unfug. Immer mehr Verkleidete kommen jetzt mit hereinbrechender Dämmerung auf die Straßen herab; auch die Nebenstraßen des Corso und besonders die in ihnen befindlichen Osterien und Cafés füllen sich mit Masken, die „mit wenig Witz und viel Behagen" ihr Hauptvergnügen darin finden, doch an diesem einen Tage im Jahre anders auszusehen, als an den übrigen 364 Tagen.

Jetzt wird es dunkel und die für diesen letzten Abend bestimmte Festlichkeit der Moccoli beginnt. Die Straßenlaternen am Corso sind sämmtlich abgeschraubt und an ihrer Stelle sind Pyramiden, Sonnen, Sterne und andere Apparate, aus kleinen Gasflammen gebildet, getreten, die Tageshelle über den ganzen Corso verbreiten. Zugleich bringen auf den Balkonen und an den Fenstern Damen und Herren einen oder mehrere angezündete Wachsstöcke (Moccoli) zum Vorschein und beide Häuserreihen der Straße erglänzen bald in einem Feuermeer; — auf der Straße unten sind die Moccoli nur spärlich vertreten, und die Equipagen, in denen ehemals schöne Frauen ihre Lichterchen und ihre Reize zur Schau trugen, fehlen jetzt ganz. Es handelt sich nun darum, den Anderen die Lichter auszublasen und das eigene Licht brennend zu erhalten, was unter dem Rufe: „Oh che vergogna! senza moccolo!" geschieht. Alle Mittel gelten, von den oberen Stockwerken werden durch Tücher, die an lange Stangen gebunden sind, den Bewohnern der unteren Stockwerke die Lichter ausgelöscht; — erwischen die unten nun die Stange, so zünden sie außer ihren Lichtern auch das Tuch an und schicken es so brennend seinem Eigenthümer zurück; dieser aber, um es zu löschen, schlägt es heftig gegen die Mauer, wobei brennende Fetzen herabfallen und die Chignons der Damen unten mit einer Feuersbrunst bedrohen, — oft gerathen dabei auch die Gardinen eines Balkonfensters in Brand; — Alles das stört den guten Humor der Lichtfreunde und Lichtfeinde nicht, und obwohl hier ein paar Tausend große Kinder höchst leichtsinnig mit dem Feuer spielen, ist doch trotz alles Mangels an polizeilicher Ueberwachung ebenfalls noch kein Unglücksfall vorgekommen.

Ein Stunde lang dauert die Moccolifreude, vom Ave-Maria-Läuten ($5\frac{3}{4}$ Uhr N.-M.) bis 1 Uhr Nachts ($6\frac{3}{4}$ Uhr Abends)

— dann verſchwinden alle die Tauſende von Lichterchen wie mit einem Zauberſchlage, ein Theil des Publikums verläuft ſich in die Theater, die heute zum letzten Male ſpielen und nun bis Oſtern geſchloſſen ſind, ein anderer beſucht den Maskenball im Apollo-Theater, — Viele holen jetzt erſt das verſäumte Pranzo (Mittageſſen) nach, — die große Maſſe der Masken und Carnevalsluſtigen aber bleibt auf dem Corſo und treibt hier, mit allerlei Jux und Spaß, auf und ab. So geht es fort bis Mitternacht, wo die Polizei die Luſtigen dann aufmerkſam macht, daß mit dem Schlage Zwölf der Aſchermittwoch und mit ihm die heiligen Faſten eingetreten ſeien, und daß es Zeit ſei, ſich nun ſtill und ruhig nach Hauſe zu begeben; — allein ſo ſchnell kann ſich die freudige Aufregung nicht legen; — kleinere Kreiſe bilden ſich noch in Cafés und Oſterien, — auch die Beſucher des Maskenballes und der Theater kehren jetzt erſt von ihren Vergnügungen zurück, und ſo füllen ſich die Straßen auf's Neue, und es dauert ziemlich bis 3, ja 4 Uhr Morgens, bis es wirklich ruhig und ſtill wird und die Faſtenzeit in ihre Rechte tritt.

Heute ward dieſe Zeit der Buße und Enthaltſamkeit in St. Peter feierlich eingeweiht; — der Papſt ertheilte den Cardinälen und hohen Würdenträgern der Kirche die feierliche Einäſcherung. Ich hatte gerade im „Café Greco" die Augsburger Allgemeine Zeitung geleſen, die ſich aus Florenz telegraphiren ließ: „Der Papſt iſt gefährlich krank; — die Regierung trifft alle Vorkehrungen für etwa mögliche Fälle." — Um ſo mehr freute es mich, den heiligen Vater in beſter Geſundheit wiederzuſehen und abermals einen Beweis für die Verläßlichkeit der jetzt graſſirenden Telegramm-Manie zu haben.

Die Ceremonie, bei der die päpſtliche Capelle wieder ihre vortreffliche Vocalmuſik vortrug, dauerte gegen zwei Stunden und hatte ein zahlreiches Publikum, beſonders von ſchwarzbekleideten und ſchwarzbeſchleierten Damen, meiſtens Fremde, herbeigezogen. Die Cardinäle hatten den Purpur abgelegt und trugen in dieſer Bußezeit das beſcheidene Violet. Auf dem Petersplatze wimmelte es von Equipagen, Livréen und Zuſchauern, die Sonne ſchien hell und warm, der Himmel war klar und dunkelblau, — es war überhaupt während der elf Carnevalstage das ſchönſte Frühlingswetter geweſen — und ſo zog es mich hinaus in's Freie.

Ich ſchlug mich alſo in die Büſche, d. h. durch den Borgo

San Spirito nach Traſtevere, und dort ſtieg ich hinauf nach San Pietro in Montorio, wo der heilige Petrus den Märtyrertod erlitt und man eine der ſchönſten Ausſichten auf Rom hat. — Der Tiberfluß mit der Brücke der Eiſenbahn nach Civita Vecchia, darüber hinaus die neu aufgebaute Paulskirche, — vorn der Scherbenberg, die Pyramide des Ceſtius und der cypreſſenbewachſene proteſtantiſche Kirchhof, — der Hügel des Aventin und hinter dieſem das Albaneſer Gebirge mit Monte Cavo und Frascati, dieſe Punkte bilden den rechten Flügel dieſes unvergleichlichen Panoramas, während in der Mitte der Palatin mit den Ruinen der Kaiſerpaläſte, das Coloſſeum, die Baſilica Conſtantin's und das Capitol von dem Sabinergebirge überragt werden, über das wieder die ſchneebedeckten Kuppen der neapolitaniſchen Berge hinter Paleſtrina emporſteigen. An obige Monumente ſchließen ſich nun Sta. Maria maggiore, der Quirinal-Palaſt, die Trajansſäule, der dunkelgrüne Monte Pincio an, indeſſen die Engelsburg, die hoch emporſteigende Kuppel von St. Peter und ganz im Hintergrunde der vielgezackte Mons Soracte den linken Flügel des Rundgemäldes bilden. Man kann ſich nicht leicht eine ſchönere Anſicht Roms denken als dieſe von San Pietro in Montorio. Nun ſteigt man auf der bequemen Chauſſee noch etwas höher und ſteht plötzlich vor der impoſanten Acqua Paola, dem Punkte, wo ſich die Waſſerleitung des Kaiſers Trajan, die ſo herrliches Waſſer aus dem See von Bracciano (35 Miglien von Rom) herbeiführt, in fünf mächtigen Strömen unter einem von antiken Marmorſäulen getragenen Portale in das rieſige Baſſin ergießt, aus welchem die Brunnen des Vatican und des Stadttheils über der Tiber geſpeiſt werden. Papſt Paul V., aus dem Hauſe Borgheſe, ließ die im Mittelalter ganz verfallene Waſſerleitung im Jahre 1611 wieder herſtellen und erwarb ſich dadurch ein großes Verdienſt um die armen Traſteveriner, die bis dahin mit dem Tiberwaſſer das böſe Fieber in ſich hineingetrunken hatten.

Auch von hier aus iſt die Ausſicht ſchön, und der nun folgende Spaziergang durch die Porta San Pancrazio hinaus und längs der von den Franzoſen unter Oudinot im Jahre 1849 zuſammengeſchoſſenen, jetzt wieder ganz hergeſtellten Stadtmauer hin, bis zur Porta Portenſe ausgedehnt, war, obgleich ich auf der ganzen langen Strecke auch nicht einer menſchlichen Seele begegnete, doch höchſt genußvoll und gewährte mir in ſtiller Beſchaulichkeit eine

recht freundliche und frühlingsahnende, durchaus nicht aſchermittwochliche Stimmung, die ſelbſt dann nicht weichen wollte, als ich in der Goethekneipe am Theater des Marcellus des Faſttags wegen nur Stockfiſch und in Waſſer abgekochtes Gemüſe als Mittags-Speiſekarte vorfand. — Den trefflichen Wein von Genzano hat jedoch kein Faſten-Edict verboten, und ſo tröſtete ich mich mit einem Foglietta vom Beſten und würgte den kalten Stockfiſch mit dem kalten Broccoli, — beides nur durch Citronenſaft und Baumöl gewürzt, mit heroiſcher Reſignation hinunter. Morgen werde ich mich an Fleiſchſpeiſen zu entſchädigen wiſſen, denn dieſe ſtrenge Abſtinenz, die ſelbſt den Genuß der Eier und der Butter verbietet, gilt nur für acht beſondere Tage der Faſtenzeit, — und unter dieſen befinden ſich der Aſchermittwoch, die letzten vier Tage in der Charwoche und zwei andere, an denen man in den gewöhnlichen Speiſehäuſern ſelten etwas Genießbares zum Eſſen findet.

Doch das iſt nun auch überſtanden, — meine Kaffeemaſchine ſingt über der Spiritusflamme, und während ich mir dieſen braunen Tröſter in unfreundlicher Faſtenzeit, den duftenden Mocca, bereite, zu dem eine geſchwärzte feine Cigarre mich für alles Ungemach des heutigen Diners entſchädigen ſoll, ſchreibe ich dieſen Brief an Sie zu Ende. — Was wißt Ihr Glücklichen drüben von Faſten-Edicten? Weiß man ja doch in Amerika nie, wann Faſtnacht und wann Faſten iſt, — oh Ihr Heiden! ich, der ich am Aſchermittwoch kalten Stockfiſch mit Broccoli gegeſſen, ich blicke jetzt mitleidig auf Euch Arme, Verirrte! herab. Beſſert Euch, ehe es zu ſpät wird! Aber vor Allem laßt erſt Eure Puritaner und Mucker, die gegen jede Unterhaltung, ſelbſt gegen den Beſuch unſchuldiger Concerte und Opern eifern, und denen ein Walzer eine Todſünde iſt, von der katholiſchen Kirche in Rom lernen, wie man dem Volke die weltliche Feſtluſt, mit eigener Entſagung, gönnen, — wie man dem heitern Lebensgenuſſe auch ſeine Rechte einräumen und dabei doch von den Rechten der Kirche nichts vergeben kann. — Wenn ich fromm ſein müßte, ſo wollte ich doch lieber katholiſch-fromm ſein, als muckeriſch und pietiſtiſch! Dixi!

Napoleon's Kaiserpaläste.

Rom wird still. — Exodus der Fremden. — Beleuchtung des Colosseums. — Großes Feldmanöver der päpstlichen Armee. — Die Fastenpredigten. — Der Palatin. — Roma quadrata. — Napoleon's Ausgrabungen. — Cavaliere Pietro Rosa. — Der Palast des Augustus. — Die Tempel. — Villa Mills. — Die alte Stadtmauer. — Auf der Warte des Auguriums. — „Die Adler fliegen!" — Griechenland hat nachgegeben.

Rom, 14. Februar 1869.

Rom fängt jetzt an, sehr still zu werden; — um so besser für den, der seine Herrlichkeiten mit Muße und Ruhe genießen will, ohne von dem hin und her rauschenden, plappernden und schnatternden Touristenschwarm immerfort gestört zu werden. Die Theater sind alle geschlossen, und die Opern- und Schauspielgesellschaften, die in Italien noch keine bleibende Ruhestätte haben, sondern Jahr aus Jahr ein mit dem Thespiskarren durch's Land ziehen, haben sich nach allen anderen Städten der Halbinsel zerstreut. Die bis jetzt vollgepfropften Hôtels leeren sich, täglich rollen mit riesigen Koffern und Putzschachteln bepackte Wagen dem Bahnhofe zu, denn die reichen Engländer, Russen, Amerikaner und sonstige Forestieri verlassen nun das stille Rom, um sich nach Florenz oder Neapel zu begeben, wo sie Theater und Unterhaltungen aller Art und eine laxere Observanz der Fastenzeit finden. Erst kurz vor der Charwoche kehren sie wieder nach Rom zurück, um dann den Ceremonien der Santa Settimana, der Fußwaschung, dem Miserere und den Improperien der Sixtinischen Capelle, dem Oster-Hochamte des Papstes, der Kuppelbeleuchtung der Peterskirche und der weltberühmten Girandola beizuwohnen. So schreiben es Mode und Tradition diesen Zugvögeln vor, und da es nichts Langweiligeres giebt als gelangweilte Reisende, so kann unsereins froh sein, daß Rom von ihnen befreit wird. — Am letzten Donnerstage fand noch eine nächtliche Beleuchtung des Colosseums mit bengalischem Feuer statt, die unter großem Zulauf der Fremden und vom schönsten Frühlingswetter begünstigt vor sich ging, — aber meinen Erwartungen, wenigstens in Hinsicht der Wirkung, nicht entsprach.

Ich ziehe den Anblick dieſer mächtigen Ruinen in ſchöner Vollmondbeleuchtung dieſen künſtlichen Flammen bei Weitem vor, die doch nur blenden, verwirren und beim Verlöſchen die Dunkelheit noch dunkler machen, ſo daß die Menge, halb erblindet, nur mühſam und tappend den Rückweg über das holprige antike Pflaſter der Via triumphalis findet und erſt am Fuße des Capitols wieder zu civiliſirter Gasbeleuchtung und Orientirung des Heimweges gelangt.

Am Freitag war Feldmanöver der Garniſon Roms an der Straße nach Civita Vecchia vor der Porta San Pancrazio; — ein paar Hundert elegante Equipagen mit der Elite der nobeln Damenwelt und ungeheure Schaaren ſchauluſtiger Römer und Fremder hatten ſich hinausbegeben, um dem hier ſeltenen militäriſchen Schauſpiele beizuwohnen. Infanterie, Cavallerie und Artillerie, in zwei Corps getheilt, ſtellten die Einen den Angriff eines Feindes gegen die Rom dominirenden Höhen von Maginanella vor, während das andere Corps die Poſition vertheidigte und den Feind zurückdrängte. Ich habe mich ſchon einmal in dieſen Briefen anerkennend über die kriegeriſche Haltung und die Manövrirfähigkeit der päpſtlichen Armee ausgeſprochen und kann dieſes günſtige Urtheil heute nur beſtätigen. Die aus Söhnen aller Nationen der Welt zuſammengeſetzten päpſtlichen Truppen bilden ein ſchön uniformirtes, gut bewaffnetes und trefflich exercirtes Corps, deſſen Eingreifen bei einem etwaigen Kriege in Italien einſt nicht ohne Bedeutung ſein wird. — Die Evolutionen wurden raſch und präcis ausgeführt, das Schnellfeuer mit den Hinterladern ließ nichts zu wünſchen übrig, die Cavallerie machte einige glänzende Chargen und die Artillerie zeichnete ſich durch Gewandtheit im Abprotzen und der Wiederbeſpannung der Geſchütze, raſche Bewegungen und Poſitionseinnahmen und ſchnelles Feuern aus. — Es waren ungefähr 5000 Mann ausgerückt, die nach beendigtem Manöver Abends noch über den Petersplatz defilirten und dann in ihre Kaſernen einrückten. — Der ſonſt ſo beliebte Corſo war an dieſem Nachmittage ganz leer, die ganze ſchöne Welt war zum Manöver hinausgefahren.

Das waren ſo ziemlich die letzten Vergnügungen für die ſcheidenden Fremden; dieſe packen nun ein und dampfen fort, während hier die Quareſima in ihre vollen Rechte tritt und in allen Kirchen Roms die Faſtenpredigten beginnen. Sämmtliche Faſtenprediger —

und es werden zu dieser Function die begabtesten und gewandtesten Kanzelredner ausgesucht — wurden nach altem Gebrauche erst vom Papste empfangen, der ihnen seinen Segen ertheilte, um sie zu dieser wichtigen Arbeit zu kräftigen.

Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, eine dieser berühmten Fastenpredigten zu hören, werde aber sicherlich die nächste Gelegenheit nicht versäumen, die Beredsamkeit des modernen Rom kennen zu lernen. Vor der Hand hatte ich noch Anderes im Kopfe, und dies war der schon bei meinem ersten Aufenthalte ungern verschobene Besuch der Ausgrabungen der Kaiserpaläste auf dem Palatin.

Auf der nordwestlichen Höhe des Palatin-Hügels lag das ursprüngliche Rom, die Roma quadrata der Sagenzeit des Romulus, — jenes von einer massiven Steinmauer umgebene nicht übergroße Viereck, das als Asyl für die Flüchtlinge, Verbannten und Mißvergnügten aller umwohnenden Völker angeblich von Romulus eröffnet ward, und wo der Grund zu der später die halbe Erde beherrschenden Weltstadt Rom gelegt wurde. Hier wohnten die ersten Könige Roms, hier waren später die Wohnhäuser Cicero's, Clodius', Julius Cäsar's, — hier erbaute Augustus die erste kaiserliche Residenz, und nach ihm errichteten Tiberius, Caligula, Nero, Domitian, Heliogabalus und Septimus Severus hier ihre prachtvollen Kaiserpaläste, — diese Wunderbauten der alten Welt, von deren Glanz, Pracht und Reichthum die alten Schriftsteller nicht genug zu erzählen wissen. So ist der Palatin die classischste Stätte des alten classischen Rom, und an jeden Fleck Erde, an jeden Stein knüpfen sich hier die größten historischen Erinnerungen. Jahrhunderte lang nach dem Untergang des römischen Reiches standen noch diese Prachtbauten, mehr oder minder erhalten, da, und die byzantinischen Kaiser, wenn sie Rom besuchten, ja noch deutsche Könige auf ihren Römerzügen, wohnten in diesen Palästen der Cäsaren und blickten hinab auf die Tempel und Monumente des Forum Romanum, das noch Carl der Große in seiner vollen Pracht und Herrlichkeit sah. Dann kam das Mittelalter und mit ihm die unaufhörlichen Kämpfe und Fehden der römischen Barone, die aus den Monumenten des Alterthums sich Festungen und Forts machten oder sie gar als Steinbrüche benutzten, — zerstört ward, was die Päpste, die aus den Marmorsäulen, Architraven, Wandbekleidungen und dem übrigen architektonischen Reichthum der

Cäsaren-Paläste ihre vielen Kirchen bauten, — noch übrig gelassen hatten; bald war der ganze Palatin nur noch ein wüster Trümmerhaufen, Erde lagerte sich auf den Ruinen, und wie das Forum zum Campo vaccino, zur Kuhweide, umgewandelt ward, legten arme Bauern ihre dürftigen Gemüse- und Weingärten auf dem Erd- und Trümmerschutt des Palatin an.

Reisebeschreiber des vorigen Jahrhunderts erzählen, wie sie forschend in diesen Weinbergen umhergeklettert, eine reiche Ernte von Marmorfragmenten, alten Münzen, Lampen und Anticaglien gefunden, aber auch oft um ein Haar in tiefe unterirdische Gewölbe hinabgestürzt wären, die sich überall unter diesen Weinbergen hinzogen und da und dort unter Gestrüpp und Gras verrätherische Oeffnungen hatten, die in ungekannte Tiefen führten. Der bedeutendste Theil des Palatin kam in den Besitz der Familie Farnese, die mit ihrer gewohnten Prachtliebe auf diesen Hügeln schöne Gärten im altfranzösischen Styl anlegte, — der übrige Theil des Berges war in mehrere Weinberge getheilt, die theils den Spadas, theils geistlichen Gemeinschaften gehörten. In den Jahren 1720 bis 1726 wurden hier Ausgrabungen vorgenommen, durch die man schöne Mosaik-Fußböden, kolossale Basaltstatuen, sehr schöne Säulen aus den seltensten und kostbarsten Marmor-Arten, Basreliefs u. s. w. zu Tage förderte; — allein diese Aufgrabungen wurden bald wieder eingestellt; — die Villa Spada ging in den Besitz der Salesianerinnen-Nonnen über und ward dadurch für Jedermann unzugänglich, — Alles blieb im alten Zustande, und noch vor zehn Jahren ließ sich von allen diesen berühmten Palastbauten der Kaiserzeit nicht das Geringste über ihre Lage, Eintheilung und Form auch nur mit einiger Bestimmtheit angeben. Die Farnesischen Gärten waren mit allen anderen Besitzungen der Farneses nach dem Aussterben dieser Familie an den verwandten König von Neapel übergegangen, der sie, sowie die Farnesina, Palazzo und Villa Farnese, schmachvoll verfallen ließ. Da kam das Jahr 1860; Garibaldi und das italienische Einheitsgefühl stürzten die Bourbons von dem Throne Neapels, und Franz II., der zu seinen Restaurations-Plänen Geld brauchte, vermiethete die Farnesina *auf neunzig Jahre* an einen Engländer, verkaufte, was ihm an Kunstgegenständen noch disponibel war, und schlug auch die Farnesischen Gärten (1861) an den Kaiser Napoleon los.

Mit diesem Ankaufe durch den Kaiser der Franzosen begann nun eine neue Epoche, eine erfreuliche Auferstehungszeit für diesen so merkwürdigen Trümmertheil Roms. Mit anerkennenswerther Liberalität ließ der Kaiser jene großen Ausgrabungen nach einem systematischen Plane beginnen, die noch heute fortgeführt werden und deren Leitung er dem berühmten Architekten und Alterthumskenner Cavaliere Pietro Rosa übertrug. — Die Oertlichkeiten der verschiedenen Kaiserpaläste sind dadurch nun mit ziemlicher Gewißheit festgestellt, und außerdem haben die Ausgrabungen auch schon viel Werthvolles an's Licht gebracht. — Die Arbeit war keine leichte, denn der Schutt und die Gartenerde lagen auf den meisten Stellen bis zu einer Höhe von 20 bis 24 Fuß, und bei den Unterbauten, die nach dem Wegräumen zu Tage traten, mußte Vieles erst untermauert und gestützt werden, ehe man weiter arbeiten konnte. Jetzt, nach achtjähriger Arbeit, ist der größte Theil der Ruinen der Kaiserpaläste bloßgelegt und das Geleistete gewährt einen erfreulichen Ueberblick. — Tafeln bezeichnen jede Stelle und enthalten nebst der Angabe der Baulichkeit, die da gestanden, auch noch die betreffenden Beweisstellen aus den classischen Werken der römischen Literatur. Jeden Donnerstag ist der Eintritt für Jedermann, ohne Erlaubnißschein und ohne Trinkgeld, gestattet, — man schreibt am Eingange seinen Namen in das aufliegende Fremdenbuch und geht, wandert, bleibt, wo man will und so lange man will. An allen übrigen Tagen sind die Farnesischen Gärten geschlossen und selbst auf Empfehlungen und hohe Trinkgelder nicht zugänglich, — wie dies umgekehrt bei den meisten anderen Sammlungen Roms der Fall ist, wo man die allgemeinen Einlaßtage gern vermeidet, dagegen an den geschlossenen Tagen sich lieber den Eintritt mit einem ganzen oder halben Franc erkauft.

Ein Theil der Farnesischen Gärten, besonders der am Eingange, ist noch erhalten und wird wohl auch geschont werden; — ein anderer Theil, der sich auf den Substructionen des Palastes des Tiberius befindet, kann ebenfalls erhalten bleiben, da man von unten in diese mächtigen Unterbauten eingedrungen ist und sie durch nach oben geschlagene Luftlöcher beleuchtet hat. Dieser Theil der Gärten, der auch das Augurium trägt, die hohe Warte, von der aus die Auguren den Vogelflug und die Gewitter beobachteten, um darauf ihre Prophezeiungen zu gründen, gewährt auch die herrlichste Rundsicht auf das alte und neue Rom, und

man kann Stunden lang in den üppigen, immer grünen Anlagen des Gartens ſitzen und träumend und ſinnend hinabblicken auf das ewige Rom. — Ganz freigelegt iſt der Palaſt des Auguſtus, der, nur freilich in koloſſalem Maßſtabe, ganz dieſelbe Eintheilung der Räume zeigt, wie man ſie in den römiſchen Wohnhäuſern Pompejis ſieht. Dieſer Auguſtus'ſche Bau ward von den Kaiſern Veſpaſian und Domitian bedeutend erweitert und verſchönert, und Plan und Anlage des Ganzen, ſowie das Wenige, was noch von der reichen Ausſchmückung erhalten blieb, zeigen, wie großartig und prachtvoll dieſe Beherrſcher der alten Welt bauten. Man tritt in dieſen Bau durch das Tablinum, einen großen Saal mit ſieben Thüren und zehn Niſchen, in denen Bildſäulen ſtanden, — daneben war die Baſilica Jovis, eine eben ſo große Halle, in welcher die Kaiſer ſelbſt Recht ſprachen; — auf der andern Seite ſtößt an das Tablinum das große Lararium mit einem Altar für die Hausgötter. Dieſen drei Gemächern ſchließt ſich ein allen dreien an Größe gleichkommender Hof, umgeben von einer Säulenhalle, an, das Periſtylium, in deſſen Mitte ſich ein Waſſerbaſſin und Springbrunnen befanden. Um das Periſtylium herum liegen die Gaſt- und Geſellſchaftszimmer, und hinter dieſen die Zimmer der Dienerſchaft. Nun folgt, jenſeits des Periſtylium, der große Speiſeſaal, bei den römiſchen Schriftſtellern Coenatio Jovis genannt, ein Saal von 150 Fuß Länge bei 120 Fuß Breite, mit reichen Fußboden-Moſaiken, Säulenſchmuck und Marmor-Bekleidung der Wände. Bäder und ein von Säulen getragener Porticus ſtoßen an den Speiſeſaal und führen zu der berühmten palatiniſchen Bibliothek und zu der für Vorleſungen beſtimmten amphitheatraliſch gebauten Academia, — vor der ein mit Marmorplatten belegter Platz die Ausſicht auf den am Fuße des Palatin liegenden Circus maximus und die darin abgehaltenen Wagenrennen und Spiele bot. — Und dies iſt nur einer der Paläſte des Palatin, — außer ihm aber trug dieſe Höhe nebſt den großen auch bereits ausgegrabenen Tempeln des Jupiter Stator und des Jovis Propugnator noch die eben ſo großen Paläſte des Tiberius, Caligula, Domitian und endlich einen Theil von Nero's, von dreitauſend Marmorſäulen getragenem, goldenem Hauſe.

Und was liegt noch Alles unter Schutt und Erde begraben, — nicht nur in den Farneſiſchen Gärten, ſondern hauptſächlich auch in der zum Nonnenkloſter umgewandelten Villa

Spada (Villa Mills) und im Weinberge des Collegio Inglese Was dort davon zu Tage steht, zeigt, welche Schätze unter der Erde verborgen liegen und der Ausgrabung harren. Vor der Hand ist aber daran nicht zu denken, denn außer den Ausgrabungen, die der Kaiser Napoleon, und jenen, die der Papst unten an dem Tiberflusse, im Süden der Stadt, machen läßt, scheint jetzt in Rom Niemand Geld und Lust zu archäologischen Forschungen zu haben, und so mögen ungeahnte Kunstschätze noch Jahrhunderte lang im Schooße der Erde ruhen bleiben.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht ein bei diesen Napoleonischen Ausgrabungen zu Tage gefördertes Stück der ältesten Stadtmauer Roms, die, aus unbehauenen, ohne allen Mörtel oder Klammern auf einander gefügten großen Steinen bestehend, einst das Ur-Rom, die Roma quadrata, umschloß; auch eins der ältesten Thore Ur-Roms, Porta Mugionis, liegt hier. Doch was sollen meine Worte, dem Leser können sie doch kein Bild von der alten Sagen- und Wunderwelt geben, die ihn hier auf Schritt und Tritt umfängt. Hier muß man ganze Tage zubringen und denken und dichten; im Angesicht dieser Trümmer muß man die Kaiser-Biographien des Suetonius, muß man den Tacitus lesen, und man bekommt dann erst einen rechten Begriff von der römischen Geschichte, wie sie jene Männer im Schatten dieser Paläste niederschrieben. Mit dem größten Genusse habe ich hier in Rom des trefflichen Mommsen römische Geschichte gelesen und wieder gelesen, und wenn sie auch so manche liebgewordene Illusion unserer Jugend zerstört, bleibt sie doch das Buch, das ich jedem Besucher Roms vor allen anderen zu lesen empfehlen möchte.

Als ich auf der Warte des Auguriums stand, sank die Sonne hinter dem Janiculus hinab, die mächtige Kuppel der Peterskirche mit ihren letzten Strahlen vergoldend, — oben am blauen Firmamente rauschte ein großer Adler mit gewaltigem Flügelschlage von Osten her und nahm seine Richtung der scheidenden Sonne zu. Unten in Rom bimmelten und läuteten die Kirchenglocken einen Sieges-Päan. Ich stieg hinab und dachte nach über das Omen und wie es unsere Auguren wohl deuten würden. — Da ward eben der Osservatore Romano ausgetragen, — ich kaufte ein Exemplar — und siehe da! da stand's unter den neuesten Telegrammen: „Griechenland hat nachgegeben; — Graf Walewsky kehrt mit der befriedigendsten Antwort des neuen grie-

chiſchen Cabinets auf die Declaration der Conferenz nach Paris zurück.“ Hoſianna! das Omen iſt erfüllt, — die Diplomatie hat geſiegt, der Weltkrieg iſt noch einmal vermieden, — die Börſenmänner ſingen Te Deum, — das war der Adler, der von Oſten nach Weſten flog und über die Napoleoniſchen Ausgrabungen dahinzog. — Noch einmal bleibt es Friede, weil — nun weil das kleine Griechenland gegenüber den ſechs Großmächten nachgegeben hat; — noch einmal iſt der „kranke Mann“ vom Tode gerettet worden. — Auf wie lange? Wahrhaftig, wenn man den Zeitungsjubel über Griechenlands Nachgiebigkeit lieſt, möchte man ausrufen: „Tant de bruit pour une omelette!“

Römiſche Faſtenzeit.

Schönes Wetter. — Blumenflor. — Ein Camellienkorb. — Ein doppelter Frühling. — Villa Albani. — Ein ehemaliger Bankier. — Claſſiſcher Boden. — Mythiſche Geſchichte. — Crivelli's Todesſtätte. — Alte römiſche Mauer. — Spaziergang um die Stadt. — Ochſen im Anzuge. — Die wilde Jagd. — Ein römiſches Begräbniß. — „Hier wird gefreit und dort wird begraben.“

Rom, 18. Februar 1869.

„Wenn die Witterung dem Unternehmen günſtig iſt,“ heißt gewöhnlich die Redensart auf den Ankündigungen der Feuerwerks-Productionen, Ballon-Aufſteigungen und anderer ähnlicher Spectakel. Aber auch zu dem ſtillen, beſchaulichen Genuſſe, den Rom in der ruhigen Faſtenzeit bietet, iſt die Gunſt der Witterung nöthig, und es mag wohl nichts Unleidlicheres geben, als hier, in Mitte aller dieſer Kunſtſchätze und Naturſchönheiten, durch anhaltendes Regenwetter in ſein Zimmer gebannt zu ſein. Ich habe es auch in dieſer Hinſicht ſehr glücklich getroffen; ſeit 1. Februar bin ich wieder in Rom, und während dieſer achtzehn Tage war der Himmel blau und auch nicht von einem Wölkchen getrübt, die Frühlingsſonne ſtrahlte hell und warm auf die mächtig erwachende Natur

herab; — alle Obstbäume stehen in reichster Blüthe, und selbst die nordischen Waldbäume, die seit dem December ihr Laub abgeworfen hatten und mit ihren nackten Aesten und Zweigen unter den immer grünen Lorbeeren, Pinien, Cypressen, Palmen, Taxus u. A. eine gar traurige Rolle spielten, — bedecken sich schon mit Tausenden von Knospen, aus denen hie und da die ersten Blättchen neugierig hervorgucken. Jungen mit den herrlichsten Veilchensträußen bieten diese bereits auf allen Straßen an, und die Blumenhändler an den Ecken haben reiche Vorräthe an Narcissen, Jonquillen, Hyacinthen, Stiefmütterchen, Primeln und Ranunkeln ausgelegt, der prächtigen, vielfarbigen Camellien, der eigentlichen Winterblume dieses Landes, gar nicht zu gedenken. — Blumenbouquets muß man hier sehen — von solchem Reichthum und solcher Pracht, dabei so sinnig und künstlerisch schön zusammengestellt, habe ich sie noch nirgends erblickt. Und das in der Mitte des Februar und nicht etwa als hors d'œuvres auf einer Gartenbau- oder Blumen-Ausstellung, sondern an allen Straßenecken. — Ich sah gestern ein solches Monstre-Bouquet in der Via di Condotti; — es war ein zierlich geflochtener runder Korb von der Größe eines vorderen Wagenrades mit breitem, sich darüber erhebendem Bogenhenkel. Am Boden des Korbes war feuchter Sand, und auf dieser die Pflanzen ernährenden Unterlage wölbte sich nun ein wirklicher Berg der schönsten Blumen im symmetrischen Farben-Arrangement empor. Einen wahren Reichthum der schönsten Camellien enthielt der Korb, eine vollständige Musterkarte aller Varietäten dieser reizenden Blume, die man in Paris in der Carnevalszeit mit 5 bis 10 Francs das Stück bezahlt, — außerdem eine Fülle anderer herrlicher Blumen und alle, selbst die kleinsten Zwischenräume zwischen den größeren Blumen waren mit unzähligen Veilchensträußchen ausgefüllt, — selbst der große Bogenhenkel des Korbes war mit einer Guirlande von Epheublättern bedeckt, aus deren Unterlage sich über dreißig der schönsten Camellien erhoben. Ich fragte den Mann, was ein solcher Korb koste: „Trenta franchi!" lautete die Antwort. Hätte ich ihm 20 Francs dafür geboten, so hätte ich das Meisterwerk auf dem Halse gehabt, — um 25 gewiß. — Als ich später wieder die Straße hinabging, wurde der Wunderkorb gerade in eine Equipage hineingehoben, die von der täglichen Corsofahrt zurückkehrte. Es war eine englische Familie, die dieses Füllhorn der Blumengöttin gekauft hatte. Was ist auch

ein Pfund — lumpige zwanzig Schillinge — für einen englischen Lord, dem daheim auf seiner Nebelinsel seine Treib- und Gewächshäuser jährlich vielleicht 5- bis 600 Pfund kosten, ohne ihm je so viele und so schöne Camellien zu bringen, als dieser einzige Korb enthielt. — Auch hält die Farbenpracht eines solchen Korbes wohl an vierzehn Tage an, — so versicherte mich wenigstens der Blumenmann, nur müsse man die Blumen an jedem Abend mit frischem Wasser besprengen und von Zeit zu Zeit den Sand unten etwas anfeuchten. — Wie gesagt, was ist ein Pfund für solchen Schmuck des Empfangs-Salons auf vierzehn Tage.

Aber auch draußen im Freien wird es schon schön, — überall deckt schon frisches grünes Gras den Boden, und zahllose Ringelblumen schmücken den Rasenteppich. Die Vögel zwitschern und singen in den Bäumen und Hecken, auf den Feldern steht die junge Saat schon wogend da, und wer heute über zwei Monate nach Deutschland reiste, könnte in einem Jahre zweimal den Frühling feiern, — den römischen im Februar und März, den deutschen im Mai.

Solch' heiteres Frühlingswetter lockt denn auch unwiderstehlich zu Ausflügen aller Art, und da für größere Excursionen die Tage noch zu kurz sind, so bieten Spaziergänge vor den Thoren und längs den alten Stadtmauern Roms hin jeden Tag etwas Neues. Gestern zog es mich wieder hinaus; ich stieg den Hügel des Quirinal hinan und schritt zur alten Porta Salara hinaus, die in das Land der Sabiner führte. — Gleich rechts an der Landstraße liegt die prachtvolle Villa Albani, wo einst der große Heide Winckelmann unter den reichen Sculpturschätzen des kunstsinnigen Cardinals Albani so recht in seinem Elemente lebte und die traurigen und kümmerlichen Schulmeisterjahre in Deutschland gern vergaß. Zwar die herrlichen Kunstschätze, die Winckelmann künstlerisch ordnete und beschrieb, sind nicht mehr da. Napoleon I. schleppte gegen 300 der schönsten Statuen aus dieser Villa nach Paris, und als 1815 die Alliirten die Rückgabe aller geraubten Kunstschätze erzwangen, wollte der Erbe des Cardinals Alessandro Albani, der nunmehrige Cardinal Giuseppe Albani, die allerdings hohen Transportkosten für die Rückschaffung nach Rom nicht daran wenden und ließ sie in Paris verkaufen. Ein Theil derselben befindet sich in der Münchener Glyptothek; — aber noch immer ist die Villa Albani, theils durch neue Ankäufe, theils durch das da-

mals Gebliebene, reich an antiken Sculpturen und sonstigen Kunstschätzen. An einen Eintritt in die Villa war diesmal nicht zu denken, denn seitdem der Fürst Torlonia sie angekauft hat, ist sie nur an einem einzigen Tage der Woche, am Dienstage, und da nur von 12 bis 4 Uhr zu besuchen, und die schriftliche Erlaubniß dazu muß man sich erst im Palazzo Torlonia oder bei des Fürsten Nachfolgern in seinem früheren Bankgeschäfte, den Banquiers Spada, Flamini u. Co., einholen. — Der Fürst, dessen Großvater noch auf den Straßen Roms hausiren ging, ist jetzt nicht nur Herzog von Bracciano und vielfacher Millionär, sondern auch Besitzer zweier der schönsten Paläste Roms, der Villa Torlonia und Albani, und der zwei großen Operntheater Apollo und Argentina, seiner vielen anderen Landgüter, Weinberge und Stadthäuser gar nicht zu erwähnen. — Das Bankgeschäft, das er bis vor wenigen Jahren betrieb und dem er seinen kolossalen Reichthum verdankt, hat er nun ganz aufgegeben und lebt als Grand Seigneur.

Ich begnügte mich daher heute mit einem Blicke durch das große Gitterthor der Einfahrt auf die prachtvolle, palastgleiche Villa und den von der Einfahrt in drei Wegen strahlenförmig auslaufenden, mit antiken Sarkophagen und Statuen geschmückten Garten. Am Ende des mittelsten Weges ragt Winckelmann's Büste hervor, vom kunstsinnigen Könige Ludwig von Baiern hier aufgestellt. — Ueber den weitläufigen Garten hinaus sieht man auf die schöne Straße vor der Porta Pia, mit den uralten Kirchen S. Agnese und S. Constanza, und hinter diesen lag, von der Abendsonne beleuchtet, der Monte Gennaro und das malerische Monticelli mit seinem Castell und Kloster in der Nähe Tivolis. — Nur ungern schied ich von dem herrlichen Panorama, das sich hier vor dem entzückten Auge ausbreitet, — dann aber ging es rüstig weiter zwischen den, leider! überall um Rom die Landstraße zu beiden Seiten einschließenden hohen Mauern der sich folgenden Villen und Weingärten bis zum Fluß Anio der Römer, der jetzt Teverone heißt.

Hier ist classischer Boden; hier lag das Rom feindlich gesinnte Antemnae, das schon Romulus zerstörte; hier fochten die Römer die blutigsten Kämpfe in den ersten Jahrhunderten nach Erbauung der Stadt gegen die feindlichen Bewohner der mächtigen Städte Fidenae und Veji, — hier wurden die Gallier zweimal geschlagen,

und etwas weiter lag die Villa des freigelaſſenen Phaon, wo der von ſeinen Miniſtern, Höflingen und Angehörigen verlaſſene gekrönte Comödiant Nero, nachdem ſeine Legionen ſich gegen ihn empört hatten, ſich ſelbſt den Tod gab. — Antemnae, Fidenae, Veji! dieſe ſtarken und gefährlichen Nebenbuhlerinnen des jungen Rom, — wie wenig weiß man von ihnen, — wie beinahe nichts von der früheren Geſchichte Mittelitaliens. Seitdem Mommſen und überhaupt die neuere hiſtoriſche Kritik die ganze Geſchichte Roms, von Romulus bis zum vierten Jahrhundert nach Gründung der Stadt, theils ganz, theils in Einzelheiten als conventionelle Erfindungen und Sagen und Märchen nachgewieſen haben, ſeitdem Romulus, Numa Pompilius, die Tarquinier und Lucretia, Mutius Scaevola, Horatius Cocles und alle die anderen Heroen unſerer Studirzeit mythiſche Perſonen geworden ſind, iſt die Urgeſchichte Roms noch dunkler geworden und wird erſt kurz vor dem erſten puniſchen Kriege zur einigermaßen beglaubigten wirklichen Geſchichte. Wenn uns nun aber die Geologen und Naturforſcher nachweiſen, daß die große Ebene der Campagna um Rom und alſo auch Rom ſelbſt Meeresboden war, und daß ſich dieſe von vulkaniſchen Bergen umgränzten Waſſerfluthen vor ungefähr 20,000 Jahren zurückgezogen haben, und wenn man nun in dieſer Campagna Funde aus der Steinzeit macht, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß die Gegend von und um Rom ſchon viel früher, als das Romulus'ſche Gründungsjahr (753 v. Chr.) von mächtigen Völkerſchaften bewohnt war, von deren, vielleicht Jahrtauſende alten Geſchichte wir nicht das Mindeſte wiſſen.

Gedankenvoll ſchritt ich an dem ſchönen Frühlingsabend wieder der ewigen Stadt zu — an dem Weinberge der Jeſuiten, einer großen und einträglichen Beſitzung des Ordens, führte ein Weg ſeitwärts ab. Eine in's Auge fallende Inſchrift an der Ecke dieſer Seitenſtraße verkündete: Alle tre Madonne se vende l'ottimo vino (Bei den drei Madonnen verkauft man den beſten Wein). Dieſe Verſprechung lockte mich nicht, wohl aber zog mich meine Luſt an Entdeckungsreiſen in dieſe unbekannte Straße. Und wirklich entdeckte ich auf dieſem, wie es ſcheint, wenig betretenen Wege etwas, was vielleicht mancher Touriſt aus Oeſterreich ſchon in Rom vergeblich geſucht hat. — Ich kam nämlich an die hohen Mauern der Rückſeite des weitläufigen Parks der Villa Borgheſe und ſah plötzlich, dieſen folgend, in einem faſt ganz mit Gras be-

wachſenen, alſo gar nicht beſuchten Wege ein Mormor-Monument in die Parkmauer eingefügt. Ein Kreuz von ſchwarzem Marmor, in eine weiße Marmorplatte eingefügt, trug eine Inſchrift, die in italieniſcher Sprache ungefähr lautete: „Auf dieſer Stelle ward Graf Crivelli todt gefunden. Die trauernde Gattin und der einzige Sohn ſetzten dieſes Erinnerungszeichen und bitten Vorübergehende, für den Verſtorbenen zu beten.“ — Graf Crivelli war bekanntlich beim Beginne der neuen Aera in Oeſterreich von Herrn von Beuſt nach Rom geſchickt worden, um mit dem päpſtlichen Premier wegen Aufhebung des Concordats zu unterhandeln. — Wenige Wochen nach ſeiner Ankunft machte er ganz allein einen Spazierritt vor die Porta Pia; — wie er auf den abgelegenen, öden Weg hinter der Villa Borgheſe kam, iſt nicht zu ermitteln — genug, man fand ihn dort todt am Wege — ohne allen Spuren äußerer Verletzung, ſelbſt vom Pferde war nicht geſtürzt, ſondern wahrſcheinlich, ſich unwohl fühlend, abgeſtiegen und dann erſt, von einem ſchlagähnlichen Anfall getroffen, zuſammengeſunken. Wiener und franzöſiſche Blätter wußten damals mit großer Geheimnißkrämerei allerhand Räubergeſchichten zu erzählen, — als ob es etwas ſo Unnatürliches und Unerklärbares ſei, daß ein ältlicher, ohnehin wegen ſeiner ſchwierigen Miſſion aufgeregter Mann von einem Nervenſchlage dahingerafft werde.

So vergänglich iſt das irdiſche Glück. — Graf Crivelli, durch ſeine Heirath mit der letzten Erbin der Serbelloni einer der größten Gutsbeſitzer Italiens, von ſeinem Kaiſer mit Auszeichnungen und Ehren aller Art überhäuft, im Beſitze aller Glücksgüter, ſtirbt allein und verlaſſen, ohne Hülfe und Troſt, auf einem elenden Feldwege, — und nur durch Zufall wird ſeine Leiche gefunden. Ich wanderte weiter und war bald auf dem Wege, der längs der alten Stadtmauer von der Porta Salara, vorbei an der ſeit fünfzig Jahren vermauerten Porta Pinciana, zur Porta Flaminia, jetzt Porta del Popolo, führt. Hier ſtehen noch größtentheils die alten römiſchen Mauern der Kaiſer Aurelian (270 n. Chr.) und Probus (276 n. Chr.), während die Stadtmauern am Vatican, am Janiculus und den weſtlichen Stadttheilen erſt von den Päpſten im Mittelalter neu errichtet oder wieder aufgebaut wurden. Rom war ſchon lange eine offene Stadt, — ohne Mauern und Thore, — es konnte dies auch nicht anders ſein bei einer Bevölkerung, die unter Kaiſer Auguſtus ſchon zwei Millionen überſtieg und unter

dem späteren Kaiſer immer höher und höher anwuchs. „Wo die Stadt Rom anfängt," ſagt ein griechiſcher Schriftſteller jener Zeit, „wo ſie aufhört, läßt ſich mit Beſtimmtheit gar nicht angeben." Es war mit Rom wie jetzt mit London und New-York, — immer weiter und weiter dehnte ſich die Stadt aus; aus der Vorſtadt wurde eine Altſtadt, aus den nächſten Dörfern wurden Vorſtädte, und dieſer Ausdehnungs- und Annexirungs-Proceß ging immer weiter bis zur Regierung Kaiſer Trajan's (98 bis 117 n. Chr.), von wo an es allmälig bergab ging. Aber erſt 150 Jahre nach Trajan fing man an, das Bedürfniß eines Schutzes zur Vertheidigung der Hauptſtadt zu fühlen. Immer bedrohlicher drangen die Barbaren von Norden herab gegen Rom vor, ſchon war der Kaiſer Decius im Kampfe mit dieſen kriegeriſch-wilden Stämmen gefallen, unter ſeinen Nachfolgern Gallus, Valerianus, Galienus, Claudius II. wuchs die Gefahr, und es ſchien den Römern endlich eine Ahnung ihres künftigen Schickſals aufzugehen. Allgemein erhob ſich der Ruf nach ſchützenden Stadtmauern, aber die Kaiſer waren damals ſchon machtloſe Schattenfürſten, die, heute von den Prätorianern oder von den Legionen eines auswärtigen Armee-Corps zu Kaiſern ausgerufen, vielleicht ſchon in wenigen Wochen von derſelben übermüthigen Soldateska abgeſetzt und ermordet wurden; — was konnten ſolche Kaiſer Tüchtiges ſchaffen. Da fiel es den Legionen an der Donau ein, einen ihrer Anführer, Aurelian, von Barbarenabkunft, aber ein militäriſches Genie, zum Kaiſer auszurufen. Die Alemannen, die Marcomannen und mit ihnen Gothen und Vandalen bedrohten abermals Rom; ein ihnen entgegengeſchicktes römiſches Heer war bereits bei Piacenza vernichtet worden, die alte Via Flaminia, die aus Ober-Italien nach Rom führte, lag ihnen offen. Da ſammelte der neue Kaiſer ſeine Legionen, eilte an den Metaurus, ſchlug die Barbaren bei Pavia und am Metaurus und jagte die Fliehenden über die Alpen zurück. Vom Senate als „Wiederherſteller des Reiches" proclamirt, hielt er ſeinen Triumpheinzug in Rom, ordnete aber zugleich die Befeſtigung der Stadt durch Ringmauern und Thürme an. Mit größter Eile wurde daran gearbeitet, vorhandene Gebäude und Monumente, wie z. B. die Pyramide des Ceſtius wurden der neuen Befeſtigungsmauer einverleibt, Steine aller Art, Ziegel, Marmorfragmente, Bruchſtücke von Statuen und Säulen wurden als Baumaterial verwendet, wie man noch heute ſehen kann; allein obgleich Aurelian

ausnahmsweise fünf Jahre lang regierte, konnte er die Befestigung Roms nicht vollenden. Seine Nachfolger, Tacitus, dann Florianus, waren nur Wochenkaiser, erst Probus, der über sechs Jahre lang regierte, beendete die Ummauerung Roms. Diese Mauern, die im Ganzen und Wesentlichen noch immer die Ringwälle Roms sind, gehören unstreitig zu den ausgedehntesten und sehenswerthesten Alterthümern der ewigen Stadt, und ein Spazierritt längs derselben um die Stadt gehört zu den lohnendsten Excursionen. Nicht weit von der geschlossenen Porta Pinciana, deren antiker Bau aus Travertinquadern noch ganz erhalten ist, erheben sich unterhalb der riesigen neuen Gewölbemauern, die die Gärten des Monte Pincio stützen und zusammenhalten, die Ruinen des Muro Torto, — letzte Ueberbleibsel der prachtvollen Gärten und Villen der Gens Domitia, räthselhafte, hohe Gewölbebogen aus Reticular-Bau, mit darunter liegenden, tiefen Erdhöhlen, in denen Wasser dahinrauscht, — wahrscheinlich Ueberreste eines in diesen Gärten befindlichen Amphitheaters.

Als ich diese merkwürdigen Ruinen betrachtend dastand, hörte ich plötzlich von oben laute Warnungsrufe ertönen. Ich blickte empor, — es waren Arbeiter, die auf Gerüsten in schwindelnder Höhe mit der Ausbesserung der Umfassungsmauern des Pincio beschäftigt waren. Sie zeigten auf den Weg, den ich gegangen, und riefen warnend: „Nehmt Euch in Acht, die Ochsen kommen.“ Jetzt hörte ich dumpfes Gepolter und Getrampel, dazwischen Hufschläge von Pferden und gellende Rufe der Reiter, und begriff, schon früher von Freunden gewarnt, die herannahende Gefahr. Auf diesem Wege, längs der Stadtmauer, werden nämlich die Ochsenheerden der Campagna nach dem Sammelplatze hinter Porta del Popolo getrieben, von wo sie in die Schlachthäuser zur Verproviantirung Roms abgeführt werden. Ich hatte gerade noch Zeit, hinter eine der zu diesem Zwecke von 150 zu 150 Schritten errichteten starken Barrièren von Eichenbalken zu springen, — auch zwei Damen, die mit einem Herrn von der entgegengesetzten Richtung kamen, flüchteten dahin. Die eine Dame gleitete beim Ueberspringen des kleinen Straßengrabens aus und wäre beinahe gestürzt, aber der Herr und die junge Begleiterin brachten sie noch rechtzeitig in Sicherheit. Jetzt kam die wilde Jagd dahergebraust; — zuerst eine ungeheure Staubwolke und hinter und in ihr die halbwilde Büffelheerde mit den riesigen Hörnern, den glühenden

Augen, der zum Maule heraushängenden Zunge, schnaubend, tobend, rennend, springend, — hinter und zwischen den Thieren die berittenen Hirten der Campagna auf ihren gewaltigen Rossen, sie selbst mit den spitzen Hüten, den kurzen Jacken, den Beinschienen von Leder, die Flinte auf dem Rücken, die lange Stachelstange in der Hand, ein paar große Wolfshunde dazwischen, — alles das war ein furchtbar schönes Bild, das wir nicht ohne Beklemmung anstaunten und das wie ein Blitz vorüberrauschte. — Mit lauten Zurufen, mit einem wohlgezielten Stiche der Lanze und durch geschicktes Reiten wissen diese Hirten ihre wilde, unbändige Heerde zusammenzuhalten und sie glücklich bis in die Umzäunung des Sammelplatzes zu bringen. Wehe aber dem, der von dieser wilden Jagd ereilt würde, ohne eine schützende Brustwehr erreichen zu können; hier auf dieser kaum 30 Fuß breiten Straße, die, zu beiden Seiten von hohen Mauern eingefaßt, kein Thor, keinen Ausweg, keine Zuflucht bietet, würde der unglückliche Wanderer unfehlbar von der wilden Heerde zerstampft werden, und ich begreife erst jetzt recht den Nutzen der vielen, zwischen Porta Salara und Porta del Popolo errichteten Schutzwehren. Als ich die Piazza del Popolo betrat, rollten gerade unzählige Equipagen und Miethwagen von der Villa Borghese herein und den Monte Pincio hinauf, um nach diesem Umwege noch die letzte Abend-Rundfahrt auf dem Corso zu machen, — eine Tour, mit der die eleganten Römerinnen, bei nur einigermaßen gutem Wetter, ihr Tagewerk beschließen. Dem langen Zuge der Equipagen entgegen schritt aus der Via del Babuino ein Leichenzug daher, auf die Kirche S. Maria del Popolo zu. Voraus die vermummte Brüderschaft der braunen Sackträger, dann ein langer Zug Kapuziner, diesen folgend Priester und Cleriker, endlich der Sarg, von sechs Männern getragen, die unter der, sie und den Sarg bedeckenden schweren, gestickten Sammetdecke mühsam daherkeuchen, — zu beiden Seiten des Sarges vermummte Brüder mit Wachsfackeln und neben diesen Jungen, die das von den Fackeln herabträufelnde Wachs in großen Düten auffangen. Hinter dem Sarge keine Leidtragenden, keine trauernde Familie, keine Freunde und Begleiter, — nur ein paar Bettelweiber schleichen hinterdrein und benutzen die feierliche Gelegenheit, um die Mildthätigkeit der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen. Der Zug geht in die Kirche, — der Sarg wird am Eingange niedergesetzt und eine Minute später treten schon wieder die

Geistlichen, nach Ablegung der Chorhemden, die Kapuziner u. A. heraus und gehen mit ihren Wachskerzen nach Hause. — So wird man in Rom begraben. — Kommt ein Todesfall in einer Familie vor, so verläßt diese das Haus und geht auf's Land oder zu Bekannten. Die Priester nehmen nun Haus und Leichnam in Besitz, beten bei letzterem und tragen ihn endlich in feierlichem Zuge in die Kirche. Hier bleibt die Leiche über Nacht stehen, — am andern Morgen wird sie in das Grabgewölbe gebracht, in eine Gruft hinabgelassen, ungelöschter Kalk darüber geschüttet und Wasser nachgegossen. Nach diesem altrömischen Verbrennungsproceß wird die Gruft geschlossen, und jetzt erst kehrt die Familie wieder in das Sterbehaus zurück, um die Beileids-Visiten zu empfangen und — die Rechnung über die Begräbnißkosten zu bezahlen.

Als der Leichenzug über die Piazza del Popolo fuhr, kam ihm gerade die Equipage des jungen Principe S. entgegen, der seine achtzehnjährige bildschöne Braut spazieren fuhr. Gleich nach den Fasten soll die Hochzeit sein, von der das aristokratische Rom schon, wie von einem „Ereignisse", Wochen lang spricht. Ich blickte auf das blühende junge Paar, dem Glück und Lebenslust aus den Augen leuchteten, und auf den Leichenzug, der, Litaneien absingend, der dunkeln Kirchengruft zuschwankte, und unwillkürlich dachte ich an des Dichters Worte:

„Hier wird gefreit und dorten wird begraben."

Pius IX. und Napoleon III.

Lese-Cabinets und Journale in Rom. — Das Lese-Cabinet des Osservatore Romano. — Eine journalistische Ente. — Pius IX. und seine Gesundheit. — Un jeu à double fin. — Die römische Frage. — Mr. Rouher's: „Jamais!" — Die belgische Eisenbahn-Frage. — Civita Vecchia eine französische Festung. — Victor Emanuel im Schmollwinkel. — Die raisonnirenden Römer. — Die neue Nationalgarde. — Das Priester-Jubiläum des Papstes.

Rom, 21. Februar 1869.

Wer nach Rom geht und so viel gelesen und gehört hat von der strengen Censur über alle literarischen Erzeugnisse, von der

ſcharfen Jagd nach Büchern und Zeitungen auf den päpſtlichen Gränz-Zollämtern, von der Unmöglichkeit, ſich hier Kunde zu verſchaffen über die Tagesereigniſſe, der ergiebt ſich endlich darein in erzwungener Reſignation, ergeht ſich in den zahlloſen Monumenten der Vergangenheit und verzichtet darauf, ſich um die Gegenwart zu kümmern. — Und doch mit Unrecht, denn man kann in Rom Zeitungen und Bücher vollauf finden; es giebt Leſe-Cabinets, in denen man mehr Journale findet, als in den Pariſer Cabinets de lecture, denen die imperialiſtiſche Polizei alle Wochen drei Viertel der ankommenden ausländiſchen Blätter ſchon auf der Poſt confiscirt, und wenn die Fremden trotzdem in Rom nur wenig, die Römer aber weiter nichts als ihren Oſſervatore Romano und ihr Giornale di Roma leſen, ſo liegt der Grund darin, daß die Fremden andere Dinge im Kopfe haben und die Römer ſich ſehr wenig um Politik und Ausland kümmern; — zwei Themata, die ihnen von jeher auf dem Index der verbotenen Früchte ſtanden. — Die Engländer und die Amerikaner finden in den beiden Leſe-Cabinets von Piale und Monaldini am ſpaniſchen Platze eine reiche Auswahl engliſcher Blätter; die Franzoſen verſieht Merle am Corſo mit dem Neueſten ihrer Journaliſtik und Literatur; — mehrere Kaffeehäuſer halten die Augsburger Allgemeine Zeitung und Galignani's Meſſenger, — im Leſezimmer des deutſchen Künſtlervereins ſind Augsburger Allgemeine Zeitung, Berliner National-Zeitung, Kladderadatſch, Fliegende Blätter, Illuſtrirte Zeitung und einige Kunſtblätter aufgelegt, — man kann ſich alle fremden Journale außerdem durch die Poſt kommen laſſen, und die Blätter, die ich mir hierher ſchicken ließ, ſind ſtets pünktlich und uneröffnet in meine Hände gekommen, ohne, wie in Frankreich, erſt auf der Poſt cenſurirt oder wohl auch confiscirt zu werden. Ich erwähne dieſe Thatſachen, um mannigfache falſche Anſichten zu berichtigen, die in dieſer Hinſicht über das geiſtige Leben in Rom verbreitet ſind. Aber eine noch bezeichnendere Erſcheinung auf dieſem Felde iſt das Leſe-Cabinet des Oſſervatore Romano. Der Oſſervatore Romano iſt das officiöſe Organ der päpſtlichen Regierung, er iſt für Rom das, was unter dem Kleeblatt Metternich, Gentz und Pilat der Oeſterreichiſche Beobachter für Oeſterreich war, — ein mit Geiſt und Schärfe und unerbittlicher Logik geſchriebenes Blatt, das den Stillſtand, das Feſthalten am Beſtehenden auf ſeine Fahne geſchrieben hat, von Parlamentarismus und Conſtitutionalismus

nichts wissen will und das Heil der Welt in der blinden Unterwürfigkeit der Völker unter die Satzungen der römischen Kirche erblickt.

Als ich die Aufschrift: „Gabinetto di Lettura dell' Osservatore Romano" zum ersten Male über der Thüre des stattlichen Etablissements in der Via dei Crociferi bei der Fontana di Trevi las, zögerte ich einzutreten und machte mich endlich, als ich die erste Scheu überwunden hatte, auf eine Fülle an ultramontanen und reactionären Journalen gefaßt. Desto angenehmer war die Enttäuschung, — ich fand einen geräumigen, hellen Salon, mit bequemen Divans und Fauteuils wohl versehen und an französischen und italienischen Zeitungen eine so reiche Auswahl, wie sie sich ein Journalist nur wünschen kann, um völlig orientirt und in Allem au fait zu sein. — Da waren von Pariser Blättern die France, Liberté, Presse, Union, Gazette de France, der Monde, der Français und andere; von Florenz die Italie und die Riforma, von Mailand Perseveranza und Pungolo, überhaupt Blätter aus allen nur irgend bedeutenden Städten Italiens, und überdies noch die ministeriellen Correspondenzen, die Correspondance de Berlin, die Wiener Correspondance générale de l'Autriche und die Correspondanze Italienne — also Vorrath genug, um einen müssigen Vormittag mit journalistischem Flaniren todt zu schlagen. Und doch wird dieses im Centrum Roms gelegene, reich ausgestattete Lese-Cabinet, in dem eine Zeitung nur 5 Sous kostet, äußerst schwach besucht. Meist war ich Stunden lang dort ganz allein; — höchstens fanden sich hie und da noch ein oder zwei Leser ein, — so wenig bekümmern sich Fremde und Einheimische in Rom um die außerhalb der Gränzen des Kirchenstaates liegende Welt. — Was mich in diesen Tagen beim Durchfliegen der Journale am meisten amüsirt hat, war die in den ersten Tagen dieses Monats losgelassene Ente von der schweren Erkrankung des Papstes, der einige, besonders Wiener Blätter sogar schon das unverbürgte Gerücht seines Todes folgen ließen und daran die abenteuerlichsten Folgen knüpften, — besonders darüber, wie dieser Todesfall in Italien „wie der Funke in der Pulvertonne" wirken würde.

Die Gerüchte über des Papstes lebensgefährliche Erkrankung waren dieses Mal so allgemein verbreitet und traten mit solcher Bestimmtheit auf, daß man selbst in dem nahe gelegenen Florenz in einige Aufregung gerieth und das Ministerium Menabrea, statt

sich erst zu überzeugen, ob denn die Thatsache auch wahr sei, seinen Civil- und Militär-Beamten an der Gränze Instructionen für alle möglichen Eventualitäten zugehen ließ. Hier in Rom wußte man natürlich nichts von einer Erkrankung des heiligen Vaters, der z. B. am 7. Februar durch ganz Rom fuhr, mehrere Kirchen und Hospitäler und die neuen Ausgrabungen am Monte dei Fiori besuchte. Wer, wie ich, den Papst am darauf folgenden Aschermittwoch das lange und ermüdende Amt in der Sixtinischen Capelle verwalten, den rüstigen Greis die Einäscherung vom Cardinal-Penitentiär empfangen und ihn dieselbe hiernach allen Cardinälen ertheilen sah, wer ihn mit voller, kräftiger Stimme die Responsorien intoniren hörte, der glaubt gewiß nicht, daß Pius IX. den Freunden brennender Fragen und politischer Excitements so bald den Gefallen thun werde, durch seinen Tod eine Sedisvacanz herbeizuführen. Papst Pius IX. ist jetzt 77 Jahre alt und sitzt bereits 22 Jahre auf dem päpstlichen Throne, allein bei seiner guten Constitution, seiner einfachen und mäßigen Lebensweise und der Sorgfalt und Pflege, mit der ihn seine Umgebung hütet, kann er noch lange Jahre leben, jedenfalls aber hat er gegründete Hoffnung, das von ihm für den December d. J. einberufene, große ökumenische Concil der katholischen Kirche glücklich zu Ende zu führen.

Dieses ökumenische Concil und dessen zu fassende Beschlüsse machen dem Kaiser der Franzosen große Sorgen; — noch empfindlicher aber wäre ihm der Tod des Papstes, also eine gewaltsame Aenderung des Status quo gewesen, wenn dieser jetzt vor den allgemeinen Wahlen in Frankreich erfolgt und Napoleon gezwungen worden wäre, Rom wie Italien gegenüber Farbe zu bekennen; — das Schaukelspiel, das der Franzosenkaiser zwischen Rom und Florenz spielt, kann nicht lange mehr fortgetrieben werden, und die Gefahr liegt eben darin, daß es zu früh, d. h. vor Befestigung der kaiserlichen Dynastie zum Abbruche kommt.

So schlau man in den Tuilerien auch dieses Spiel abgekartet, so geschickt man bis heute bald mit Florenz über die Ueberlassung Roms gegen den Preis einer Allianz, — bald mit Rom über die Schwächung Italiens gegen die Remuneration einer kräftigen Unterstützung der Napoleonischen Dynastie unterhandelt hat, — auf die Dauer kann dieses Spiel nicht fortgespielt werden und das Endresultat wird ein ganz anderes sein, als Napoleon hoffte und er-

wartete. — Italien wird früher oder später dennoch Rom erhalten, ob zu seinem Nutzen oder zu seinem Schaden, will ich dahingestellt sein lassen. Es wird Rom erhalten, nicht weil es ein Recht darauf hätte, sondern weil der Gang der Ereignisse es nicht anders möglich machen kann. Aufrichtig gesagt, ein Recht hat Italien auf den Besitz Roms nicht, eher könnte Rom mit Recht die Suprematie über das übrige Italien beanspruchen, denn das alte Rom war die Beherrscherin ganz Italiens, und das päpstliche Rom übte nicht minder eine fast allgemeine Oberherrlichkeit aus, so daß selbst Neapel und Sicilien nur Lehensreiche waren und seine Könige dem Papste alljährlich ein weißes Pferd und 6000 Ducaten als Tribut schicken mußten. — Aber dennoch wird Rom endlich an Italien fallen; — entweder giebt es ihm Napoleon, um damit die Allianz Italiens im Kriege gegen Preußen zu erkaufen; — oder Napoleon verwickelt sich in einen bedeutenden Krieg, der alle seine Kräfte in Anspruch nimmt, und Italien benutzt diese Gelegenheit, um sich indessen Rom zu nehmen. In beiden Fällen hat Napoleon sich den schlimmsten Theil erwählt; — giebt er den Italienern Rom, so tauscht er dafür nebst ihrer sehr zweifelhaften Freundschaft, da sie ihn dann nicht mehr brauchen, den Haß des Clerus und der ultramontanen Parthei ein, die in Frankreich sehr mächtig sind. Nehmen sich aber die Italiener Rom, so sind sie Napoleon keinen Dank schuldig, während die katholische Parthei ihn anklagen wird, die Kirche in ihrer höchsten Noth, um seiner weltlichen und dynastischen Interessen halber, im Stiche gelassen zu haben. Die römische Frage macht daher dem Kaiser fortwährend Kopfschmerzen, trotzdem, daß Herr Rouher in der Kammer das berühmte: „Jamais!“ Niemals! — niemals werden wir Rom räumen! mit solcher Bestimmtheit aussprach. Mr. Rouher hatte mit eben solcher Bestimmtheit erklärt, „jamais“ — niemals werde der Kaiser in Hinsicht der Zeitungs-Concessionen und des Versammlungsrechtes Zugeständnisse oder Erleichterungen eintreten lassen — und wenige Wochen darauf gab Napoleon die Gründung von Zeitungen frei und proclamirte das Versammlungsrecht. — Und was erleben wir nicht jetzt Alles in Frankreich, wo der seit achtzehn Jahren begrabene Parlamentarismus wieder aufersteht, — der Kaiser der persönlichen Regierung entsagen und Concessionen über Concessionen machen muß, mäh-

rend das französische Volk immer unersättlicher in seinen Forderungen wird.*)

Seit Wochen ist Graf Vimercati, ein Vertrauter Napoleon's wie Victor Emanuel's, bald in Paris, bald in Florenz und, wie es heißt, mit geheimen Abmachungen beschäftigt, die auf ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien abzielen und wobei, als Preis für Italiens Hülfe, Oesterreich die Abtretung Wälsch-Tyrols, des Trientino, Frankreich den Besitz Roms, unter gewissen, die geistliche Stellung des Papstes sichernden Bedingungen angeboten habe. — So verbreitet dieses Gerücht selbst in diplomatischen Kreisen ist, so ist es doch zu bezweifeln. Vor der Beendigung der allgemeinen Wahlen in Frankreich, also vor Anfang Juni, kann und wird Napoleon keine Aenderung in seiner römischen Politik eintreten lassen, — und sollte ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen wirklich unvermeidlich sein, so muß er viel früher, — schon im April ausbrechen, um so mehr, als die neu aufgetretene belgische Eisenbahnfrage die Bombe zum Platzen bringen kann. — An brennenden Fragen ist überhaupt in Europa keine Noth, kaum ist die griechisch-türkische Frage unter großen Schwierigkeiten aus der Welt geschafft, so tritt gleich die belgische Frage auf und droht den eben vermiedenen Krieg neu zu entzünden.

Die Sache liegt sehr einfach. Nach Königgrätz und der Bildung des Norddeutschen Bundes, nach den Schutz- und Trutzbündnissen Preußens mit den deutschen Südstaaten fühlt man in Paris das Bedürfniß, Frankreich ebenfalls Alliirte zu verschaffen und der Plan einer Handels-, Eisenbahn- und Militär-Convention, eines Zollvereins und einer verschämten Allianz zwischen Frankreich, Holland, Belgien und der Schweiz ward entworfen, zu dem theilweise auch Spanien und Italien hinzugezogen werden sollten. Der Plan scheiterte an der entschiedenen Weigerung der Schweiz und an dem Widerstande Belgiens, und mußte, als nun auch England und Preußen darauf aufmerksam wurden, bei Seite gelegt werden. Man versuchte es jetzt auf indirectem Wege: — da man Luxemburg selbst nicht hatte annectiren können, so annectirte eine französische Eisenbahn-Compagnie die luxemburgischen Eisenbahnen und wollte nun das gleiche Manöver mit einigen belgischen Bahnen, besonders den nach Preußen führenden, wiederholen.

*) Anmerkung vom September 1869.

Allein hier ging es nicht so leicht, — in Belgien, das in neuester Zeit sehr mißtrauisch gegen französische Annexions-Pläne geworden ist, erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens, und mit ungewöhnlicher Hast ward in der Deputirtenkammer ein Gesetz eingebracht und angenommen, daß die Verwaltung belgischer Eisenbahnen durch oder die Ueberlassung derselben an fremde Eisenbahn-Compagnien nur mit vorher eingeholter Erlaubniß der Regierung und der Kammern zuläßig sei. — Hierüber großer Lärm in Paris, furchtbares Geschrei der verletzten Nationaleitelkeit, das sich sogar bis zu Kriegsdrohungen verstieg, — zuletzt aber der gewöhnliche, beliebte Refrain: C'est encore Msr. Bismark, qui a fait cela. Da hat das verhaßte Preußen wieder die Hand im Spiele gehabt, also Krieg gegen Preußen! und das linke Rheinufer müssen wir haben! — Ob und wie diese neueste brennende Frage noch einmal überpflastert und vertagt werden wird, weiß man noch nicht, und die Journale beider Partheien sagen sich indessen die derbsten Wahrheiten und die herausfordernsten Grobheiten. — Nicht unmöglich, ja fast wahrscheinlich ist es, daß der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich auf den Gefilden Belgiens ausgekämpft werden wird, — die belgische Dynastie steht nur noch auf vier, und seitdem dies geschrieben wurde, auf sechs Augen,*) und der präsumtive Thronfolger, der Bruder des Königs, hat eine Hohenzollern zur Frau, während seine und des Königs Mutter eine Orleans war; — die Familientraditionen — Haß oder Liebe — spielen aber noch immer eine große, wenn auch sorgfältig versteckte Rolle in der Geschichte Europas.

Es ist möglich, daß es den Bemühungen der europäischen Diplomatie noch einmal gelingt, durch irgend ein Aushülfsmittel auch diesen Zwischenfall zu vertagen; — aber die Zahl der vertagten und ungelösten Fragen, wie z. B. Nordschleswig, — Mainlinie, — Luxemburg, — Griechenland, — Kreta, — Spanien, — Rom, — Wälsch-Tyrol u. a. mehr, ist jetzt schon zu solcher Höhe angeschwollen, daß eine allgemeine Lösung derselben immer nöthiger wird, und daß man überall zu begreifen anfängt, daß ein großer, entscheidender Krieg doch immer noch besser sei, als dieser, alle Länder ruinirende, bewaffnete Friede, — als dieses

*) Anmerkung vom September 1869.

gegenseitige Mißtrauen und dieses fortwährende Rüsten Aller gegen Alle. Aber Napoleon geht nur à contre-cœur in einen Krieg, bei dem der Sieg nicht von Vornherein gesichert und verbürgt ist, und es scheint fast, daß Graf Bismark es noch viel derber versuchen müsse, um dem Franzosenkaiser gegen seine Einsicht und seinen Willen die gehässige Rolle des Störenfriedes, des Angreifers Deutschlands aufzuzwingen. Es waren merkwürdige Reden, die Bismark neulich in der Beschlagnahme-Angelegenheit hielt, und das Verletzende in ihnen war nicht an die Adresse von Hietzing oder Prag, sondern gegen Paris gerichtet. Officiell schwiegen die Tuilerien, aber die französischen Blätter fielen, wie auf Commando, wüthend über Graf Bismark her, worauf die preußischen Journale nicht minder heftig und herausfordernd antworteten. Der Krieg der Zeitungen ist bereits im vollen Gange, wenn auch die Chassepots und die Dreyses noch nicht knallen. Die Erbitterung ist groß und ein kleiner Funke, wie der belgische Eisenbahnstreit, kann die Explosion herbeiführen, da Preußen, im Interesse seiner eigenen Sicherheit, eine französische Maßregelung Belgiens nicht dulden darf und in dieser Frage England auf seiner Seite hätte. In solch' kritischer Lage mag Napoleon, das Bedürfniß nach Alliirten empfindend, sich wieder eifriger um Victor Emanuel's Freundschaft bewerben und es mag an den geheimen Unterhandlungen durch Graf Bimercati etwas Wahres sein. Italien selbst befindet sich dabei in der sonderbarsten Lage; Napoleon ist in Italien bei allen Partheien verhaßt, — bei den Reactionären, weil er die alten Dynastien verjagen half, bei den Jung-Italienern, weil er ihnen Rom vorenthält, — die französische Allianz ist unpopulär, und doch hat das Land keine andere Wahl, so lange ein französisches Armee-Corps im Herzen Italiens steht und aus Civita Vecchia eine französische Festung gemacht hat, in der fortwährend ungeheure Munitions- und Proviant-Vorräthe aufgespeichert werden. In drei Tagen kann eine französische Flotte 60,000 Franzosen von Toulon nach Civita Vecchia werfen, die mit den 20,000 Mann des Papstes genügen dürften, Italien im Zaume zu halten. Und da hätte Victor Emanuel noch eine freie Wahl? Etwa gar eine feige Neutralität? — Dann würde er, falls Frankreich und Oesterreich ohne' ihn den Sieg erfechten, auch allein die Kriegskosten bezahlen. Oesterreich würde seine Vettern wieder in Toscana und Modena einsetzen und Napoleon seinen Cousin Murat in Neapel versorgen, vielleicht

auch für den „rothen Prinzen" Plon-Plon ein kleines italienisches Großherzogthum zusammenflicken.

Jeder Einsichtsvolle und Politisch-Gebildete in Italien gesteht zu, daß die Allianz mit Preußen und Deutschland für Italien die natürlichste und vortheilhafteste sei, — bemerkt aber zugleich, daß sie bei der jetzigen Lage der Dinge eine Unmöglichkeit sei.

Victor Emanuel ist augenblicklich sehr unpopulär, sein Besuch in Neapel war ein vollständiges Fiasco, — wüthend über seine Minister, ist er um drei Wochen früher, als beabsichtigt war, wieder nach Florenz zurückgekehrt, und geht von dort nach seinem gewöhnlichen politischen Schmollwinkel, nach Turin, wo er jedenfalls den französischen Unterhändlern näher ist und nicht Alles gleich von der fremden Diplomatie ausspionirt wird. Welche Entschlüsse und Abmachungen dort zur Reife kommen dürften, wird sich bald zeigen.

Einstweilen ist Eines sicher, — die Römer sehnen sich nicht besonders darnach, Italiener zu werden, — das kann man hier überall sehen und hören. Natürlich genug, denn sie zahlen viel weniger Steuern, als man im Reiche bezahlt, — die Conscription nimmt ihnen ihre Söhne nicht zur Armee, — und unter dem geistlichen Regimente sind sie aufgewachsen und haben sich daran gewöhnt. Der Römer raisonnirt, — aber eine ernstliche Aenderung will er doch nicht. Und wann haben die Römer nicht raisonnirt? Zu den Zeiten des Menenius Agrippa, der Gracchen, des Marius und Sulla, des Cäsar und Antonius haben die Römer immer raisonnirt und kravallirt, bis die Kaiser kamen und mit dem Militär-Despotismus dem Raisonniren ein Ende machten. — Und selbst im Mittelalter dauerte ihr Raisonniren und Kravalliren fort, bis die Päpste sich nach Avignon flüchten mußten. Und unter Cola Rienzi, unter den französischen Republikanern, wie unter der römischen Republik von 1848 beschränkten sie sich meist nur auf's Raisonniren, — das Uebrige thaten Fremde für sie. — Ein Beweis, wie gut die päpstliche Regierung ihre Leute kennt, ist, daß sie den Römern jetzt Waffen giebt und eine Art von Nationalgarde organisirt. Durch Entschließung vom 30. d. Mts. hat Papst Pius IX. angeordnet, daß alle die Bürger, die bei dem Garibaldischen Einfall im November 1867 zur Vertheidigung Roms die Waffen ergriffen, und alle jene jungen Römer, die sich ihnen anschließen wollen, als päpstliche Freiwillige in ein Milizcorps organisirt

werden ſollen. — Das ſieht noch gar nicht darnach aus, als ob die Römer mit Gewalt, und über Hals und Kopf, ſich an den Segnungen des Regno d'Italia betheiligen wollten. — Für den 11. April bereiten ſich indeſſen hier große Feſtlichkeiten vor, bei denen die neuen Freiwilligen ſchon figuriren dürften. Es ſind an dieſem Tage fünfzig Jahre, daß Papſt Pius ſeine erſte Meſſe, als neugeweihter Prieſter las, und dieſes Jubiläum ſoll beſonders feſtlich begangen werden. Die ganze katholiſche Chriſtenheit wird ſich an dieſer Feier betheiligen, und man erzählt ſchon von bedeutenden Ehrengeſchenken und Opfergaben, die bei dieſer Gelegenheit hier eintreffen werden. So ſollen von den Katholiken Baierns z. B. fünfzig ſilberne Schatullen von kunſtreicher Arbeit, jede ganz mit Goldſtücken gefüllt, bereits unterwegs ſein.

Nun, ich gönne dem alten Herrn dieſes Jubiläum von Herzen, er hat viel durchgemacht, und es iſt gar nicht unmöglich, daß er auch noch den 16. Juni 1871 erlebt und an dieſem Tage das 25jährige Jubiläum ſeiner Beſteigung des päpſtlichen Thrones feiert. Welche Erfahrungen hat er nicht in dieſem Vierteljahrhundert gemacht, — von dem Tage an, wo er die Fahnen ſegnete, mit denen die neuen Kreuzritter (Crociati) zur Befreiung Italiens vom Fremdenjoche auszogen, bis zum Syllabus und zur Encyklica. Kein Papſt der letzten Jahrhunderte hat noch ſo lange regiert, wie Pius IX., und er wäre der erſte, der auf dem päpſtlichen Stuhle das 25jährige Jubiläum feierte. Aber erſt muß das ökumeniſche Concil überſtanden ſein, von dem ſich die Einen eine neue dauernde Befeſtigung der päpſtlichen Macht verſprechen, während Andere darin durch eine Majoriſirung die Proclamation der päpſtlichen Unfehlbarkeit und die Urſache zu einer neuen Spaltung der Kirche befürchten. Ich glaube, mit Unrecht, denn die Zeiten der Arnold von Brescia, Savonarola, ja ſelbſt der Martin Luther ſind vorüber. Der katholiſche Clerus hat zu viel Esprit de corps und Disciplin, um an dem nun faſt zwei Jahrtauſende beſtehenden Baue der herrſchenden Kirche zu rütteln. Wie ſpurlos iſt nicht der frondirende Cardinal d'Andrea vorübergegangen. Nein! Sit, ut est, aut non sit.

Römiſche Plaudereien.

Rom im Regen. — Die öffentlichen Plätze. — Piazza Montanara. — Piazza della Rotonda. — Piazza Colonna. — Die Causeries der haute volée. — Auf dem Monte Pincio. — Was man ſich in Rom erzählt. — Päpſtliche Uniformen. — Menabrea und Cialdini in Rom. — Italieniſche Cigarren. — Victor Emanuel's Fiasco in Neapel. — Exkönig Franz II. — Gounod wird fromm. — Das Concilium. — Römiſche Plaudereien.

Rom, 24. Februar 1869.

Dreiundzwanzig ſonnenhelle Frühlingstage und ein warmer Regentag — das iſt das Facit des römiſchen Februars bis jetzt. Geſtern und die Nacht vorher hat es tüchtig geregnet, und die Vegetation dringt nun mit Macht hervor. Heute ſcheint wieder die Sonne und eine leichte, friſche Tramontana bringt die herrlichſte, reinſte Luft, mit dem balſamiſchen Dufte der blühenden Mandelbäume parfümirt. Es iſt ein wahres Vergnügen, dieſe belebende Luft mit vollen Zügen einzuathmen, und ſchon jetzt graut mir bei dem Gedanken, wie mir ſein wird, wenn ich wieder zurückkehren werde zu dem ſtinkenden Moorrauche Norddeutſchlands und den dicken Nebeln der Oſtſee. Wenn es regnet, iſt Rom ſehr ſtill, — das muntere Volksleben der Straßen zieht ſich dann in das Innere der Häuſer zurück und nur unzählige Equipagen und Miethkutſchen, über deren Kutſcherſitze ein rieſiger, wohlbefeſtigter Regenſchirm prangt, rollen durch die Straßen. Vom Fenſter herab gewähren dieſe vielen, ſchnell dahin fliegenden Regenſchirme einen ſonderbaren Anblick, — ſie haben oft bis zu ſechs Fuß Durchmeſſer und verdecken Kutſcher und Bedienten auf dem Bocke und ſelbſt einen Theil des Wagens. Zwiſchen ihnen winden ſich nun die zahlloſen kleineren Regenſchirme der Fußgänger hin, und ſo giebt das Ganze, von oben betrachtet, eine Idee von der, mit über dem Kopfe gehaltenen Schildern ſich zur Teſtudo formenden römiſchen Phalanx. — Es hatte geſtern volle vierundzwanzig Stunden geregnet, aber gegen 4 Uhr Nachmittags heiterte ſich der Himmel auf und wir hatten den herrlichſten Sonnenuntergang. Augenblicklich verſchwanden die häßlichen Schildkrötenſchalen der Regen-

dächer, Plätze und Straßen füllten ſich mit Menſchen und am Abend war es auf den gewöhnlichen Rendezvous-Plätzen der Römer gedrängt voll. — Ein Fremder, der zum erſten Male die Palazza Colonna ſo ganz gedrängt voll Menſchen ſah, mochte glauben, es gebe einen Auflauf oder es ſei ſonſt etwas Ungewöhnliches geſchehen, während dies doch alle Abende die gewöhnliche Unterhaltung iſt. Wie ihre Vorfahren, die alten Römer, gar wenig zu Hauſe waren, ſondern ſich meiſt auf den Foren, Marktplätzen, in Tempeln, Thermen und Theatern umhertrieben, um Neues zu erfahren und das Gehörte wieder Anderen zu erzählen, ſo machen es auch die heutigen Römer, und ihre großen Geſchäfts- und Neuigkeiten-Börſen ſind unter freiem Himmel. Das Landvolk hat ſeinen Verſammlungsplatz auf der Piazza Montanara in der Nähe des Capitols; — hier werden die Gebirgsbewohner von den Pächtern der Ländereien in der Campagna geworben, um den nöthigen Felddienſt zu thun; — eine Aufgabe, nach deren Löſung dieſe Armen wohl ein Häuflein ſchwer erworbener Thaler, aber auch oft ein böſes, gar nicht zu heilendes Wechſelfieber in ihre Berge zurückbringen. Hier werden von den Verwaltern die Arbeitslöhne ausbezahlt und von den Empfängern in dem nächſten Laden gleich die nöthigen Einkäufe gemacht; — hier ſind Kaffee- und Suppenhäuſer zu fabelhaft billigen Preiſen, Oſterien mit Wein zu 3 und 4 Sous das Seidel, Barbiere, öffentliche Briefſchreiber unter freiem Himmel, Zahnausreißer und Wunder-Doctoren, und vor Allem Hauſirer und Tabuletkrämer jeglicher Art, die mit allen nur möglichen Sachen handeln, ja mit noch einigen Dingen mehr. Hier kann man die intereſſanteſten Coſtüme und die charakteriſtiſchen Phyſiognomien der Bewohner der römiſchen Gebirge ſehen, und die Maler ſitzen hier oft Tage lang in irgend einem räucherigen, knoblauchduftenden Kaffeehauſe und ſtehlen im Fluge mit gewandtem Crayon die herrlichſten Figuren für ihr Skizzenbuch.

Ein anderer, ſehr belebter Verſammlungsplatz des Volkes iſt die Piazza della Rotonda, der große, freie Platz vor dem Pantheon. Auch hier verſammeln ſich die Landleute um die, von einem Obelisken gekrönte große Fontaine, aber es ſind keine Arbeiter, die ſich zur Feldarbeit verdingen, — hier trifft man die Büffelhirten in ihren maleriſchen Coſtümen, die reichen Viehhändler, die großen Getreideverkäufer, — hier werden Käufe, Verkäufe, Lieferungsverträge u. dgl. abgeſchloſſen und in den zahlreich um-

her liegenden Trattorien und Osterien wird gleich der Handel mit ein paar Bouteillen Wein besiegelt.

Allein der Hauptsammelplatz des römischen Mittelstandes, der Geschäftsleute, Agenten, Bourgeois, ist am Abend die Piazza Colonna am Corso. — Hier, auf diesem großen, schönen, auf allen Seiten von Palästen eingefaßten Platze, bewegt sich gegen die Zeit des Ave-Maria-Läutens eine bunte, stets wechselnde Menge, — in Gruppen im lebhaftesten Gespräche begriffen. Hier ist die eigentliche Börse, der große Neuigkeitsmarkt für die römischen Bürger, hier werden die neuen Verordnungen der Regierung besprochen und kritisirt, hier die neuesten Bonmots in Circulation gesetzt, die einst von den Bildsäulen des Marforio und Pasquino ausgingen, — hier wird aber vor Allem geplaudert de omnibus rebus et quibusdam aliis. Die Piazza Colonna ist eigentlich das große Kaffeehaus der Römer, wo Alles, Oeffentliches und Privates, verhandelt und verklatscht wird. — Fremde sieht man hier wenig, aber der eingeborene Römer ist auf der Piazza Colonna zu Hause.

Aber diese alte Sitte des Zusammenkommens und Conversirens unter freiem Himmel erstreckt sich auch auf die haute volée und die distinguirte Fremdenwelt, und Vieles, was in ihren Soiréen und Conversaziones nicht verhandelt werden kann, weil die Anwesenheit des Hausgeistlichen oder anderer Priester gewisse Rücksichten auferlegt, wird auf der schönen Promenade des Monte Pincio zu Wagen, zu Roß und zu Fuß durchgesprochen. Gewöhnlich pflegen die eleganten Equipagen der crême de la crême, — nachdem sie einige Mal die Tour durch und um die Anlagen des Pincio gemacht haben, zuletzt auf der großen, weiten Terrasse gegen die Piazza del Popolo zu zu halten, von wo man die herrlichste Aussicht auf ganz Rom hat. — An die haltenden Equipagen heran sprengen elegante Reiter auf Vollblutpferden, die Damen grüßend und eine Conversation anknüpfend, dann kommen auch einzelne Fußgänger, in untadeligen full dress, alte und junge Herren, Zuaven-Officiere in ihren pittoresken Uniformen, elegante Gesandtschafts-Attachés, junge Russen und Franzosen, und bald entspinnt sich von Equipage zu Equipage und mit deren Umgebung eine lebhafte Conversation, in der die Vorübergehenden unbarmherzig kritisirt, die chronique scandaleuse des Tages redigirt und alles Neue ab urbe et orbe, — aus Stadt und Welt erzählt

wird. Was kann man ſich in Rom viel zu erzählen haben? werden Sie fragen. Nun, wenn Sie ſich mit mir auf eine der dort ſtehenden Bänke ſetzen und Ihre Hörorgane ſpitzen wollen, ſo können Sie hören, welche wichtigen und unwichtigen Dinge die haute société beſchäftigen.

Daß der oberſte Gerichtshof der Sagra Conſulta die Urtheile in dem Hochverraths-Proceſſe gegen Ajani, Luzzi und Conſorten revidirt, die gegen die beiden erſten ausgeſprochenen Todesurtheile in lebenslängliche Galeerenſtrafe, die Strafen der Uebrigen ebenfalls um einen Grad gemildert hat, iſt eine der Neuigkeiten, die, einige kleine, verbiſſene Kreiſe abgerechnet, überall den beſten Eindruck gemacht hat. Neue Todesurtheile wären nur Fehler geweſen, und nach Talleyrand's Ausſpruche ſind ja Fehler einer Regierung verderblicher für dieſelbe, als ſelbſt Verbrechen. Das oberſte Gericht hat die Strafen gemildert, — der Papſt wird wohl eine erfreuliche Gelegenheit finden, dieſe gemilderten Strafen ganz nachzuſehen — wie denn überhaupt bei den jetzigen Zuſtänden des Kirchenſtaates eine Amneſtie für alle politiſchen Vergehen von beſter Wirkung ſein würde. Außerdem beſchäftigt man ſich viel mit der bevorſtehenden Organiſation der päpſtlichen Freiwilligen, denen ein großer Theil des Dienſtes in der Stadt Rom übertragen werden ſoll. Dieſe neue römiſche Nationalgarde ſoll 1200 Mann ſtark werden und, in zwei Bataillone zu vier Compagnien getheilt, unter dem Befehle des Fürſten Aldobrandini und des Marcheſe Patrici ſtehen. Die Damen intereſſiren ſich faſt ebenſo ſehr, wie die jungen Freiwilligen ſelbſt, für die dieſem Corps zu verleihenden Uniformen, für die mehrere Zeichnungen im Vorſchlage ſind. Jedenfalls wird hier, im Lande der Kunſt, auch auf das Schöne und Kleidſame Rückſicht genommen werden, wie denn wirklich die ganze päpſtliche Armee, beſonders aber Cavallerie, Artillerie und die Zuaven ſehr hübſch und doch militäriſch einfach uniformirt ſind. Das gute Ausſehen der päpſtlichen Gensdarmerie und der übrigen Militärs hat vor Kurzem ſogar eine ganz unvermuthete Anerkennung von Seiten der Miniſter und der nächſten Umgebung des Königs von Italien gefunden, und die Römer bilden ſich etwas darauf ein.

König Victor Emanuel nahm bekanntlich auf der Hin- und Rückreiſe zwiſchen Florenz und Neapel den weiten Umweg über Ancona und Loggia, um das Betreten des päpſtlichen Gebietes zu vermeiden, und ſeine Adjutanten begleiteten ihn. Das ganze

übrige Gefolge, etwa achtzig Personen, darunter die Minister Menabrea und Gualterio, sowie der aus Spanien zurückgekehrte General Cialdini, nahm den directen Weg über Rom.

Natürlich wurden diese interessanten Reisenden sogleich von der päpstlichen Grenzstation Ceprano telegraphisch in Rom angemeldet, und als sie, etwa vier Stunden später, auf dem Bahnhofe der Piazza dei Termini eintrafen, schien man zwar keine Notiz von ihnen zu nehmen, allein es waren doch eine große Anzahl Elite-Gensdarmen und andere Militärs am Perron und in den Wartesälen, alle mit dem Kreuze von Mentana decorirt. „Ecco la Croce di Mentana!“ zischelten die ärgerlichen Italiener einander zu, denn der Anblick dieses Ordens mußte sie an die Blamage von 1867 erinnern und an deren viel bittereren Folgen: die Wiederbesetzung des Kirchenstaates durch französische Truppen und die Abhängigkeit Italiens von Napoleon III. Dessenungeachtet sollen sich, wie hier erzählt wird, Menabrea und Cialdini sehr beifällig über die Haltung des päpstlichen Militärs ausgesprochen haben. Die fremden Gäste, „the most observed of the observers,“ blieben eine Viertelstunde, — dann wollten sie mit dem Schnellzuge nach Florenz weiter. Allein man erzählt sich bei dieser Gelegenheit noch ein anderes Geschichtchen, das zu gut ist, um es zu verschweigen. Während ihres kurzen Aufenthaltes auf dem Bahnhofe sollen nämlich Menabrea und Cialdini einem der Bahnwächter ein Zwanzigfrancsstück gegeben und ihn gebeten haben, ihnen dafür päpstliche Cigarren, Romani scelti, das Stück zu $1^1/_2$ Sous, zu holen. — Wahrscheinlich war den Herren der Cigarrenvorrath für die zu durchreisende Nacht ausgegangen, — die Römer aber meinen, die Minister Victor Emanuel's könnten selbst das Zeug nicht rauchen, das die königlich italienische Tabaks-Regie als Cigarren verkaufe, und seien daher froh gewesen, sich einmal an den guten päpstlichen Cigarren erquicken zu können. — Nun, gut sind die päpstlichen Cigarren auch nicht, — aber doch wahre Havanna Panatellas gegen das Zeug, das man in Italien als sogenannte Cigarren verkauft. — Der Gestank der italienischen Cigarren verpestet jedes Local und macht den Besuch italienischer Kaffeehäuser für Damen zur Unmöglichkeit. Ich glaube gar nicht, daß das Tabak ist, was von der italienischen Regie als solcher verkauft wird, sondern irgend ein beliebiges Kraut, das hinter den Zäunen und Hecken wächst, gesammelt und getrocknet und mit irgend

einer ſcharfen, ſtinkenden Beize beſtrichen wird — ein wahres Pasquill auf Tabak und Cigarren.

Die Reiſe Victor Emanuel's nach Neapel giebt hier außerdem reichen Stoff zu mißliebigem Klatſch, wobei denn wohl auch übertrieben wird. Daß der König ſehr kalt empfangen wurde, daß das Publikum nicht einmal die Hüte abnahm, habe ich ſelbſt mit angeſehen. Es iſt nun auch wahrſcheinlich, daß die legitimiſtiſche und die clericale Partei, die ſich bei früheren Gelegenheiten in Acht nahmen, um nicht mit den, enthuſiaſtiſch für Victor Emanuel eingenommenen Gefühlen des Volkes in unliebſame Colliſion zu kommen, — nun, wo ſie ihn unpopulär ſehen, ſchroffer aufgetreten ſind, — allein daß der König und namentlich die Kronprinzeſſin Margharita von den Anhängern Franz' II. direct inſultirt worden ſein ſollen, wie man hier erzählt, iſt kaum glaublich. Es wird hier verſichert, daß ſich beſonders der junge Fürſt Enrico Statella gegen die Prinzeſſin ſo benommen habe, daß ihn ein Officier, Lieutenant Baſili, deshalb zur Rede ſtellte und forderte, und daß das Duell am andern Morgen damit endete, daß der arme Lieutenant mit durch einen Säbelhieb geſpaltenem Schädel in ſein Quartier getragen wurde. Was an dieſer Geſchichte Wahres iſt, läßt ſich von hier aus nicht beurtheilen, — gewiß aber iſt, daß die Polizei in Neapel einen harten Stand hatte, daß ſie z. B. zwei legitimiſtiſche Clubs, den Club Borbonico und den Filarmonico, ganz ſchließen, und daß ſie am Abend der Gala-Oper in San Carlo die vielen, abſichtlich leer gelaſſenen Logen des legitimiſtiſchen Adels noch im letzten Augenblicke durch Schloſſer öffnen laſſen und mit bereit gehaltenen Herren und Damen in Gala beſetzen mußte. Alles das erzählt man ſich hier, wo Franz II. von Neapel weilt und ſeinen kleinen Hof hält, mit Schadenfreude und vergrößert es durch allerhand Ausſchmückungen. Ich begegnete vor zwei Tagen dem Exkönig von Neapel wieder einmal; er kutſchirte ſelbſt, wie er dies gewöhnlich thut, und es fiel mir auf, wie vergnügt und zufrieden er dieſes Mal, gegen ſonſt, ausſah. Er muß wohl doch gute Nachrichten aus Neapel erhalten haben, — wenn ſie auch ſtark dynaſtiſch — couleur de Rose von den Abſendern gefärbt worden ſind. Was wird jetzt überhaupt nicht Alles erzählt und — Alles geglaubt. So läßt ſich z. B. der Mailänder „Secolo" aus Paris ſchreiben, — nicht nur wären zwiſchen Berlin und Rom eifrige Unterhandlungen im Zug wegen Errichtung einer päpſtlichen Nuntiatur in

Berlin, — sondern es habe auch König Wilhelm einen eigenhändigen Brief an Papst Pius IX. geschrieben, worin er sich erbiete, mit seinem ganzen Hause katholisch zu werden, wenn der Papst kommen und ihn zum Kaiser von Deutschland krönen wolle. Solche dumme Lügen läßt sich ein ernsthaftes Journal aus angeblich „verläßlicher Quelle" schreiben; — allerdings findet so etwas auch nur in Italien, und da nur bei einem gewissen Theile des Publikums Glauben. — Doch von etwas Anderem! Früher wurden nur die Maler in Rom fromm, wie Overbeck u. A., — jetzt scheinen auch die Musiker sich bekehren zu sollen. Dem Beispiele des Abbé Liszt, der hier lebt und sich nur mit Kirchenmusik beschäftigt, ist nun auch Gounod, der populäre Compositeur von „Faust und Margarethe," gefolgt. Er hat das weltliche Paris verlassen und lebt hier in stiller Zurückgezogenheit, mit religösen und Bußübungen beschäftigt und sich darauf vorbereitend, ebenso wie Liszt, die niederen Priesterweihen zu empfangen. Er hat es verschworen, je mehr für das Theater zu schreiben, und arbeitet jetzt an einer großen kirchlichen Composition, an einem Oratorium: „Der Calvarienberg" genannt. Auch das giebt den Römern Stoff zu sprechen, — macht Proselyten in der hiesigen Fremden-Colonie und giebt den Fastenpredigern Stoff zu lehrreichen Beobachtungen. So wurde damals in Rom erzählt, — es scheint sich aber doch nicht bestätigt zu haben.*)

Aber was sind alle diese Neuigkeiten und Gesprächsstoffe gegen die große Neuigkeit und den Hauptgesprächsstoff des ökumenischen Concils, das schon jetzt alle Köpfe beschäftigt, obwohl es noch zehn Monate von uns trennen. Allwöchentlich treffen schon Bischöfe und Prälaten, namentlich aber hervorragende Theologen, zu den vorbereitenden Berathungen hier ein, so z. B. der Cardinal Mathieu aus Frankreich, der Bischof von Montreal (Canada), der als Widerleger Emil Renan's gut angeschriebene Abbé Treppel u. A. — Der Bischof von Canada, der ein zahlreiches Corps von amerikanischen Zuaven hierher geschickt und sie auf seine Kosten uniformirt und bewaffnet hat, ist von seinen Landsleuten sowohl in Civita Vecchia wie hier mit großen Ehren- und Freudenbezeigungen empfangen worden. Wie wird das aber erst später werden, wenn die Eröffnung des Concils näher heranrückt und an dreitausend

*) Anmerkung September 1869.

Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Ordens-Generäle und hohe Würdenträger der Kirche sich hier zusammenfinden, — wenn diese hohen Priester noch ein Gefolge von 6- bis 8000 Vicaren, Secretairen und Clerikern mitbringen, wenn hierzu nun die accreditirten und die nicht officiell beglaubigten Gesandten, Minister, Geschäftsträger, diplomatischen Beobachter und Agenten kommen, und nun endlich die ohnehin im Winter große Anzahl der Fremden in Rom durch einige 50,000 Neugierige vermehrt wird; — wohin mit allen diesen Menschen, von denen die meisten nicht blos ein Zimmer und Bett, sondern ganze Appartements und Hôtels in Anspruch nehmen werden. — Es giebt zwar in den päpstlichen Palästen und in den vielen großen Klöstern sehr viel Raum, allein ich glaube doch, daß Rom dann etwas zu enge werden und daß es Theuerungspreise geben wird. Die Römer aber freuen sich ob dieser Aussicht und calculiren jetzt schon auf die Profite, die sich bei dieser Gelegenheit erzielen lassen werden.

Die Denkenden aber beschäftigt ein ganz anderer Gedanke, und besonders in der höheren Geistlichkeit mag es manche Erwägungen geben. Wenn das Concil, wie man erwartet, den Syllabus und die Encyklica als Dogma aufstellt und damit dem Geiste des Jahrhunderts den Handschuh hinwirft, so ist das schon gefährlich genug, denn die Beschlüsse des Concils kommen dann in offenen Conflict mit der Verfassung und der Gesetzgebung der meisten katholischen Länder — namentlich aber mit den organischen Gesetzen Frankreichs. — Wenn aber das Concil noch weiter geht und, wie ebenfalls erwartet wird, die Infallibilität des Papstes als oberstes Dogma behauptet, so ist die Dictatur in der Kirche erklärt, und die bisherige hierarchische Verfassung aufgehoben. — Und da man nicht wissen kann, welche Nachfolger Pius IX. haben wird, so ist der individuellen Willkür ein ungeheurer Spielraum gewährt. Daher rührt auch die zuwartende Haltung der katholischen Regierungen, sie wollen sich nicht binden, sondern die Concilbeschlüsse als offene Fragen behandeln. „Kommt Zeit, kommt Rath!" denken sie, — wie dies Minister Baroche auf Olivier's Interpellation ja auch in der französischen Deputirtenkammer erklärte. Aber sie dürften sich täuschen, aus dem Concil wird entweder gar nichts oder Alles, — einen Mittelweg giebt es in religiösen Dingen nicht, und wer A sagt, muß B sagen.

Doch glauben Sie ja nicht, daß sich die haute volée in ihren

weich gepolsterten Equipagen auf dem Pincio mit diesen Fragen beschäftigt — die hat ganz andere Dinge im Kopfe: „Haben Sie schon gehört, chère comtesse, welch' enormes Glück die Marquise von Galiffet in Petersburg macht?" — „Welche Marquise?" — „Oh la Diva Adelina." — „Ah, je comprends, la petite Patti, — was ist mit ihr?" — „Sie macht Furore in Petersburg, — Linda de Chamouny zum Benefiz gesungen, — Kaiserin sie in die Loge rufen lassen und umarmt, — embrassé en pleurant. — Eine Loge mit 800 Silberrubeln bezahlt worden, — à peu près 3300 Francs, — ein Sperrsitz au dixième banc 150 Rubel. Mais c'est étonnant."

„Haben Sie schon gehört, Marquise, von dem letzten Balle bei der Princeß Metternich. — Damen alle im Costüm Marie Antoinette, mit kleinem Hütchen auf der Stirn, — der schwarze Frack bei den Herren ganz abgeschafft, — Alles leichte Farben: Lilla, Chamots, Pensée, — die Damen alle Puder in den Haaren. Voilà le bon vieux temps, qui revient." — „J'en suis ravie, — wissen Sie auch, daß die Portechaisen wieder aufkommen in Paris, und man sich damit in die Kirche tragen läßt." — „Quel bonheur! — nun fehlen nur noch die rothen Absätze, — oh ces talons rouges!"

„Wissen Hochwürden schon, daß das Theater in Köln abgebrannt ist, zum zweiten Mal in zehn Jahren, und daß der Kassirer, seine Frau und fünf Kinder rettungslos mit verbrannt sind?" — „Sehr traurig, in der That, aber solche Unglücksfälle werden immer vorkommen, wenn man zur heiligen Fastenzeit profane Comödie spielt."

„Ah, madame la baronne, — voilà un bonmot. Bei der Herzogin von Ossuna war Maskenball; der Bediente an der Thür meldet die Eintretenden an, aber natürlich ohne Namen, nur mit Bezeichnung der Costüme. Er ruft also: „Zwei rosa Dominos!" — Drei Mousquetaires!" — „Un Chevalier Louis Quinze!" u. s. w. — Jetzt traten zwei Damen ohne Masken in Ballkleidern ein. „In welchem Costüm soll ich Sie anmelden!" fragt der Diener. — „Mon Dieu! wir haben kein Costüm," antworteten die Damen, und schnell gefaßt ruft der Bediente in den Saal: „Deux dames sans costume!" worauf große Heiterkeit." — „Oh, c'est joli!" — Das sind römische Plaudereien.

Das republikaniſche Papſtthum.

Franzoſen, Juden und Polen. — Die eigentlichen Revolutionsmacher. — Der Papſt und die Kirche revolutionär. — Allgemeine Entmuthigung in Italien. — Gleichgültigkeit gegen den Parlamentarismus. — Die unhaltbaren Zuſtände des neuen Italien. — Die Civilta cattolica. — Republikaniſche Speculationen. — Die Berechnungen der Kirche. — Zukunft der Monarchien. — Die „ewige" Kirche. — Pio Nono, Garibaldi, Antonelli und Mazzini.

Rom, 1. März 1869.

Es gab eine Zeit in Deutſchland, wo die monarchiſchen und conſervativen Journale in jedem Putſche, in jeder Emeute und in jeder Revolution nur das Werk „einiger Franzoſen, Juden und Polen" erblickten, und wo demgemäß alle deutſchen Polizeien ein wachſames Auge auf dieſe Ruheſtörer hatten und es faſt gefährlich, jedenfalls bedenklich war, als Franzoſe, Jude oder Pole durch Deutſchland zu reiſen. Wo man konnte, ſperrte man reiſende Franzoſen, Juden oder Polen ein, ſtellte ſie unter Polizeiaufſicht oder verwies ſie binnen 24 Stunden aus Stadt und Land, ohne daß darum Putſche, Emeuten und Revolutionen aufgehört hätten. Die Zeit und die Ereigniſſe haben es auf ſich genommen, dieſe drei verleumdeten und verfolgten Nationalitäten zu rechtfertigen, und die größte Revolution der Neuzeit hat Graf Bismark gemacht, der weder Jude, Pole noch Franzoſe iſt. — Die deutſche Polizei hatte ſich damals gewaltig geirrt und die eigentlichen Revolutionsmacher waren unentdeckt geblieben. Unſerer an Entdeckungen ſo reichen Zeit und der italieniſchen Regierung war es vorbehalten, der Quelle des revolutionären Uebels auf den Grund zu kommen und die eigentlichen Unruhſtifter vor dem Richterſtuhl des monarchiſchen Europa anzuklagen.

Die „Correſpondanze Italienne," dieſes officiöſe Organ des Miniſteriums Menabrea, die in Florenz unter den Auſpicien und auf Koſten der italieniſchen Regierung publicirt wird und derſelben ungefähr dieſelben Dienſte leiſtet, welche die „Berliner Provinzial-Correſpondenz" für Graf Bismark verrichtet, — nämlich dasjenige officiös dem übrigen Europa mitzutheilen, was man ſich

ſcheut, in officiellen Depeſchen zu erklären, — dieſe „Correſpondanze Italienne“ klagt in einem ausführlich begründeten und ſehr ernſten Leitartikel den Papſt und die ultramontane Prieſterpartheи an, die Anſtifter und Urheber der Europa fortwährend erſchütternden Unruhen und Revolutionen zu ſein und dabei die Abſicht zu haben, die Einführung der Republik zu begünſtigen, ja direct auf dieſes Ziel hinzuwirken. Hätte man das je für möglich gehalten? Der Papſt und die römiſche Kirche revolutionär, — das katholiſche Rom auf die Republik in Europa hinarbeitend!!

„Wie iſt es möglich,“ klagt die Correſpondanze, „ſich gegen dieſe gefährlichen Umtriebe zu ſchützen, die, unter dem Deckmantel der Religion auftretend, heimlich und im Verborgenen Alles untergraben. Hat nicht ſogar ſchon die in Rom mit päpſtlicher Approbation erſcheinende „Civilta cattolica“ der republikaniſchen Regierungsform das Wort geredet und ſie über die Monarchie erhoben. Werden nicht in den Journalen Roms alle Monarchen Europas und ihre Regierungen fortwährend getadelt, verſpottet, lächerlich gemacht und dem Hohn und der Verachtung preisgegeben! Und wohin ſoll das führen, wenn ſolches Beiſpiel von Rom ausgeht, das damit auf den Umſturz aller Throne, aber auch der Kirche und der chriſtlichen Religion hinarbeitet.“ So klagt die Correſpondanze mehrere Spalten lang fort und beſchwört den Papſt, ſowie die anderen Monarchen, dieſem verderblichen Treiben noch bei Zeiten ein Ende zu machen.

Man ſcheint alſo in Florenz ſehr beſorgt und ſehr böſe zu ſein, und die Erfahrungen, die man in letzter Zeit, bei der Reiſe des Königs nach Neapel, bei der Einführung der Mahlſteuer, bei den anarchiſchen Zuſtänden in Ravenna, Rimini, Ferrara, Forli u. a. gemacht hat, zeigen, daß die Machthaber am Arno wohl wiſſen, auf welchem vulkaniſchen Boden ſie ſich bewegen. Die Flitterwochen der italieniſchen Einheit, die „beaux jours“ des Ré Galantuomo ſind vorbei; — in ganz Italien herrſcht nicht nur tief begründete Unzufriedenheit und Verſtimmung, — es iſt auch eine allgemeine Entmuthigung eingetreten, die jede Hoffnung auf eine beſſere Zukunft aufgegeben hat. Die conſtitutionelle und parlamentariſche Regierungsform iſt im vollſtändigſten Mißcredit nicht nur beim Volke, ſondern auch bei den Repräſentanten ſelbſt; — es hält meiſt ſchwer, ein beſchlußfähiges Quorum zu den

Sitzungen des Parlaments zusammenzubringen, und wenn die Debatte endlich zu Stande kommt, ist nach ein oder zwei Stunden die Versammlung schon wieder nicht zahlreich genug, um eine gültige Abstimmung vollziehen zu können. Kein Mensch liest mehr die Parlaments-Verhandlungen in den Zeitungen, außer die etwa direct bei einer verhandelten Angelegenheit Betheiligten, und diese allgemeine Gleichgültigkeit ist eins der bedenklichsten Symptome.

Dazu die unheilbare finanzielle Zerrüttung, die täglich sich wiederholenden Anklagen über Corruption, Unredlichkeit und Unterschleif in der Verwaltung, die gedrückte, abhängige Rolle, die die sechste Großmacht unter Napoleon's Vormundschaft in der Politik spielt, die ungelöste und wohl schwerlich ohne eine europäische Revolution zu lösende römische Frage, — diese und hundert andere kleinere Ursachen machen es natürlich, daß die Unzufriedenheit steigt und daß die republikanische Parthei in Italien täglich an Zahl und Einfluß zunimmt. — An eine Restauration der vertriebenen Fürsten von Neapel, Toscana, Modena, Parma denkt außer einer kleinen Zahl verbissener Reactionäre in jenen Landestheilen Niemand; daß die Lombardei und Venetien sich darnach sehnen sollten, wieder österreichisch zu werden, oder daß die Romagna wieder durch päpstliche Legaten regiert zu werden wünschte, wird wohl Niemand glauben, — und doch habe ich später diese Erfahrung gemacht;*) — an die Stelle des Königs von Piemont und seiner Consorteria einen andern König auf den Thron zu setzen, wäre ein schwieriges und noch dazu in seinen Resultaten höchst ungewisses Experiment, das die Italiener aus dem Emanuelischen Regen unter die Muratische oder Napoleonische Dachtraufe bringen könnte. Auf dem bisherigen Wege, mit dem parlamentarischen, von der Corruption tief durchfressenen Formenwesen, läßt sich keine Aenderung und Besserung zu Stande bringen, darüber ist man ebenfalls einig — und die Mehrzahl der Volksrepräsentanten ist gründlich verachtet, ohne daß bei dem herrschenden Indifferentismus Hoffnung da wäre, bei neuen Wahlen andere Männer an deren Stelle zu bringen. Ist es da ein Wunder, daß die Geister sich immer mehr dem Republikanismus zuwenden und in der Errichtung italienischer Republiken, die, nach dem Beispiele der Vereinigten Staaten von Amerika, in eine Conföderation verbunden,

*) Anmerkung September 1869.

durch eine Centralgewalt und einen Congreß regiert würden, das einzige Heil der Zukunft sehen. — Ja, die Zahl und die Macht der republikanischen Parthei in Italien wachsen stündlich, und hätte bei den Cortes-Wahlen in Spanien das republikanische Princip gesiegt, wer weiß, was schon in Italien geschehen wäre.

Das Wachsen der republikanischen Parthei aber, — die Umtriebe der renitenten Geistlichkeit, die besonders bei den Mahlsteuer-Unruhen constatirt wurden, die scharfe, verletzende Kritik der römischen Blätter über die italienische Regierung, deren Auslassungen und schonungslose Aufdeckungen in der That nicht blos den König Victor Emanuel, sondern das ganze monarchische Princip untergraben, — alle diese Klagepunkte berechtigen jedoch das Ministerium Menabrea noch lange nicht, in officiösen Documenten den Papst und die kirchliche Parthei zu Bundesgenossen Garibaldi's und Mazzini's zu stempeln und sie vor ganz Europa republikanischer Umtriebe und Verschwörungen anzuklagen.

Hätte die italienische Regierung die Hoffnungen von 1859 und 1860 erfüllen, hätte sie die Finanzen günstig regeln, die Steuern vermindern, die Armee einschränken, der Corruption Einhalt thun und überhaupt bessere Zustände als die früheren herbeiführen können, — so dürfte man in Rom sagen, schreiben und thun, was man wollte, ohne daß sich in ganz Italien irgend Jemand darum gekümmert hätte; — allein bei den jetzigen faulen Zuständen wirkt die römische Kritik, die in unzähligen kirchlichen Journalen Italiens und Frankreichs ihr Echo findet, geradezu zersetzend.

Eine solche Anklage sollte jedenfalls besser begründet sein, als die ministerielle „Correspondanze" dies thut. Was hat die „Civilta cattolica" gesagt? Nichts, als daß für gewisse Länder die republikanische Regierungsform besser als die Monarchie, ja am besten passe. Die „Civilta cattolica" kann einfach auf die Schweiz, auf die Vereinigten Staaten von Amerika hinweisen, — daß sie Italien damit gemeint habe, kann ihr Niemand beweisen. Und gerade die *wahren* Verdachtsgründe hat die „Correspondanze" nicht anzugeben gewagt. — Ja es ließe sich denken, daß die römische Kirche, oder vielmehr die diese Kirche jetzt beherrschende ultramontane Parthei im Ernste die Begründung von Republiken in Italien und vielleicht selbst im übrigen Europa begünstigte, um die eigene Herrschaft zu befestigen.

Blicken wir zurück auf die Erfahrungen der letzten hundert

Jahre, so finden wir, daß die Errichtung von Republiken in Ländern, deren Bevölkerung nicht republikanisch ist, die darauf folgende Einführung des Militär-Despotismus und des Absolutismus wesentlich erleichtert und begünstigt hat. Die Erfahrungen, die die französische Republik zweimal machte und die sich in den italienischen Republiken der Jahre 1794 bis 1805 wiederholten, — die Gewalt und Macht der Reaction in Deutschland nach den Ereignissen von 1848, — die gleichzeitigen Vorgänge in Oesterreich deuten darauf hin, daß allerdings eine Parthei dieses Facit in ihre Berechnungen ziehen könnte und die Restauration der früheren Zustände, der „guten alten Zeit," erst dann für möglich hielt, wenn Italien das verunglückte Experiment einer Republik durchgemacht und auch diese Enttäuschung erlebt hätte.

Es sind dies jene kalt berechnenden Politiker, die da behaupten, daß es in Italien eben so wenig wie in Frankreich wirkliche Republikaner gebe, und daß eine Republik ohne Republikaner ein Unding und nicht lebensfähig sei. Diese Leute mögen nicht Unrecht haben, die weiland ligurische, cisalpinische, römische und andere Republiken haben wenig Erfreuliches zu Tage gebracht, — doch schob man damals alle Schuld auf die Einmischung der französischen Volksrepräsentanten, Commissäre und Agenten. Coletta, der begeisterte Freund seines Vaterlandes, schildert seine Landsleute mit folgenden Worten: „Frei ist in Italien der Gedanke und die Zunge, knechtisch das Herz, faul der Arm und in jedem politischen Ereignisse nur Skandal, aber keine Kraft." Ob aus solchem Materiale Republiken gebildet werden können, weiß ich nicht, daß aber die Kirche, welche die „Herzen und Nieren" des Volkes genau kennt und die Geister wägt und schätzt, eine solche Möglichkeit in ihre Berechnungen aufnehmen kann, ist wenigstens nicht unmöglich. Die Kirche ist ewig — sie hat trotz aller Revolutionen, trotz Odoaker, Attila, Genserich, Alboin, Friedrich Barbarossa, Carl V. und Napoleon I. bestanden, — sie kann auch noch eine Revolution und das Schattenbild einer Republik über Italien dahingleiten sehen, — sie rechnet doch auf den endlichen Triumph.

Blicken wir auf die Geschichte früherer Jahrhunderte zurück, so sehen wir, daß selbst wenn die Republik mehr wie ein Schattenbild sein, wenn sie Italien zur bleibenden Institution werden und in Fleisch und Blut des italienischen Volkes übergehen sollte, die römische Kirche dabei eben so gut ihre Rechnung finden könnte.

Nie war das Päpstthum mächtiger und die Kirche reicher und blühender, als in jenen Zeiten, wo fast ganz Italien aus kleineren und größeren Republiken bestand, die, wenn auch hie und da im Zwiste mit Rom, sich doch im großen Ganzen alle unter dem päpstlichen Patronate schaarten und vereint die Angriffe und Einfälle der Fremden zurückschlugen. Erst als die Medici, Visconti, Sforza, Gonzaga, Este und andere Häuser die Republiken in Duodez-Monarchien zum Privatgebrauche für „sibi et suis" einrichteten und nun die verschiedenen dynastischen und Familienverhältnisse sich kreuzten, sanken allmälig Macht und Einfluß der Päpste.

Aber noch eine andere Rücksicht mag die leitenden Politiker der römischen Kirche der Republik geneigt machen; es ist diese Rücksicht ein Blick in die Zukunft, die unstreitig der Monarchie nicht günstig scheint. Roms Politiker aber rechnen nicht mit Jahren, als Factoren ihrer Calcüle, sondern mit Jahrhunderten, — denn die Kirche ist, wie gesagt, ewig. „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum," lautet die kolossale Inschrift des inneren Frieses von St. Peter's Dom. Die auf Felsen unvergänglich gegründete Kirche hat die Schlüssel zu den Pforten des Himmels, und da, nach der Einrichtung der menschlichen Dinge, der größte Theil der Menschheit nur Arbeit, Entbehrung, Noth und Sorgen zum Lebenslose hat, so hofft diese Majorität auf einen Ersatz im Himmel und hängt gläubig an der Himmelspförtnerin, der „alleinseligmachenden Kirche." In Republiken aber herrscht und bestimmt diese Mehrheit und dürfte sich daher anhänglicher und dankbarer zeigen, als die einzelnen Dynastien, die nur ihre Krone und ihre Familien-Interessen im Auge haben.

Und in der That! wie steht denn jetzt die Kirche zu den Monarchien Europas? Welche Hülfe, welchen Schutz hat sie von diesen zu erwarten?

Ihre beiden Schutzmächte par excellence hat die römische Kirche in letzter Zeit verloren — Oesterreich durch den dort eingetretenen liberalen Umschwung und Spanien durch die Revolution und Vertreibung der letzten Bourbons. In beiden Monarchien, die vor wenigen Jahren noch die Bollwerke der römischen Kirche waren, werden Concordate aufgehoben, Kirchengüter eingezogen, Glaubensfreiheit proclamirt, Priester und Bischöfe gerichtlich verfolgt, — gerade so, wie es in dem deshalb excommunicirten

Königreiche Italien geschieht. Rußland, England, Preußen, Schweden, Dänemark zählen für Rom nicht, da dies schismatische, ketzerische Regierungen sind, auf deren Freundschaft und Schutz sich eben so wenig rechnen läßt, als auf die Türkei. Das neutrale Belgien, das kleine Portugal, das nun auch liberale Anläufe nehmende Baiern sind ebenfalls ohne Bedeutung für Rom, und so bleibt als Schutzmacht einzig und allein Frankreich, d. h. so lange der Kaiser der Franzosen es seinen dynastischen Interessen für nützlich hält, Rom und das Papstthum zu beschützen. Allein gerade diesem Protector traut man in Rom am wenigsten, — man ist seiner Freundschaft nicht über die nächsten französischen Wahlen im Mai hinaus sicher, — gewiß aber nicht über das Concilium und die nächste Papstwahl hinaus. Man hat in Rom nicht vergessen, daß Napoleon I. es war, der am 17. Mai 1809 von Schönbrunn aus proclamirte: „Die weltliche Macht des Papstes hat aufgehört; der Kirchenstaat ist mit Frankreich vereinigt," und daß er den Papst Pius VII. durch seine Grenadiere verhaften und in die Gefangenschaft fortführen ließ. — Man benutzt Napoleon III., aber man rechnet nicht auf ihn und seine Dynastie für die Zukunft.

Während so die römische Kirche von den Monarchien Europas nichts zu hoffen, eher zu fürchten, von diesen ihren dynastischen Interessen aufgeopfert zu werden, hat man in Rom gefunden, daß sich mit Republiken ganz gut auskommen läßt, und das Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika hat gezeigt, daß bei der unbeschränkten Unabhängigkeit der Kirche vom republikanischen Staate die katholische Kirche in Amerika reich und mächtig geworden ist und an Ausdehnung und Einfluß eben so viel gewonnen hat, als sie im monarchischen Europa verlor.

Hätte die „Correspondanze Italienne" solche Erwägungen und Gründe geltend gemacht, so hätte die Sache plausibel scheinen können, allein die Anklage, unbegründet und unbelegt, wie sie jetzt vorgebracht wurde, klingt doch gar zu albern, und Niemand wird glauben, daß Papst Pius IX. und Cardinal Antonelli plötzlich in ihren alten Tagen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Garibaldi und Mazzini abgeschlossen haben, um die europäischen Throne umzustürzen und die Republik auf deren Trümmern zu gründen.

Die officiöse Anklage des ministeriellen Organs des neuen Königreichs Italien ist eben ein ungewöhnliches Symptom der zer-

fahrenen und haltlosen Zeitlage, und um so beachtenswerther, als sich diese Klagen über Unbotmäßigkeit der katholischen Kirche, über die systematische Opposition ihrer Bischöfe und Priester gegen die monarchische Staatsregierung auch aus anderen Ländern, aus Frankreich, Belgien, Spanien, Baden, Baiern, Preußen und Russisch-Polen u. s. w. erheben. — Möglich, daß das bevorstehende große Concil diesen Conflict zum Ausbruche bringt; — jedenfalls wird es für die katholischen Monarchien eine Lebensfrage werden: wie sie sich den möglichen Beschlüssen dieses Concils gegenüber zu verhalten haben. Was unter dem Vorsitze des Papstes eine Versammlung sämmtlicher Bischöfe der Christenheit beschließt und als Glaubenssatz aufstellt, kann nicht, wie ein Hirtenbrief u. dgl., durch ein verweigertes Placetum regium beseitigt werden, und die Militär- und Polizei-Armee kann auf diesem Felde nichts gegen das wohldisciplinirte Heer der Bischöfe, Domherren, Pfarrer, Beichtväter und Gewissensräthe ausrichten. — Protestantische Regierungen haben es besser, aber für die katholischen kann dieses Concil eine gefährliche Feuerprobe werden. — We shall wait for further disclosures.

Der römische Erntemonat.

Ernte und Schafschur in Rom. — Der Goldfluß im März. — Der Garibaldi-Putsch. — Die Nachwehen von Mentana. — Das Gefühl der Sicherheit. — Theure Wohnungen. — Leiden einer amerikanischen Familie. — In den Hôtels kein Platz. — Privatwohnungen. — Bivouak im Kaffeehause. — Eine Nacht für 200 Francs. — Rom nach dem Oster-Montage. — Fasten-Predigten. — Edict des Cardinal-Vicar.

Rom, 4. März 1869.

Daß der Februar der eigentliche Frühlingsmonat in Rom ist, habe ich bereits mehrfach erwähnt; daß aber der eigentliche Erntemonat für die Römer der März ist, habe ich noch nicht gesagt,

und geſchieht dies hiermit. Denken Sie aber ja nicht an eine Ernte auf dem wogenden, gelben Aehrenfelde, wo der ſchwer beladene Wagen die goldene Brotfrucht hereinbringt in die Scheunen; — ſo ſehr hat die Natur das glückliche Italien doch nicht begünſtigt, daß man im März ſchon ernten könnte, was man im Februar geſäet, — hier handelt es ſich um eine ganz andere goldene Ernte, die man daheim, in der ewigen Stadt einbringt und die für das ganze Jahr vorhalten muß; — es iſt vielmehr eine große Schafſchur, die die Römer jetzt vornehmen, und die Schafe, die geſchoren werden, ſind die „Forestieri" — die Fremden.

Ja, der März, der unfreundlichſte Monat des Jahres, der die traurige Faſtenzeit bringt, iſt für den Römer der erfreulichſte Monat, denn im März ſtrömen die Fremden, die Engländer, die Amerikaner, die Franzoſen, Deutſchen und Ruſſen maſſenweiſe der Hauptſtadt der Chriſtenheit zu und bringen in Sovereigns, Dollars und Napoleons das ſchöne gelbe Gold mit, das der Römer ſo außerordentlich liebt. Auf den Monat März und ſeinen exotiſchen Goldzufluß hoffen und harren die Römer das ganze Jahr, wie die Aegypter auf die befruchtenden Ueberſchwemmungen des Nil und etwa die Pariſer auf eine Welt-Induſtrie-Ausſtellung, und Hauseigenthümer, Hôtelwirthe, Zimmervermiether, Wagenverleiher baſiren auf ſeine Erträgniſſe die Bilanz ihrer Geſchäfte. Aber auch die zahlreichen Kaufläden am Corſo, am ſpaniſchen Platze, in der Via Condotti, Frattina u. a. putzen ihre Schaufenſter und Auslagen auf das feſtlichſte mit den ſchönſten Sachen, die ſie auf dem Lager haben, denn was ſie im März nicht an die Fremden verkaufen, das werden ſie an die ſparſamen Römer ſpäter gewiß nicht los. Selbſt „die Kunſt geht nach Brot", wie Leſſing ſagt, und es herrſcht ein reges Leben und Treiben in den Ateliers der vielen Maler, Bildhauer, Bronzearbeiter, Moſaikiſten, Ciſeleure und anderer Künſtler, denn jetzt oder nie können Gemälde, Statuen, Moſaiken, nachgemachte Antiken u. dgl. in ſchönes Gold umgeſetzt werden.

Sie können ſich daher den Zorn und die Wuth der Römer denken, als im November 1867 Garibaldi mit ſeinen Schaaren vor den alten Mauern Roms erſchien und alle Ausſicht vorhanden war, daß unter ſolchen Umſtänden die geliebten Fremden wegbleiben und etwa gar durch republikaniſche Freiſchaaren erſetzt werden könnten, die bekanntlich keine Gemälde und Moſaiken kaufen

und sich in Hôtels und Paläſten einquartiren, ohne dafür Miethe zu zahlen. Nun, der liebe Herrgott und Kaiſer Napoleon III. haben dieſes Mal bei Mentana geholfen und durch die „Wunder der h. Chaſſepots" die Eiſenbahn für die Fremden wieder freigemacht, die über Garibaldi's Hauptquartier Monte Rotondo nach Rom führt. Doch fühlte man im März 1868 noch die Nachwehen des Putſches, — viele Fremde waren weggeblieben, und die Ernte war nur eine mittelmäßige geweſen.

Ganz anders iſt das in dieſem geſegneten Jahre, nachdem der franzöſiſche Staatsminiſter Rouher ſein berühmtes: „Jamais!" geſprochen hat, die italieniſche Regierung in den wohlverdienten Ruheſtand getreten iſt und der alte Garibaldi auf Caprera ſitzt, „König Verdruß" ſpielt und alle Hoffnungen aufgegeben zu haben ſcheint, denn in ſeinem neueſten Briefe an den Präſidenten des candiotiſchen Comités ſchreibt er über ſeine Landsleute: „Rechnen Sie nur nicht auf die Italiener; — die haben jetzt vollauf zu thun gehabt mit den Vergnügungen des Carnevals, und jetzt ſind ſie damit beſchäftigt, die religiöſen Pflichten der Faſtenzeit zu erfüllen."

Auch der alte Mazzini weilt kränklich und unthätig in Lugano, und in ganz Italien herrſcht die vollſtändigſte Abſpannung und die größte politiſche Gleichgültigkeit, während die Adler des kaiſerlichen Frankreich ſchützend über Rom ſchweben und jedem Störer des Status quo drohend die ſcharfen Krallen zeigen. Es herrſcht darum auch das Gefühl abſoluter Sicherheit in allen hieſigen Kreiſen, und im Vertrauen auf dieſe ſtrömen die Fremden in Maſſen herbei. — Schon jetzt nehmen ſämmtliche Hôtels keine Beſtellungen auf Zimmer für die zweite Hälfte des März mehr an und die Privatwohnungen ſteigen in's Fabelhafte. Ich ſah geſtern zwei kleine Schlafzimmer mit einem eben ſo kleinen Parlour im vierten Stock, mit der Ausſicht auf den Hof, für den Monat März um 1000 Francs vermiethen, und für ein Appartement von fünf Zimmern im erſten Stock, in einer der Nebenſtraßen des Corſo, wurde eine Monatsmiethe von 6000 Francs gefordert und auch bezahlt.

Es läßt ſich ſchon jetzt mit Gewißheit vorausſagen, daß bis zum Palmenſonntage ſo ziemlich alle disponibeln Wohnungen in Rom vergriffen und die Spätkommenden dieſes Mal in der größten Verlegenheit ſein werden. — Wie es ſolchen Unvorſichtigen geht, die

keine Wohnung im Voraus bestellt haben, sondern auf gut Glück in solcher Zeit nach Rom kommen, habe ich in den letzten Carnevalstagen gesehen. Eine amerikanische Familie kam am Abende vor dem Fastnachtssonntage mit dem Zuge von Florenz hier an; — die Koffer und Hutschachteln wurden schnell auf einen Fiaker geladen und die Familie fuhr mit diesem zum „Hôtel de Rome." — Großes Bedauern des Wirthes, allein er habe auch nicht ein Zimmer mehr disponibel, — der Kutscher erhält also Ordre, zum „Hôtel de l'Europe" auf dem spanischen Platze zu fahren. Hier ergiebt sich dasselbe Resultat, — kein Zimmer mehr leer, — eben so wenig in den vier oder fünf anderen Hôtels, die um diesen Platz herum liegen. Es ist 10 Uhr Abends, jetzt mischen sich Commissionäre und Lohnbediente hinein, — versichern, daß alle anderen Hôtels auch überfüllt sind, daß sie aber Privatwohnungen wüßten, wo die Herrschaften gleich unterkommen könnten. — Also eine Privatwohnung! seufzen unsere, von der langen Eisenbahnfahrt und dem zwecklosen Herumkutschiren in der Stadt schon todmüden Landsleute. Der Commissionär schwingt sich auf den Bock, und nun beginnt eine neue Argonautenfahrt zu all' den Häusern, auf denen der Vermittler sich erinnert, Tafeln mit der Inschrift: „Appartemento mobiliato d'affitarsi!" hängen gesehen zu haben. Das Resultat ist dasselbe; — entweder sind die Wohnungen bereits vermiethet, — oder sie sind zu klein, oder, — da es immer später in der Nacht wird, schlafen die Hausleute schon und machen, trotz alles Klopfens, nicht mehr auf. Und immer weiter geht die Fahrt, — in andere Straßen, zu anderen Häusern, — denn Kutscher und Lohnbedienter finden ihre Rechnung dabei, die fremden Herrschaften so lange als nur möglich, in der Stadt umherzufahren, und daher der Eine die höheren Nachtpreise, der Andere ein um so größeres Honorar für seine außerordentlichen Bemühungen in Anspruch zu nehmen.

So wird es Mitternacht, — die Straßen werden öde und leer, die Läden sind längst geschlossen, nur Militär- und Polizei-Patrouillen sieht man noch an den verschlossenen dunkeln Häusern dahinziehen; der Pater familias giebt alle Hoffnung auf, heute noch in ein Bett zu kommen, die Ladies lamentiren, die Kinder weinen; — die Verzweiflung ist allgemein; der Commissionär tröstet: heute sei es allerdings schon ein bischen spät, aber morgen, bei Tage, würden sich Wohnungen genug finden lassen, also Pa-

zienza! — „Aber wir können doch nicht die ganze Nacht im Wagen ſitzen bleiben!“ jammerten die Ladies. Der Chef der Familie fleht: „Schaffen Sie uns nur eine Unterkunft für dieſe Nacht; nur in ein Zimmer wollen wir, unter Dach und Fach!“ Und nun beginnt eine neue Phaſe, — die Fahrt nach irgend einem Kaffeehauſe; allein in Rom haben nur wenige Kaffeehäuſer die polizeiliche Erlaubniß, nach 10 Uhr noch offen halten zu dürfen; endlich wird eins dieſer privilegirten Cafés gefunden; der Commiſſionär leitet die nöthigen Unterhandlungen ein, man macht Schwierigkeiten, die letzten Gäſte ſind eben weggegangen, der Cafetier will zuſchließen, u. ſ. w. — „Ich muß hinein,“ ſchreit der verzweifelnde Familienvater, — „ich zahle, was er will.“ — Jetzt macht ſich die Sache, der Cafetier hilft den Damen aus dem Wagen, die Koffer werden abgeladen und unter die Tiſche geſtellt, die ſchon bis auf eine ausgelöſchten Gasflammen wieder angezündet, Kutſcher und Commiſſionär werden nach langen Debatten, worin ſie ihre Verdienſte bis in's Unendliche anpreiſen, mit einer heidenmäßigen Bezahlung entlaſſen, und die unglückliche Familie, die Rom und den Carneval ſchon bis in den Abgrund der Hölle verwünſcht hat, ſchätzt ſich glücklich, die Nacht unter Dach und Fach, auf den Stühlen und Divans des Billardrooms zuzubringen, wo die Ladies doch Thee und das Familienhaupt beliebigen Grog und päpſtliche Cigarren bekommen können.

Und dieſe ſo zugebrachte Nacht koſtete der armen, todmüden Familie an 200 Francs an Fuhrlohn, Commiſſionär, Trinkgeldern, wovon der Cafetier allein ſich 100 Francs für das Aufbleiben und Offenhalten ſeines Etabliſſements bezahlen ließ, und am andern Morgen ging die Jagd nach einer Wohnung, dieſes Mal mit einem beſſeren, wenn auch ſehr theuer bezahlten Erfolge wieder an. — So wird es zuverſichtlich auch in dieſem März Vielen gehen, und es läßt ſich die Warnung nicht oft genug wiederholen, ſich in ſolchen Zeiten ſeine Wohnung ſtets lange vor dem Eintreffen zu ſichern.

Wie ändert ſich das Alles am Abende des Oſtermontags! — So wie die letzte Rakete der Girandola von der Höhe des San Pietro in Montorio herabſinkt, ſinken auch die Preiſe der Wohnungen und aller übrigen Fremdenbedürfniſſe; — vor allen Hôtels wird aufgepackt, überall wird abgereiſt. — Rom wird auf einmal leer, und das Zimmer, für welches in der Charwoche noch 150 Francs

verlangt wurden, ist jetzt um 30 Francs und selbst billiger zu haben, und wird noch mit einem dankbaren: Mille grazie! vermiethet.

Von da an bis zum October ist Rom eine menschenleere Provinzialstadt; —die Hälfte der Hôtels schließt ganz zu, — die Herrschaften, die in Rom stabil sind, Römer wie Fremde, gehen schon im April auf ihre Villegiaturen, und späterhin, im heißen Sommer, in die kühleren Sabiner- und Albaner-Gebirge, — in Rom bleibt nur, wer absolut bleiben *muß*, denn schon im Juni beginnt die Herrschaft der Malaria, jener verderblichen Fieberluft, die zwei Drittel von Rom im Sommer unbewohnbar macht, und die, besonders unter den unacclimatisirten Fremden, zahlreiche Opfer fordert. Dann ist's allerdings sehr billig in Rom zu leben, — aber trotzdem doch noch theuer zu sterben.

Sonst ist die Fastenzeit eigentlich die allerlangweiligste Zeit für den Aufenthalt in Rom; — alle Theater und Unterhaltungen sind während der Zeit vom Aschermittwoch bis zur Octave nach Ostern geschlossen, — selbst die Militärmusiken auf den Promenaden und Plätzen sind verpönt, und außer der stereotypen Corsofahrt und den Fastenpredigten ist durchaus nichts los.

Ich habe nun mehrere dieser Fastenpredigten gehört, die gewöhnlich am Mittwoch, Freitag und Sonntag um 4 Uhr Nachmittags stattfinden, und ich muß gestehen, daß sie meinen Erwartungen nicht im mindesten entsprochen haben. In der Hauptstadt der katholischen Christenheit wie an dem Sitze der classischen, römischen Beredsamkeit erwartete ich Außerordentliches zu hören, oder doch wenigstens so begabte Redner, wie ich sie in Paris in solcher Zeit gehört. Wer in Paris die Patres Felix, Hyacinthe u. A. gehört hat, weiß, welchen großen Eindruck diese begeisterten, schwungvollen Redner mit ihren poetisch geschmückten, phantasievollen und enthusiastischen Fastenpredigten machen. — Hier ist von dem keine Rede. Ich fand auf allen Kanzeln alte geistliche Herren mit schwacher Brust und asthmatischen Lungen, die sehr nüchterne Themas sehr trocken vortrugen. Selbst die Franzosen machten keine Ausnahme, und die Predigt, die ich in der französischen Nationalkirche San Luigi dei Francesi hörte, war nicht um ein Haar besser als die italienischen, die ich al Gesù in S. Maria sopra Minerva und anderen Kirchen angehört hatte. Kein Feuer, keine Begeisterung, — die alten Herren sprachen, als

ob ſie ſelbſt nicht an das glaubten, was ſie ſagten. Beſonders der franzöſiſche Prediger war farb- und tonlos; — bis zum Ueberdruſſe wiederholte er ſein: „Jésus Christ est le plus parfait modèle de la perfection.“ (Jeſus Chriſtus iſt das vollendetſte Muſterbild der Vollkommenheit.) Hinter mir ſtanden zwei deutſche Maler; der jüngere, der das immer wiederkehrende Wort „modèle“ auffing, aber ſonſt nicht Franzöſiſch verſtand, fragte ſeinen Gefährten leiſe: „Was will er denn immer mit ſeinem „Modell“?“ worauf der andere lächelnd erwiderte: „Er verlangt, daß das Modellſtehen verboten ſein ſoll, weil es ſo leicht zu Immoralitäten führt.“ — „Ih! da ſoll ihn ja“ — fuhr der jüngere auf, — „wie ſollen wir denn malen ohne Modelle!“

Am Freitag giebt es nun auch deutſche Faſtenpredigt in der öſterreichiſchen Nationalkirche San Maria dell' Anima, und zwar wird ein Rev. Dom-Capitular aus Baiern predigen; den will ich auch noch hören, ſo wie in S. Clemente den engliſchen Prediger Rev. P. T. Burke.

Der Hauptgrund dafür, daß es an guten Kanzelrednern zu fehlen ſcheint, liegt wohl darin, daß in Rom, ſo wie überhaupt in den Kirchen Italiens, die Predigt nicht einen weſentlichen Beſtandtheil des katholiſchen Gottesdienſtes bildet, ſondern dieſer ſich lediglich auf die lateiniſche Meſſe beſchränkt, — Predigten aber nur in der Advents- und in der Faſtenzeit und da nur Nachmittags gehalten werden, — die Kanzelberedſamkeit daher nicht, wie in Deutſchland und Frankreich, von den Geiſtlichen cultivirt wird. — Außerdem aber ſcheint die Function eines Faſtenpredigers ein Ehrenamt, eine Auszeichnung zu ſein, mit der man nur alte, emeritirte Prieſter betraut, — auf die man ſich zwar getroſt verlaſſen kann, daß ſie nicht über die ſtreng vorgeſchriebenen Gränzen hinausgehen, die dafür aber auch des Feuers, der Kraft und der Begeiſterung entbehren. Uebrigens ſind alle Predigten hier ſehr kurz, und das iſt noch das Lobenswertheſte an ihnen.

Ein großes Edict über die Beobachtung der Faſten, vom Cardinal-Vicar unterzeichnet, iſt an allen Ecken angeſchlagen, findet aber in der Praxis keine ſonderlich ſtrenge Beobachtung. Dieſem Edicte zufolge iſt zwar auch in dieſem Jahre geſtattet, daß man ſich während der Faſtenzeit mit Fleiſchſpeiſen ernähren dürfe, doch ſind gewiſſe Tage, wie die Freitage, die ganze Charwoche, der

Vorabend von St. Joseph (19. März) u. s. w., ausgenommen, an welchen strengen Festtagen auch nicht einmal der Genuß von Eiern, Butter u. dergl. erlaubt ist, sondern die Fische und Gemüse nur mit Oel gesettet sein dürfen. Dispensationen wegen schwächlicher Gesundheit werden nur auf ein Zeugniß des Arztes und des betreffenden Pfarrers ertheilt. Gastwirthe und Restaurants müssen ein eigenes, abgesondertes Zimmer für solche Gäste, welche Fleischspeisen genießen, haben; — auch ist es ihnen verboten, einem Gaste Fleisch- und Fastenspeisen durcheinander zu serviren. Allein diese und eine Menge anderer ähnlicher Bestimmungen werden in der Praxis nicht beachtet, und wenn auch in dem einen Zimmer eine Tafel mit der Inschrift: „Camera di magro" und in dem andern „Camera di grasso" hängt, so bringt der Kellner doch Alles, was man verlangt, ohne Unterschied, in beiden Zimmern.

Ja, in einer deutschen Trattoria sagte mir der Kellner, als ich ihn fragte, ob dies das Zimmer für Fleisch- oder für Fastenspeise sei, ganz treuherzig: „Ach! das geht ja uns gar nichts an, — zu uns kommen nur Ketzer."

Es ist also in Rom wie überall, und wie Goethe's neapolitanisches Prinzeßchen sagte: „Die Gesetze sind nur dazu da, damit sie übertreten werden, und wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir nur sinnen, wie wir auch die wieder übertreten können." Man scheint übrigens auch in Rom einer laxeren Observanz huldigen zu wollen, denn nicht allein drückt die Polizei bei solchen Uebertretungen der Fastengebote nicht nur ein, sondern beide Augen zu, — sondern auch zwei Theater, Argentina und Balleto, haben ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten, Abendunterhaltungen, bestehend aus Opernscenen (sans costume), Taschenspielerkünsten, Nebelbildern, Geistererscheinungen u. dergl., zu geben; — außerdem ist ein Teatro meccanico mit optischen Darstellungen, Automaten, Chromatropen u. s. w. allabendlich offen, und eine Menge Concerte, unter hoher und höchster „Patronage", sind angekündigt.

Es scheint also, daß man, im Vollgefühle der wiedererlangten Sicherheit und Macht, von der alten Rigorosität etwas nachläßt und die katholische Kirche wieder anfängt, auch dem menschlichen Erdenleben mit seinen Schwächen einige Berechtigung zuzugestehen. Warum auch nicht? Die katholische Kirche war am größten und mächtigsten, als sie die schönen Künste, die heitere Bildung, die freundliche Gestaltung des Lebens beförderte und pflegte; — das

ſtrenge, ſtarre Puritanerthum iſt ihrem innerſten Weſen fremd, und durch die Sinne auf das Gemüth zu wirken, war ſtets ihr Beſtreben.

Die Kirche muß ſich humaniſiren, wenn ſie ihre Macht begründen will, und viel wird von der Richtung des kommenden Concils abhängen. Die große Berechtigung des Papſtthums im Mittelalter, und ſomit die Quelle ſeiner erſtaunlichen Macht, lag darin, daß die Kirche zu einer Zeit, wo der feudale Adel herrſchte und die brutale Gewalt des Stärkeren die Geſchicke der Welt entſchied, dieſer Gewalt eine Republik des Geiſtes entgegenſtellte, in der arme Prieſter, Bauernſöhne und Sauhirten bis auf den Thron des heiligen Petrus hinaufſteigen konnten und als Päpſte nicht nur den Kaiſern und Königen ebenbürtig, ſondern durch die Waffen des Geiſtes mächtiger als dieſe waren. Damals waren Papſtthum und Kirche der Schutz und Schirm der Schwachen gegen die herrſchenden weltlichen Gewalthaber. Als ſich ſpäter das Papſtthum mit den Kaiſern und Königen verbündete und dieſen ihre dynaſtiſchen Zwecke erkämpfen half, ſanken Macht und Anſehen der Kirche, bis es ſo weit kam, daß Päpſte durch die Soldaten eines Eroberers in die Gefangenſchaft geſchleppt wurden oder man ihnen, trotz alles Proteſtirens, die Hälfte ihres Gebietes wegnahm und die andere Hälfte ſammt Rom vorläufig in Frage ſtellte.

Ob dieſer Unmacht der Kirche durch den Schutz eines Napoleon oder durch Syllabus und Encyklica und die als Dogma proclamirte Infallibilität des Papſtes abgeholfen werden kann, und auf wie lange, ſteht zu erwarten; — die ſanguiniſchen Hoffnungen Jener, die da glauben, die Kirche werde ſich ſelbſt, von innen heraus, im Geiſte des Zeitalters und nach den höheren Bedürfniſſen der Menſchheit, reformiren, kann ich nach dem, was ich geſehen habe, nicht theilen. — Man will nicht vorwärts — lieber rückwärts — am liebſten ſtillſtehen; — aber Stillſtand iſt Rückſchritt, und jeder Rückſchritt verderblich.

Das kommende Concil.

Ugolino's Hungertod. — Der römiſche Senat und die Schlächter. — Kein Fleiſch zu haben. — Alle Schlächter im Gefängniſſe. — Intervention von oben. — Sonntagsfeier. — Strauß und Offenbach als Kirchenmuſik. — Der Geſang der Nonnen mit „Bum, Bum, Bum.“ — Die anti-papiſtiſchen Engländer. — Eine Amneſtie erwartet. — Das Concil. — Hoffnungen und Befürchtungen.

Rom, 9. März 1869.

Wiſſen Sie auch, daß wir hier mit genauer Noth dem furchtbaren Schickſale Ugolino's entgangen ſind, der bekanntlich ſammt ſeinen Söhnen und Neffen elendiglich am Hungertode geſtorben iſt? Niemand aber war ſchuld daran, als der römiſche Senat, die weltliche Obrigkeit Roms, der ſich außer anderen unnützen Dingen auch damit beſchäftigt, das römiſche Volk glücklicher zu machen. — Zum irdiſchen Glücke der Römer gehört aber vor Allem gut und, wo möglich, wohlfeil zu eſſen, und da der Senat nicht, wie Henri IV. von Frankreich, jedem Unterthan ein fettes Huhn in ſeinen Kochtopf wünſchen kann, ſo hat er ſich wenigſtens damit beſchäftigt, die Brot- und Fleiſchpreiſe zu reguliren und der hier immer mehr zunehmenden Theuerung Schranken zu ſetzen. — Der Commendatore Merighi, einer der Beiſitzer des Senats, hatte die Sache in Anregung gebracht und entſchieden darauf gedrungen, daß dem übermäßigen Gewinne, dem die Bäcker und Schlächter in allen ihren Manipulationen nachſtrebten, ein Ende gemacht werde. Die übrigen Beiſitzer, denen ihre theuren Ehehälften oft genug geklagt haben mögen, wie ſchlechtes Fleiſch und noch ſchlechteres Gewicht ſie zu unchriſtlich hohem Preiſe von den Schlächtern erhalten, ſtimmten dem Sgr. Merighi bei; — das Eintreten der Faſtenzeit ſchien den Verſuch zu begünſtigen, da in dieſer viel weniger Fleiſch conſumirt wird und die Schlächter ſich alſo coulanter zeigen dürften, und ſo erſchien ein senatus-consultum, unterzeichnet von dem Senator von Rom, Cavaliere Cavaletti, und ſeinen ſämmtlichen Beiſitzern, worin der Preis des Fleiſches erſter Qualität auf 12, zweiter auf 10 und dritter auf 8 Soldi (der Soldo ungefähr gleich mit einem amerikaniſchen Cent Gold)

festgesetzt wurde und nebenbei über volles Gewicht, Beschränkung der Zuwagen u. s. w. sehr zweckmäßige Vorschriften enthalten waren. — An allen Ecken standen die Römer in Haufen, lasen das Edict, priesen die Weisheit des Senats und freuten sich auf das billigere Fleisch. Aber schon am nächsten Morgen war die Freude vorbei; — die Römer, die mit ihren Körben auf den Markt gingen, um Einkäufe zu machen, standen plötzlich vor den zugeschlossenen Thüren sämmtlicher Fleischläden, und die Herren Schlächter erklärten den nach dem: „Warum?" Fragenden sehr kühl: Bei solchen Preisen könnten sie nicht bestehen und zögen es daher vor, ihre Geschäfte lieber ganz zuzuschließen, als mit Schaden zu arbeiten. Kurz, der Strike war ein allgemeiner und in ganz Rom für Geld und gute Worte auch nicht ein Pfund Fleisch zu haben.

Man kann sich das Entsetzen des Publikums, vor Allem der Hôtelwirthe und Restaurants, denken, die alltäglich mehrere Tausend fleischessende Fremde mit diesem Hauptbestandtheil jeder anständigen Table d'hôte zu versehen haben. Einen Augenblick lang schien es, als ob eine Revolution ausbrechen wollte, — dann aber wälzte sich die Schaar der Betheiligten nach dem Capitol, wo die Väter des Volkes thronen, trug vor, wie die Schlächter, den Gesetzen und der Obrigkeit trotzend, zugeschlossen hätten, und verlangte — ne quid res publica detrimenti capiat — schleunige und gründliche Abhülfe. Die ergrimmten Väter des Volkes sandten sogleich ihre Municipalgarden und Gensdarmen gegen die auffässigen Schlächter aus, mit dem Befehl, entweder augenblicklich ihre Fleischläden zu öffnen oder in den Kerker zu spazieren. Und abermals freute sich das Volk über diese prompte Justiz seiner patres conscripti und zog hinter den Gensdarmen her zu den Schlächtern. Abermalige Enttäuschung! Die Schlächter machten nicht auf und ließen sich geduldig verhaften und in's Gefängniß führen. Aber damit kam kein Fleisch auf den Markt — ja, die Leute fingen an zu begreifen, daß, wenn sämmtliche Schlächter eingesperrt seien, erst recht kein Fleisch auf den Markt kommen und ganz Rom der Gefahr, des Hungertodes zu sterben, ausgesetzt werden könne. Die Aufregung stieg daher zu einem bedenklichen Grade, — allein mittlerweile hatte sich die Kunde des Ereignisses bereits in die höheren Regierungs-Regionen verbreitet, und die Schlächter waren noch keine drei Stunden im „Loche", wie man in Wien sagt, als auch schon der Befehl von oben kam, diese für

die bürgerliche Gesellschaft so nützlichen Männer und treuen Stützen der Kirche und des Thrones augenblicklich in Freiheit zu setzen, in Hinsicht der Fleischpreise aber Alles hübsch beim Alten zu lassen.

So geschah es, — die Schlächter triumphirten, — das Volk, das immer mit dem Erfolge hält, gab ihnen nun vollkommen Recht und nannte sie Ehrenmänner, der Senat schämte sich, und der Anstifter dieser Fleischreform, Sgr. Merighi, mußte seine Entlassung nehmen. — Und so zahlen wir hier in Rom, trotzdem daß zahllose Ochsenheerden in der ausgedehnten Campagna die vorzüglichsten Weiden haben, jetzt das Pfund Rindfleisch mit 18 Soldi, Kalbfleisch gar mit 30 Soldi, — und was für ein Pfund, das römische Pfund von 12 Unzen, — das um ein Viertelpfund leichter ist, als unser amerikanisches Pfund. — Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ein solcher Vorgang, ein solches Desavouiren der weltlichen Obrigkeit durch die geistliche hier etwa großes Aufsehen gemacht hat, — nicht im mindesten, man findet solche Vorgänge ganz natürlich, denn man ist an diese sich kreuzenden Strömungen, an diese Zerfahrenheit in den Regierungs-Regionen längst gewöhnt.

So ist z. B. ein anderes Edict des Cardinal-Vicar angeschlagen, wodurch verordnet wird, daß an den Sonntagen in der Fastenzeit, am 7. und 14. März, sämmtliche Cafés, Restaurants, Osterien, Billards und wie immer Namen habenden öffentlichen Locale von 3 Uhr Nachmittags bis nach Ave Maria, also bis nach Sonnenuntergang, geschlossen bleiben müssen, damit die Bevölkerung nicht von dem pflichtmäßigen Besuche der in diesen Stunden stattfindenden Christenlehren und Fastenpredigten abgehalten werde. Hinzugefügt ist, daß dieses Gebot sich auch auf alle öffentlichen Locale auf zwei Meilen im Umkreise von Rom erstrecke und daß in den Zwischentagen der Woche der Schluß der Localitäten schon um 2 Uhr Nachmittags stattfinden müsse. Vorgestern sah denn Rom auch aus wie eine rechte Puritanerstadt in Massachusetts oder Rhode Island am Sonntage; — alle Läden waren zu, alle Kaffee- und Gasthäuser fest verschlossen, — nur die Lotto-Collecturen, diese allezeit fleißigen Steuereinnehmer, hielten ihre Boutiquen weit offen; — die ganze Bevölkerung war auf den Straßen und zog — nicht etwa den Kirchen, — sondern dem Monte Pincio, der Villa Borghese und anderen Spaziergängen vor den Thoren zu.

Der Tag war sehr schön und das Gedränge auf der Piazza del Popolo außerordentlich; auch ich schloß mich der bunten Menge an und zog mit hinauf zu der immer schönen Promenade des Monte Pincio. — Und siehe da! oben in dem Rondell um den großen Palmbaum ist eine Militär-Musikbande aufgestellt und spielt, während die Glocken aller Kirchen die Gläubigen zur Predigt und Rosenkranz-Andacht einladen — Straußische Polkas und die allerneuesten Cancans von Offenbach. — Hier sehen Sie wieder die Befehle der päpstlichen Behörden in directem Conflicte mit den Ordres der Militärbehörden, und so geht es durch alle Zweige der Verwaltung.

Einige Hundert Schritte weiter liegt das Frauenkloster Trinita dei Monti, in welchem die Schwestern du Sacré cœur die Rosario-Feier hielten. Man kann sich nun keinen größeren Contrast denken, als den schönen, seelenvollen Gesang der Nonnen, der, nur von der Orgel begleitet, glockenhell und silberrein von dem vergitterten Chor herabquillt, und dazwischen das herübertönende: Bum! Bum! Bum! der großen Trommel der Militärmusik. — Dazu noch in der Klosterkirche selbst das Auditorium ganz aus Forestieri, meist protestantischen Engländern mit ihren Ladies und Misses, bestehend, die alle nur gekommen waren, um den weitberühmten Gesang der Nonnen zu hören, von den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes aber keine Kenntniß hatten oder keine Notiz zu nehmen affectirten. So geschah es, daß, als am Schlusse des Rosario das „allerheiligste Altarssacrament" (die Monstranz) ausgestellt und dann mit diesem der Gemeinde der Segen ertheilt wurde, in der gedrängt vollen Kirche Alles ruhig sitzen blieb und nur ein paar katholische Geistliche niederknieten und ihr Haupt beugten. So etwas kann man auch nur in Rom erleben; — in Alt-Baiern hätte das gesammte noble Auditorium wegen solcher Nichtachtung von den erzürnten Bauern die schönsten Prügel bekommen. Hier in Rom aber berühren sich die Gegensätze und Widersprüche bis zum Exceß.

Das Jubiläum des Papstes, der am 11. April d. J. den fünfzigjährigen Gedächtnißtag seiner ersten Messe als ordinirter Priester feiern wird, nimmt immer größere Verhältnisse an, und nach den Vorbereitungen zu schließen, wird es mit großen Festlichkeiten begangen werden. Die Tage des 11., 12. und 15. April werden diesmal nicht nur in allen Kirchen, sondern auch im öffent-

lichen Leben als große Festtage gefeiert und durch kirchliche Ceremonien sowohl, als durch Militär-Paraden, Illuminationen, Feuerwerke u. dergl. verherrlicht werden. Was diesem Feste aber die schönste Weihe verleihen würde, wäre eine Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen und die Freilassung der Hunderte von Unglücklichen, die nun schon Jahre lang in den Kerkern von San Michele schmachten. An Bemühungen in dieser Hinsicht hat es nicht gefehlt, und man giebt noch immer die Hoffnung nicht auf, daß Pius IX. am 11. April durch einen solchen Gnadenact eine Menge trauernder Familien hoch erfreuen und als Kirchenfürst den weltlichen Regenten ein gutes Beispiel geben werde. Deputationen aus allen Ländern der Christenheit werden zu diesem Jubelfeste erwartet, und Rom wird diesmal auch noch nach Ostern, wo es sonst hier sehr still wird, ein bewegtes, festliches Aussehen haben.

Dann aber concentrirt sich die ganze Thätigkeit auf das herannahende ökumenische Concilium, von dem man außerordentliche Resultate erwartet. Obwohl es vom Papste auf den 8. December d. J. ausgeschrieben ist, scheint es doch noch nicht ganz gewiß, daß es auch an diesem Tage eröffnet werden wird. Jedenfalls wird das Datum des Zusammentritts dieses obersten Kirchenparlaments erst in einem geheimen Consistorium festgestellt werden, das der Papst im Mai oder Juni halten wird. Es handelt sich vor Allem darum, die Bedenken und Einwürfe einiger befreundeten Regierungen zu überwinden, die sich über die Abhaltung eines solchen Concils abmahnend ausgesprochen haben. Man spricht hier von zwei diplomatischen Noten, die, an den Cardinal Antonelli gerichtet, die Befürchtungen auseinander setzen, welche man wegen dieses gewagten Schrittes hegt. Man besorgt nämlich, die jetzt in Rom dominirende extreme Parthei werde solche Beschlüsse durchsetzen und solche Dogmen aufstellen, daß die Regierungen dadurch in Widerspruch mit den Verfassungen und organischen Gesetzen ihrer Länder gerathen, die Völker dadurch aufgeregt und entzweit und den Mißvergnügten und Ruhestörern ein Vorwand zu neuen Agitationen gegeben werden dürfte. Was die Urheber und Leiter dieses Conciliums eigentlich im Schilde führen, wird hier mit dem tiefsten Geheimniß umgeben und kann nur aus einzelnen Andeutungen errathen werden.

Die Unfehlbarkeit des Papstes in allen Glaubenssachen, die

Suprematie der Kirche über alle weltliche Obrigkeit, die Integrität des Patrimonii Petri, d. i. des Kirchenstaates, und die Unantastbarkeit der weltlichen Macht des Papstes sollen die zu verkündenden Dogmen sein; — außerdem sollen neue Verordnungen über die Pflichten und den Lebenswandel der Weltgeistlichen und eine einzige, gemeinsame Ordensregel für alle Mönchsorden aufgestellt werden. In allen obigen Punkten, falls sie sich bestätigen sollten, lägen schon Steine genug für die weltlichen Regierungen, um daran Anstoß zu nehmen. Allerdings spricht man auch von einer Opposition unter dem jüngeren Episkopat, dessen Absicht es sein soll, die Kirche mehr in Einklang mit dem Geiste der Zeit zu bringen und sie von innen heraus zu reformiren; allein solche Anläufe haben wenig Aussicht auf Erfolg, selbst wenn sie, was unwahrscheinlich ist, gewagt werden sollten. — Ebenso dürfte es einem andern Streben gehen, das darauf gerichtet sein soll, die Wahl eines Papstes aus den Händen des Cardinal-Collegiums zu nehmen und diesen wichtigen Act einem Concilium der gesammten Christenheit zu übertragen. — Damit verlöre allerdings der italienische Clerus das bis jetzt festgehaltene Monopol, nur aus seinen Reihen einen Papst zu stellen, und es könnten wieder, wie in vergangenen Jahrhunderten, Engländer, Deutsche, Holländer auf dem päpstlichen Stuhle sitzen, wodurch das Papstthum ein weniger exclusives Aussehen bekäme; allein auch diese Reform wird an dem Einwurfe der Unzweckmäßigkeit scheitern. Es würde jedesmal mindestens ein Jahr dauern, bis ein allgemeines Concil einberufen werden und versammelt sein könnte, und so lange müßte also die Sedisvacanz dauern, — was in aufgeregten Zeiten bedenklich werden könnte, während das Cardinal-Conclave immer beisammen ist und nöthigenfalls schon in 24 Stunden nach dem Tode des Papstes einen neuen Papst auf den Thron Petri setzen kann.

Das Concilium wird in einem der Seitenschiffe der Peterskirche abgehalten werden, das durch Wände und Vorhänge von grünem Tuch zu einer großen Halle abgeschlossen wird. In der Mitte des Halbkreises im Hintergrund dieser Halle wird der Thron für den den Vorsitz führenden Papst aufgerichtet; zu seiner Rechten sitzt das Cardinal-Collegium, zur Linken die Botschafter und Gesandten der weltlichen Mächte. Auf den dann an beiden Seiten amphitheatralisch hinanlaufenden Bänken nehmen die Erzbischöfe und Bischöfe Platz, während das Innere dieses großen Halbkreises für

ausgezeichnete Theologen, die Generale der verschiedenen Mönchsorden und die als Secretäre fungirenden Geistlichen reservirt ist. Jedenfalls wird das Ganze ein großes, imponirendes Schauspiel werden, wenn auch wahrscheinlich die Resultate mit denen der großen Kirchenversammlungen von Nicäa, Trient, Constanz u. s. w. nicht gleichen Schritt halten dürften. — Seit dem Jahre 1725, — also seit 150 Jahren, wo die letzte Kirchenversammlung im Lateran stattfand, hat Rom kein solches geistliches Parlament mehr gesehen, und die Urheber und Anstifter des jetzigen Concils müssen große Pläne damit in Verbindung bringen; denn schon jetzt wirft die Angelegenheit große Staubwolken auf und greift bereits in das politische Räderwerk der Gegenwart.

Es mußte den Urhebern und Leitern des Conciliums, die so große Erfolge davon hoffen, vor Allem daran gelegen sein, sich im Voraus der Zustimmung und des Beistandes der französischen Regierung zu versichern, da von den anderen Regierungen wenig oder nichts in dieser Hinsicht zu erwarten ist. Der päpstliche Nuntius in Paris mußte daher im vertraulichen Wege die Fragen ventiliren: 1) ob die Regierung ihren Bischöfen die Theilnahme am Concil gestatten, 2) und wie sie sich den Beschlüssen des Concils gegenüber verhalten werde. Beide Fragen wurden im Ministerrathe discutirt, Herr Rouher setzte die Gefahren auseinander, denen sich das Kaiserreich aussetzen würde, wenn es sich dem Unbekannten gegenüber die Hände binden würde, und als die Kaiserin und ihre Parthei die bevorstehenden Wahlen und die Nothwendigkeit, dabei den Clerus zum Bundesgenossen zu haben, hervorhob, wies Herr Rouher darauf hin, wie der Clerus, schon im eigenen Interesse, die kaiserliche Regierung unterstützen müsse, und wie man nicht noch größere Opfer, als die bereits gebrachten, tragen dürfe, wenn man nicht das Land der Dynastie entfremden wolle. Herrn Rouher's Ansicht drang durch, der Kaiser pflichtete ihr bei, und der päpstliche Nuntius erhielt auf seine Anfragen — auf die erste eine bejahende, auf die zweite eine ablehnende Antwort. — Daß Herrn Rouher's Ansehen dadurch in Rom nicht gestiegen ist, können Sie sich denken; — allein man gab sich nicht geschlagen. Die in der päpstlichen Staatsdruckerei veröffentlichte Civilta cattolica wendete sich in einem äußerst geschickt geschriebenen Artikel nochmals an den französischen Kaiser und forderte diesen auf, sich ohne Bedenken zum Schutzherrn des kommen-

den Concils zu erklären und sich so in der Geschichte den unvergänglichen Ruhm eines Constantin des Großen und eines Theodosius zu erwerben.

Zugleich wurden in Paris neue vertrauliche Unterhandlungen eingeleitet und die glänzendsten Versprechungen, besonders in Bezug auf die nächsten Wahlen, gemacht. Herr Rouher blieb unerschütterlich fest bei seiner Ansicht, der Justizminister Baroche und der Erzbischof von Paris, Msgr. Darboy, erhielten vom Kaiser den Auftrag, ein Memoire auszuarbeiten, worin die Gefahren und Uebelstände extremer Beschlüsse des Concils nachgewiesen und zugleich die Nothwendigkeit der Revision des bisher mit Rom bestehenden Concordats betont wurde, da der päpstliche Stuhl sich nach und nach bedeutende Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche erlaubt habe. Zu gleicher Zeit aber brachte das specielle Organ des Staatsministers, der „Public", ein „Manifest", das als ein officiöses Document der französischen Regierung zu betrachten ist, die stark nach Simonie riechenden Anträge und Versprechungen der Civilta cattolica abgelehnt und worin erklärt wird:

„Que la france se main tiendrait dans une sage reserve dont le ne feront pas départir les plus belles promesses,"

daß Frankreich in einer klugen Zurückhaltung die Dinge abwarten, und daß selbst die schönsten Versprechungen es nicht von diesem Wege verlocken werden. — Und nun sagt der „Public" weiter: „Was verlangt man von unserer Regierung? Eine Rückkehr zu der Vergangenheit, und den Willen und die Macht, der Gesellschaft Institutionen aufzuzwingen, die diese zurückstößt, Institutionen, die ohne Zweifel einst ihre Berechtigung hatten, deren Wiederbelebung aber jetzt, — wenigstens in der Gesinnung der modernen Völker — künftig unmöglich ist." — Nach dieser bestimmten Erklärung Rouher's sah man, daß von ihm nichts mehr zu hoffen sei. Das „Univers", das leitende Organ der Ultramontanen, registrirt das „Manifest" des „Public" mit unverhehltem Grimme und begleitet es mit einer Citation aus dem Kirchenvater Tertullian: „die Cäsare (Kaiser) können keine Christen sein."

Im Mai finden die allgemeinen Wahlen in Frankreich statt, die jene Kammern bilden sollen, mit deren Unterstützung einst der kaiserliche Prinz, als Napoleon IV., den Thron Frankreichs besteigen soll. Wenn nun diese Wahlen sich ungünstig für die Regierung

geſtalten, und dieſes Reſultat herbeizuführen, ſcheint in Frankreich in den Händen des Clerus zu liegen, wird ſich Herr Rouher dann auch noch auf ſeinem Poſten behaupten können? Die Antwort auf dieſe Frage iſt von den neueſten Ereigniſſen in Frankreich bereits ertheilt worden.*)

Genug, das Concilium findet erſt zu Ende dieſes Jahres, vielleicht auch erſt im nächſten Jahre ſtatt, und bis dahin können ſich noch ſehr viele Dinge ereignen, kann die ganze Lage Europas eine ſo weſentlich andere Geſtalt annehmen, daß alle Vorausberechnungen unnöthig, alſo überflüſſig ſind. Daß man hier in Rom mit dieſem Concilium große Dinge vorhat, das ſteht außer Frage; daß ſämmtliche Regierungen dieſes Concil als eine Quelle ernſter Verlegenheiten betrachten und es am liebſten gar nicht zu Stande kommen ſehen würden, iſt eben ſo gewiß; das Uebrige hängt von dem Laufe der Ereigniſſe, von Zeit und Umſtänden ab und läßt ſich nicht vorausſehen. Meine Aufgabe war nur, auf die Wichtigkeit und Bedeutung dieſes kommenden Ereigniſſes hinzudeuten und deſſen inneren Zuſammenhang mit den Tagesereigniſſen nachzuweiſen. Sapienti sat est.

---

*) September 1869.

Das alte und das neue Rom.

Ein Plan des alten Rom. — Die Thore, Landstraßen und Wasserleitungen ehemals und jetzt. — Die Brücken. — Bau-Statistik des alten Rom. — Abnahme der Bevölkerung. — Die Campagna. — Bäder und Theater. — Die Brunnen. — Die Klöster. — Zahl der Geistlichen. — Die Triumphbogen. — Was noch vom alten Rom übrig ist. — Das Pantheon. — Die Kuppel der Petrskirche. — Was für Ruinen wird es in 1500 Jahren in Europa geben. — Rom paßt nicht für Italien. — Abneigung der Römer. — Reichthum und Armuth Roms.

Rom, 17. März 1869.

Einer der vielen hier lebenden Alterthumsforscher und Dilettanten der Archäologie, die jahraus jahrein nichts Anderes thun, als in den alten Steinhaufen umherzukriechen und nach Antiquitäten zu stöbern, deren größte Glückseligkeit darin besteht, ein paar Worte eines römischen Grabstein-Fragments zu entziffern und das Fehlende hinzu zu combiniren, einer dieser wackeren, aber sonst für die Menschheit ziemlich unnützen Leute, die nur in der Vergangenheit leben, hat den guten Einfall gehabt, einen topographischen Plan des alten Rom zu entwerfen und mit Hülfe der noch vorhandenen Ruinen, der Beschreibungen gleichzeitiger Schriftsteller und der uns erhaltenen Kupferstiche und Handzeichnungen aus dem Mittelalter und der Renaissance, wo noch viel mehr von der Herrlichkeit der alten Imperatorenstadt übrig war, dem Auge anschaulich zu machen, wie wohl Rom zu den Zeiten des Kaisers Diocletian, 284 Jahre nach Chr. Geb., also vor etwa anderthalb Jahrtausenden, ausgesehen haben mag. Natürlich kann ein solcher Plan auf Genauigkeit keinen Anspruch machen, — Vieles, ja das Meiste darauf beruht auf Combination und Supposition, und es ist sehr schwer, die Spuren des alten Rom mit Sicherheit zu verfolgen, da es, wie alle Ausgrabungen zeigen, 20 bis 30 Fuß tiefer als das jetzige Straßen-Niveau lag, und selbst da, wo früher in der Siebenhügelstadt Thäler waren, durch Schutt und Trümmer neue Hügel entstanden sind, wie dies z. B. bei dem Monte Citorio, mitten in der jetzigen Stadt, dem damaligen Campus Martii,

nachzuweiſen iſt. Indeſſen ſind doch wichtige Anhaltspunkte erhalten, die Aurelianiſchen Stadtmauern ſtehen noch größtentheils, der Lauf der Tiber iſt noch immer derſelbe, das Forum Romanum mit dem Coloſſeum und den Triumphbogen der Kaiſer Titus, Septimus Severus und Conſtantin, das Trajans-Forum, das Pantheon, das Mauſoleum des Auguſtus, wie das des Hadrian und andere Monumente ſtehen noch, wenn auch mehr oder minder in Ruinen, da, und ſo konnte ein mit den Localitäten und den alten Schriftſtellern vertrauter Alterthumsforſcher wohl die Lücken annähernd ausfüllen und dem erſtaunten Laien ein Bild bieten, wie dieſe „Stadt der Städte" zur Zeit ihres höchſten Glanzes ausgeſehen haben mag.

Der Plan wird nun eifrig gekauft, und ich wüßte nicht leicht ein nützlicheres und intereſſanteres Erinnerungsblatt, das der Fremde von Rom mitnehmen könnte, als dieſen Plan des alten Rom; beſonders wenn man den Stadtplan des jetzigen Rom vergleichend daneben legt.

Welch eine Stadt war dieſes kaiſerliche Rom, das 37 Stadtthore hatte, von denen 28 große Heerſtraßen nach allen Theilen des Reiches ausliefen. Jetzt genügen 12 Thore, und von den Heerſtraßen ſind über die Hälfte eingegangen. Neunzehn prachtvolle Waſſerleitungen verſorgten Rom mit dieſem unentbehrlichſten der Elemente, heute ſind nur noch 3 im Gange und eine vierte, die Aqua Marcia, die ſchon Plinius die Regina aquarum nannte, wird jetzt durch eine belgiſche Actiengeſellſchaft wieder hergeſtellt.

Acht ſteinerne Brücken verbanden die beiden Ufer der Tiber; — jetzt ſind nur noch 3 übrig und außerdem 2 Kettenbrücken mit Brückenzoll. Statiſtiſche Verzeichniſſe jener Zeit geben die Zahl der Straßen auf 423, der Paläſte auf 1790, der Wohnhäuſer auf 46,602 an. Noch jetzt zählt Rom 35,000 Hausnummern, allein welche Häuſer ſind die heutigen ſchmalen und kleinen Bauten gegen die Häuſer des alten Rom mit ihren Atrien, Periſtylien Höfen und Gärten, und doch waren jene Häuſer ſieben bis acht Stockwerke hoch, um nur die Menge der Bevölkerung faſſen zu können. Dabei dehnten ſich außerhalb der Stadtmauern die Vorſtädte auf viele Meilen aus, ja bis an die See bei Oſtia, bis an Tibur und die Albanergebirge reichten die Villen, Luſtgärten, Landhäuſer und Grabmonumente der Bewohner Roms. Unter den Regierungen Trajan's, Hadrian's und den Antoninen betrug

die Bevölkerung Roms über anderthalb Millionen; — jetzt wohnen in Rom noch 200,000 Menschen, — zwei Drittheile des Stadtgebiets, innerhalb der Mauern, liegen als Weinberge, Gärten, Viehweiden, öde und häuserlos da, und um die Stadt herum zieht sich die große Wüste der Campagna mit einem Flächeninhalte von fünfunddreißig geographischen Quadratmeilen, voll von Ruinen aus Roms glänzendster Zeit, aber nur zum fünfzehnten Theile bebaut, und dies nur unregelmäßig und kümmerlich. Auf den übrigen vierzehn Fünfzehnteln dieser ausgedehnten Fläche weiden an 30,000 Ochsen, Kühe und Büffel, 10,000 Pferde, eben so viele Ziegen und über 300,000 Schafe.

Das alte Rom zählte an öffentlichen Gebäuden 11 große Thermen (Bade- und Vergnügungs-Anstalten), deren jede den Umfang einer kleinen Stadt hatte, wie die Trümmer der Thermen des Caracalla und des Diocletian noch heute zeigen; außerdem gab es 856 Badestuben, 1352 Straßenbrunnen und Fontainen, 423 Tempel den verschiedenen Gottheiten geweiht, 36 Triumphbogen, 10 Basiliken, 24 steinerne Amphitheater, Theater und Circus.

Jetzt sind in ganz Rom, außer einigen Badekämmerchen in den großen Hôtels, nur noch 3 höchst mittelmäßige Badeanstalten, die in Hinsicht auf Reinlichkeit und Comfort sehr viel zu wünschen übrig lassen. An Straßenbrunnen und im Innern der Häuser fortwährend laufenden Quellen hat der bewohnte Theil Roms auch jetzt keinen Mangel, aber in den unbewohnten zwei Dritteln des Stadtraumes fehlt das Wasser ganz, die spärlich angesiedelten Bewohner jener Gegenden müssen sich mit dem gelben Schlammwasser der Tiber oder dem noch schlechteren alter Brunnen behelfen, und Malaria-Krankheiten und Wechselfieber sind in jenen Stadttheilen in Permanenz.

Die Zahl der Kirchen im jetzigen Rom wird wohl mit der Zahl der alten Göttertempel gleichen Schritt halten, außerdem aber kommen jetzt auch noch die unzähligen Klöster hinzu, von deren Nutzen die alten Römer nichts wußten; — genaue Angaben über die Zahl der kirchlichen Gebäude sind schwer zu erhalten, und es läßt sich nur auf deren große Zahl durch den Umstand schließen, daß, nach Aufzählung des päpstlichen Almanachs, Rom 54 Pfarreien (Parochien) zählt, zu deren Seelsorge 40 Bischöfe, 1500 Weltpriester, 2500 Mönche und Ordensgeistliche, 2000 Nonnen

und 2500 Cleriker, Seminariſten und Zöglinge, alſo an 9000 Geiſtliche in Rom vorhanden ſind, was alſo auf je 20 Perſonen der Geſammtbevölkerung einen Geiſtlichen giebt. Triumphbogen werden heutzutage ſelten mehr von Stein, ſondern aus dem billigeren Materiale von Holzplatten, gemalter Leinwand und Tannenzweigen gebaut, und ſo hat auch Rom, außer den Ruinen der alten, jetzt keine Triumphbogen mehr aufzuweiſen.

Aber am grellſten tritt der Vergleich zwiſchen Alt- und Neu-Rom in Hinſicht der Theater hervor. Aus dem Material des Drittels vom Coloſſeum, das noch ſteht, könnte man ſämmtliche Theater Roms neu und prachtvoll aufbauen, während ſie jetzt alten Rumpelkäſten und verfallenen Barracken ähnlicher ſehen, als Tempeln der Kunſt. Nur die Theater Apollo, Argentina und Valle ſehen im Innern noch erträglich und wie etwa deutſche Provinzialtheater aus; — die übrigen ſind dunkle und ſchmutzige Spelunken, in die man ſich hineinzugehen ſcheut. Eine anſtändige Front mit Portal, ornamentirter Façade u. dergl. hat übrigens gar keins der römiſchen Theater, und der vorbeigehende Fremde wird dieſe Gebäude eher für Seifenfabriken, Armenhäuſer oder ſonſt etwas halten, als für Tempel der Kunſt.

Und doch wie wenig iſt von allen dieſen Herrlichkeiten des alten Rom auf uns gekommen! Von dem Rom der Könige faſt gar nichts, als, durch die neueſten Napoleoniſchen Ausgrabungen auf dem Palatin, ein Stück der cyklopiſchen Stadtmauer der Roma quadrata, nebſt einem Theile des Mugioniſchen Thores, aus unbehauenen und ohne Mörtel aufeinander gefügten Steinblöcken, dann der große Abzugscanal der Cloaca maxima und der Mamertiniſchen Kerker am Capitol. Aus den glänzenden Zeiten der Republik läßt ſich kein beglaubigtes Ueberbleibſel nachweiſen, — da die großen Bauten der Kaiſer ein neues Rom ſchufen und deshalb das alte zerſtört hatten. Was jetzt noch in Ruinen vorhanden iſt, ſtammt aus der Kaiſerzeit, und zwar aus dem zweiten und dritten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Das Coloſſeum und das Pantheon zeigen uns, trotz aller Zerſtörungen, wie man damals baute und welcher Art Roms Monumente waren. Seit 1800 Jahren ſteht die prachtvolle, kühn gewölbte Kuppel des Pantheons da, Michel Angelo's Entzücken und Verzweiflung; — oben offen, daß Regen und Wind hineinſchlagen können, des ſchützenden Erzdaches ſchon vor 1200 Jahren beraubt, allen Verwüſtungen preisgege-

ben — und doch hat ſich noch nicht ein Steinchen gerührt, nicht der geringſte Riß gezeigt, felſengleich ſtehen Kuppel und Rotunda da und ſcheinen noch zwei andere Jahrtauſende dauern zu wollen. Die Kuppel der Peterskirche, erſt vor 300 Jahren nach dem Muſter des Pantheon erbaut, mußte ſchon im vorigen Jahrhundert mit mächtigen eiſernen Reifen umfangen und zuſammengehalten werden, da ſich drohende Zeichen des Weichens der Wände zeigten. Wie wird ſie in noch 300 Jahren ausſehen? Werden überhaupt nach 1500 Jahren Touriſten aus Neuſeeland, Patagonien, Auſtralien, Japan und Amerika, welche Reiſen nach den Ruinen des alten Europa machen, in den Trümmerhaufen noch ſo viele herrliche Reſte von den chriſtlichen Kirchen finden, als wir deren von den ſchönen Tempeln der Griechen und Römer haben? Ich bezweifle es, — nach 1500 Jahren wird von allen dieſen Kirchen nichts mehr übrig ſein, als hie und da die maleriſchen Ruinen eines gothiſchen Domes, — die bunten Jeſuitenkirchen und die anderen überladenen und verkünſtelten Kirchen werden ſpurlos verſchwinden, ohne ſelbſt intereſſante Trümmer zu hinterlaſſen.

Um das alte Rom zu zerſtören, bedurfte es anderthalb Jahrtauſende und der ſich folgenden Einfälle der Weſtgothen, Vandalen, Hunnen, Longobarden und Sarazenen, der unausgeſetzten Kämpfe des Mittelalters und des glühenden Zerſtörungseifers des Chriſtenthums, deſſen Päpſte und Prieſter ſchonungslos gegen alle Monumente des Heidenthums wütheten. Um das jetzige Rom zu zerſtören, bedürfte es nicht ſo langer Zeit und ſo gewaltiger Anſtrengungen. Wenn die Päpſte morgen wieder nach Avignon gingen und Rom eine ſich ſelbſt überlaſſene Provinzialſtadt, ohne Fremde, ohne Militär, ohne die Tauſende von Geiſtlichen würde, ſo würde in 10 Jahren das Gras mannshoch in den Straßen wachſen, — in 100 Jahren würde die Stadt in jene Trümmerhaufen verfallen, wie ſie uns eine Menge einſt blühender und mächtiger Städte in Mittel- und Unter-Italien zeigen, und in 500 Jahren würde man nur noch aus den Ruinen des alten Rom den Platz errathen können, wo Neu-Rom einſt geſtanden hat.

Rom hat keine innere Lebensfähigkeit, keine Nothwendigkeit des Beſtehens, es iſt eine künſtlich einbalſamirte Mumie mit automatiſcher Bewegung, ohne eigene Kraft oder Mittel, zu beſtehen, und nur als alter Schrein und Reliquienkaſten für das Papſtthum hat es noch Bedeutung.

Und dieſe Stadt wollen die Italiener durchaus zu ihrer künftigen Hauptſtadt haben; — Rom ſoll der Schlußſtein der Unification Italiens ſein. Aus welchem Grunde? Blos einer hiſtoriſchen Reminiscenz halber, — der Glanz des alten Rom ſoll auf das junge Königreich Italien übertragen werden, — man will zehren von dem Ruhme des claſſiſchen Alterthums. Nun, es läßt ſich mit Gewißheit vorherſagen, daß, wenn dieſer Nationalwunſch in Erfüllung gehen ſollte, Italien damit ein ſchlechter Dienſt erwieſen ſein und man eben ſo eifrig wieder aus Rom heraus zu kommen ſuchen wird, als man ſich jetzt hineinſehnt. Mit dem Papſte, als geiſtlichem Oberhaupte, in Rom, oder ohne den Papſt, — Rom wird nie die paſſende Hauptſtadt für das neue Italien werden, oder es wird aufhören müſſen, das jetzige Rom zu ſein. Wenn Victor Emanuel eines Tages in Rom einziehen ſollte, ſo könnte er nichts Beſſeres thun, als, wie weiland Kaiſer Nero, Rom an allen vier Ecken anzuzünden, alle Spur des Vergangenen und Beſtehenden zu vertilgen und ein neues königliches Rom zu bauen. Mit Flicken und Compromiſſen iſt da nichts gethan, — das jetzige Rom, mit ſeiner ihm durch Jahrhunderte anerzogenen Weſenheit, mit den Ideen und Gewohnheiten, den Neigungen und Abneigungen, den Vorurtheilen und dem Aberglauben ſeiner Bewohner, kann nun und nimmermehr die leitende Hauptſtadt eines modernen, liberalen und conſtitutionellen Italien werden. Eine Hauptſtadt muß das politiſche, moraliſche und ſociale Centrum des Landes, die tonangebende Führerin ſein, wenigſtens in Monarchien, — in Republiken iſt eine Hauptſtadt von weniger Bedeutung. Nun, wer eine Zeit lang in Rom gelebt und Geiſt und Charakter ſeiner Bevölkerung beobachtet hat, der wird nie glauben können, daß das jetzige Rom der Leitſtern des übrigen Italien ſein könne. Hätte aber ein König Italiens den Muth, gleich Nero, der Zerſtörer des alten Rom zu werden, ſeine Bevölkerung nach anderen Punkten zu zerſtreuen und die neu gebaute Hauptſtadt mit Lombarden, Piemonteſen und Etruriern zu bevölkern? — Schwerlich fänden ſich dazu der Muth, die Macht und die Mittel, und — — ſo wird wohl Alles beim Alten bleiben. Rom ſelbſt denkt auch vor der Hand noch gar nicht daran, italieniſch zu werden, und am wenigſten in dieſen Tagen, wo die Beſucher und mit ihnen das Gold aus ganz Europa und theilweiſe auch aus Amerika hier zuſammenſtrömen. Wie in den Zeiten ihrer größten Macht, zieht

die alte Roma auch jetzt noch die Völker des Erdballs zu sich und lebt von den Tributen des Auslandes. — Früher wurden diese Schätze durch die Gewalt der Waffen erobert und mit den einziehenden Triumphatoren nach Rom gepracht, wie z. B. beim Triumpheinzug des M. Fulvius Nobilior, der, nach seinem Siege über die Aetolier, mehrere Millionen an gemünztem und ungemünztem Golde und Silber, Waffen und Trophäen in ganzen Wagenladungen, 285 bronzene, 230 marmorne Statuen und die herrlichsten Gemälde des Zeuxis, Apelles u. A. mit nach Rom brachte. Als aber erst die reichen Städte Karthago und Korinth in die Gewalt der Römer fielen, da stiegen Zahl und Werth der geraubten Schätze in's Unermeßliche, — mit dem Reichthum des Staates wuchs der Reichthum Einzelner und der Wohlstand der Massen, und so konnte z. B. der Tribune Clodius für sein Wohnhaus die Summe von 15 Millionen Sesterzen aufwenden, und Julius Cäsar kaufte für 75 Millionen Sesterzen allein den Grund und Boden, worauf er sein Forum baute, von dem auch nicht der kleinste Trümmerrest mehr vorhanden ist. — Noch im 5. Jahrhundert nach Christi war Rom reich genug, um sich mit 5000 Pfund Gold und 30,000 Pfund Silber von den eingedrungenen Westgothen loszukaufen, wozu freilich die alten Götterbilder eingeschmolzen werden mußten, die seit der Einführung des Christenthums durch Constantin den Großen ohnehin nutzlos geworden waren und nur noch als Monumente der Vergangenheit in den geschlossenen Tempeln standen.

Jetzt schließt das Staats-Budget alljährlich mit einem Deficit von 5 bis 6 Millionen Scudi Ausgaben über die Einnahmen, und die große Armee, die der Papst zum Schutze seiner weltlichen Herrschaft unterhalten muß, zehrt alle Ressourcen des Staates auf. Eine Armee von 16- bis 20,000 Mann auf eine Gesammtbevölkerung von 684,000 Seelen im ganzen Kirchenstaate ist, dem Zahlenverhältnisse nach, unstreitig die stärkste Armee, die irgend ein europäischer Staat aufzustellen hat. — Um dieses jährliche Deficit zu decken, ist nur der aus allen Ländern einlaufende freiwillige Peterspfennig da, der jährlich etwa 2 bis 3 Millionen Scudi abwerfen mag, und der alljährliche Besuch der Fremden zu den Weihnachts-, Carneval- und Osterzeiten.

So z. B. sind dieses Mal, nach der sehr genauen Controle der hiesigen Paß-Polizei, an 30,000 Fremde meist schon hier oder in diesen Tagen zu erwarten. Die geringste Durchschnittszahl für den

hiesigen Aufenthalt dieser Fremden ist 3 Wochen oder 21 Tage, während die meisten 4, 6 bis 8 Wochen bleiben. Als Minimum der täglichen Ausgabe eines Fremden in dieser Zeit, wo in Rom Alles sehr theuer ist, läßt sich im Durchschnitte das Quotum von 25 Francs annehmen, und so lassen die 30,000 Fremden der Oster-Saison hier die bedeutende Summe von 15,750,000 Francs in wenigen Wochen zurück. — Jedes Paß-Visum, ohne welches man auf der Eisenbahn kein Billet erhält, kostet allein 5 Francs, und mögen diese Paß-Visas das ganze Jahr hindurch dem Staate eine halbe Million Francs einbringen. — So lebt Rom, wie einst in den Zeiten seiner Weltherrschaft, von dem Tribute der übrigen Welt, und würde es wirklich einst die Hauptstadt Italiens und das Papstthum mit seinem Peterspfennige und seinen großen, die Fremden mehr als die Kunstwerke und Alterthümer anziehenden Kirchenfeierlichkeiten fiele weg, so läßt sich nicht absehen, wovon Roms Bevölkerung leben sollte. Das Beispiel von Florenz zeigt, daß die Verlegung der Hauptstadt dahin wohl eine Theuerung der Miethen, Lebensmittel und Steigerung aller Ausgaben verursachte, dagegen aber nur wenigen einzelnen Speculanten, nicht aber der Gesammtheit Nutzen gebracht hat. Florenz aber war schon früher eine Residenzstadt und die Umwandlung daher keine radicale; — in Rom aber würde eine solche Umwandlung eine so gründliche Umwälzung aller Verhältnisse herbeiführen, daß es mindestens eines halben Jahrhunderts bedürfte, um diese Gegensätze auch nur theilweise auszugleichen. — Am besten wäre es, man ließe Rom, wie es ist, als ein historisches Monument seiner einstigen Größe, als eine ungeheure Ruine, in deren Trümmern die Nachwelt die Geschichte des alten Europa studiren kann. Aber moderniſiren läßt sich Rom nicht und eine Capitale à la Paris würde selbst ein Seine-Präfect Hausmann mit allen Millionen des Empires nicht daraus machen. — Rom ist *gewesen*.

Palmſonntag.

Was die Fremden zu Oſtern in Rom wollen. — Andrang um Billets. — Queue vor der Peterskirche. — Sturm der Damen auf die Tribünen. — Der geheime Kämmerling. — The smart Misses. — Der zweite Act. — Die Schweizer Hellebartirer und die „Weibsleute.“ — Der Einzug des Papſtes. — Che bel uomo. — Der Fußkuß. — Die heiligen Palmen. — Die Familie Bresca. — Die Palmen-Proceſſion.

Rom, 22. März 1869.

Die heilige Charwoche hat begonnen, Rom iſt geſtopft voll von Fremden, und man hört auf den Straßen und an öffentlichen Orten alle Sprachen durcheinander ſchwirren, wie beim weiland Thurmbau zu Babel. Alle dieſe Fremden, alle dieſe Kinder der verſchiedenen Himmelsſtriche und Länder bringt die eine große „Attraction“ hierher, deren ſchon Mortimer Esq. in Schiller's „Maria Stuart“ gedenkt, und bald werden alle dieſe Tauſende mit dem jungen Irländer emphatiſch ausrufen können:

„Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht,
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen —“

denn darum handelt es ſich eigentlich. Sie alle wollen den Papſt die Meſſe leſen ſehen, an dem Altare über dem Grabe des heiligen Petrus, an welchem eben nur der Papſt Meſſe leſen darf; ſie wollen den heiligen Vater zwölf armen Pilgern die Füße waſchen und ſie dann bei Tiſche bedienen ſehen; ſie wollen in der Sixtiniſchen Capelle jene mit ſo vielen Fabeln und Sagen umwobene Muſik der Tenebrae und Improperien von Paleſtrina, das berühmte Miſerere und die Meſſe des Papſtes Marcellus ſingen hören, und wenn ſie ſich dann noch einen geweihten Palmzweig und einen dito Roſenkranz mitnehmen können, ſo reiſen ſie zufrieden und befriedigt ab und erzählen daheim von den Wundern der Settimana sancta in Rom.

Der Andrang um Billets zur geſtrigen Palmweihe in St. Peter's Dom war diesmal außerordentlich; — Geſandte und Conſuln, Banquiers und Agenten wurden mit Geſuchen beſtürmt, — dieſe

wandten ſich wieder an den Majordomus Sr. Heiligkeit Monſignor Pacca, — und da man bei ſolchen Gelegenheiten nicht gern abſchlägige Antworten ertheilt, ſo wurden nach und nach über 4000 gelbe, blaue und grüne Billets zu den drei Damen-Tribünen ausgegeben, während dieſe Tribünen eben nur 850 Perſonen faſſen und ſelbſt wenn man ſie, wie geſtern, in der Façon der Häringsfäſſer vollſtopft, doch nicht über tauſend Damen darin zuſammengepreßt werden können. — Die Kleidung de rigueur für die Damen iſt, wie bei allen hieſigen kirchlichen Feierlichkeiten, ſchwarze Robe und ſchwarzer Kopfſchleier, — für die Herren ſchwarzer Frack, Pantalon und Weſte. — Mäntel und Ueberzieher ſind verpönt und müſſen in der Garderobe, am Eingange der Kirche, zurückgelaſſen werden.

Obwohl es die ganze Nacht geregnet hatte und am Morgen des Feſttags noch tüchtig fortregnete, war es doch ſchon um 5 Uhr Morgens, als kaum noch der Tag graute, in dem ſonſt um dieſe Zeit ſo ſtillen Fremdenviertel Roms ſehr lebendig. Equipagen, Miethkutſchen und Einſpänner hielten vor allen Häuſern oder rollten bereits dem Vatican zu, — denn Jedermann wollte einen guten Platz haben, um ſo gut und ſo viel als möglich zu ſehen. Als um 6 Uhr Morgens die Pforten der Peterskirche geöffnet wurden, hatte ſich bereits ein kleines Amazonenheer von 5 bis 600 „Ladies in Black" unter dem Portale angeſammelt, die nun im Sturmſchritt in die Kirche drangen. Aber auf die Tribünen durfte noch Niemand, denn die mit der Aufſicht über dieſelben betrauten Camerieri ſegreti, die geheimen Kämmerlinge des Papſtes, waren noch nicht gekommen. Indeſſen rollten Wagen auf Wagen auf den Petersplatz, und aus ihnen ſtiegen immer mehr ſchwarze Damen heraus und füllten die Kirche. Endlich kamen die geheimen Kämmerer in ihrer altſpaniſchen Tracht aus der Zeit Philipp's II., und nun begann der Einlaß in die Tribünen. — Ich habe den Einlaß der oberen Galerien im Theater Porte St. Martin in Paris geſehen, wo die Ouvriers, Gamins und die übrigen Beſucher des Paradieſes, nachdem ſie fünf Stunden lang in der Queue geſtanden, nun tobend, ſchreiend, jauchzend, einander ſtoßend und drängend auf die leeren Plätze ſtürzen, — aber was war jener gegen dieſen Damen-Einlaß! Man ſpreche nur nicht von „ſchwächerem" Geſchlechte, — die Damen drängten, tobten, ſtießen und „kiekten", daß es eine Freude war; wenigſtens fünf auf einmal ſteckten immer in dem

ſchmalen Eingange zur Tribüne feſt, ohne daß eine vorwärts kommen konnte, und von hinten ſchob, drängte, ſtieß und drückte die ungeduldig nachdrängende Maſſe darauf los. Der arme Kämmerling des Papſtes dauerte mich; die dicken Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirn und rollten erbſengroß auf ſeinen gefältelten Spitzenkragen herab; es gab Augenblicke, wo er ſich nicht mehr zu helfen wußte und wo er in den auf allen Seiten ihn umrauſchenden Sturmeswogen von ſchwarzen Roben, Mantillen, Krepptüchern, Kopfſchleiern und Crinolinen vollſtändig unterging und verſchwand, — bis er nach einer Weile wieder aus der Brandung auftauchte und als kühner Schwimmer gegen die Fluthen kämpfte.

Ein paar junge Miſſes hatten ein ſehr ſinnreiches Mittel gefunden, um ſich durch das Gewühl Bahn zu brechen und bald zu guten Plätzen zu gelangen, — ſie hatten ſich mit langen Stecknadeln bewaffnet und ſtachen nun in dem Gedränge auf ihre Vordermänninnen los; — wehe, wo ſie mit den wenigſtens ſechs Zoll langen Nadeln auf keine ſchützende Watte trafen. Alle Augenblicke hörte man einen halb erſtickten Schrei: „Mais c'est affreux!“ — „It is a great impudence!“ — „Ah!“ — „Wer ſticht denn da?“ u. ſ. w., aber in dem Lärmen und Gewühl hätte noch viel Schlimmeres ungeahndet geſchehen können.

Endlich waren die Tribünen übervoll, — es war ungefähr 8 Uhr, und immerfort, ohne Unterbrechung, rollten die Wagen aus allen Stadttheilen herbei und entleerten ihren Inhalt an ſchwarzen Damen. Jetzt begann der zweite Act der Comödie; — die Damen ſtürzten mit ihren Billets zu der darauf bezeichneten Tribüne, — der Kämmerling zuckt die Achſeln, erklärt, ſeine Tribüne ſei voll, — vielleicht ſei in der gegenüber noch Platz. Die Damen remonſtriren, berufen ſich auf ihre Billets, machen auch wohl noch einige fruchtloſe Verſuche, ſich in den dichten Menſchenknäuel hinein zu zwängen, geben dieſe nutzloſe Mühe aber bald auf und wenden ſich zur Tribüne gegenüber, wo es ihnen gerade ebenſo geht. — Indeſſen ſetzt ſich die in der Tribüne zuſammengedrängte Maſſe ein wenig in's Gleichgewicht; man accommodirt ſich gegenſeitig, rückt zuſammen und eine allgemeine Converſation beginnt. Die Einen muſtern mit ihren Operngucken die Verſammlung, die Anderen ziehen aus ihren Muffs Päckchen hervor, aus denen ſich Sandwichs entwickeln, die verſtohlen verzehrt werden. So vergeht die Zeit, bis es 9 Uhr wird und die Schweizer-Garde des Papſtes in der altdeutſchen

Tracht in den Farben des Cantons Luzern, mit modernen preußischen Pickelhauben und mittelalterlichen Hellebarten, in die Kirche rückt und den oberen Theil der Kirche, von der Confession an, mit einem Spalier abschließt. Wackere Leute, stämmige Bursche, nur etwas ungehobelt und rauh in ihren Bemühungen, Ordnung zu erhalten, und besonders erbost gegen die „Weibsleute", die sich immer vordrängen wollen. Da giebt es denn manchen Puff und Stoß, den die Damen mit christlicher Resignation ertragen, denn was erduldet man nicht, um nur die liebe Neugierde zu befriedigen. Die Schweizer machten indessen in ihrer Manier Ordnung und Platz für die Procession, und mir fiel der Abbé ein, der zu A. Stahr entschuldigend sagte: „Sono Tedeschi, Svizzeri, — non sono pagati per essere politi." (Es sind deutsche Schweizer, — man bezahlt sie nicht, um höflich zu sein.)

Es geht auf 10 Uhr, — ein Bataillon Municipalgarde marschirt in die Kirche und bildet ein Spalier zu beiden Seiten, so daß der ganze innere Raum des Mittelschiffs frei bleibt. Jetzt marschirt auch die Nobelgarde des Papstes an und stellt sich mit gezogenen Säbeln zu beiden Seiten des Altars auf, dem gegenüber der Thron des Papstes errichtet ist. — Immer mehr „Damen in Schwarz" strömen herbei und suchen, mit den vielversprechenden Billets in den Händen, vergeblich nach Plätzen, bis sie von den Schweizern in den zu beiden Seiten aufgestellten „Crowd" der Herren hineingedrängt und zur Ruhe gebracht werden. Jetzt lassen sich auch einzelne fremde Uniformen sehen, ein österreichischer Cavallerie-Officier, ein paar englische Marine-Officiere, regular red-coats oder „Sodgers", wie die Matrosen sie nennen, ein paar spanische und neapolitanische Ci-devant-Uniformen aus den Zeiten der weggejagten Bourbons und die unvermeidlichen grünen, goldgestickten Fracks der verschiedenen Gesandtschafts-Attaché's. Die wenigen fremden Gesandten, die Rom noch hat, erscheinen jetzt und nehmen Platz in ihrer reservirten Bank zur Linken des päpstlichen Thrones. Nun schlägt es 10 Uhr und vom großen Portale her ertönt der Chor der Sänger der päpstlichen Capelle, — die Procession zieht heran, — voran die Pfarrer der Kirchspiele Roms, dann die Capella papale mit ihren großen Notenbüchern, den violetten Soutanen und Spitzen-Oberhemdem. Den Sängern folgen die Patriarchen und Erzpriester, in großen golddurchwirkten, violetten Mänteln und weißen Bischofsmützen. — Der armenische Patriarch mit einer Art von Krone auf dem

Haupte, — eine interessante Physiognomie mit langem schwarzen Bart und Lockenhaar, — erregt die besondere Aufmerksamkeit der Damenwelt. „Che bel uomo!“ höre ich eine Dame hinter mir enthusiastisch ausrufen.

Nun wird das Kreuz zwischen zwei kolossalen Wachskerzen getragen und das Capitel von St. Peter folgt, alle Domherren in scharlachrothen Talaren mit weißem Pelzkragen; — ihnen folgen die Cardinäle mit Bischofs-Mitren und reichen Meßgewändern aus violettem Sammet mit schwarzer Goldstickerei. Jedem Cardinal folgen seine Hausgeistlichen und Kammerherren; — der Erste im Zuge ist als jüngster Cardinal Monsignor Bonaparte; — ein kluges, scharf markirtes Gesicht mit echt napoleonischen Zügen. Sein Blick schweift prüfend über die Menge und er scheint zu denken: „Wenn mein Cousin in Paris lange genug lebt und auf dem Throne bleibt, kann ich auch hier als Papst hereingetragen werden.“ — Jetzt ist auch Cardinal Antonelli vorüber, — er grüßt sehr freundlich nach dem österreichischen Gesandten, Fürsten Trautmannsdorf, hinüber und erwidert sehr kühl den Gruß des französischen Botschafters, Marquis von Banneville. — Die Schweizergarde kniet nieder, mit ihr werfen sich alle guten Katholiken auf die Knie, denn jetzt kommt der Papst. — Schweizergarden umgeben ihn, Kammerherren und Leibdiener schreiten zur Seite mit silbernen Keulen, und acht in Ponceauseide gekleidete Träger heben auf ihren Schultern die Thronsänfte auf, in welcher der heilige Vater sitzt. Ein weißes Unterkleid von schwerem Grosgrain, reich mit Silber gestickt, fällt bis zu den Knöcheln herab, während ein langer Bischofsmantel von carmoisinrothem Seidenstoffe, reich mit Gold und Edelsteinen gestickt, seine Schultern deckt. — Er sieht sehr alt und kränklich aus und scheint sich auf dem schwankenden Sitze da oben durchaus nicht wohl zu fühlen.

Die Cardinäle nehmen ihre Sitze zur Rechten des Papstes, dieser selbst wird nun von der Sänfte herabgehoben und auf seinen Thron geleitet. Während die Capelle einen Psalm singt, erfolgt die Feierlichkeit des Fußkusses. Ein Cardinal nach dem andern schreitet zum Throne hinauf, küßt dem Papste den rechten Fuß und dann die Hand, und begiebt sich hierauf wieder auf seinen Sitz zurück. Diese lange und ermüdende Ceremonie, die nun auch noch von den Patriarchen, Erzpriestern, Domherren u. A. durchgemacht wird, dauert über dreiviertel Stunden.

Jetzt werden die Palmen gebracht und die Weihe derselben beginnt. Diese Palmen aber sind nicht, wie in Deutschland und Frankreich, gewöhnliche Weidenzweige mit den Blätterknospen daran, sondern wirkliche Palmenzweige, und das Privilegium, diese für die Kirche Roms zu liefern, besitzt seit 300 Jahren die Familie Bresca in Bordighiera, einem kleinen Orte der Riviera di Ponente, dieses irdischen Paradieses an der Meeresküste zwischen Genua und Nizza. Als Sixtus V. den großen Obelisk, der im Circus des Nero stand, nach dem Platze vor St. Peter transportiren und dort, wo er jetzt noch steht, aufrichten ließ, wurde durch ein Edict bekannt gemacht, daß während der Operation des Aufrichtens bei Todesstrafe Niemand ein lautes Wort sprechen oder die Arbeiter durch irgend einen Zuruf stören dürfe. Am 30. April 1568 wurde der 963,537 Pfund schwere Obelisk von seinem Piedestal emporgehoben und nach dem Petersplatze gebracht, wo er am 7. Mai niedergelassen wurde. Nachdem der Architekt Fontana alle nöthigen Vorbereitungen getroffen und das Piedestal in der Mitte des Petersplatzes aufgestellt hatte, erfolgte am 10. September in Gegenwart des Papstes die Aufrichtung des Obelisken auf seinem neuen Würfel.

Mit 40 Winden, 800 Menschen und 150 Pferden wurde der ungeheure Monolith bis zur Höhe des Piedestals gehoben und sollte nun aus der horizontalen Lage in eine senkrechte gebracht werden. Die Spitze des Obelisken hob sich allmälig, während eine Schneide der Basis auf dem Piedestal ruhte; allein bald sah man, daß die Stricke auf den Winden abgelaufen waren, ohne daß es möglich geworden, den Neigungswinkel zu überwinden, wodurch der Obelisk durch die eigene Schwere in die senkrechte Richtung gekommen wäre. Die Verlegenheit des Architekten war groß, — den Monolithen wieder niederzulassen, war unmöglich, ihn höher zu heben, eben so unausführbar; da, in diesem kritischen Momente, als der Papst und sein Baumeister das Unternehmen als verloren ansahen, ertönte aus der dichten Menge der Zuschauer der kräftige Ruf: „Gießt Wasser auf die Stricke!" Der verwegene Rufer ward sogleich von den päpstlichen Wachen ergriffen, — sein Tod durch Henkershand war gewiß, — denn mit Sixtus V., der unbedingten Gehorsam verlangte, war in solchen Dingen nicht zu scherzen.

Der Architekt Fontana aber hatte den Rath des Unberufenen

ſchnell gewürdigt und befohlen, Waſſer zu bringen und alle Stricke tüchtig zu befeuchten. Hunderte von Arbeitern ſchleppten Eimer mit Waſſer herbei, ſtiegen auf die Winden und Gerüſte und begoſſen alle Stricke. Die ſchlaffen Taue ſpannten ſich, — noch ein Ruck und der Neigungswinkel war überwunden, und langſam ſenkte ſich der Obelisk durch eigene Schwere in die ſenkrechte Stellung.

Indeſſen war der Frevler gegen des Papſtes Verbot vor den Sitz Sixtus V. gebracht worden, dem ſoeben der hocherfreute Fontana auseinanderſetzte, wie des Mannes kluger Zuruf das ganze Unternehmen gerettet habe. Vom Papſte examinirt, erklärte der Mann, Francesco Bresca zu heißen, Matroſe auf der päpſtlichen Flotte zu ſein, und wie er das Mittel des Begießens der Taue gar oft bei Schiffsbauten habe anwenden ſehen und ſich daher nicht habe enthalten können, ſeinen Rath den Arbeitern zuzurufen. Sixtus V. begnadigte den Geſetzübertreter nicht nur, ſondern verlieh ihm auch zur Belohnung für ſich und ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten das Recht, die Palmzweige für die Kirche Roms ausſchließlich zu liefern. Die Palmen ſind auf der ganzen Riviera heimiſch und beſonders häufig zwiſchen San Remo und Bordighiera, aus welchem Orte die Familie Bresca, die, ſo wie die Jean-Maria Farina's in Köln, nie ausſtirbt, noch heute die Palmenzweige nach Rom liefert, wo ſie von den Nonnen gewiſſer Klöſter zierlich geſpalten und kunſtreich geflochten und geſchmückt werden.

Ganze Wagenladungen dieſer Palmenzweige lagen neben dem Throne des Papſtes, und ein Zweig nach dem andern wurde nun dem heiligen Vater gereicht, der dem auf ſeinem Schooße ruhenden Zweig die Benediction ertheilte und ihn nun dem älteſten Cardinal überreichte; — ſo ging die Weihe jedes einzelnen Palmzweiges fort, bis ſämmtliche Cardinäle, Patriarchen, Erzprieſter, Domherren und Geiſtliche damit verſehen waren. Jetzt kam die Reihe an die Kinder der Welt: die Geſandten, ein franzöſiſcher und ein öſterreichiſcher General, die Legations-Secretäre und Attachés, die Conſuln und ſonſt diſtinguirte Fremde erhielten jeder aus den Händen des Papſtes einen geweihten Zweig, und nachdem auch dieſe Ceremonie, die über eine Stunde währte, beendigt war, ſetzte ſich die ganze Proceſſion, nun mit Palmzweigen in den Händen, wieder in Bewegung und zog durch die ganze Kirche. Der einzige Unterſchied von dem früheren Zuge war der, daß der Papſt jetzt unter einem rothſammetnen Baldachin getragen wurde und die

Geſandten, Generale, Secretäre, Attachés u. A., mit ihren fünf Fuß langen Palmzweigen bewaffnet, hinter der Sänfte des Papſtes folgten, — die Meiſten plaudernd und gleichgültig, Fürſt Trautmannsdorf mit einem verlegen lächelnden Geſichte. Der öſterreichiſche Botſchafter mochte ſich wohl denken: „Du lieber Gott! Wenn mich meine freiſinnigen Wiener jetzt ſo ſähen, was würden die ſagen! Und unſer höchſt aufgeklärtes „Doctoren-Miniſterium", wie würden die über meinen Palmzweig gloſſiren." — Es ſchien überhaupt Alles mit weltlichen Gedanken beſchäftigt zu ſein, man plauderte im Zuge, erzählte ſich Neuigkeiten, offerirte gegenſeitig eine Priſe u. dergl. — Von Andacht und Erbauung habe ich nicht viel geſehen, wohl aber hatten die Damen, in und außer den Tribünen, ihre Operngucker auf den Papſt gerichtet und muſterten die Proceſſion mit kunſtgeübtem Blicke.

Nach der Proceſſion, während welcher der heilige Vater noch mehr leidend und angegriffen ausſah und zeitweiſe an Schwindelanfällen zu leiden ſchien, ward er wieder auf ſeinen Thron abgeſetzt, und nun begann erſt das Hochamt, das ein Cardinal abhielt und während deſſen der Papſt eine Menge Ceremonial-Functionen durchmachen und am Ende die Benediction ertheilen muß. Erſt um 1 Uhr Nachmittags war Alles zu Ende, und das ſeit 6 Uhr Morgens in der Kirche verſammelte Damenpublikum wurde nach Hauſe geleitet, um ſich von dem ſiebenſtündigen Vergnügen in der gepfropft vollen und zum Erſticken heißen Tribüne etwas zu erholen. — So geht es jetzt während der nächſten acht Tage fort, und gleich darauf beginnen dann die Feſte für das 50jährige Prieſterthum des Papſtes. Ob der alte Herr dieſe großen und ſich faſt ohne Unterbrechung folgenden Anſtrengungen aushalten wird, iſt eine andere Frage. Nach dem, was ich geſtern geſehen habe, bezweifle ich es ſehr. Sollte er erkranken, ſo muß der Cardinal-Vicar ſeine Stelle vertreten, — natürlich zum großen Disappointment der Fremden, die dann glauben werden, nicht den vollen Werth für ihr vieles hier ausgegebenes Geld erhalten zu haben.

Gründonnerstag und Charfreitag.

Ich und die alte Margarethe. — Die Glocken gehen nach Rom. — Die Glockenseelen. — Stille in Rom. — Die Ceremonienmeister in Verlegenheit. — St. Josephs-Tag. — Die Frittajuoli. — Gründonnerstag. — Der Papst ertheilt den Segen. — Die Fußwaschung. — Die Apostelspeisung. — Der Petersplatz. — Gute Vorsätze für die Zukunft.

Rom, 26. März 1869.

„Warum läuten denn heute die Glocken nicht, Margareth?" fragte ich. — „So ein großer Junge und weiß das noch nicht!" entgegnete unsere alte Magd. „Die Glocken sind nach Rom gegangen und kommen erst zur Auferstehung wieder zurück."

„So?" sagte ich verwundert und zerbrach mir den Kopf, wie die Glocken, die doch keine Füße hätten, wohl nach Rom gehen könnten.

Wir wohnten dicht neben einer Kirche und von Kindheit an war ich mit dem Geläute der Glocken wohl bekannt und vertraut. Wenn sie des Morgens läuteten, so wußte ich, daß es Zeit sei, in die Schule zu gehen, schnürte meine Bücher zusammen, steckte ein Butterbrot in die Tasche und machte mich auf den Weg. Beim Mittagsläuten stand, nach gut bürgerlicher Sitte, bei uns die Suppe auf dem Tisch und mit Ungeduld wartete ich stets auf dieses erfreuliche Signal für meinen hungrigen Magen. War aber die Nachmittagsschule aus und die Aufgaben waren gemacht, dann schlich ich schnell zum Glockenthurm nebenan, wo der Glöckner mir und anderen Nachbarsjungen erlaubte, ihm beim Ave-Maria-Läuten zu helfen, — ein jeder von uns hing sich an einen Glockenstrick und setzte ihn, wenn der alte Mann endlich das Zeichen gab, in Bewegung. Die Glocken schlugen ihr Abendlied an, und mit jedem Schwunge der Glocke fuhren wir Jungen mit dem Stricke einige Fuß hoch in die Luft, jubelnd und jauchzend, bis auch diese Herrlichkeit ein Ende nahm, der Glöckner sein „Genug!" winkte, die Glocken in einzelnen Schlägen ausklangen und wir Knaben zögernd und ungern den Glockenthurm verließen. Ich erinnere mich ganz gut des Tages, wo wir uns zu Tische

ſetzten, ohne daß die Glocken zu Mittag läuteten, und ich erſtaunt unſere alte Magd fragte: „Warum läuten denn heute die Glocken nicht, Margareth?“ Ihre Antwort, daß die Glocken in der Charwoche nach Rom gingen, gab mir viel zu denken, und gegen Abend ſchlich ich hinüber zum Glockenthurm. Die Thür war nur angelehnt, ich trat hinein, ängſtlich blickte ich hinauf zu meinen alten Bekannten, — ſie hingen noch da, auf der alten Stelle, — die alte Margareth hatte mich alſo belogen, nur die Stricke waren hoch hinaufgebunden, ſo daß man ſie nicht, wie ſonſt, erreichen konnte.

Athemlos ſtürzte ich nach Hauſe und in die Küche. „Margareth!“ ſchrie ich, „es iſt nicht wahr, die Glocken ſind noch da; ich habe ſie geſehen!“

„Dummer Junge!“ entgegnete Margareth, „das ſind nur ihre Leiber, — die Seelen der Glocken ſind nach Rom gegangen.“

Dieſe Antwort machte mich noch mehr verwirrt, — ich grübelte nach, wie die Seelen der Glocken wohl ausſehen möchten und warum ich ſie noch nie bemerkt hatte, — und was die Glockenſeelen wohl in Rom zu thun hätten; aber die alte Margareth hatte auf meine vielen neugierigen Fragen nur die eine Antwort: „Das verſtehſt Du noch nicht. Wenn Du größer biſt, wirſt Du's ſchon lernen.“ — — Ich zerbrach mir den Kopf.

In unſerm ungläubigen und vielgläubigen Amerika, mit ſeinen Hunderten von Secten und keiner Staatsreligion, kümmert man ſich wenig um ſolche Kirchengebräuche, und die Jugend beſonders denkt gar nicht daran. In den katholiſchen Ländern des alten Europa iſt das anders, — die Kinder wachſen ſchon mit dieſen Ceremonien und Gebräuchen auf, und die verſchiedenen Feſte der Kirche mit ihren Ausſtellungen des heiligen Grabes, dem Auferſtehungsjubel, der Frohnleichnamsproceſſion, dem grünen Schmucke der Pfingſttage, den Gaben- und Lichterbäumen zu Weihnachten, nebſt den dazu gehörigen Schmauſereien und beſonderen Leckerbiſſen bilden Abſchnitte im kindlichen Leben und laſſen dieſe bunten, feſtlichen Eindrücke bis in's ſpätere Mannesalter hinüberſchimmern. So war es denn für den Knaben immer ein peinlich trauriger Eindruck, wenn am Gründonnerſtag die bekannten und vertrauten Glocken plötzlich verſtummten, an ihrer Stelle ſogenannte Schnurren oder „Rätſchen“, wie ſie früher die Nacht-

wächter hatten, das Zeichen zu den verschiedenen kirchlichen Functionen gaben, bis endlich am Sonnabend der Charwoche Abends die Glocken wieder ertönten und ihre altbekannten, liebgewordenen Klänge wieder durch die Luft zitterten.

Unwillkürlich erinnerte ich mich gestern hier in Rom an diese Knabenträume, und wäre die alte Margareth hier gewesen, so hätte ich sie gewiß gefragt: „Wenn die anderen Glocken alle nach Rom gehen, wo gehen denn die römischen Glocken in der Charwoche hin?" — eine Frage, die sie mir wahrscheinlich hätte eben so wenig beantworten können, als meine damaligen Knabenfragen.

Seit gestern Mittag sind denn hier auch alle Glocken verstummt und es herrscht eine wohlthuende Stille, die der um so besser zu schätzen weiß, der, wie ich, dicht neben der Kirche San Carlo Borromeo wohnt und im Umkreise und in Gehörweite noch siebzehn andere Kirchen hat, deren unzählige Glocken vom Tagesanbruch bis zum Abend, und zeitweise auch in der Nacht, fast ohne Unterbrechung läuten und bimmeln, — so daß man in Amerika drüben glauben würde, es sei beständiger Feuerlärm, weil, wie Fireman Tom Hose sagte, „die bells so geschwungen würden."

Dieses Mal waren die kirchlichen Ceremonienmeister in einiger Verlegenheit, da Gründonnerstag, der Tag tiefster Trauer, und Mariä Verkündigung, ein hohes kirchliches Fest, auf einen und denselben Tag, den 25. März, fielen. Am Gründonnerstag sollen die Glocken schweigen, die Altarbilder und Crucifixe sind bedeckt, auf der Monstranz ruht ein schwarzer Schleier, — und ein Marienfest erfordert große Messen mit Musik, reichen Schmuck der Altäre und Meßgewänder, Glockengeläute u. s. w. Ein Edict des Cardinal-Vicars schlichtete diese schwierige Frage; er bestimmte, daß das Marienfest von 10 bis 12 Uhr Vormittags gefeiert und in jeder Kirche sechs Messen gelesen werden dürften, — zu Mittag aber trete die allgemeine Kirchentrauer wieder in ihre Rechte. Schon in der vorigen Woche war ein ähnlicher Conflict eingetreten; San Giuseppe, der St. Josephs-Tag, ist in ganz Italien, und besonders in Rom, ein hoher Festtag, und da St. Joseph, der Nährvater des Heilands, der ein Zimmermann war, durch eine mir unbegreifliche Ideen-Combination hier der Schutzpatron der Schmalzbäcker (frittajuoli) ist, — die Schmalzbackwerke (fritture) aber zu den Lieblingsspeisen der Italiener gehören, so ist St. Joseph ein doppelt festlicher Festtag. Nun fiel aber dieses Jahr St. Josephs-

Tag, der 19. März, auf einen Freitag, und die letzten Freitage der Faſtenzeit ſind hier ſtrenge Buß- und Bettage, an denen nicht einmal der Genuß von Butter, Schmalz, Eiern, — geſchweige erſt von Fleiſch — erlaubt iſt. Die Frittajuoli aber ſind, wie die Schlächter, einflußreiche Leute, fromme Stützen der Kirche und des päpſtlichen Thrones, und ſo drückte die Mutterkirche ein Auge zu. — St. Joſeph wurde feſtlich gefeiert. Große weißgedeckte Tiſche ſtanden auf den Straßen vor den Läden der Frittajuoli, auf ihnen glänzende Zinn- oder Porzellanſchüſſeln mit Pyramiden von Fritturen darauf, — gebackene Reisklöße, Krapfen, Strauben, gebackener Blumenkohl, dito Broccoli und Artiſchoken, — auch die ſchmackhaften kleinen Fiſche Triglie und Alici, — nur keine Fleiſch-Fritturen.

Hinter den Tiſchen ſtanden, ebenfalls auf der Straße, zwei große eiſerne Oefen, auf deren einem ein Keſſel mit Schweineſchmalz, auf dem andern ein Keſſel mit feinem Olivenöl brodelte. Die Schmalzbäcker mit weißen Jacken und Schürzen, wie Opferprieſter angethan, tunkten die zu backenden Gegenſtände in ein Gemiſch von Mehl, Eiern und Wein, und warfen ſie dann in die wallenden Keſſel, ſie, wenn ſie braun waren, mit Sieblöffeln wieder herausfiſchend und dem die Buden dicht umſtehenden Publikum, je nach Verlangen, präſentirend, wobei jedoch immer der Unterſchied zwiſchen grasso und magro gewiſſenhaft beobachtet wurde. Die Strenggläubigen aßen nur fritture al magro, d. h. in Oel Gebackenes, — die minder Religiöſen ließen ſich das Schmalzgebackene ſchmecken, und fabelhafte Quantitäten von beiden wurden vom Morgen bis zum Abende verzehrt; welche Freſſerei man hier einen Faſttag nennt.

Aber auch bei dieſer höchſt proſaiſchen Vertilgung von Schmalzbäckereien verleugnete ſich der poetiſche Sinn des Volkes nicht. Große Blumenbouquets, mit den herrlichſten Camellien, ſtanden auf den Tiſchen der Frittajuoli, — Sonette zum Lobe und Preiſe der „Nobile Frigittoria", der edlen Schmalzbackekunſt, hingen auf Tafeln in Goldrahmen zu beiden Seiten der Boutique, und die Menge verſchlang das Backwerk und las dabei die Sonette mit ihrer überſchwänglichen Poeſie. Ueber dem Ganzen aber thronte das Bild der Santiſſima Madonna und ihres Gemahls San Giuſeppe, und eine ſilberne Lampe nebſt mehreren Wachskerzen brannten vor den Bildern. So iſt hier Alles mit einem religiöſen Anſtrich verſehen, und ſelbſt Schmalzkuchen werden unter dem

Patronate der Heiligen verzehrt. Sie sind übrigens gut, — ich meine die Schmalzkuchen, — und ich spreche aus Erfahrung. Rein, sauber, appetitlich ist Alles, Waare und Zubereitung, und von dem Qualm und Gestank, womit auf Jahrmärkten und Messen in Deutschland die unermüdlichen Schmalzbäcker die Luft verpesten, ist hier keine Spur.

Doch lassen Sie uns wieder zum Gründonnerstage zurückkehren, dessen festliche Bedeutung schon mit Tagesanbruch durch Kanonensalven von der Engelsburg verkündet ward. Wie am Palmsonntage herrschte schon am frühesten Morgen ein reges Leben in den Straßen, und die 30,000 Fremden jagten in Equipagen, Miethwagen und Droschken dem St. Peters-Dome und Vatican zu, um für die sight-seeings des heutigen Tages noch gute Plätze zu erhaschen. Welche Opfer wurden da nicht gebracht, um nur die leidige Touristen-Neugierde zu befriedigen. Schon um 7 Uhr Morgens werden die Tribünen um den Platz der Fußwaschung, im rechten Seitenschiffe von St. Peter, mit schwarzen Damen gefüllt, die, da diesmal keine Sitze auf den Tribünen waren, stehend bis 12 Uhr Mittags warteten, um welche Stunde erst der Papst zu dieser Function erschien. Ebenso war es mit der großen Loggia über dem Portale, wo die Speisung der Apostel stattfindet; — auch hier hatten wißbegierige Damen schon früh Morgens Posto gefaßt, obwohl die Ceremonie selbst erst um 1 Uhr Nachmittags stattfand. Fortwährend strömten neue Menschenmassen heran, ununterbrochen rollten Wagen auf Wagen auf den Petersplatz. Jetzt kamen um 10 Uhr auch die Cardinäle, in ihren goldenen Galawagen, angefahren; — jeder von seinem Kämmerling und Almosenier begleitet, hintenauf drei Bedienten, mit dem großen seidenen Schirme im Futteral, dem Wahrzeichen eines Kirchenfürsten. Sie Alle begaben sich in die Sixtinische Capelle im Vatican, die bereits gedrängt voll war und wo nun das Hochamt begann. Unterdessen rückte das päpstliche Militär, Infanterie und Cavallerie, auf den Petersplatz und stellte sich in drei Treffen auf, während die Menschenmenge von Minute zu Minute mehr anschwoll. Die Loggia in der Mitte der Façade der Peterskirche war mit kostbaren gestickten Sammetteppichen behängt, und ein Baldachin erhob sich über derselben.

Etwas vor 12 Uhr war das Hochamt in der Sixtinischen Capelle zu Ende, und der Papst trug nun in feierlicher Procession

die Monſtranz in die Paoliniſche Capelle, wo ſie bis zur Auferſtehung bleibt. Dann beſtieg er ſeine Sänfte und ward in die Loggia getragen, um den großen Segen zu ertheilen. Der ungeheure Petersplatz und die hinter demſelben liegende Piazza Ruſticucci boten jetzt einen impoſanten Anblick dar, beſonders von den oberſten Stufen der Kirche aus. Beide Plätze waren, ſowie die anſtoßenden Straßen, mit dichten Menſchenmaſſen bedeckt; es mögen über 60,000 Menſchen verſammelt geweſen ſein.

Jetzt beginnen alle Glocken von St. Peter ihr feierliches Geläute, die Sänger der Capelle erſcheinen auf dem Balkon, Cardinäle und Patriarchen ſtellen ſich zu beiden Seiten auf, — und nun entblößen 60,000 Menſchen ihre Häupter und werfen ſich auf die Knie, denn oben in der Loggia erſcheint, von acht Männern in carmoiſinrothen Kleidern getragen, der Papſt in vollem Ornate, hinter und neben ihm die Kämmerer mit den großen Wedeln von weißen Pfauenfedern, die Leibgarden mit den ſilberglänzenden Helmen, die Schweizer in eiſernen Harniſchen und Pickelhauben. Tiefe Stille tritt in dieſer ungeheuern Menſchenmenge ein, die Glocken ſchweigen, — der Papſt erhebt ſich, und beide Arme weit ausbreitend, ſtimmt er mit klarer, unten ganz vernehmlicher Stimme den Segen für „urbem et orbem“ — für die Stadt Rom und die ganze Welt an. Und nun donnern die Kanonen von der Engelsburg, die Glocken ertönen mit ihrem mächtigen Geläute, die tiefe Stille der Menſchenmenge macht einem lauten Gemurmel Platz, und oben wird der Papſt langſam zurückgetragen, bis er und ſein Gefolge im dunkeln Hintergrunde verſchwinden, — ein Theil der Volksmenge aber ſtürzt und drängt in die Kirche, um die nun folgende Fußwaſchung zu ſehen.

Nach einer halben Stunde erſcheint der Papſt in pontificalibus, — Cardinäle, Patriarchen, Biſchöfe und das diplomatiſche Corps, ſowie die hier anweſenden Prinzen Wilhelm von Baden, Robert von Parma, der Erbprinz von Meiningen, der regierende Fürſt von Monaco ſind ſchon früher erſchienen, — und beſteigt den Thron im rechten Seitenſchiffe, die Pontificalgewänder werden ihm abgenommen, — er bleibt im weißen Unterkleide, und der erſte Kämmerling bindet ihm eine große weiße Schürze vor. Das diplomatiſche Corps und die franzöſiſchen Generale von Civita Vecchia machen ſehr fromme Geſichter, die Anderen plaudern, die Operngucker der Damen ſind in beſtändiger Bewegung. Nun werden

unter Begleitung der Nobelgarde die zwölf Pilger hereingeführt, junge Leute in langen weißen Schlafröcken und auf dem Kopfe hohe weiße Schlafmützen von Ofenröhrenform. Die Pilger werden auf eine Bank geſetzt, der Papſt, von ſeinen Kämmerlingen begleitet, gießt aus einer goldenen Kanne jedem etwas Waſſer auf die Füße und trocknet es mit einem Batiſttuche wieder ab. Die Ceremonie iſt ſehr ſchnell vorüber, — die Damen, die ſechs Stunden lang ſtehend in den Tribünen gewartet haben, finden que le jeu ne vaut pas la chandelle, und während der Papſt, Cleriſei und Pilger nun durch die Kirche zur oberen Loggia ziehen, wo die Apoſtelſpeiſung dargeſtellt wird, wälzt ſich die ungeheure Menſchenmaſſe in der Kirche den Ausgängen zu. In die Loggia zu gelangen iſt ſelbſt mit dem Billet in der Hand unmöglich, — die beiden Aufgänge ſind durch Militär und Menſchenſchwärme blokirt; — ich gebe den nutzloſen Verſuch auf und betrachte lieber den Petersplatz, der mit dem abmarſchirenden Militär, den vorfahrenden Wagen der Cardinäle, der Geſandten und der fremden Prinzen und der nach allen Richtungen fortſtrömenden Menſchenmenge ein eben ſo bewegtes, als intereſſantes Bild bietet. Um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags kann ſich endlich der arme Papſt in ſeine Gemächer zurückziehen, aber ſchon um 4 Uhr muß er wieder in der Sixtiniſchen Capelle ſein, um den Litaneien beizuwohnen, und dieſes Tagewerk muß der 77jährige Greis nun alle Tage durchmachen.

Heute war zweimal Gottesdienſt in der Sixtiniſchen Capelle, am Vormittag wurden Tenebrae und Improperien von Paleſtrina, am Nachmittag das berühmte Miſerere geſungen. Die furchtbare Hitze in der übervollen Capelle, der in dicken Wolken emporqualmende Weihrauchdampf, die vielen Lichter, die Patchouli-, Vetiver-, Moſchus- und anderen Parfüms der zuſammengepreßten und ſchwitzenden Ladies hatten bald eine Atmoſpäre erzeugt, in der zu athmen und zu leben rein unmöglich war, — ich bekam Kopfweh, ließ Paleſtrina und das Miſerere im Stiche und taumelte halb betäubt die Treppen hinab. Erſt unten auf dem Petersplatze, in freier Luft, an den kühlen, feinen Schauern der Springbrunnen ward mir wieder wohler und ich konnte tief Athem holen. Nun, noch zwei Tage, und die große Woche iſt überſtanden; ob die Strapazen und Fatiguen durch das, was man ſieht, aufgewogen werden, überlaſſe ich Jedem für ſich ſelbſt zu entſcheiden; — der

individuelle Standpunkt ist dabei bestimmend. Was mich betrifft, so weiß ich, daß, wenn ich noch zehn Jahre in Rom lebte, ich in der Charwoche hübsch weit vom Vatican und St. Peter bleiben würde. Aber für den großen Schwarm der Touristen und fashionablen Weltpilger ist es einmal Modegesetz, zur Osterwoche in Rom zu sein und alle kirchlichen Feierlichkeiten mitzumachen, — nicht aus religiösem Bedürfniß, denn dem könnten sie in jeder Dorfkirche genügen, — sondern um zu sehen und gesehen zu werden. — Wie lange wird diese Mode noch dauern? Quousque tandem — — — Einstweilen heißt es: Mundus vult decipi, ergo decipiatur!

Ostersonntag.

Der müde Engländer. — Auch ich bin müde. — Die Glocken sind wieder da. — Il Signore Parocco. — Zimmerreihen. — Die bösen Geister sind wie los. — Die ungläubigen Flöhe. — Die Journale im Weihwasser. — Der Papst hält das Hochamt. — Die Völkerwanderung nach St. Peter. — Engländerinnen, die sich Weihwasser holen. — Die Schaustellung der Reliquien. — Die Procession. — Havarie. — Anblick des Petersplatzes. — Der Segen „urbe et orbe.“ — Nur eine Brücke. — Es regnet. — Das Gedränge auf dem Heimwege. — Keine Illumination und keine Girandola. — Die Fremden in Verzweiflung.

Rom, 29. März 1869.

Die große Festwoche ist vorüber, und ich bin eben so müde und matt, als ich froh bin, daß der Spectakel endlich zu Ende ist. Es geht mir, vor lauter Herumlaufen und Sehen, wie dem Engländer, der Italien in einer sechswöchigen Parforce-Tour durchjagte, und der, um to make the most of it, von Museum zu Museum, von Kirche zu Kirche, von Galerie zu Galerie gehetzt, todmüde endlich in eine kleine Stadt kam. Er schlug seinen Murray auf und fand: „In dieser Stadt ist für den Reisenden

nichts Merkwürdiges zu ſehen.“ — „Gott ſei Dank!“ rief der müde Engländer aus, „hier iſt nichts zu ſehen, hier bleibe ich.“ — Gerade ſo geht es mir, und ich habe ebenfalls große Luſt, mich in irgend einem Dorfe, wo es durchaus nichts Sehenswerthes giebt, auf einige Wochen häuslich niederzulaſſen und mich im Genuſſe des dolce far niente auszuruhen. Am Sonnabend der Charwoche um 11 Uhr Nachmittags ertönten plötzlich, nach 48ſtündigem Schweigen, die Glocken aller Kirchen Roms, und da deren ungefähr 460 ſind und jede Kirche mindeſtens 4 bis 5 Glocken hat, ſo können Sie ſich dies Geläute von 2000 Glocken denken, das man bis Frascati, Tivoli, Albano und im ganzen Sabiner-Gebirge hören kann. Dazu donnerten die Kanonen der Engelsburg ihre Salven, aus allen Kirchen ertönten Orgelklänge und die Hallelujas der Gläubigen, denn Chriſtus war erſtanden und die leidige und langweilige Faſtenzeit zu Ende. — Ich ſaß in meinem Zimmer und las, da riß die Hausfrau die Thür auf, ſchrie meldend herein „il Signor Parocco!“ (der Herr Pfarrer) und herein trat ein Geiſtlicher im vollen Ornate, im weißen Chorhemde, mit dem goldgeſticktem Meßgewande darüber, mit Stola und Cingulum, und auf dem Haupte ein ſchwarzſeidenes viereckiges Baret. Ein Chorknabe, ebenfalls im Ornate, trug ihm den ſilbernen Keſſel mit geweihtem Waſſer nach. Der Prieſter tauchte ſeinen Wedel in das Waſſer, beſpritzte das Zimmer und mich und die Meinigen, und murmelte dabei einige unverſtändliche Worte. Dann zog er weiter in die anderen Zimmer und wiederholte überall dieſelbe Operation. Endlich kam er auch in die Küche, hier ſtanden auf einem weißgedeckten Tiſche die Speiſen für das Oſterfeſt, ein halbes Lamm, eine Schüſſel mit hartgeſottenen Eiern, Salami und Schinken und die beliebten Pizze, zu deutſch: Oſterfladen. Die Köchin fiel, ſich bekreuzigend und laut betend, auf die Knie, der Pfarrer beſprengte und ſegnete die Speiſen, die Hausfrau drückte ihm ein Geldſtück in die Hand, und die fromme Proceſſion zog in ein anderes Stockwerk. — „Sia benedetta la Santissima Madonna!“ rief die Hausfrau erfreut aus, „jetzt iſt das Haus wieder auf ein Jahr geſichert gegen die böſen Geiſter und alles Uebel. Amen!“ — „Auch gegen die Flöhe?“ wollte ich fragen, aber ich beſann mich wieder eines Beſſeren und ſchonte ſchweigend ihr katholiſch-gläubiges Gemüth. — Nachmittags im Leſecabinet des Oſſervatore Romano wiederholte ſich die Scene; — ein Prie-

ſier trat herein, beſprengte den Tiſch mit den Journalen und die Leſer derſelben mit Weihwaſſer und bannte die böſen Geiſter des Journalismus. Zwei Geiſtliche, die Zeitungen laſen, ſtanden auf, die übrigen Leſegäſte blieben, mit den Hüten auf den Köpfen, ruhig ſitzen, laſen und rauchten ihre Cigarren. So wird hier Alles handwerksmäßig abgemacht, jeder Sinn, jedes Verſtändniß fehlen, und ſo iſt es natürlich, daß auch der Reſpect vor den leeren Formen immer mehr ſchwindet. Wer ſich überhaupt überzeugen will, wie die einfache, natürliche, humane und liebenswürdige Lehre der erſten Chriſten in todtem, ſtarrem Formweſen untergegangen iſt, für welches das Volk gar kein Verſtändniß mehr hat, der braucht nur nach Rom zu gehen. — Ich fühlte das am lebhafteſten, als ich den Papſt am Oſterſonntage das Hochamt halten ſah, und ich glaube nicht, daß unter den Tauſenden von Anweſenden auch nur einer bei allen den Ceremonien, Kniebeugungen, Hin- und Hergehen, Weihrauchfaßſchwingen und dem monotonen Abſingen von lateiniſchen Formeln an die urſprüngliche Bedeutung des heiligen Meßopfers, an das Liebesmahl der erſten Chriſten, gedacht hat.

Die Kanonen der Engelsburg hatten ſchon mit Tagesanbruch dieſen größten Feſttag der Chriſtenheit angekündigt und nun begann eine wahre Völkerwanderung nach St. Peter's Dom. Wagen auf Wagen rollte durch den dichten Schwarm der Fußgänger, und die Carabiniers auf ihren ſtattlichen Roſſen, ſowie zahlreiche Gensdarmen und Municipalgarden zu Fuß hatten vollauf zu thun, um nur einigermaßen Ordnung und freie Circulation zu erhalten. Zum erſten Male ſah ich die ungeheuern Räume der Peterskirche ganz voll, auch das Landvolk aus der Umgegend hatte ſich eingefunden, und nun füllte ſich auch nach und nach noch der rieſige St. Petersplatz. Die Kirche war ganz mit Tapeten von rothem Seidendamaſt mit Gold bekleidet, auf dem Hochaltare waren in den koſtbarſten Gold- und Silbergefäßen die Reliquien ausgeſtellt, die Tribünen auf beiden Seiten waren gedrängt voll mit Damen, — noch viel mehr Damen, die keine Plätze mehr hatten, drängten ſich unten um den Altar und wurden von den geharniſchten Schweizern nur mit Mühe davon zurückgehalten, die Altarſtufen ſelbſt zu erklimmen und da Poſto zu faſſen, wo der heilige Vater allein Meſſe leſen darf. — Großes Gedränge war um die Weihwaſſerbecken im unteren Theile der Kirche; — Alles drängte ſich

zu ihnen, um sich mit dem heiligen Wasser zu besprengen, und junge Engländerinnen und Irländerinnen füllten sich kleine Caraffen mit Weihwasser, die sie sorgfältig einsteckten, um das „holy water from St. Peter's church" als Reise-Errungenschaft mit nach Hause zu nehmen, wo es dann im Parlour mit etwas Erde aus Jerusalem, einem Rosenkranz aus Loretto, einem Thränenfläschchen aus Pompeji, ein paar Knöchelchen aus den Katakomben und einigen römischen Gemmen und Cameen als „curiosity" aufgestellt werden wird. Um 10 Uhr erschien der Papst in der Kirche, und die endlose Ceremonie des Hochamtes begann, — nur von dem Vocalgesange der päpstlichen Capelle begleitet, der in diesen ungeheuern Räumen nicht die Wirkung wie in der Sixtinischen Capelle hatte. Nur bei der Elevation der Hostie trat Instrumentalmusik ein, und zwar intonirte ein starkes, hoch oben in der Kuppel des Doms aufgestelltes Orchester von Blech-Instrumenten ein Adagio, das, von oben herabschallend, und mit den gewaltigen Tönen die ganze Kirche füllend, von außerordentlichem Effecte war. Nach dem Hochamte und während sich die Procession stellte, erschienen auf den Balkonen in der Kuppel Geistliche, Lichter wurden oben angezündet, eine Glocke ertönte, die Menge warf sich auf die Knie, und von oben herab wurden in Kästen von Glas und Gold, reich mit Edelsteinen verziert, die vier heiligsten Reliquien Roms dem Volke gezeigt. Es sind dies 1) das Schweißtuch der heiligen Veronica mit dem darin abgedrückten Antlitze des Heilandes, 2) der Kopf des heiligen Andreas, 3) die Lanze des heiligen Longinus, womit Christo am Kreuze die Seite durchstochen wurde, und 4) ein Stück Holz von dem Kreuze, an welchem der Heiland starb, von der frommen Kaiserin Helena, der Gemahlin Constantin's, von Jerusalem nach Rom gebracht. — Nun begann die Procession in derselben Art und Ordnung wie am Gründonnerstage, nur daß die Cardinäle das Violet der Fastenzeit abgelegt hatten und nun als Kirchenfürsten wieder den Purpur trugen. Der Papst selbst, in reichem, mit Edelsteinen und Gold gesticktem Purpurmantel, den weißen, mit Silber und Perlen gestickten Unterkleidern und der Tiara, der dreifachen goldenen Krone, auf dem Haupte, ward unter einem Baldachin auf einem Thronsessel getragen, umgeben von seinen Kämmerern mit den großen Fächern von weißen Pfauenfedern, Nobelgarden mit silbernen Helmen und geharnischten Schweizern mit großen alterthümlichen Schwertern. — Durch die ganze

Kirche ſchritt der Zug in die Vorhalle und von dieſer, über die große Treppe des Vaticans hinauf, in die Loggia der Façade von St. Peter.

Alles drängte ſich nun den Ausgängen zu, und in dem heillosen Gedränge wurden Hüte zerquetſcht, Toiletten ruinirt, Damen halb erdrückt, und mancher Frackſchoß blieb hinten im Gedränge zurück, während ſein amputirter Inhaber den Petersplatz erreicht hatte, ohne den Verluſt ſeines Hintertheils zu bemerken. Auch die ſorgfältig eingeſteckten Caraffen mit Weihwaſſer litten in dem furchtbaren Gedränge Havarie, und mehr als eine elegante Dame ſah ich in der Vorhalle die Glasſcherben vorſichtig aus der Taſche ihres Kleides ziehen, während das geweihte Waſſer an der ſeidenen Robe herabträufelte.

Der Anblick des Petersplatzes war noch impoſanter als am Donnerſtage, — ungefähr 2000 Equipagen und ſonſtige Wagen, die ganze Garniſon Roms und an 60- bis 70,000 Menſchen bildeten eine, den ganzen ungeheuern Platz füllende, compacte Maſſe. Endlich erſchien der Papſt in der Loggia, der große Segen ward, wie am Donnerſtage, ertheilt, und dann Glockengeläute, Kanonenſalven, Militärmuſik, — während die Getreuen, namentlich alte Herren mit päpſtlichen Orden, junge Prieſter und Seminariſten mit enthuſiaſtiſchem Eifer ihr: „Viva Pio Nono! Viva il Papa Ré!“ ſchrieen. Die große Menge verhielt ſich ſtill und theilnamlos; — ja, das Gedränge verhinderte ſogar die Meiſten, ihr Haupt zu entblößen, geſchweige erſt niederzuknieen. Damit war die Feierlichkeit zu Ende, aber nun begann der ſchwierigſte Theil der Aufgabe, dieſen Knäuel von 2000 Wagen und faſt 100,000 Menſchen zu entwirren und die Maſſe nach allen Richtungen zu entleeren. — St. Peter's Dom, der Vatican und die ſogenannte „Leoniſche Stadt“ aber liegen jenſeits der Tiber, über die hier nur *eine* Brücke, die Engelsbrücke, führt. Die nächſte Kettenbrücke liegt weiter ab, im Borgo San Spirito, und der Ponte Siſto noch weiter in der Vorſtadt Traſtevere. Vermöge polizeilicher Anordnung durften nur die privilegirten Wagen der Cardinäle, Geſandten und römiſchen Principi über die Engelsbrücke zurückfahren, alle anderen Fuhrwerke mußten den Umweg über die Kettenbrücke, die für dieſen Tag *zollfrei* paſſirt wurde, und über den Ponte Siſto nehmen.

Den Fußgängern war jeder Weg offen, aber drei Viertel

derſelben wählten den näheren Weg über die Engelsbrücke, und die natürliche Folge war, daß eine halbe Stunde nach dem Ende der Feierlichkeit die ganze Strecke vom Petersplatze bis über die Engelsbrücke gepfropft voll von Menſchen und privilegirten Equipagen war, daß anfangs noch langſam und im Schritt vorgerückt wurde, bald aber, aus unbekannten Urſachen, eine gänzliche Stockung eintrat und Hunderte von Equipagen und Tauſende von Menſchen, auf dem Quai und der Brücke in eine dichte Maſſe zuſammengepreßt, nicht vor- und nicht rückwärts konnten. — Irgend ein blinder Alarm hätte in dieſer Situation, die über eine halbe Stunde dauerte, die gräßlichſten Unglücksfälle herbeiführen können — aber Dank dem artigen und gentilen Benehmen, das die Italiener, ſelbſt der unterſten Klaſſen, bei ſolchen Gelegenheiten auszeichnet, ging dieſe bedenkliche Verwickelung, ohne andere „Accidents", als ein paar beſchädigte Toiletten, zerbrochene Sonnenſchirme und platt getretene Hühneraugen, glücklich vorüber. Jetzt aber erhob ſich ein Sturmwind, — mehrere Cylinderhüte flogen in die gelben Wellen der Tiber, und nun ſetzte der ſchon lange drohende Regen ein, — erſt fein und nebelartig, dann immer dicker und ſtärker, bis er endlich zu einem wahren Wolkenbruche wurde. Fluchen und Klagen, Jammer und Trübſal machten ſich in der gepreßten Menge Luft, aber mit der Begierde, aus dieſer unangenehmen Situation erlöſt zu werden, kam Bewegung in die Maſſe und ſie wälzte ſich endlich weiter, bis zuletzt die Engelsbrücke paſſirt war und nun durch drei verſchiedene Straßen ſich eben ſo viele Abflüſſe für die Menſchenmenge bildeten. Aber dieſe drei Straßen ſind ſämmtlich enge und ohne Trottoirs, die nun raſch jagenden Wagen nahmen faſt die ganze Breite in Beſchlag, und nur mühſam quetſchten ſich die Fußgänger an den Häuſern hin, auf dem zähen römiſchen Straßenkothe mehr rutſchend, als gehend und alle Augenblicke in Gefahr, gerädert zu werden. Es iſt kaum glaublich, daß auf dem linken Ufer der Tiber, wo fünf Sechſtel der Bevölkerung Roms wohnen, auch nicht eine einzige anſtändige breite Straße zur päpſtlichen Reſidenz und zur Peterskirche führt, und doch iſt es ſo, und ein wahres Wunder, daß bei derlei feſtlichen Gelegenheiten nicht mehr Unglücksfälle vorkommen.

Eine halbe Stunde nach Mittag war die Feierlichkeit zu Ende geweſen, aber es wurde 4 Uhr Nachmittags, bis die letzten Equipagen und ſonſtigen Wagen den Petersplatz verlaſſen konnten.

Was an dem geſtrigen Tage an Garderobe und Toiletten zu Grunde gerichtet wurde, läßt ſich gar nicht, ſelbſt nicht annähernd, berechnen. Abends ſollte die große Beleuchtung der Peterskirche ſtattfinden, aber daran war bei ſolchem Wetter nicht zu denken, und bald meldeten auch Anſchlagzettel, daß die Beleuchtung bis auf beſſeres Wetter verſchoben ſei. — Heute regnet, ja gießt es den ganzen Tag fort, und die armen Fremden ſitzen in ihren ofenloſen Zimmern, mit klappernden Fenſtern und von ſelbſt auffliegenden Thüren, und blaſen Trübſal. — Ob ſich das Wetter morgen ändern wird, ſteht ſehr zu bezweifeln; am erſten ſchönen Tage aber verkünden drei Kanonenſchüſſe um 2 Uhr Nachmittags, daß die Beleuchtung wirklich ſtattfindet, und am nächſten Abend darauf iſt dann das große Feuerwerk mit der Girandola auf dem Hügel von San Pietro in Montorio. Allein wann werden dieſe ſchönen Tage kommen? Der Vollmond iſt am 27. d. mit Regen eingetreten, und es ſieht ſo aus, als ob es bis zum Eintritt des nächſten Mondviertels, am 3. April, fortregnen wollte. Rom aber bei ſchlechtem Wetter iſt entſetzlich, — die meiſten Fremden haben ihre Anſtalten zur Abreiſe am Mittwoch oder Donnerſtag dieſer Woche ſchon gemacht, und ſo werden dieſelben wohl Rom verlaſſen müſſen, ohne Illumination und Girandola geſehen zu haben. Das Schlimmſte aber iſt, daß der viele Regen den Schnee in den Gebirgen mit einem Male ſchmilzt und wir bald von Ueberſchwemmungen und Unterbrechungen der Eiſenbahn-Communicationen zu leiden haben werden.

In Perugia.

Leben im Freien. — Der Regen dauert fort. — Allgemeine Flucht. — „Eduard und Kunigunde.“ — Abſchied von Rom. — An der Fontana Trevi. — Die Abreiſe. — Monte Rotondo. — Non possumus. — In Umbrien. — Der Segen einer Prieſter-Regierung. — Narni. — Terni. — Die Waſſerfälle des Velino. — Mangel an Hôtels. — Spoleto. — Foligno. — Perugia. — „Albergo del Trasimeno.“ — Die Citadelle. — Zwing-Uri. — Piazza Vittorio Emanuele. — Die umbriſche Malerſchule. — Kunſtſchätze Perugias.

Perugia, 3. April 1869.

Ein wahrhaft ſündfluthlicher Regen hat mich aus Rom vertrieben, und ich bin wieder auf der Wanderung nach ſchönem Wetter und warmem Sonnenſchein, die man beide hier doppelt hart entbehrt. Italien iſt einmal kein Land für das Leben im Zimmer, — man lebt hier auf der Straße, auf dem Marktplatze, kurz im Freien, und kommt nun ſolch unfreundliches, kalt-naſſes Wetter, wie wir es ſchon ſeit vierzehn Tagen hier haben, ſo fühlt man ſich, auf ſein comfortloſes Zimmer beſchränkt, höchſt unheimlich und melancholiſch. In Rom regnete es am Oſterſonntage, am Oſtermontage und ſo fort ad infinitum durch die ganze Woche, ſo daß von der herkömmlichen Illumination der Peterskirche und dem Feuerwerke der Girandola keine Rede ſein konnte. Endlich, nach mehrtägigem Warten der vielen Fremden, faßten die päpſtlichen Behörden einen kühnen Entſchluß. Um, wie das Sprichwort ſagt, zwei Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen, oder zwei Würfe mit einem Stein zu machen, d. h. um die goldſpendenden Fremden ſo lange als möglich in Rom zu halten und der ohnehin an der Auszehrung leidenden Staatskaſſe eine Ausgabe mehr zu erſparen, ward beſchloſſen, Illumination und Feuerwerk auf die Feier des päpſtlichen Prieſterjubiläums zu verſchieben, und bald erfuhren die harrenden Fremden, daß die Illumination erſt am 11., das Feuerwerk am 12. April ſtattfinden würden, d. h. immer noch vorausgeſetzt, daß es dann nicht wieder regne, wozu es bis jetzt noch allen Anſchein hat. — Kaum war dieſe Vertagung bekannt geworden, als aus dem Munde der „disappointed“ Fremden der

allgemeine Ruf: „Weare sold!“ ertönte und der große Exodus begann. Es war eine allgemeine Flucht, die Eisenbahnen konnten nicht genug Waggons an ihre Trains hängen und die Gepäck-Expedition war geradezu lebensgefährlich.

Auch ich hatte in Rom nichs mehr zu suchen, die Feierlichkeiten des 11. und 12. reizten mich nicht, denn wer eine solche Kirchen-Ceremonie in Rom gesehen hat, hat sie alle gesehen, sie sind alle nach der stereotypen Schablone des herkömmlichen Ceremoniells arrangirt und wiederholen sich wie das berühmte classische Gedicht von „Eduard und Kunigunde.“ Außerdem aber entwickeln die dominirenden Jesuiten und die ultramontane Camarilla einen solchen Eifer, um aus dieser Jubelfeier eine große katholisch-hierarchische Demonstration und ein Vorspiel zum Concilium zu machen, daß „man die Absicht merkt und verstimmt wird“. — Ich nahm also Abschied von Rom und beschloß, eine Tour durch das schöne Umbrien zu machen, das bis 1859 der einträglichste Bestandtheil des Patrimonii Petri war, jetzt aber zum Königreiche Italien gehört. — Ich that noch einen Trunk aus der Fontana Trevi und warf eine Münze in das große, spiegelklare Wasserbassin, in frommer Beachtung des alten Brauches der hier lebenden Künstler, die sich durch dieses Opfer bei der Abreise die Gewißheit sichern, Rom wiederzusehen. — Ich bin nun zwar nicht abergläubisch, aber es ging mir damit, wie mit jener Ankündigung einer Patent-Medicin, in der versichert wurde, daß „wenn diese Medicin auch nichts nützen sollte, sie doch gewiß nicht schadet“. — Ein frischer Trunk solch' herrlichen Wassers, wie es die Trevi-Fontaine bietet, ist immer erfrischend, und die Münze wird einmal einer der Arbeiter, die das Bassin zeitweise reinigen, finden und als Zulage zu seinem kargen Taglohne einstecken.

Es war wirklich eine Kunst, diesmal zu Billets zu gelangen, so ungeheuer war der Andrang der Abreisenden, und in der Gepäck-Expedition mußte ich mit Hunderten über eine Stunde harren, bis mit dem üblichen Schlendrian und der faulen Bequemlichkeit der römischen Beamten die Koffer gewogen und registrirt waren. Endlich rollte der unabsehbar lange Zug hinaus und durch die öde Campagna nach Monte Rotondo, ein elendes Nest, das Garibaldi im November 1867 mit Sturm nahm, um gleich darauf zwei Miglien weiter seitwärts durch die Uebermacht der französischen und päpstlichen Truppen bei Mentana geschlagen

zu werden, wobei die heiligen Chaſſepots die bekannten Wunder verrichteten. — Hier wurden den Reiſenden ihre Päſſe wieder zurückgeſtellt, die ſie in Rom hatten abgeben müſſen, ehe ſie ihre Eiſenbahn-Tickets löſen konnten. Dieſe eben ſo nutzloſe als alberne Förmlichkeit nahm über eine halbe Stunde weg, und zuletzt fehlten die Päſſe von drei Reiſenden, die durch ein Verſehen des Bahnhof-Commiſſärs nach Ceprano — auf dem Wege nach Neapel — geſchickt worden waren. Nach vielem Debattiren und Lamentiren der drei Reiſenden, denen die päpſtlichen Poſtbeamten ein bedauerndes Achſelzucken und das beliebte Non possumus entgegen hielten, telegraphirten die paßloſen Reiſenden nach Rom und nach Ceprano, — natürlich auf ihre Koſten — und der Zug ging weiter.

Traurig und troſtlos ſieht dieſe Seite des Kirchenſtaats aus, Armuth, Nachläſſigkeit und Schmutz haben ihren Stempel den Hütten und Feldern der Bewohner aufgedrückt, und man athmet ordentlich auf, wenn man hinter Orta die päpſtliche Gränze überſchreitet und das italieniſche Gebiet des ſchönen Umbrien betritt. Wie mit einem Zauberſchlage ändert ſich der Charakter des Landes, — üppige, mit Kanälen bewäſſerte Wieſen, ſchön bebaute Felder, fruchtbare Obſtgärten und anſtändige Wohnhäuſer, wohin das Auge blickt, — dazwiſchen ehrwürdige mittelalterliche Caſtelle und reizende Villen. Wahrlich, wer den Fluch der Prieſter-Regierung kennen und fühlen lernen will, muß durch das Innere des Kirchenſtaates reiſen und den Zuſtand ſeiner Bevölkerung mit dem des doch erſt ſeit zehn Jahren befreiten Umbrien vergleichen.

So kamen wir denn nach Narni, einer maleriſch auf einem Berge gelegenen Stadt, mit einer noch von Kaiſer Auguſtus erbauten, kühn gewölbten Steinbrücke über die reißende Nera. Ein Bogen von 180 Fuß Spannung ſteht noch, von den drei anderen ſtehen nur noch die koloſſalen Pfeiler da. So lange als die chriſtliche Zeitrechnung zählt, nahe an 1900 Jahre, ſteht dieſes Bauwerk da, den Stürmen der Zeiten, wie der Vernachläſſigung, ja Zerſtörung der Menſchen trotzend; — wird von unſeren jetzigen Bauwerken nach nur 1000 Jahren wohl noch eine Spur übrig ſein? — Die nächſte Station nach Narni iſt Terni, das Interamna der Alten, ſchon in den Bürgerkriegen zwiſchen Sylla und Marius genannt, der Geburtsort des Tacitus und reich an römiſchen Alterthümern. Hier machen die meiſten Reiſenden Halt, um die be-

rühmten Wasserfälle des Velino zu sehen — auch noch ein Werk des gewaltigen Römergeistes. — Das obere Thal des Velino war oft den Ueberschwemmungen des reißenden Flusses ausgesetzt gewesen, und um diesem Uebel abzuhelfen, baute Marcus Curius Dentatus, der Retter Roms in dem verderblichen Kriege mit den Samnitern, einen eine Miglie langen Kanal bis an den Rand des Thales, so daß der Fluß sich nun von der Höhe in das untere Thal hinabstürzen mußte, wo er leichten Abfluß fand. Ueber diesen breiten und tiefen Kanal schlug der Römer eine Brücke aus Quadern, die, ohne Kalk und Mörtel, in einem einzigen Bogen sich über die Fluth spannte, und diese im Jahre 671 nach Erbauung Roms gebaute Brücke steht heute noch da, ohne daß auch nur ein einziger dieser nur aneinander gefügten, nicht verbundenen Steine auch nur um eine Linie aus seiner ursprünglichen Lage gewichen wäre. Allein der Velino setzt so viele Kalktheile ab, daß in sein Wasser gehängte Gegenstände in kurzer Zeit mit einer Steinkruste überzogen werden und wie Versteinerungen aussehen. So füllte er denn auch nach und nach seinen Kanal aus, und neue Abzüge mußten schon im Mittelalter angelegt werden; — die jetzt bestehende Leitung des Velino in die unten fließende Nera ward im Jahre 1785 unter Papst Pius VI. hergestellt, aber sie ist schon wieder fast ausgefüllt und eine neue projectirt. Dieses Hinabstürzen des Velino in die Nera bildet die drei Wasserfälle, die zusammen ungefähr 1000 Fuß hoch sind.

Wenn man den Wasserfall des Niagara gesehen hat, ist man gegen ähnliche Naturschauspiele ziemlich blasirt; allein die Fälle des Velino lassen sich immer den meisten anderen, viel berühmteren Wasserfällen der Schweiz an die Seite stellen. Störend ist dagegen die Zudringlichkeit der Führer, Wagenvermiether, Eseltreiber u. s. w., die den Fremden Stunden lang mit ihren Anerbietungen molestiren, und die viele Bettelei an jedem Punkte, wo man etwas an den Fällen sieht und auch wo man nichts sieht. Wer allen den Bettlern geben wollte, dürfte einen ganzen Schubkarren voll Kupfermünzen mit sich führen müssen, und dieser würde nicht genügen.

Im Albergo delle Tre Colonne fand ich eine gute Unterkunft, wenn auch allerdings noch im primitiven Styl des alten Italien, aber dennoch, trotz allen Mangels an Comfort und Eleganz, gute Küche und billige Preise. Es herrscht noch großer

Mangel an guten Hôtels auf dieſer ganzen Strecke von der Gränze des Kirchenſtaates bis Florenz — und doch iſt die ganze Route ſo ſchön, ſo reich an landſchaftlichen Bildern, ſo voll von hiſtoriſchen Erinnerungen und Denkmälern der gewaltigen Römerzeit wie des feudalen Mittelalters, daß ein längerer Aufenthalt in dieſen Städten eben ſo intereſſant als lohnend iſt. Läge dieſe Strecke in der Schweiz, oder an den Ufern des Rhein, wie würde ſie beſucht, beſchrieben, beſungen und exploitirt werden, — aber ſo fehlt es vor Allem an den meiſten Orten noch an Hôtels, wo man anſtändig übernachten könnte, und ſo fahren die Engländer und unſere an die vortrefflichen amerikaniſchen Hôtel-Accommodations gewöhnten Landsleute in einer Tour von Florenz bis Rom und vice versa, und nur der kleinſte Theil der Reiſenden verweilt in dieſen merkwürdigen Städten Umbriens.

Am andern Morgen ging es mit dem erſten Zuge nach Spoleto, das ebenfalls maleriſch an und auf einem Berge liegt. Das alte Schloß oberhalb der Stadt, noch von Theoderich erbaut, vertheidigte 1860 der tapfere Major O'Reilly mit 300 päpſtlichen Soldaten, meiſt Irländern, Deutſchen und Schweizern, gegen ein italieniſches Armee-Corps, mußte aber, durch Hunger und Waſſermangel gezwungen, endlich capituliren. Spoleto war die Reſidenz der berühmten Gräfin Mathilde, der Bundesgenoſſin und, wie die böſe Welt ſagt, der Geliebten des Papſtes Gregor VII. Vor ihrem Schloſſe von Canoſſa mußte der deutſche Kaiſer Heinrich IV. zwei Tage und Nächte lang, barfuß, im Büßerhemde, im Schnee ſtehen und auf Einlaß harren, während Gregor und Mathilde hochmüthig vom Balkon auf den gedemüthigten Kaiſer herabſahen. Als Mathilde ſtarb, ſchenkte ſie alle ihre Beſitzungen dem Papſte und ward dafür in der Peterskirche durch ein pomphaftes Grabmonument geehrt, auf dem ein Basrelief die Demüthigung Kaiſer Heinrich's verewigt. — Auch Spoleto, das einſt den am Traſimeniſchen See ſiegreichen Hannibal zurückſchlug, iſt reich an römiſchen Alterthümern, alten Kirchen und Palazzi. Eine Wanderung von einigen Stunden genügt, um das Beachtenswerthe zu ſehen, und da auf dieſer Route täglich vier Züge hinauf und eben ſo viel hinab gehen, ſo kann man ſich, wo man will, aufhalten und fährt nach einigen Stunden mit dem nächſten Zuge weiter. Es iſt dies auf dieſer an Sehenswürdigkeiten aller Art ſo reichen Strecke

von Florenz nach Rom die angenehmste, nützlichste und am wenigsten ermüdende Art zu reisen.

Von Spoleto ging ich nach Foligno, der Stadt der Erdbeben, die noch die Spuren der Zerstörungen von 1831 und 32 trägt. Endlich einmal eine Stadt, die nicht auf einem Berge, sondern in einem Thale zwischen den Bergen liegt. Hier zweigt sich die Eisenbahn nach Ancona ab, und dieser Umstand, sowie zahlreiche Fabriken geben der Stadt ein lebhaftes, betriebsames Aussehen, das sonst die einst so stolzen und mächtigen, dann unter päpstlicher Herrschaft so heruntergekommenen Städte Umbriens nicht haben. — Hinter Foligno machte ich keinen Halt mehr, an Spello und Assisi, beide wieder auf hohen Bergen gelegen, trug uns die Eisenbahn rasch vorüber und ich habe weder die zwei übereinander erbauten Kirchen des heiligen Franz von Assisi, noch die über seinem Wohnhause erbaute neue Kirche gesehen. Endlich erreichten wir, bei ziemlich gutem Wetter, Perugia, die berühmte Augusta Perusia der Alten, hoch auf einem steilen Berge gelegen, an dessen Abhängen sich die starken, alterthümlichen Festungswerke der Stadt hinziehen. — Ein Omnibus, mit vier schönen und starken Hengsten bespannt, nahm die Reisenden am Bahnhofe auf, und obwohl immer im Trabe fahrend, brauchten wir doch eine halbe Stunde, bis wir oben in der Stadt anlangten. Das mir vielfach empfohlene Albergo del Trasimeno nahm mich in seine gastlichen Räume auf, und seit langer Zeit fühlte ich mich wieder einmal in einem italienischen Gasthofe heimisch und comfortabel. Freundliche, gut möblirte Zimmer, fest schließende Thüren und Fenster, gute Betten, tadellose Reinlichkeit und ein einfacher, aber schmackhafter Mittagstisch zeichnen dieses Gasthaus aus, und ich fand in dem Album des Hauses mit Vergnügen, daß unsere amerikanischen Landsleute hier vorzugsweise einkehren und sich sehr anerkennend ausgesprochen hatten. — Perugia macht beim ersten Anblicke einen curiosen Eindruck — es ist noch ganz von alterthümlichem Aussehen und ruft, gleich Venedig, längstvergangene Zeiten frisch in die Erinnerung zurück. — Perugia war eine der ältesten etruriſchen Städte, und noch stehen zahlreiche Reste der cyklopischen Stadtmauern seiner ursprünglichen Bewohner, allein von Rom besiegt und annectirt, wurde es bald unbedeutender. Im Mittelalter mächtig und unter der Herrschaft der Baglioni, der Malatesti und später des florentinischen Generals

Fortebraccio, der sich hier zum unabhängigen Herrscher machte, eroberte es Spoleto und zahlreiche andere Städte und Castelle, bis, nach Fortebraccio's Tode, der Papst Besitz vom ganzen Gebiete Perugia ergriff und nun der Verfall der Stadt begann. — Jetzt hält sie nur noch 18,000 Einwohner, die zu den freiheitsliebendsten und widerstandslustigsten Italiens gezählt werden und der päpstlichen Regierung stets so viel zu schaffen machten, daß Papst Paul III. eine starke Citadelle als Zwing-Uri baute, wie die Inschrift am Thore sagte: ad cœrcendam Perusinorum audaciam" — welche später die von den Päpsten herbeigerufenen österreichischen Hülfstruppen oft und lange besetzten und so das unruhige Perugia im Zaum hielten. Schon in der Revolution von 1849 wurde diese Citadelle von den aufgestandenen Perugianern theilweise zerstört, aber vom Papste mit Hülfe Oesterreichs wieder hergestellt und noch stärker befestigt. Als aber 1860 das ganze italienische Volk sich erhob, um die Einheit Italiens herzustellen, da benutzte das Volk von Perugia die günstige Gelegenheit, um sich das verhaßte Zwing-Uri für immer vom Halse zu schaffen. Die ganze Bevölkerung, Arm und Reich, Jung und Alt, Männer, Greise, Knaben, Frauen und Mädchen, legten Hand an und die gefürchtete Citadelle wurde dem Boden gleichgemacht. Jetzt ist auf der Stelle, wo sie stand, die Piazza Vittoria Emanuele, ein mit Bäumen bepflanzter Spaziergang mit der Aussicht auf eines der herrlichsten Panoramas.

Wer die umbrische Malerschule, aus der der große Raphael hervorging, kennen lernen will, muß nach Perugia gehen, hier lebte sein Lehrer und Meister Vanucci, unter seinem Malernamen Perugino bekannt, hier malten Pinturicchio, Raphael's Vater Giovanni Santi, Spagna, Francia und Andere, deren Werke man in der hiesigen Pinakothek sehen kann. Im Palazzo Conneſtabile-Staffa befindet sich eine der schönsten und lieblichsten Madonnen Raphael's, sowie in der Kirche San Severo Raphael's erste Frescomalereien, die, wenn auch stark beschädigt, doch noch zu sehen sind. — Kurz, die zwei Tage hier sind mir mit dem Besuchen der höchst alterthümlichen Palazzi und öffentlichen Gebäude, mit der Besichtigung der zahlreichen Kunstschätze und den reizendsten Spaziergängen so angenehm vergangen, daß ich meinen Nachfolgern auf der Tour durch Italien nur rathen kann, einige Tage in dem schönen Perugia zu verweilen.

Auch das Wetter hat sich aufgeklärt, die Kette der Apenninen, bedeckt mit Eis und Schnee, glänzt hell und klar in der warmen Frühlingssonne, — und so geht es den morgen nach Florenz, wohin man immer wieder gern zurückkehrt. — Bald mehr von der schönen Hauptstadt des neuen Italien. —

Nachklänge aus Rom.

Zurück in Florenz. — Der Trasimenische See. — Zweifel an dem Zustandekommen des Conciliums. — Zwei Punkte. — Die Opposition. — Eine kirchliche Revolution. — Cardinal Antonelli. — Kein Concilium, aber ein Conclave. — Sinneswandlung des Papstes. — Die allmächtigen Jesuiten. — Die Civilta cattolica. — Geschichte des Pontificats Pius IX. — Pater Piccirillo. — Der Beichtvater des Cardinals Antonelli. — Geheime Conventikel. — „Mehr Geld!" — Freiwillige Beiträge mit Gewalt. — Geistliche Bettelbriefe. — Amerikanische Bischöfe.

Florenz, 8. April 1869.

Von Perugia ging es über Cortona und Arezzo nach Florenz, — ebenfalls eine der reizendsten Touren, reich an den schönsten landschaftlichen Bildern, so daß sich von Tunnel zu Tunnel (und es giebt deren eine Menge auf dieser Route) immer ein neues Panorama dem Auge darbietet. Besonders lieblich ist die Gegend am Trasimenischen See, im Jahre 217 v. Chr. Geb. das Schlachtfeld, auf welchem die Römer unter dem Consul Flaminius durch Hannibal die vernichtende Niederlage erlitten. Die Hügelkette bei Pasignano, auf der Hannibal Stellung genommen hatte, die hübsch gelegenen Ortschaften Ossaja, Passignano, Magione u. a., der drei Stunden lange und eben so breite See und die malerisch gelegenen Inseln auf demselben, besonders Isola maggiore, bilden ein so reizendes Landschaftsbild, daß man des Schauens gar nicht müde wird und gern länger hier verweilen möchte. Ich hatte das Glück, in meinem Coupé einen sehr gebildeten und

wohlunterrichteten Weltgeistlichen zum Reisegefährten zu haben, der ebenfalls in Rom gewesen war und nun nach Mailand zurückkehrte. Der Mann sprach sich sehr offen und frei aus und seine Mittheilungen, namentlich über die Zustände in Rom, waren höchst interessant. In jedem Worte sprach sich die lebhafte Abneigung aus, die die Weltgeistlichen Italiens gegen die jetzt in Rom dominirende Jesuiten-Camarilla hegen, und die auf dem ökumenischen Concilium, wenn es überhaupt noch zu Stande kommt, zu dem tiefsten Zerwürfniß führen kann. Was ich erfuhr und hier in Florenz aus verläßlicher Quelle bestätigen höre, will ich in den nachstehenden Zeilen zusammenfassen, da der Gegenstand von allgemeinem Interesse ist, ja, über die wichtigste Frage des Fortschrittes oder Stillstandes der Menschheit entscheiden dürfte.

Das Zustandekommen des Conciliums wird bezweifelt, und selbst Jene, welche den Papst dazu drängten und auf den Erfolg große Hoffnungen bauten, sind kleinlaut geworden und sehen sich nach einem plausibeln Rückzuge um. Es muß nur ein anständiger Vorwand gefunden werden, unter dessen Deckmantel man das Concil absagen oder doch auf unbestimmte Zeit vertagen kann. Ein europäischer Krieg wäre die beste Ausrede, allein bis jetzt scheinen weder Kaiser Napoleon, noch Graf Bismark große Lust zu haben, den Herren in Rom diesen kleinen Gefallen zu thun. Zwei Thatsachen sind es, die den Feuereifer der Anreger und Beförderer des Concils so gewaltig abgekühlt haben; — erstens: die kühle, reservirte, ja meist feindliche Haltung aller Regierungen Europas gegenüber diesem Projecte, in welchem sie nur die Quelle neuer Zerwürfnisse und aufregender Streitfragen sehen und daher für die Ruhe ihrer Länder fürchten, und zweitens: der Widerstand gegen die Suprematie des italienischen Cardinalates und die Herrschaft der Jesuiten, die sich in dem größten Theile des Episcopates bereits geltend macht. — Man kann diesen Zwiespalt in der kirchlichen Hierachie deutlich sehen, wenn man die Civilta cattolica, das Organ der herrschenden Jesuiten, und die von demselben geleiteten „Filialblätter" in ganz Italien liest, und die Opposition von Blättern, wie der „Public", Organ des Staatsministers Rouher und des Erzbischofs von Paris, des „Français", Organ des Bischofs von Orleans, des „Temps", Regierungsorgan, dagegen hält. Der ursprüngliche Plan der Anstifter des Concils war, eine Revolution in der katholischen Kirche herbeizuführen und

durch eine Art von Staatsſtreich die jetzt geltende, conſtitutionelle Form der hierarchiſchen Regierung in den unbeſchränkten Despotismus eines Einzelnen umzuwandeln. Zu dieſem Zwecke ſollte eine Reihe von Glaubensſätzen, ein neues apoſtoliſches Credo, aufgeſtellt und, wie die Civilta cattolica inſinuirte, ohne Debatte, durch Acclamation des Concils, angenommen werden. Unter dieſen Glaubensſätzen ſtanden die abſolute Unfehlbarkeit des Papſtes, die weltliche Herrſchaft deſſelben und die ſtrengſte Durchführung der Doctrin des Syllabus und der Encyklica obenan. Allein die in Rom accreditirte Diplomatie, die von ihren Höfen beauftragt war, ein wachſames Auge auf die Vorbereitungen zum Concil zu richten, erfuhr bald, wohin die Leiter ſtrebten, und das, dreizehn Artikel enthaltene Programm, das dem Concil vorgelegt werden ſollte, ward bald ſchriftlich an alle Höfe geſandt und von dieſen confidentiell den Biſchöfen ihrer Länder mitgetheilt. — Die erſte Oppoſition ging von einem Theile der franzöſiſchen Biſchöfe aus, welche die Rechte und Freiheiten der galliſchen Kirche nicht geſchmälert wiſſen wollen; — ihnen folgten bald die Stimmen gewichtiger Prälaten aus Deutſchland, und bald zeigte es ſich, daß die Oppoſition auf dem Concile eine ſehr bedeutende ſein würde.

Kurz, die leitende Camarilla der Jeſuiten ſah bald ein, daß ſie für ihre Pläne auf keine allzu große Nachgiebigkeit rechnen dürfe, und daß das endliche Reſultat des Concils ein dem beabſichtigten ganz entgegengeſetztes ſein könnte. — Eins der Mitglieder der die Vorarbeiten leitenden Prälatencommiſſion, der Benedictiner-Abt von St. Bonifaz aus Baiern, hat bereits ſeinen Austritt aus der Congregation erklärt und iſt, tief verſtimmt über die Art und Weiſe, mit der man ſeiner Ueberzeugung Gewalt anthun wollte, wieder nach Deutſchland zurückgekehrt. Zwei franzöſiſche Prälaten haben ebenfalls bereits ihren Austritt angezeigt, und in den religiöſen Kreiſen nimmt die Aufregung täglich zu, ſteigert ſich die Zahl und der Einfluß der Oppoſition.

Die drei am meiſten beanſtandeten Artikel des Programms für das Concil ſind folgende:

1) Die weltliche Herrſchaft des Papſtes iſt eine moraliſche Nothwendigkeit und wird von der geſammten Kirche aufrecht erhalten; deshalb hoffen die im Concil verſammelten Biſchöfe, daß

die kräftigsten Stützen der Kirche sind. So sieht sich denn sogar der allgewaltige Cardinal-Staatssecretär Antonelli genöthigt, einen Jesuiten zum Beichtvater zu haben, und dieser, früher der Pater Mignardi und seit dessen Tode der Pater Rossi, hat keinen geringen Einfluß auf den Minister-Cardinal. So haben die Jesuiten ganz Rom in Händen, und Alles geschieht, wie sie es wollen; — in allen religiösen Congregationen haben sie sich die Majorität gesichert, namentlich in der, die sich mit den Vorarbeiten für das Concil beschäftigt, und in der die drei präsidirenden Cardinäle Bilio, Reisach und Caterini ihre blind ergebenen Werkzeuge sind.

Im römischen Jesuiten-Collegium ist zugleich auch das Centrum aller Verschwörungen gegen die Einheit Italiens. Hier und im Palazzo Farnese, wo der Exkönig Franz II. von Neapel residirt, werden die Complotte gegen die Existenz des neuen Königreichs Italien geschmiedet. Im Palazzo Farnese finden jene geheimen Conventikel statt, an denen der General der Jesuiten, Pater Beckx, die Patres Piccirillo, Rivera u. A., sowie der Exkönig, die Königin und einige Vertraute Theil nehmen. — Von hier aus werden auch fortgesetzt Verbindungen mit der Exkönigin Isabella von Spanien, dem Grafen von Girgenti und dem reactionären Clerus in Spanien unterhalten und noch immer auf eine Contre-Revolution gehofft.

Im jetzigen Augenblicke concentrirt sich die ganze Thätigkeit dieser Camarilla darauf, aus dem 50jährigen Priesterjubiläum des Papstes eine große Demonstration im Sinne der Suprematie des Papstthums zu machen, und zu diesem Zwecke werden nicht nur in Rom, sondern in allen katholischen Ländern alle Kräfte aufgeboten, um diese Manifestation so imposant als möglich zu machen.

Vor Allem aber rechnet man auf viele und große Geldbeiträge in der Form von Ehrengaben, denn der päpstliche Staatsschatz ist leer und braucht daher dringend neue Zuflüsse, und da die Väter Jesu von ihren Reichthümern nicht gern etwas hergeben, so werden durch Bischöfe und Pfarrer alle Gläubigen in Contribution gesetzt. — Im Kirchenstaate selbst mußte jede der, ohnehin arg verschuldeten Communen und kleineren Städte eine Ehrengabe von einigen Tausend Lire votiren; — alle päpstlichen Beamten mußten, wollten sie nicht für illoyal gelten, einen halben Monatsgehalt opfern, und selbst die gemeinen Soldaten der päpstlichen Armee mußten, von ihren Oberen dazu aufgefordert, freiwillig (!)

einen siebentägigen Sold zurücklassen. — Die von französischen und italienischen Journalen veröffentlichten Briefe der Bischöfe an ihre Pfarrer, worin sie zu solchen Ehrengaben für das Jubiläum auffordern, sind wahrhafte Bettelbriefe, und eher dazu geeignet, das Ansehen der Religion und ihrer Diener herabzusetzen, als beide zu heben.

Bei dieser Lage der Dinge ist es daher kein Wunder, wenn die aufgeklärten und mit dem bürgerlichen und politischen Leben täglich in Berührung kommenden Weltgeistlichen Italiens eine so entschiedene Abneigung gegen die dominirende Jesuiten-Faction zeigen und aussprechen, wie ich sie bei allen getroffen habe. Die Jesuiten aber halten den Augenblick für günstig, um einen großen Coup zu wagen, und sie scheinen entschlossen: Va banque! zu spielen. So lange Pius IX. lebt, sind sie Herren und Gebieter, und Alles muß sich vor ihrem Willen beugen; — kein Wunder, daß sie diesen günstigen Augenblick zu benutzen und die seit den letzten hundert Jahren verlorene Uebermacht und Herrschaft wieder zu gewinnen suchen. — Welche Haltung werden unsere amerikanischen Bischöfe im Concil einnehmen? Diese Frage beschäftigt hier jeden denkenden Amerikaner. Nun, wir wollen hoffen, daß sie stets eingedenk sein werden, daß sie *zuerst amerikanische Bürger* und dann erst Priester sind. Sie haben eine große Aufgabe zu erfüllen — und sich „der freien Kirche im freien Staate" würdig zu zeigen. Mögen sie die Hoffnungen alle Freunde unseres Freistaates erfüllen.

Die Hauptstadt Italiens.

Nach Italien hinein und aus Italien heraus. — Rom und Florenz. — Ein schwerer Abschied. — Die Kunstschätze von Florenz. — Hôtels in Florenz. — Die zweite Klasse. — „Albergo alla Porta Rossa.“ — Lebensweise und Preise. — Stille Zeit. — Politisches. — Aus der Theaterwelt. — Amerikaner in Florenz. — Lunch und Bar. — Die Cascinen. — Monsieur Godard's Luftfahrt. — Ein Pudel als Luftfahrer.

Florenz, 11. April 1869.

Man reist doch mit anderen Gefühlen, Anschauungen und Eindrücken nach Italien hinein und in den Süden der Halbinsel hinab, als man wieder nordwärts und heraus reist. Auf der Hinreise waren es Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen der bevorstehenden Genüsse, die dem Geiste und Gemüthe den Ton gaben und den Reisenden in steter Spannung und Aufregung erhielten; — auf der Rückreise tritt nun natürlich, nach der überschwenglichen Fülle von Kunst- und Naturgenüssen, eine gewisse Abspannung ein, und blasirt und übersatt sieht man nur noch mit gleichgültigem Auge, mit geminderter Empfänglichkeit. Wie gut, daß ich Florenz *vor* Rom gesehen, — jetzt, nachdem ich in der antiken Wunderwelt des Vaticans geschwelgt, das zauberische Neapel genossen, die Geheimnisse des begrabenen Pompeji enthüllt gesehen habe, läßt mich das schöne Florenz mit allen seinen Kunstschätzen und seiner reizenden Umgebung schon bedeutend kühler, und das rührige und unruhige, politische, geschäftliche und sociale Leben der neuen Hauptstadt Italiens macht nach der ruhigen und würdevollen Majestät Roms einen fast peinlichen Eindruck. In Rom lebt man ganz in der Vergangenheit, in Florenz nehmen die Sorgen, Mühen und Speculationen des täglichen Lebens alle Menschen in Anspruch und lassen ihnen für nichts Anderes Zeit und Sinn. Schon auf dem Wege hierher, in Perugia, Spoleto, Arezzo, habe ich es gefühlt, daß ich nur noch mit halbem Auge sah, für alle die einzelnen Kunstgenüsse, die diese alten Städte bieten, nur noch ein erzwungenes Verständniß hatte. Dabei begleitet uns auf der Rückreise der quälende Gedanke, daß wir nun auf dem Wege sind, um das

schöne Land zu verlassen, und daß uns jede Station dem kalten, trockenen und prosaischen Norden immer näher bringt. — Man fühlt, daß man Abschied nimmt von einem schönen Lebensabschnitte, von einer glücklichen und genußreichen Zeit, und alles Abschiednehmen verstimmt und betrübt den Scheidenden. Schon liegen Unter- und Mittel-Italien hinter mir; — ich habe in Florenz wieder die Gränze Ober-Italiens überschritten, und was nun noch kommt, Bologna, Ferrara, Padua u. a. O., kann keinen Vergleich aushalten mit dem in letzter Zeit Gesehenen, — nur Venedig in seiner eigenthümlichen Erscheinung ist noch ein lichter Punkt und bildet beim Verlassen dieses schönen Landes einen würdigen Abschluß. — Vor vierzig und vor dreißig Jahren habe ich Venedig schon gesehen, welchen Eindruck wird es jetzt wohl machen?

Und doch ist Florenz wunderbar schön, und je länger man in der reizenden Arno-Stadt weilt, je lieber gewinnt man sie. Hier ist die Vaterstadt Dante Alighieri's, des großen Dichters der „Divina Commedia", hier lebte Boccaccio, dessen „Decamerone" noch immer das Vorbild aller Novellisten ist; von hier stammt Macchiavelli, der große Staatsmann und Begründer der noch heute florirenden Cabinetspolitik. Arnolfo di Cambio, Giotto, Andra di Cione, genannt Orcagna, und Brunelleschi bauten diese Dome, Glockenthürme, Paläste, die der Stolz und die Zierde des modernen Florenz, die Bewunderung aller Reisenden sind. Und in Bildhauerei und Malerei, welche großen Geister wirkten und schafften hier! Die drei Pisano, Lucca della Robbia, Ghiberti und, größer als sie alle, Michel Angelo Buonarotti schufen hier ihre plastischen Mormorgebilde, während Giotto, Lippi, Fra Angelico, Massaccio, Ghirlandajo, Gozzoli, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, Carlo Dolci und wieder Michel Angelo jene herrlichen Gemälde schufen, die wir nicht müde werden, in den Florentiner Galerien zu betrachten und zu bewundern.

Das schönste Frühlingswetter begünstigt mich, und so theile ich meine Zeit zwischen dem Besuche der mir schon von meinem ersten Aufenthalte liebgewordenen Kunstsammlungen und zwischen Fußwanderungen in die an den reizendsten landschaftlichen Bildern so reiche Umgebung von Florenz. Außer diesen Genüssen, die die Hauptstadt Italiens den Reisenden bietet, hat sie aber auch noch den unschätzbaren Vorzug, zahlreiche, gut eingerichtete und comfortable Hôtels zu besitzen, wie man in Rom und Neapel nur einige wenige,

kaum in Turin und Mailand ähnliche findet, während die Gasthöfe aller anderen Städte Italiens weit hinter den hiesigen zurückstehen. In englischen Blättern, namentlich in der „Times", ist in neuester Zeit viel über die stets steigenden Preise der Hôtels und des Gasthoflebens in Florenz geklagt worden; — ich kann das nicht finden. Allerdings ist das ganze Leben in Florenz, und besonders sind Grundrente und Hausmiethe, seitdem die kleine, fast ländliche Hauptstadt des kleinen Großherzogthums Toscana sich in die Residenzstadt des einheitlichen Königreichs Italien umwandelte, theurer geworden, aber doch nicht theurer als in Rom und Neapel, dagegen hat aber der Umstand, daß eine große Haupt- und Regierungsstadt auch eine Masse von Officieren und Beamten mit geringen Besoldungen in ihrer Bevölkerung zählt, dahin geführt, daß die öffentlichen Etablissements sich in Klassen abstufen und Jeder sich nach den Verhältnissen seines Geldbeutels einrichten kann. In Paris kann ein Einzelner, der im „Hôtel des Princes" wohnt und in der „Maison dorée" speist, des Tages 50, ja 100 Francs ausgeben, während ein Anderer, in einem Hôtel garni wohnend und sein Mahl bei einem der Restaurants des Palais Royal nehmend, mit täglichen 5 Francs ganz anständig leben kann. Ebenso ist es in Florenz; in den ersten Hôtels hier, wo das englische Element vorherrschend ist und große Ansprüche an Eleganz und Comfort gemacht werden, kostet ein Zimmer 5, 6, 7 und mehr Francs per Tag, Service mit $1^1/_2$ Francs, Licht mit 2 Francs, die Table d'hôte mit 5 Francs, Frühstück mit $1^1/_2$ Francs berechnet, während in den Hôtels zweiter Klasse der Preis des Zimmers 2 Francs, der Table d'hôte (mit Wein) $3^1/_2$ Francs ist und ebenso alle anderen Bedürfnisse um die Hälfte weniger kosten. Nun stelle man sich aber diese Hôtels zweiter Klasse durchaus nicht als uncomfortable, unanständig oder schmutzig vor; im Gegentheil sind sie höchst anständig und sauber, ja meist mit einem gewissen Luxus ausgestattet. — So würde z. B. das „Hôtel della Porta Rosa" in der Via Porta Rosa, im Centrum der Stadt, zwischen der Piazza della Signoria und der „grand shopping street" Via Tuornbuoni gelegen, selbst in unserm, in Hinsicht auf Hôtels sehr verwöhnten Amerika für ein Hôtel erster Klasse gelten, und nachdem ich nun zweimal dort eingekehrt bin, kann ich aus eigener Erfahrung versichern, daß es in jeder Hinsicht empfehlenswerth ist. Hohe, geräumige Zimmer mit weiten, luftigen Corridoren (das Haus war früher ein Palazzo),

elegante Möblirung, schöne Teppiche auf den Marmorböden, vorzügliche Betten, äußerste Reinlichkeit und sehr aufmerksame Bedienung, vor Allem aber eine sehr reich besetzte und vorzügliche Table d'hôte sind Vorzüge dieses vortrefflich geleiteten Hôtels, dessen Preise die oben angeführten der Hôtels zweiter Klasse sind, bei denen noch bei längerem Aufenthalte, nach Verständigung mit den Inhabern, eine bedeutende Ermäßigung eintritt. Das Frühstück nimmt man hier gewöhnlich nicht in dem Hôtel (Ladies, children and sick people always excepted), sondern man frühstückt im nächsten Kaffeehaus, wo eine große Tasse guter Kaffee mit Milch, geröstetes Brot und Butter, — wieder nach dem Range des Kaffeehauses, 6 bis 8 Soldi kosten. Auch das zweite Frühstück, déjeûner à la fourchette, für starke Esser nothwendig, da die Table d'hôtes erst um 6 Uhr Nachmittags servirt werden, wird in den Cafés genommen, da die Restaurants und Speisehäuser erst um 4 Uhr Nachmittags zugänglich sind. — Kurz, ein Fremder kann in Florenz mit 10 Francs den Tag sehr anständig leben; — nimmt er sich aber ein möblirtes Zimmer in einem Privathause (30, ja 25 Francs per Monat und im Ueberflusse vorhanden), so kann er mit viel weniger auskommen. Eine einspännige Droschke kostet 16 Soldi für die Fahrt, und 1 Franc 12 Soldi für die Stunde; — die Omnibus aber fahren gar um zwei Soldi von der Piazza della Signoria nach allen Thoren der Stadt und umgekehrt. — Die Klagen der „Times" sind also unbegründet, und daß hier noch immer billiger und anständiger als in einer andern großen Stadt Italiens zu leben ist, beweist am besten der Umstand, daß nirgendwo eine so große Anzahl amerikanischer, englischer, deutscher und russischer Familien das ganze Jahr hindurch leben, als hier in Florenz.

Ich bin gerade in einer sehr stillen Zeit hier angekommen, das italienische Parlament ist noch immer in seinen Osterferien abwesend, der König auf seinem Jagdschlosse Rossore und der größte Theil der fremden und einheimischen haute volée nach Rom gereist, um den dortigen Festlichkeiten des Jubiläums Pius' IX. beizuwohnen, die heute beginnen und drei Tage dauern. Von morgen an beginnt es wieder lebhafter zu werden, da das Parlament wieder zu seiner ersten Sitzung nach den Ferien zusammentritt und falls, wie bezweifelt wird, ein Quorum sich einfindet, die Discussion des Budgets des Ministeriums des Auswärtigen be-

ginnt, in der die Opposition entschlossen ist, das Cabinet über die angebliche italienisch-französisch-österreichische Allianz zu interpelliren und endlich einmal Licht über diese mysteriöse Angelegenheit zu verbreiten. Es wird also lebhafte und interessante Debatten geben, doch zweifle ich, daß der Ministerpräsident Menabrea irgend eine offene, deutliche Erklärung über diese delicate Angelegenheit geben wird. Existirt der Allianzvertrag wirklich, so wird man ihn abläugnen, um sich nicht zu früh zu compromittiren, wie man seinerzeit die Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich bis zum letzten Augenblicke hartnäckig in Abrede stellte, — und ist er erst im Werden, d. h. in der Unterhandlung begriffen, so kann mit um so dreisterer Stirn erklärt werden: Ein solcher Allianz-Vertrag existirt (noch) nicht. — Die kriegerischen Gerüchte und Befürchtungen sind hier übrigens mehr als je an der Tagesordnung, und überall kann man hören, daß im Mai der Krieg, zuerst zwischen Frankreich und Preußen, später über ganz Europa sich ausdehnend, entbrennen werde; — was, meiner Ansicht nach, doch noch sehr zweifelhaft ist. Die Völker wollen überall entschieden den Frieden, und das Zeitalter der Cabinets- und Dynastie-Kriege hat aufgehört.

Auch in der Theaterwelt beginnt von morgen an neues Leben, — die große Oper eröffnet im Teatro Pagliano ihre Stagione di primavera (Frühlings-Saison) mit Verdi's: Don Carlos und einem neuen, fünfactigen Ballet: Die weiße, schwarze und rothe Perle. — Im Teatro della Pergola ist die eigentliche Carnevals-Stagione der großen Oper geschlossen, und eine zusammengestoppelte, aber gute Gesellschaft führt dort die Erstlingsoper eines jungen Compositeurs: Il Tutore e le pupille auf, die bei dem 1867 ausgeschriebenen Concurse für neue Opern den ersten Preis erhielt. — Das Teatro delle Logge ist gleichfalls Oper, und zwar eine Opera buffa: Cicco e Cola mit einem Ballet: La Fornarina, in welchem der unsterbliche Raphael Sanzio, zum großen Aerger aller Kunstfreunde, sich mit Ballettänzerinnen herumtummelt. Das Teatro Niccolini eröffnet heute eine neue Schauspielergesellschaft unter dem berühmten E. Rossi mit Shakespeare's Amleto, — in den kleinen Theatern Goldoni, Alfieri und degli Arrischiatti ist ebenfalls Schauspiel mit oder ohne Ballet, — außerdem unternimmt der französische Aëronaut Monsieur Godard heute seine 975ste Luftfahrt in seinem großen Ballon: Le Colosse

und nimmt vier Herren aus der hiesigen exclusiven Gesellschaft als Begleiter mit, und der weitbekannte Bereiter David Guillaume eröffnet im Politeama Vittorio Emanuele seinen Circus mit der renommirten Miß Ella, vorzüglichen amerikanischen Clowns und 45 prachtvollen Pferden. Sie sehen also, daß wir hier an Zerstreuungen keinen Mangel haben und Drama, Musik, Aëronautik und Equestrik dem italienischen Parlamente eine bedeutende Concurrenz machen. Gold steht hier gegen Papier augenblicklich nur $3^2/_5$ Procent höher, und wenn dies in dem tief verschuldeten, halb bankerotten Italien der Fall sein kann, so muß man sich mit Recht wundern, daß in unserm mit unerschöpflichen Reichthümern gesegneten Amerika Gold noch immer 35 bis 40 Procent über Papier steht. Daher wimmelt es denn auch in Florenz und in ganz Italien von Amerikanern, die ihr Geld lieber hier als daheim verzehren, und die „Signori Americani" bilden bereits eine bedeutende Rubrik in den Speculationen und Erwartungen der Hôtelwirthe, Kunsthändler und Detailverkäufer Italiens. Man zieht unsere Landsleute bereits überall den sehr knauserig gewordenen Engländern vor, und in jeder großen Stadt finden sich bereits Hôtels de New-York, Washington, des Etats Unis de l'Amerique, Pensions Americanes u. dergl., die, nach den Ansprüchen, Wünschen und Bedürfnissen der amerikanischen Touristen eingerichtet, mit allen Comforts der New-Yorker Hôtels, sogar mit Bar und Lunch und amerikanischen Zeitungen versehen sind.

Den 12. April 1869.

Das Wetter war gestern gar zu schön, um im verschlossenen Zimmer am Schreibtische sitzen zu bleiben, zudem war es der erste schöne Sonntag nach langer kalter Regenzeit und somit die ganze Bevölkerung von Florenz auf den Straßen.

Auch mich zog es hinaus, und da selbst der gelehrte Dr. Faust und sein, über alten Büchern und Pergamenten eingetrockneter Famulus Wagner das Bedürfniß eines Spazierganges in freier Natur an einem schönen Frühlingssonntag empfanden, so war es wohl auch mir, als leidenschaftlichem Spaziergänger, nicht zu verdenken, wenn ich die Feder hinlegte und mit dem Strom der fröhlichen Menge längs der Arno-Quais hinabzog zu den Cascinen, diesem beliebtesten Erholungsorte in Florenz. Die Cascinen haben es mit ihrer Beliebtheit übrigens sehr leicht gehabt, denn sie sind

in dem großen Florenz der einzige Ort, wo man sich im Freien bewegen kann; andere Gärten und Parks für das große Publikum fehlen gänzlich, und der königliche Garten Boboli ist nur am Sonntag-Vormittag für Jedermann zugänglich. So wandert denn an schönen Tagen, besonders gegen Abend, wenn die Sonnenhitze nachgelassen hat, die ganze Bevölkerung zu Fuß, zu Roß und zu Wagen nach diesem Lustwäldchen vor der Porta al Prato und der neuen Barrière, und das bunte Gewühl heiterer und geputzter Menschen bietet ein gar anmuthiges Schauspiel. Gestern war der Zug der Hinauspilgernden außerordentlich stark, denn in der Nähe der Cascinen, im Politeama, sollte um 5 Uhr Godard mit seinem großen Ballon in die Luft steigen, und Alles beeilte sich, an diesem Gratis-Schauspiele Theil zu nehmen. Das große Tagestheater des Politeama war, trotz der Eintrittspreise von 1 und 2 Francs, gedrängt voll, aber noch viel größer war die Volksmenge, die in den Cascinen lustwandelte und spazieren fuhr, um von hier aus das Aufsteigen des Ballons zu sehen. Beide Quais des Arno und sämmtliche Brücken waren ebenfalls mit Menschen bedeckt, und selbst auf den Dächern der Häuser und den Thürmen der Kirchen hatten sich Schaulustige postirt. Um 5 Uhr bestieg Godard die Gondel und neben ihm nahmen seine Begleiter Platz; — es waren dies ein deutscher Gelehrter, Doctor der Philosophie Baron Liebenstein, und drei Italiener, Graf Pardo, der Advocat Carlo Galeotti und ein junger Beamter im Finanzministerium, Paolo Luciani. Einige Minuten später commandirte Godard sein: Lachez tout! und der Ballon stieg majestätisch in die Höhe.

Langsam und ohne die mindeste Schwankung trug ihn ein leichter Westwind über ganz Florenz hin, dessen Anblick in der Vogelperspective die Luftreisenden mit Muße genießen konnten, da Godard den Ballon in mäßiger Höhe, ungefähr 1500 Fuß hoch, erhielt. Jetzt löste sich ein rother Fallschirm vom Ballon, an dem ein großer weißer Pudel hing, und senkte sich in langsamen Spiralschwingungen zur Erde herab. Man konnte den armen Pudel, der sich sehr unheimlich zu fühlen schien, lange in seinem Abwärtsfluge verfolgen, bis er hinter den Hügeln von San Miniato verschwand, wo er wahrscheinlich in einem der Weinberge glücklich zur Erde gekommen sein wird. Indessen aber hatte Godard Ballast ausgeworfen und der erleichterte Ballon stieg senkrecht

aufwärts, bis er in einer höheren Luftschicht eine andere Windströmung fand und nun seine Richtung nach Norden nahm. Man sah ihn noch in den Strahlen der Abendsonne über Fiesole hinaus schweben, dann mag er wohl am Fuße der Apenninen, in der Richtung nach Bologna zu, niedergesunken sein, — während die ungeheure Menschenmenge in dichten Processionen und langen Wagenreihen zur Stadt zog, um das verspätete Pranzo einzunehmen.

Dolce far niente.

Beschäftigt mit Nichtsthun. — Der schöne Frühling. — Die letzte Lotto-Ziehung. — Die Lottomanie. — Die Glücks-Kreuzspinne. — Die Nummern des Papstes. — Eine Million und mehr an Gewinnsten. — Godard's Unfälle. — Die „glückliche Niederkunft." — Eine Gasexplosion. — Eine Panik. — Brandschatzung und Plünderung. — Hülfe in der Noth. — Der amerikanische Aëronaut Wils. — Die Fremden in Rom unter Curatel. — Die Engländer protestiren und wollen sich absolut den Hals brechen. — Der Bildhauer Connelly und sein neues Werk.

Florenz, 15. April 1869.

Wir beschäftigen uns hier angelegentlichst mit — Nichtsthun; das Wetter ist so herrlich schön, die Frühlingsluft so warm und belebend, der durch kein Wölkchen getrübte Himmel so tief blau und die ganze Atmosphäre so von Blumen- und Blüthendüften parfümirt, daß man am liebsten ruhig träumend dasitzt und behaglich das dolce farniente genießt. So saßen wir gestern bis lange nach Mitternacht in unserm Hausgärtchen beisammen, — Freunde, die in Rom zurückgeblieben waren, um die Jubiläums-Feierlichkeiten zu sehen, waren eben angekommen und erzählten uns von den Wundern der päpstlichen Feste, während wir ihnen berichteten, was sie indessen hier Alles versäumt hatten. Welch ein herrlicher Frühling! Beständig heiteres, warmes Wetter, und

ſelbſt die Nächte mild und lau. Auf dem Markte ſah ich geſtern ſchon die erſten jungen Kartoffeln, neue Mandeln und friſch gepflückte Walderdbeeren; — Artiſchoken, Spargel, grüne Erbſen und andere Gemüſe ſind ſchon im Ueberfluſſe vorhanden, obwohl die Gipfel der von der Stadt aus ſichtbaren Apenninen noch dick mit Schnee bedeckt ſind. Der Frühling iſt überall ſchön, aber er iſt wahrhaft entzückend in Florenz, wo ſich denn auch im April und Mai die ganze Touriſtenwelt ein allgemeines Rendezvous giebt. So genießt man denn mit Ruhe und Behaglichkeit den italieniſchen Lenz, vergißt gern, daß es daheim, im Norden, vielleicht jetzt noch ſchneit und ſtürmt, und im traulichen Freundeskreiſe plaudert man, bei einer geſchmuggelten Havanna und Doney's vorzüglichem Spumato-Eis, von dieſem und jenem, von der fernen Heimath und dem ſchönen Italien, von Politik und Muſik, Opern und Luftballons, päpſtlichen Jubiläen und Lotterieziehungen und allen möglichen Dingen. Und aller möglichen Dinge ſind ſo viele und ihr innerer Zuſammenhang ſo verwickelt und geheimnißvoll, daß man von Einem auf das Hundertſte kommt und der Geſprächsſtoff nie ausgeht. So ſpricht denn ganz Florenz ſeit fünf Tagen von nichts Anderem, als von der Lotterieziehung am letzten Sonnabend.

Und in der That hat der Zufall dieſes Mal ein wunderliches Spiel getrieben und die Traumbücher und Cabalen der fliegenden Buchhändler ſind bedeutend im Preiſe geſtiegen. Sie wiſſen ſchon, daß in ganz Italien noch immer die Zahlenlotterie, das ſogenannte Lotto di Genova beſteht, wobei fünf Nummern aus 90 gezogen werden, und daß dieſe Lotterie eine nicht unbedeutende Revenue des Staates bildet. In der That weiſt der Budgetbericht des Finanzminiſteriums nach, daß in dem letzten Jahre die Brutto-Einnahmen der Lotterien im Königreiche Italien über ſechzig Millionen Francs betrug, wovon, 10 Procent für ausbezahlte Gewinne und 30 Procent für die Regiekoſten abgerechnet, noch immer ein reiner Gewinn von 36,000,000 Francs blieb. Wo aber Zahlenlotterien beſtehen, iſt auch der Aberglaube in ſchönſter Blüthe, und Träume auslegende alte Weiber, die Verkäufe von Traumbüchern, vor Allem aber die richtige Auslegung von Daten und Facten, die vor oder nach dem Ziehungstage eintreten, ſpielen eine große Rolle dabei. Auch iſt nachgewieſen, daß dieſer Aberglaube und die damit verbundene Leidenſchaft für das Lotto vor-

züglich bei ſtreng religiöſen und bigotten Leuten vorherrſchen, und zahlreiche Meſſen werden (für Geld) geleſen, Opfer und Gelübde einem wunderthätigen Marienbilde oder einem Schutzheiligen dargebracht, um die erſehnten und hochbeſetzten Nummern herauskommen zu machen. Daß erpichte Lotterieſpielerinnen ſogar im Beichtſtuhle ihren Seelſorger gebeten haben, ihnen doch drei Nummern anzugeben, iſt auch ſchon vorgekommen, und meine Hausfrau in Rom hatte eine große Kreuzſpinne in einem Schächtelchen eingeſperrt, in welchem ſich die 90 Nummern auf kleinen Papierblättchen befanden. Jeden Morgen ſah ſie in der Spinnenſchachtel nach, bis die Spinne, ihr Netz machend, fünf von den Papierblättchen nach und nach hinaufgeſponnen hatte. Dieſe fünf Nummern wurden nun ſorgfältig herausgenommen und beſetzt, und da die gute Frau während meines Dortſeins auch wirklich eine Ambo mit 18 Francs gewann, ſo wurde ihr Glaube an die Spinne felſenfeſt und dieſe mit den fetteſten Fliegen ſorgfältig gefüttert. So war es denn kein Wunder, daß ein ſo bedeutendes Ereigniß, wie die Jubelfeier des Papſtes, die ganze gläubige und abergläubiſche Welt in große Aufregung verſetzte und eine Menge Speculationen gegen die Lottokaſſe darauf baſirt wurden. Dieſes Mal triumphirten die Gläubigen; — am letzten Sonnabend (10. April) fand hier in Florenz die Ziehung ſtatt, und heraus kamen in der nachſtehenden Ordnung die folgenden fünf Nummern:

9. 69. 11. 50. 26.

Ohne alle gewaltthätige Interpretation laſen ſich dieſe Nummern wie folgt:

„Pius der 9. feiert im Jahre 1869, am 11. April den 50. Jahrestag ſeiner erſten Meſſe, die er mit 26 Jahren las.“

Außerdem aber bedeuten nach dem italieniſchen Traumbuche des Dr. Caſamia eine Meſſe oder viel Geld, von denen man träumt, die Nummer 26, ſo daß alſo hier ſogar eine doppelte Deutung vorliegt. Genug, das Reſultat dieſes wunderlichen Zufalls iſt, daß die Lotto-Adminiſtration dieſes Mal über eine Million Francs an angemeldeten Gewinnen auszuzahlen hat, — eine Dame aus Bologna, der ich das Vergnügen hatte vorgeſtellt zu werden, hatte allein eine Quaterne mit 70,000 Francs gemacht und wollte, zum großen Verdruſſe ihrer Verwandten und Erben, mit dem Gelde nun eine Capelle bauen, — und daß die Spielwuth jetzt durch dieſe Gewinne geſteigert werden wird, ſo daß die

Lottokasse in den nächsten Ziehungen ihre ausbezahlte Million mit 500 Procent Gewinn wieder hereinbekommen wird. Leider hat sich der Einfluß Pius IX. auf die Lotterie nur auf Florenz beschränkt, denn in fünf anderen Ziehungen am selben Tage: in Neapel, Bari, Palermo, Turin und Venedig ist, mit Ausnahme der Nummer 26 in Neapel, auch nicht eine einzige der päpstlichen Nummern herausgekommen, obwohl dieselben oder ähnliche Combinationen auch dort überall von den Frommen sehr stark besetzt worden waren. Dagegen aber hat Monsieur Godard, wie wir den römischen Freunden nun ferner berichteten, kein solches Glück gehabt, wie die gläubigen Lottospieler, denn seine unter den glücklichsten Auspizien begonnene Luftfahrt hat zuletzt mit einer Katastrophe geendigt, die zwar kein Menschenleben und keine gebrochenen Gliedmaßen, wohl aber Herrn Godard ungefähr 6000 Francs und seinen vier Begleitern „un mauvais quart d'heure," nebst etlichem Cash, gekostet hat. Der Ballon hatte im Niedersinken wieder eine andere Windströmung gefunden und war südlich in der Richtung nach Arezzo zu getrieben werden. Auf den Feldern des Dorfes Sant Ellevo, zwischen Pontassieve und Rignano, ungefähr fünf Meilen von Florenz, ließ sich Herr Godard langsam nieder, seine Anker fanden sichern Grund, und bald waren alle Reisenden ausgestiegen und unter des Aëronauten Leitung damit beschäftigt, das Gas ausströmen zu lassen und dann Ballon und Zubehör einzupacken. Aber unsere Luftschiffer hatten ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, wie man zu sagen pflegt, und sollten bald eine praktische Erfahrung auf dem Gebiete der Intervention und der Annexion machen. Zum Unglück war es gerade Sonntag, der Abend sehr schön und somit die ganze Bevölkerung von Sant Ellevo im stillen Müssiggange vor ihren Häusern und vor der Kirche begriffen. „Müssiggang aber ist aller Laster Anfang!" sagt das alte Sprichwort, und so erwies es sich auch hier. Der herabkommende Ballon zog bald die vollste Aufmerksamkeit der biederen Landbewohner auf sich, und als sie sahen, daß er in ihrem Territorium, auf ihren Feldern Anker geworfen und gelandet hatte, stürzte sich die ganze Bevölkerung, theils von Neugier, theils von der Hoffnung auf Gewinn getrieben, wie eine ihre Dämme durchbrechende Fluth nach dem Felde, wo Godard und seine Begleiter mit der Sicherung des Ballons beschäftigt waren. Jeder wollte der Erste dort sein, Zäune und Hecken wurden überstiegen oder niedergebrochen, die

junge, grüne Saat auf den Aeckern unbarmherzig zusammengetreten, und bald hatte sich ein dichter Kreis von mehreren Hundert Menschen um den Ballon und um Godard nebst Reisegefährten versammelt. Als der erprobte Aëronaut diese vielen Menschen, fast alle mit brennenden Pfeifen und Cigarren, sich so nahe um den Ballon drängen sah, aus dem eben durch das obere Ventil und die untere Oeffnung das brennende Gas mit Gewalt ausströmte, befürchtete er sogleich ein Unglück, und er sowie seine Begleiter beschworen die Bauern, sich in größere Entfernung zu halten oder doch wenigstens das Rauchen zu unterlassen, — aber nichts half. Stupid und hartköpfig, wie die toscanischen Bauern einmal sind, drängten sie sich noch näher, und als einer der Burschen, dem seine Pfeife ausgegangen war, ein Zündhölzchen anzündete und daran einen großen Papierfidibus für seine Pfeife in Brand steckte, erfolgte die Katastrophe. Ein dumpfer Knall, wie vom Springen eines Dampfkessels, eine ungeheure, hoch aufschlagende Flammenmasse — und der schöne Ballon „Le Colosse“ existirte nicht mehr. Brennende Fetzen des gefirnißten Taffets und des Netzes flogen durch die Luft, und die Bauern lagen theils von der Explosion, theils vom Schrecken wie betäubt auf der Erde, während die entfernter Stehenden nach allen Richtungen davonliefen.

Allein lange dauerte dieser panische Schrecken nicht, die Beherztesten erhoben sich, die Fliehenden kehrten allmälig um, und nun waren auch die Weiber auf dem Schauplatze angelangt und hetzten mit lautem Geschrei die Männer, von den Reisenden Entschädigung für den angerichteten Schaden zu verlangen. Bald sahen sich Godard und seine Begleiter von einer wüthenden Menge umringt, die Ersatz und Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken, für angeblich geleistete Dienste, für die von den Bauern selbst zertretenen Felder, für verbrannte oder zerrissene Kleidungsstücke u. s. w. verlangte. Vergebens war alles Debattiren, die Menge wurde immer wüthender und frecher, unsere fünf Luftschiffer fanden sich allein auf einem abgelegenen Felde, der Willkür dieser beutelustigen, rohen Menge gegenüber, und so mußte man gute Miene zum bösen Spiel machen und sich auf Unterhandlungen einlassen. Die Beschädigten wurden aufgefordert, ihre Ansprüche vorzubringen, der erste zeigte einen Brandfleck auf seiner Jacke und einen dito auf seinem alten Hute vor und wollte beides neu ersetzt haben, gab sich aber endlich mit einer Entschädigung

von 10 Francs zufrieden. Als aber Godard ihm dieſe zahlte, die Meute Geld ſah und fand, daß ihre ungerechtfertigten Anſprüche anerkannt würden, da hörte die letzte Spur von Rückſicht und Zurückhaltung auf, — die Reiſenden wurden von einzelnen Haufen gepackt, von einander getrennt, eng umringt und jetzt mit Reclamationen und Forderungen aller Art beſtürmt, — wobei die Weiber ſich als wahre Megären zeigten. Um körperlichen Mißhandlungen zu entgehen, gaben die Reiſenden her, was ſie zufällig bei ſich hatten, — etwa 2000 Francs, allein die Bande hatte einmal Geld und die Gelegenheit, es leicht zu gewinnen, geſehen und war damit nicht zufrieden. Die Forderungen ſteigerten ſich bis zu mehreren Tauſend Francs, und als die fünf Enfants perdus ihre leeren Portemonnaies zeigten und erklärten, daß ſie nicht mehr hätten, machte Einer aus dem Mob den Vorſchlag, die Herren ſollten einſtweilen ihre Uhren, Ringe, Buſennadeln u. ſ. w. als Pfand hergeben. Dieſer ſaubere Vorſchlag fand allgemeinen Anklang, die Menge drang wüthend auf die Reiſenden ein, um ſich der Pretioſen gewaltſam zu bemächtigen, — als Hülfe in der höchſten Noth kam. Der Pächter des Marcheſe Gerini, der in der Nähe eine ſchöne Villa bewohnte, hatte das Fallen des Ballons geſehen und kam herzugeritten. Mit ſeltener Geiſtesgegenwart rief er den Bauern zu, daß die königlichen Carabiniers von Pontaſſieve ihm auf dem Fuße folgten, und daß daher Klagen und Reclamationen nun bei dem Brigadier derſelben anzubringen ſeien. Schon die Erwähnung der gefürchteten Carabiniers hatte die Bauern ſtutzig gemacht, ſie fingen an zur Beſinnung zu kommen, und als der Pächter nun erklärte, er werde die fünf Herren nun auf ſeinen Pachthof führen und ſie dort ſo lange feſthalten, bis alle gerechten Anſprüche befriedigt ſeien, für deren prompte Bezahlung er ſelbſt gutſtehe, ließen es die Bauern ganz gutwillig geſchehen, daß der indeß nachgekommene Jagdwagen des Pächters die fünf Herren aufnahm und mit ihnen im Galopp nach der Villa fuhr. Jetzt ſetzte ſich auch der ganze Schwarm der Bauern dorthin in Bewegung, fand aber, als er hinkam, feſtverſchloſſene Hof- und Hausthüren und die Weiſung, morgen früh wiederzukommen, da die Herren zu ermüdet ſeien. Indeſſen war durch einen reitenden Boten der Queſtur in Pontaſſieve bereits Nachricht gegeben, — die Carabiniers und die Guardia della publica sicurezza kamen nun wirklich, — unter ihrer Bedeckung

fuhren Godard und seine Gefährten, nachdem sie auf der Villa die gastfreundlichste Aufnahme gefunden und sich erfrischt und erquickt hatten, um Mitternacht nach Florenz zurück, — während am andern Morgen der Questore von Pontassieve selbst in Sant Ellevo eintraf, sogleich Verbal-Proceß aufnahm und in Folge desselben zwei Bauern, die als die Rädelsführer bezeichnet wurden, verhaften und nach Florenz bringen ließ, wo nun der Proceß gegen die Tumultuanten instruirt wird.

Allein Monsieur Godard dürfte durch den Ausgang dieses Processes doch zu keinem Ersatz für seinen schönen Ballon kommen, und so hat sich aus seinen Reisebegleitern und mehreren anderen Herren der Florentiner Gesellschaft, ein Comité gebildet, welches im Wege der Subscription ihm das zu einem neuen Ballon erforderliche Geld aufbringen will. Bedeutende Summen sind schon gezeichnet und der Ballon wird daher auch den Namen „La Ville de Florence“ erhalten.

So erzählten und plauderten wir im traulichen Freundeskreise von diesen und hundert anderen Dingen, bis der Schlaf seine Rechte verlangte und wir, nachdem wir das Programm für den folgenden Tag festgesetzt, uns trennten. Was uns aber die Freunde von den Festen in Rom erzählt, behalte ich mir vor in einem späteren Briefe zu berichten. Nur erwähnen will ich noch, da ich einmal bei dem Capitel der Luftschifffahrt bin, daß am selben Tage, wie hier Herr Godard, unser Landsmann, der amerikanische Aëronaut G. B. Wills, in Rom eine ähnliche Luftfahrt unternahm. Schon am Sonntage vorher hatte er von Rom aus eine Probefahrt gemacht. Am 4. April stieg er mit seinem, nur durch verdünnte Luft gehobenen Ballon auf, es war 8 Uhr Morgens, und erst um 4 Uhr Nachmittags landete er in Pietrafitta, zwischen Benevent und Fragneto, im Neapolitanischen, nachdem er eine Entfernung von 46 geographischen Meilen zurückgelegt und sich fast immer in einer Höhe von 3000 Yards erhalten hatte. — Mr. Wills wollte nun die Luftfahrt am 11. April in seinem Riesenballon antreten und dreißig Personen mitnehmen, allein der päpstliche Legat und Polizeidirector Msgr. Rondi erschrak über ein solches frevelhaftes Wagstück und erklärte, dazu erst die Erlaubniß des Papstes einholen zu müssen. Allein Seine Heiligkeit gedachte durchaus nicht, dreißig seiner Unterthanen und guten Christen dem Zufalle und dem sehr problematischen Schutze eines protestantischen

Amerikaners anzuvertrauen, und ſo erhielt Mr. Wills zur Antwort: er ſelbſt könne nach Belieben aufſteigen und, ſchlimmſten Falles, auch den Hals brechen, aber mitnehmen dürfe er Niemand. In Rom werden eben die getreuen Unterthanen noch als Kinder behandelt, die beſtändig der Aufſicht und Vormundſchaft bedürfen. Mit der Zauberformel: „E proibito“ (Es iſt verboten) lenkt man ſie am Gängelbande, wohin man will, und die Vormundſchaft erſtreckt ſich durch den Einfluß des Pfarrers und Beichtvaters bis auf die kleinſten Details des bürgerlichen und Familienlebens. — Gegen die in Rom lebenden Fremden iſt man allerdings nachſichtiger, allein hie und da verſucht man doch auch, ſie unter dieſe Curatel zu ſtellen. So halten z. B. die in Rom lebenden Engländer regelmäßig Parforce-Jagden in der Campagna und betreiben beſonders die beliebte Fuchshetze mit Hunden und Pferden. Bei einem ſolchen Fox-hunting ſtürzte ein engliſcher Lord mit ſeinem Pferde und brach ſich den Hals. In Folge dieſes, in der römiſchen Geſellſchaft große Senſation machenden Ereigniſſes verbot die päpſtliche Regierung dieſe Jagden. Allein die Engländer laſſen ſich keine ihrer Freiheiten nehmen, — ein „Indignation-Meeting“ wurde gehalten, und eine Deputation, beſtehend aus einem Duke, einem Viscount und einem Earl, begab ſich, geführt von dem engliſchen Conſul, zum Cardinal-Staatsſecretär, um ihm die Beſchlüſſe des Meetings mitzutheilen, welche dahin lauteten, daß ſämmtliche Engländer Rom verlaſſen und alle ihre Landsleute auffordern würden, dieſe Stadt zu vermeiden, wenn dieſes ihre individuelle Freiheit beſchränkende Verbot nicht zurückgenommen werde.

Ein Miniſterrath wurde ſogleich im Vatican zuſammenberufen und dieſe höchſt wichtige Angelegenheit unter dem Vorſitze des Papſtes discutirt. Die älteren Cardinäle beſtanden auf ſtrenger Aufrechthaltung des Verbotes, die jüngeren machten darauf aufmerkſam, wie die in Rom lebenden Engländer eine reiche Quelle des Gewinnes für die eigenen Unterthanen und eine ſtändige Revenue für die Regierungskaſſe ſei, und riethen zur Nachgiebigkeit; — die Gemüther erhitzten ſich, der Streit wurde lebhaft und erbittert, als der Papſt plötzlich der Discuſſion ein Ende machte, indem er lächelnd ſagte: „Nun! wenn dieſe Ungläubigen ſich durchaus den Hals brechen wollen, ſo laſſe man ihnen doch dieſes Vergnügen.“ — Das Verbot wurde widerrufen, und ſeit jener Zeit

haben die Engländer in Rom das unbeſtreitbare Privilegium, Füchſe zu hetzen und ſich dabei, bei Gelegenheit, den Hals zu brechen. —

Dieſen Morgen beſuchten wir, unſerer geſtrigen Verabredung gemäß, das Atelier unſeres Landsmannes, des amerikaniſchen Bildhauers Cannelly, in der Via Nazionale, um das Gyps-Modell der großen Gruppe: „Die Ehre, die über den Tod ſiegt," welche er nun in Marmor ausführen wird, zu betrachten. — Die Marmorgruppe ſelbſt ſoll, nach dem Wunſche des Künſtlers, auf einem der Schlachtfelder unſeres letzten Krieges als ein Monument für die im Dienſte des Vaterlandes und der nationalen Idee Gefallenen aufgeſtellt werden. Die Aufgabe, die ſich der begabte Künſtler geſetzt hat: zwei Figuren, die in der lebhafteſten Bewegung begriffen ſind, im Momente der höchſten Anſpannung als plaſtiſches Marmorgebilde feſtzuhalten, iſt eine der ſchwierigſten und im Widerſtreite mit der alten Tradition, die in allen Motiven der plaſtiſchen Kunſt die Ruhe als Grundton aufſtellt; allein dieſe ſchwierige Aufgabe iſt von dem Künſtler mit großem Glück gelöſt worden. Die Hauptfigur der Gruppe iſt ein junger, ſchöner Krieger mit der edeln Haltung eines griechiſchen Halbgottes, der den Tod, in wilder Haſt über das Schlachtfeld daher ſtürmend und ſeine Opfer vor ſich niederwerfend, mit gewaltigem Arme aufhält und ihm ſein Unheil bringendes Banner entreißt. — Die Zuſammenſtellung der beiden Hauptfiguren iſt von großer Wirkung, — beide ſind mit außerordentlicher Energie modellirt, und der Zuſammenſtoß der beiden Bewegungen tritt lebendig hervor. — Die hieſigen Künſtler und Kunſtfreunde ſind einſtimmig in ihrem lobenden Urtheile über dieſe gelungene Gruppe, und das Atelier iſt faſt den ganzen Tag von Beſuchern gefüllt. — Natürlich wird die Gruppe, in Marmor ausgeführt, noch einen viel vollkommeneren Eindruck machen und noch viel lebensvoller hervortreten, als dies bei dem Gyps, der immer etwas Steifes und Todtes hat, möglich iſt.

Doch genug der Plaudereien für heute; das ſchöne Wetter duldet die Leute einmal nicht im Zimmer, — wir haben eine Tour nach dem alten Fieſole verabredet, und ſo ſchließe ich dieſen Brief. — Sie ſehen, — ich hatte Recht, als ich Ihnen ſagte: „Wir beſchäftigen uns hier angelegentlichſt mit — „Nichtsthun" — Oh! dolce far niente!

Die päpstliche Jubelfeier.

Stimmen über das Jubiläum. — Gleichgültigkeit des Volkes. — Die erwartete Amnestie. — Begnadigung zu zwanzigjähriger Galeerenstrafe. — Eine Drittel-Amnestie. — Bin wird zurückgewiesen. — Verstimmung beim Feste. — Die Gratulationen. — Vertreten und nicht vertreten. — Die Ehrengaben. — 3½ Centimes auf jeden einzelnen Katholiken. — Die Commune Fiano und ihre freiwillige Ehrengabe. — In naturalibus. — Im Cortile Damaso. — Eine ungeordnete Ackerbau- und Industrie-Ausstellung. — Kanonen und Revolver. — Die Riesen-Bouquets.

Florenz, 18. April 1869.

Was uns die Freunde von den päpstlichen Jubelfesten in Rom zu erzählen hatten, ließ mich nicht im mindesten bereuen, daß ich nicht dort geblieben war. Alles trug dort das Gepräge des Gemachten, des Absichtlichen, und ließ daher kalt und theilnahmlos. Nur der Vollständigkeit halber will ich daher die Eindrücke der Erzähler hier skizziren, dabei zugleich bemerkend, daß sie sämmtlich Katholiken und die Damen innig religiös sind. Das Urtheil aus protestantischem Munde klingt noch viel schärfer, und die liberalen italienischen Zeitungen behandeln die ganze Geschichte mit einer Gleichgültigkeit und Geringschätzung, die mit der pomphaften und hyperbolischen Ueberschwänglichkeit der ultramontanen und jesuitischen Blätter einen grellen Contrast bildet.

Das Volk, das eigentliche römische Volk, verhielt sich ganz theilnahmlos, denn in seiner Haupterwartung, der Hoffnung auf eine allgemeine, unbeschränkte Amnestie für alle politischen Vergehen, war es getäuscht worden. — Die Fremden, namentlich die Engländer, betrachteten das Fest wie einen andern show, drängten und stießen sich um die Plätze in den reservirten Tribünen, gähnten und lorgnettirten dann um die Wette während der langen kirchlichen Ceremonie, hatten am Ende ziemlich viel Vergnügen ausgestanden und waren recht herzlich froh, als Alles vorüber war und sie wieder nach Neapel oder Florenz abrutschen konnten.

Mit Gewißheit hatte man nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien, ja in Europa, darauf gehofft, daß Papst Pius IX. an

dieſem für ihn ſo feſtlichen und erfreulichen Tage eine allgemeine Amneſtie für alle politiſchen Verurtheilten erlaſſen werde. Der Kirchenſtaat erfreut ſich ſeit dem November 1867 der größten Ruhe, — die Actionspartei in Italien hat auf alle gewaltthätigen Unternehmungen gegen Rom Verzicht geleiſtet, — die Sicherheit der päpſtlichen Regierung wird von keiner Seite mehr bedroht, und ſo hätte ein ſolcher Act der Verſöhnung und Milde ſeine volle Berechtigung gehabt. Der Papſt ſelbſt ſoll ſich in dieſem Sinne ausgeſprochen und ſeinen Wunſch, eine allgemeine Amneſtie zu verkünden, erklärt haben, aber die Parthei, die ihn und das ganze Cardinals-Collegium in die Scene ſetzt, um für die Oberherrſchaft der Kirche ein gefährliches: Va banque! zu ſpielen, legte ihr Veto ein, und wie immer war ihr Wille Geſetz für den ſchwachen Papſt. — Die Amneſtie ward in einzelne Strafnachläſſe für verſchiedene Kategorien umgewandelt und beſchränkte ſich, laut Erlaß des Miniſters des Innern, Mſgr. Negroni, auf folgende Fälle:

1. Die Verurtheilten Demartino Gulmanelli und Ceraſi werden begnadigt, nachdem ſie eine ſchriftliche Erklärung unterzeichnet haben, worin ſie ihre Vergangenheit bereuen und verdammen, und verſprechen, ſich in Zukunft jeder Handlung gegen die weltliche Herrſchaft des Papſtes zu enthalten.

2. Nach Ausſtellung derſelben Erklärung werden begnadigt und in Freiheit geſetzt die Verurtheilten: Mencarelli, Petroni, Roveca, Puzzi, Sciſoni und Benanzi, doch haben dieſelben ſogleich den Kirchenſtaat zu verlaſſen und nie mehr dahin zurückzukehren.

3. S. Conti, L. Zaffetti und F. Palma, zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe verurtheilt, ſind zu zwanzig Jahren Galeerenſtrafe begnadigt, die vom Tage dieſes Gnadenerlaſſes anfangen.

4. Allen politiſchen Verurtheilten, die ſchon durch den Gnadenerlaß Seiner Heiligkeit vom 21. Juni v. J. eine Strafverminderung erhalten haben, erhalten nun abermals ein Jahr ihrer Strafzeit nachgelaſſen.

5. Alle übrigen politiſchen Verurtheilten erhalten einen Nachlaß von einem Drittel ihrer Strafzeit, — ebenſo auch diejenigen Verbrecher, die innerhalb der nächſten 50 Tage nach Publication dieſes Gnadenerlaſſes verurtheilt werden, — die Verurtheilungen wegen Diebſtahls allein ausgenommen.

6. Ganzen Straferlaß erhält Annibale Lucatelli, der jedoch vom Tage seiner Freilassung verpflichtet ist, als Verbannter außerhalb des Kirchenstaates zu leben.

Das ist der ganze Inhalt der Amnestie, und wenn man bedenkt, daß von diesen Begnadigten die meisten schon seit den Jahren 1863, 64 und 65 in den päpstlichen Kerkern schmachten, daß in den nächsten Wochen der peinliche Proceß von neunundsechzig anderen Angeklagten beginnt, die nun schon seit achtzehn Monaten sich in Untersuchungshaft befinden, und daß die Gnade entweder an die Bedingung der Verbannung aus dem Vaterlande, oder an die noch entehrendere Clausel des Widerrufes und der Selbstverdammung, oder an beide zugleich geknüpft ist, so wird man leicht begreifen, welchen verstimmenden Eindruck diese Art von Amnestie unter dem fremden wie einheimischen Publikum gemacht hat. — Nur eine allgemeine, bedingungslose Amnestie wirkt auf die öffentliche Meinung, und nur eine solche kann ehrenhafte Feinde, wenn auch nicht zu Freunden machen, so doch zu Dank und Rücksichten verpflichten. Allein nun gar verlangen, daß diese Männer, die für ihre Ueberzeugung seit 6, 5 oder 4 Jahren geduldig die strenge Kerkerhaft und deren Leiden ertrugen, nun demüthig ihr: Pater peccavi! sagen und ihr ganzes früheres Leben verdammen, somit sich selbst entehren, heißt einer Amnestie allen Werth nehmen. Noch schroffer aber wird diese Bedingung, wenn sie (wie in der Kategorie 2) Männer trifft, die man, nachdem sie diese Erklärung unterzeichnet haben, aus der Heimath jagt und sie zwingt, das bittere Brot der Verbannung zu essen. — So überrascht es denn gar nicht, zu hören, daß, nach den neuesten Nachrichten aus Rom, der Advocat Giuseppe Petroni, der Freund Mazzini's, entschieden erklärte: er werde weder diese, noch irgend eine andere Erklärung unterzeichnen, und überhaupt die Freiheit nur bedingungslos oder gar nicht annehmen. — Die meisten der übrigen bedingungsweise Begnadigten haben sich nun dieser Erklärung angeschlossen, und im Vatican befindet man sich in ziemlicher Verlegenheit, um so mehr, als der Kaiser der Franzosen zu einer allgemeinen und bedingungslosen Amnestie gerathen hatte und man nun den schlimmen Eindruck der Weigerung der Begnadigten in Paris wie in ganz Europa fürchtet. So wirkte denn diese, mit so vielen Clauseln und Cautelen verbrämte Amnestie auch verstimmend auf die ganzen Festlichkeiten ein, und die Absichtlich-

keit, womit die Faiseurs und Anordner des Festes dem Ganzen den Anstrich einer Demonstration zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes zu geben suchten, trugen nicht dazu bei, das Publikum besser zu stimmen. Der von den Leitern vorgeschriebene Ruf war nicht: Viva Pio Nono! sondern Soldaten und Seminaristen, Priester und Beamte, Kämmerlinge und Hoflakaien und alle jene, welche sich an dem vollen Brotkorbe des Priesterregiments mästen, schrieen bei jeder Gelegenheit so einstimmig und mechanisch ihr: Viva il Papa-Ré! (Es lebe der Papst-König!), daß man das Commando und die Abrichtung deutlich merkte.

Die kirchlichen Feierlichkeiten waren dieselben wie am Ostersonntage, der Papst, assistirt von den Cardinälen, las das Hochamt am Altar der Confession des heil. Petrus, ward dann in Procession durch die Kirche getragen, ertheilte den allgemeinen Segen und empfing dann in der großen Loggia über dem Eingange der Peterskirche die Gratulationen. — Der französische Gesandte, Marquis von Banneville, der österreichische, Fürst Trautmannsdorf, und der belgische, Graf Peteghem, überreichten eigenhändige Gratulationsschreiben ihrer Souveräne, — mündliche Glückwünsche wurden dargebracht im Namen des Kaisers von Rußland (?), der Könige von Portugal, Holland, Sachsen und Würtemberg, des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz und des Fürsten von Monaco. — Außerdem stellten sich noch persönlich, als außerordentliche Gesandte für diese festliche Gelegenheit, vor: der Fürst von Ratibor, der einen eigenhändigen Brief des Königs von Preußen und zwei prachtvolle Porzellanvasen aus der k. Fabrik, der Graf Arco, der einen Brief des Königs von Baiern überreichte, und der Marquis von Lorenzana, der die Glückwünsche der südamerikanischen Republiken darbrachte. Der Ex-König Franz von Neapel nebst Familie und der Ex-Großherzog von Toscana gratulirten in Person, während Ex-Königin Isabelle von Spanien und Ex-Kaiserin Charlotte von Mexiko ebenfalls eigene Bevollmächtigte gesandt hatten. Nicht vertreten bei dieser Gratulations-Cour waren, außer dem Sultan Padischah, auch noch der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der Präsident der Republik Mexiko, der Kaiser von Brasilien, die Königin von England, die Könige von Schweden, Dänemark, Griechenland, der Großherzog von Baden, die Fürsten von Rumänien und Serbien, und die Regierungen von Spanien und der Schweiz, — natürlich war auch das Königreich Italien nicht

vertreten. Dann kamen die verschiedenen Deputationen aus allen Theilen der katholischen Christenheit und brachten ihre Huldigungen und Ehrengaben dar, die zusammen eine baare Summe von etwa 600,000 Frcs. ausmachen mögen, wozu die beiden Hauptjournale des Ultramontanismus, der Univers in Frankreich und die Unita cattolica in Italien, jedes etwa 100,000 Frcs. gesammelt hatten.

Wenn man die Zahl der Katholiken auf dem Erdballe mit 200 Millionen annimmt, so sind 600,000 Francs eine sehr unbedeutende Gabe, da, gleichmäßig repartirt, $3^1/_3$ Centimes auf den Kopf kommen. — Man mag sagen, was man will, die Zeiten der Opferfreudigkeit sind vorüber, jene Tage, wo die Kaiser und Könige der Kirche ganze Länder schenkten, wo man sich glücklich schätzte, wenn man sein Vermögen diesem oder jenem Kloster oder Stifte vermachen oder damit eine Kirche bauen konnte, kehren nicht wieder, und trotz der, nun seit einem Jahre dauernden riesigen Anstrengungen des ganzen Clerus und aller seiner zahlreichen Organe hat man es blos zu etwas über eine halbe Million Francs gebracht. — Und welche Anstrengungen wurden gemacht, um diese Summe zusammen zu bringen! So mußte zum Beispiel Msgr. Negroni, der Minister des Innern, nicht weniger als fünf Circulare erlassen, um die Municipalitäten im Kirchenstaate selbst dahin zu vermögen, Collecten zu diesem Zwecke zu veranstalten und Deputationen mit den Gaben nach Rom zu schicken. Zuletzt blieb nur noch die arme kleine Gemeinde von Fiano übrig, die keine Ehrengabe angemeldet hatte; — da schickte Msgr. Negroni ihr ein sechstes Circular, in solch' energischem und deutlichem Tone gehalten, daß der Gemeinderath sich noch in der Nacht des 8. April versammelte, seine Beschlüsse faßte und die Mitglieder nun von Haus zu Haus sammeln gingen, bis sie endlich 270 Francs beisammen hatten, die sie nebst ihren besten Glückwünschen nach Rom schickten.

Andere Communen hatten erklärt: Geld — baares Geld könnten sie in ihrer armen Gemeinde unter keiner Bedingung auftreiben, sie seien aber zu einem Naturalgeschenk erbötig, was denn zuletzt, als man aus der Noth eine Tugend machen mußte, auch angenommen ward. Das ging schon leichter, — an Naturproducten war kein Mangel, und so schickten denn Cori Tabak, Bracciano 6 Kälber, Sermoneta 4 junge Büffel, Cisterna 2 große Kühe, Frosinone Getreide, Cervetri Bohnen, Velletri Maismehl

und Monte Rotondo ein Faß Wein, als Abendmahlwein für die 50ſte Jahresmeſſe. — Die Deputationen der Landbevölkerung, die dieſe Naturalgaben brachten, bildeten den ſchönſten und intereſſanteſten Reiz dieſer Feſte. So kam das Faß Wein von Monte Rotondo auf einem blumengeſchmückten Wagen, den zwei, ebenfalls mit Kränzen und vergoldeten Hörnern geſchmückte, junge weiße Stiere zogen; — die Römer aber wunderten ſich gewaltig, wie Monte Rotondo Wein ſchicken könnte, da ihre Journale ihnen ſo oft erzählt hatten, wie die verruchten Garibaldianer im November 1867 allen Wein in ganz Monte Rotondo ausgetrunken hätten, was ſich nun, zur Ehrenrettung der Garibaldianer, doch als unwahr herausſtellte. Dieſer Wagen und alle anderen Wagen mit ländlichen Gaben wurden von den Barrièren nach dem Vatican dirigirt und dort in den Hof gewieſen, der Cortile Damaſo heißt, wo ihre Gabe erſt von den päpſtlichen Beamten verzeichnet und dann unter den Säulenhallen des Hofes abgeladen wurde. Der Wagen und ſeine Begleiter wurden dann, ohne ein Wort des Dankes, wieder fortgeſchickt, wie dies die Etiquette des päpſtlichen Rituals vorſchreibt, der dieſe Gaben als ſchuldigen Huldigungs-Tribut und nicht als freiwillige Geſchenke betrachtet.

Bald ſah der Cortile Damaſo wie eine Ackerbau- und Induſtrie-Ausſtellung aus, die noch nicht ganz geordnet iſt; Weinfäſſer und rieſige Oelkrüge, Säcke mit Weizen, Mais, Kartoffeln, Kohlen, Hanfbündel, Wolle, lebende Lämmer und Ziegen, Schinken, Speckſeiten, Kiſten mit Bouteillen und Fiaſchi (Korbflaſchen), Blumenbouquets, Brotlaibe, Maccaroni und Kuchen waren bunt durcheinander gehäuft. An die Producte des Bodens ſchloſſen ſich die Erzeugniſſe der Induſtrie des kleinen Kirchenſtaates an: rieſige Wachskerzen, dito Stearinlichter, Marmor- und Steinplatten, Roſenkränze und Amulete, Kirchenleuchter von Eiſen oder Meſſing, Ackerbaugeräthſchaften, Kleiderſtoffe, Männerhüte, Papiere und Tapeten, Weihbrunnkeſſel und Rauchfäſſer, — kurz, ein noch bunteres Tableau als das frühere. Aber der Cortile Damaſo bot nicht durchweg einen ſolchen friedlichen und idylliſchen Anblick; da ſtehen auch zwölf gezogene Kanonen, die das katholiſche Haupt-Comité von Belgien dem Papſte, als Oberhaupt der Religion des Friedens und der Bruderliebe, ſchickte, — da ſind 200 Revolver-Carabiner, die die Katholiken von Lüttich dem Papſte zur Bewaffnung ſeiner Leibgarde geſchenkt haben, — da ſind

40 Cavalleriepferde, welche die katholiſchen Comité's von Paris und Verſailles über Civita Vecchia expedirten, damit es der päpſtlichen Cavallerie nicht gehe, wie dem Cavallerie-Regimente eines deutſchen Duodez-Fürſten im vorigen Jahrhunderte, wo je zwölf Mann immer nur ein Pferd und ein Paar Reitſtiefel hatten, die der zum Dienſt Commandirte benutzte, während die anderen elf daheim in der Kaſerne in Pantoffeln ſaßen.

Die römiſchen Damen, die überall zu finden ſind, wo es etwas zu ſehen und geſehen zu werden giebt, hatten ſich in Maſſe im Cortile Damaſo eingefunden, wie ſie ja auch zu der Luftſchifffahrt der Madame Poitevin oder zu der großen Menagerie des Monſieur und Madame Schmidt geſtrömt waren. Zu ihrer Ehre werde bemerkt, daß ſie ſich um die Kanonen, Carabiner und Cavalleriepferde gar nicht bekümmerten, dagegen aber von den beiden Blumenbouquets des Marcheſe Pallavicini, die derſelbe von ſeiner Villa in Pegli bei Genua geſchickt hatte, gar nicht wegzubringen waren. Es waren das aber auch zwei Monſtre-Bouquets, wie die Blumenzucht treibende Welt ſie noch nicht geſehen. Jedes dieſer Bouquets hatte im Durchmeſſer zwei und einen halben Meter und war größtentheils aus Camellien zuſammengeſetzt, die mit anderen farbigen Blumen den Namen des Papſtes, die päpſtlichen Schlüſſel, die Tiara und andere ſymboliſche Zeichnungen darſtellten. Um dieſe Rieſen-Bouquets von Genua nach Rom zu bringen, ohne ſie zu beſchädigen, mußte Sgr. Pallavicini einen ganzen Eiſenbahnwagen miethen, wofür ihn die Eiſenbahn-Direction, nach Eilgutpreiſen, die runde Summe von 750 Francs zahlen ließ.

Der Papſt hat verfügt, daß alle Gaben, die aus Fleiſch oder anderen dem Verderben ausgeſetzten Dingen beſtehen, der Legion von Antibes gegeben werden ſollen, die immer bei ſehr gutem Appetit iſt, — alle übrigen Gegenſtände hat er an die verſchiedenen Mönchs- und Nonnenklöſter vertheilen laſſen — natürlich mit Ausnahme der Kanonen, Carabiner und Cavalleriepferde, des baaren Geldes und der Gold- und Silberſachen, die er ſelbſt behielt.

Die Illumination der Peterskirche und die Girandola auf San Pietro Montorio waren in traditionellem Styl und machten auf die Fremden den gewünſchten Eindruck, dagegen ließ die allgemeine Beleuchtung der Stadt viel zu wünſchen übrig. Man

hatte auf allen öffentlichen Plätzen Gerüste aufgestellt, diese mit Architektur- oder Monument-Fronten aus Holzbrettern bekleidet und reichlich mit bunten Glaslämpchen besteckt; auch die Cardinäle, die römischen Principi und die fremden Gesandten hatten ihre Paläste decorirt; aber die große Masse des Mittelstandes, der Kleinbürger, kurz das römische Volk verhielt sich sehr kühl und theilnahmlos und beschränkte seine Mitwirkung auf die obligaten zwei Talglampen in Lehmklößen an jedem Fenster. Der Papst fuhr, wie ein weltlicher Fürst, mit berittenen Leibgarden und Cavallerie- und Gensdarmerie-Escadrons vor und hinter dem Wagen, durch die Straßen, wobei dieselben Individuen immer nebenher zogen und unverdrossen ihr: Viva il Papa-Rè! brüllten, bis sie in der feuchten Nachtluft heiser wurden und nur noch krächzten; vor der Engelsburg donnerten die Kanonen und loderten bengalische Feuer auf, die Fremden und Einheimischen wanderten in den Straßen herum und betrachteten die Illuminationen, kurz es war der gewöhnliche officielle Spectakel, wie er bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Die Revue sämmtlicher päpstlicher Truppen fand am 12. im Garten der Villa Borghese statt, und die sieben Regimentsmusiken spielten vereint die neue Pius-Hymne, die Gounod componirt hat und die wohl viel Lärm, aber auch sonst keinen Eindruck macht. Der Papst aber fuhr nach dem Kloster San Agnese, um diesen für ihn doppelt wichtigen Jahrestag zu feiern.

Am 12. April 1850 war er von Gaeta nach Rom zurückgekehrt und die weltliche Herrschaft war wieder hergestellt worden, — am 12. April 1855 stürzte der Fußboden des Speisesaales desselben Agnesenklosters ein, als gerade der Papst darin zu Tische saß, und er und die Cardinäle an seiner Seite wurden unbeschädigt erhalten, während andere Gäste und Anwesende in die Tiefe stürzten, und am 12. April 1869 hatte er nun eben Tags zuvor seine 50jährige Jubelfeier als Priester gehalten. Stoff zum Nachdenken boten ihm die Ereignisse dieser fünfzig Jahre genug; eine große Rolle war ihm zugedacht gewesen, aber die Ungunst der Zeiten, mehr noch sein eigener schwacher und unselbstständiger Charakter ließen sie ihn verfehlen. Jetzt ist er nur noch eine Fahne, ein willenloses Werkzeug in der Hand der Jesuiten.

„Ihr einer Trumpf ist nun ausgespielt," so schloß einer unserer römischen Erzähler, „und hat nichts weniger als die beabsichtigte

Wirkung gehabt; jetzt kommt der zweite und letzte: das ökumenische Concilium, und auch dieses wird wirkungslos vorübergehen, wenn es nicht gar noch in das Gegentheil des damit beabsichtigten Zweckes umschlägt. Mit der letzten Rakete, mit dem letzten Kanonenschusse, mit dem letzten erlöschenden Oellämpchen ist auch die Wirkung dieses Jubiläumsfestes verraucht, verpufft, verlöscht, und nichts bleibt, als der moralische Katzenjammer über die verhunzte und verkümmerte Amnestie, von der selbst nicht einmal die Opfer der päpstlichen Kerker Gebrauch machen wollen. Man wollte aus diesem Feste eine weltliche Demonstration machen, und hat den höheren, geistigen und geistlichen Charakter dabei geopfert." Dies ist der Eindruck der römischen Feste des 11., 12. und 13. April, wie ich ihn auf allen Seiten bestätigt finde. Es geht den Jesuiten eben, wie den Bourbons, sie haben „nichts gelernt und nichts vergessen."

Nachschrift. Eine traurige Nachricht trifft, als ich eben diesen Brief auf die Post bringen will, hier ein. Eine unserer liebenswürdigsten Landsmänninnen, die eben so reizende, als vielgebildete Mrs. Hill, Gattin des Advocaden Britton Hill in Sct. Louis, Mo., und Tochter des Doctor Behrens in St. Charles, ist am 8. d. in Nizza beim Baden im Meere ertrunken. Die Trauer in der Fremden-Colonie von Nizza ist allgemein, seit vier Monaten, die sie dort weilte, war Mrs. Hill die Zierde der dortigen Elite-Gesellschaft, und sowohl wegen der Anmuth und Feinheit ihres Benehmens als wegen ihres Geistes und ihrer vielseitigen Talente bewundert und fetirt. Man glaubt, daß sie, als eine der unerschrockensten Schwimmerinnen, sich zu weit hinaus gewagt hat und von einer der starken Wellenströmungen fortgerissen worden sei; ihr Körper konnte noch nicht wieder gefunden werden. Groß wird auch die Theilnahme bei uns drüben, besonders in Sct. Louis und St. Charles sein, wo die Verstorbene, eine Enkelin des allgemein geachteten (früheren) Hofraths Weber in St. Charles, in den eben so sehr bekannten als werthgeschätzten Familien Balmer und Weber ihre nächsten theuren Verwandten hat.

La Tombola.

Die Verſchwörung in Mailand. — Florenz amüſirt ſich. — Eine problematiſche Emeute. — Die Tombola. — Erklärung des Spiels. — Die Einnahme und die Gewinnſte. — Die Piazza dell' Indepenenza. — Das Schauſpiel der Vorbereitungen. — Die Ziehung beginnt. — Die erſte Quinterne. — „Tombola!" — Fiasco des Gewinners. — Die wirklichen Gewinner. — Die Heimkehr. — Goldernte der Theater.

Florenz, den 26. April 1869.

Wie ein Blitzſchlag aus heiterem blauen Himmel iſt plötzlich die Nachricht von einer glücklich entdeckten und vereitelten Mazziniſtiſchen Verſchwörung in Mailand unter das hieſige Publikum gefallen, das ſich mit der erſten Aufführung von Verdi's: Don Carlos, mit der Tombola, mit den neuen Frühlingsmoden und mit anderen gleich wichtigen Dingen ſo angelegentlich und ausſchließlich beſchäftigt hatte, daß es darüber die Politik ganz vergeſſen. — Eine republikaniſche Verſchwörung? ſo fragen jetzt die Meiſten ganz erſtaunt, — wie iſt das möglich? Was wollen dieſe Leute denn? Wozu eine Republik, wenn wir uns mit der Monarchie ganz herrlich befinden, unſere Loge in der Oper haben, in unſerer ſchönen Equipage nach den Cascinen fahren und die neueſten Moden von Paris beziehen. Was ſoll uns die Republik? — Und doch! — trotz dieſes ſehr logiſchen Raiſonnements giebt es eine zahlreiche republikaniſche Parthei in Italien — namentlich in Süd-Italien, und da die Italiener ſo viele Jahrhunderte unter dem unerträglichſten Joche des fremden und einheimiſchen Despotismus gelebt haben, ſo iſt ihnen die heimliche Verſchwörung gegen ihre Bedrücker das einzige Hülfsmittel und das Conſpiriren zur zweiten Natur geworden. Es wird noch ein halbes Jahrhundert vergehen müſſen, ehe es in Italien keine geheimen Geſellſchaften und keine Verſchwörungen mehr geben wird, denn der Carbonarismus iſt tief in alle Schichten des Volks gedrungen, und wie ganz Amerika mit den nicht nur politiſch ungefährlichen, ſondern auch ſocial wohlthätig wirkenden geheimen Geſellſchaften der Free-masons, Old-fellows, Druids, Harugaris

und „wer nennt sie Alle?" überzogen ist, so existiren in Italien noch immer Tausende von geheimen politischen Verbindungen, die noch aus den Zeiten der Unterdrückung datiren. Alle diese Verbindungen haben gewisse Beziehungen zu einander und werden von gewissen Centren aus durch unbekannte Obere geleitet, denen man, schon aus Furcht vor Rache, blind gehorcht. — Wenn auch das parlamentarische und journalistische Leben mit seiner öffentlichen Discussion aller Fragen, das seit den letzten neun Jahren in Italien vorherrscht, diese geheimen Verbindungen bedeutend geschwächt und ihnen einen großen Theil ihrer früheren Macht genommen hat, so existiren doch noch immer die Cadres und die Führer, und noch immer ist ein einzelner Agitator, wie z. B. Mazzini, im Stande, von Lugano aus sein Schlagwort zu geben und dasselbe augenblicklich über ganz Italien verbreitet zu sehen.

Und dennoch habe ich Florenz noch nicht so bewegt, so heiter und lebhaft, so vergnügungssüchtig gesehen, als in diesen letzten Tagen der entdeckten Verschwörungen, der entdeckten Complotte, der gefundenen Bomben, Revolver und Mordinstrumente. — Wer gestern, am Sonntag Nachmittag, Tausende und Tausende von Menschen durch die lange Via Guelfa nach der Piazza dell' Independenza wallen sah, der konnte wohl glauben, es solle dort die Republik proclamirt und eine neue provisorische Regierung eingesetzt werden. Es waren meistens Arbeiter, sonntäglich geputzt und in großer Aufregung, überlaut sprechend und lebhaft gesticulirend. An allen Straßenecken standen Männer mit bedruckten Papieren, die reichlich vertheilt wurden, und eine glänzende Waffe blinkte verrätherisch in den Händen der Männer mit den Papieren. Waren es revolutionäre Proclamationen, die sie vertheilten, oder das Programm der neuen Republik? Und werden jetzt nicht unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter die Truppen anrücken, die Aufruhracte verlesen und eine Generaldecharge und ein Bajonnetangriff commandirt werden? Werden nicht die heranjagenden Cavallerie-Schwadronen in diese dichtgedrängten Volksmassen einhauen? Nichts von alledem! Auf der Piazza dell' Independenza wird einfach eine Tombola gezogen, dieses Lieblingsvergnügen des italienischen Volkes, und die Männer an den Straßenecken verkaufen die Cartelloni dazu und schneiden sie mit blanken Scheeren vom Marginalbogen ab. — Die Volksmasse, die zu dieser Ziehung zusammenströmte, mag ungefähr 20- bis 25,000 Menschen be-

tragen haben, und eine Behörde, die am Morgen nach einer entdeckten Staatsverschwörung und noch in derselben Nacht vorgenommenen Verhaftungen eine solche Menschenmenge sich versammeln läßt, ohne daß auf dem ganzen ungeheuer großen Platze mehr als dreißig bis vierzig Municipal-Gardisten anwesend waren, zeigt damit, daß sie nichts fürchtet und wohl auch — nichts zu fürchten hatte. Ich zweifle, daß die Napoleonische Regierung in Paris am Morgen nach einer entdeckten Verschwörung sich 25,000 Menschen auf dem Concordeplatze versammeln ließe, und wenn sie es zulassen müßte, so würden wenigstens 60,000 Mann Soldaten, bis an die Zähne gerüstet, auf dem Marsfelde und an den Quais in Bereitschaft aufgestellt sein. — Hier war, wie gesagt, kaum die allernothdürftigste Zahl von Polizisten auf diesem weiten Platze und bei dieser ungeheuern Volksmenge gegenwärtig, und doch ging Alles in der größten Ordnung und mit der Liebenswürdigkeit und Beobachtung gegenseitiger Rücksichten vor sich, die das italienische Volk bei allen solchen Gelegenheiten so vortheilhaft auszeichnen.

Die Tombola ist dasselbe Spiel, das in Deutschland in Gesellschaften als Lottospiel gespielt wird, bei welchem jeder Mitspieler eine Karte mit einer Anzahl Zahlen erhält und nun die neunzig Nummern gezogen werden, die jeder auf seiner Karte markirt, wobei die erste Ambe, die erste Terne, die erste Quaterne Prämien ausbezahlt erhalten, die erste Quinterne aber den ganzen Betrag aller Einsätze einzieht. Die gestrige Tombola war zum Besten der in Florenz lebenden und bedürftigen italienischen Emigrirten, womit jene römischen Patrioten gemeint sind, die, aus dem Kirchenstaate verbannt oder flüchtig, nun hier leben. Schon seit acht Tagen verkündeten große Anschlagzettel die Ziehung dieser Tombola, und an allen Straßenecken waren fliegende Boutiquen, welche die Cartelloni dazu verkauften. Ein Cartellone aber ist ein Blatt Papier, auf welchem sich drei Reihen von je fünf Zahlen, also fünfzehn Zahlen, befinden, wie z. B.:

4.	16.	27.	38.	50.
9.	21.	32.	48.	62.
14.	37.	49.	71.	83.

Ein solcher Cartellone kostet 50 Centesimi oder 10 Soldi, und Jedermann kann davon, so viel er will, kaufen und darauf mitspielen. Gestern wurden nun über 28,000 solcher Cartelloni

verkauft und eine Brutto-Einnahme von 14,000 Francs erzielt. Die Verwendung dieses Geldes war nun, wie folgt:

Abgabe von 10 Procent an Staat und Stadt	1400	Francs.
Unkosten	600	„
Summa:	2000	Francs.

Diese von obiger Einnahme abgezogen, bleiben 12,000 Francs. Hiervon wurde abermals die Prämie für die erste Quinterne mit 200 Francs abgezogen, bleiben 11,800 Francs, wovon die Hälfte mit 5900 Francs der Emigrations-Kasse überliefert, die andere Hälfte mit 5900 Francs für die zwei Tombola-Gewinne, mit 2950 Francs für jeden, bestimmt wurden. Die erste Quinterne gewinnt derjenige, auf dessen Cartellone zuerst fünf Nummern in einer Reihe herausgekommen sind, die erste Tombola, wer zuerst alle fünfzehn Nummern seines Cartellone gezogen gesehen hat, — die zweite Tombola der, der nach ihm alle fünfzehn Nummern voll hat.

Es war ein schöner, warmer Sonntagnachmittag und ganz Florenz in Bewegung; — die Haute volée und die Diplomatie, die bei der Tombola nicht vertreten sind, zogen zu Roß und zu Wagen den Cascinen zu, während der Mittelstand und die Arbeiter nach der Piazza dell' Independenza zur beliebten Tombola wanderten. — Um 5 Uhr Nachmittags sollte die Ziehung stattfinden, und als ich um 4 Uhr auf dem Platze, einem der größten und schönsten in ganz Europa, ankam, fand ich ihn schon mit zahlreichen Gruppen bedeckt, während von allen Seiten neue Menschenströme herbeiflutheten. Ambulante Verkäufer boten Eis, Limonade, Backwerk, Obst, Nüsse und die beliebten Kürbiskerne aus, — industrielle Stuhlvermiether hatten allerhand Sitzgeräthschaften, wie Sessel, Bänke, Fässer mit Brettern darauf, in langen Reihen aufgestellt und vermietheten nun diese improvisirten Sperrsitze — um 50, 40, 30, ja, als die Ziehung angefangen hatte, um 10 Centesimi per Stück. Alle Wagen-Circulation war, von zwei Stunden vor bis eine Stunde nach der Ziehung, auf dem Platze selbst und in den angränzenden Straßen verboten, und Gensdarmerie, an den Ecken aufgestellt, hielt dieses zweckmäßige Verbot aufrecht. In der Mitte der Westseite dieses Platzes erhob sich eine Estrade mit Draperien von weiß-grün-rothen Vorhängen, auf der sich die Ziehungs-Commission, das Glücksrad und der Polizei-Commissär der Inspection befanden. Neben der Estrade war ein kolossaler

Rahmen mit 90 Fächern aufgestellt, in welchem jede Nummer, die gezogen ward, in arithmetischer Ordnung ausgestellt ward. Auf allen vier Ecken des Platzes waren kleinere Buden, von denen aus die Nummern und Signale der Estrade wiederholt wurden, so daß auf dem ganzen ungeheuern, dicht mit Menschen besetzten Platze und in den angränzenden Straßen Jedermann dem ganzen Spiele folgen konnte. Vor der Estrade hielten Municipal-Gardisten einen Halbkreis frei, in welchem sich die Regimentsmusik der Nationalgarde aufgestellt hatte und Märsche und Ouvertüren spielte.

Der mit unzähligen Menschen bedeckte Platz, die ihn auf allen Seiten umgebenden stattlichen Häuser, deren Fenster, Balkone, ja selbst Dächer, ebenfalls alle voll Zuschauer waren, die geschmückte Estrade, die rauschende Musik und das ganze bewegte italienische Volksleben mit seinem Humor und seiner Lebhaftigkeit, machten das Schauspiel zu einem höchst interessanten und ergötzlichen Genrebilde.

Nach 5 Uhr, nachdem alle unverkauften Cartelloni bei der Commission eingegangen waren, begann das Einlegen der 90 Nummern in das Glücksrad — begleitet von der Ouvertüre zu Rossini's Semiramis, — dem Ausrufen der ihre Waaren anbietenden Verkäufer und Stuhlvermiether, und dann gelegentlichem Krachen und Zusammenbrechen altersschwacher Stühle und morscher Bänke unter ängstlichem Geschrei der Frauen, Fluchen der Männer und Gelächter der Umstehenden. Allzu Neugierige steigen auf ihre gemietheten Stühle und Bänke, um besser zu sehen, — aber die Hintenstehenden schreien so stürmisch: **A basso! Giu!** pfeifen, zischen und höhnen, daß die Neugierigen schnell wieder herabsteigen und sich der allgemeinen Gleichheit fügen.

Jetzt ist das Einlegen der Nummern beendigt — das Glücksrad wird tüchtig umgedreht — der Trompeter auf der Estrade bläst — seine Collegen an den vier Ecken des Platzes wiederholen das Signal — die Ziehung beginnt. — Ein Knabe mit verbundenen Augen greift in das Glücksrad und zieht eine Nummer — „**Numero Undici**“ (Nr. 11) singt der Ausrufer herab — eine Tafel mit einer 11 von 2 Fuß Länge wird nach allen Seiten gezeigt, — und in dem Rahmen erscheint ebenfalls die 11, die auch auf den vier Ecken des Platzes ausgesteckt wird. Der Knabe zieht wieder — Nr. 74. — Alles wiederholt sich wie oben. — So werden zehn Nummern gezogen und dann eine Pause gemacht.

Die Muſik ſpielt ein kurzes Stück, das Glücksrad wird umgedreht — ein anderer Knabe tritt an die Stelle des erſten, und unten markiren die Mitglieder auf ihren Cartelloni die gezogenen Nummern mit Bleiſtiften, Stecknadeln und anderen Inſtrumenten. Die Ziehung geht weiter, — allein noch ſind nicht weitere zehn Nummern gezogen, ſo ertönt ſchon aus der Menge der Ruf: „Quintina!“ — Auf der Eſtrade wird ſogleich eine grüne Fahne ausgeſteckt — das Signal, daß die Ziehung unterbrochen wird, um die Anſprüche des vermeintlichen Gewinners zu unterſuchen. Der Trompeter bläſt eine Fanfare, die auf allen Ecken wiederholt wird, und athemlos, in freudiger Aufregung, drängt ſich ein junger Menſch, ein Arbeiter der Kleidung nach, vor, ſtürzt über Stühle und Bänke, wobei ihm Alles bereitwillig Platz macht, und gelangt endlich mit geröthetem Geſichte und vor Freude und Erwartung glänzenden Augen auf die Eſtrade. Die Commiſſion prüft ſeinen Cartellone, während die Menge unten geſpannt wartet, ob an die Stelle der grünen Fahne eine rothe oder eine weiße treten wird. Wird eine rothe Fahne ausgeſteckt, ſo iſt der Gewinn gültig befunden worden, — während eine weiße Fahne bedeutet, daß der Anſpruch unbegründet war und die Ziehung fortgeht. — Allgemeine Pauſe der Erwartung — der Trompeter bläſt endlich und — die rothe Fahne erſcheint.

Der athemloſe junge Arbeiter mit den gerötheten Wangen und den glänzenden Augen hat die Quinterne mit den 200 Francs wirklich gewonnen. Ein Theil des Publikums applaudirt — die Anderen ziſchen und pfeifen aus Verdruß, daß der gute Biſſen ihnen entgangen iſt. Und nun geht die Ziehung weiter; ungefähr 40 Nummern ſind gezogen, da ertönt wieder der Ruf: „Tombola!“ — Allgemeine und ungeheure Aufregung! Alles ſieht ſich nach dem Gewinner um — diesmal dauert es länger, bis er erſcheint, denn es iſt ein kurzer dicker Mann mit dunkelrothem Geſichte, der ſich nur mühſam Bahn bricht und fortwährend mit einem großen Schnupftuche die Schweißtropfen vom Geſichte wiſcht. Pfeifen, Ziſchen und Lachen begrüßen ſein Erſcheinen auf der Eſtrade; — die grüne Fahne weht, die Commiſſion ſteckt prüfend die Köpfe zuſammen. — Lange Pauſe der Erwartung. — Endlich bläſt der Trompeter und — die weiße Fahne erſcheint. Der would-be-Gewinner hat ſich ſchmählich geirrt, — er hat 67 ſtatt 76, und 54 ſtatt 45 auf ſeinem Cartellone markirt

— „ſein Regiſter hat ein Loch“ — er muß wieder abziehen. Und den Unglücklichen begleitet nun ein ſolcher Sturm von Pfeifen, Ziſchen, Lachen, Spott, Hohn und Perſiflage, daß er froh iſt, als er verſchwinden und ſich in das nächſte Haus retten kann.

Und nun, nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt iſt, wird weiter gezogen. — Da ertönt es: „Tombola!“ von rechts und zugleich „Tombola!“ von links, und zwei Gewinner arbeiten ſich durch die Menge zur Eſtrade, wo ſchon die grüne Fahne weht. Abermalige Prüfung oben — abermalige Erwartung unten, — die Pauſe dauert noch länger, da dieſes Mal zwei Cartelloni unterſucht werden müſſen; aber endlich erſcheint die rothe Fahne — Beide haben gewonnen und die Tombola von 2950 Francs wird zwiſchen ihnen zu gleichen Theilen begeben. — Und wieder geht die Ziehung weiter, als auch bald die zweite Tombola angemeldet, nach Prüfung richtig befunden wird und das Spiel ſein Ende erreicht hat. Diesmal iſt der glückliche Gewinner nur einer — eine junge Arbeiterin, und ſie erhält die ganze Tombola von 2950 Francs, während bei der erſten die zwei Gewinner — ein Muſiker der Nationalgarde und ein Fachino, ein Laſtträger, wie ich hörte — die Tombola theilen mußten und jeder nur 1475 Francs erhielten. — Noch ein allgemeiner Ausbruch der Enttäuſchung und verfehlten Hoffnung, und nach allen Seiten ſtrömen die Tauſende lachend, plaudernd und ſich ihre Cartelloni zeigend, auf denen ſie der Tombola ſchon ganz nahe geweſen waren, auseinander, während die Commiſſion alle noch übrigen Nummern aus dem Glücksrade ziehen und vorzeigen läßt, damit das Publikum ſich überzeugen kann, daß alle 90 Nummern darin waren und kein Fehler oder Irrthum vorgekommen iſt. — Aber dieſer Operation wohnen nur noch die Wenigſten bei — Alles eilt fort — die Verkäufer nehmen ihre indeſſen leergewordenen Körbe auf den Kopf, die Stuhlvermiether packen ihre Seſſel und Bänke auf, die Muſik marſchirt ab und der ganze Platz gewährt den Anblick eines auseinander geſprengten, rieſigen Ameiſenhaufens. Und ſo zieht dieſe endloſe, ſummende und brummende, ſchnatternde und plappernde Menſchenmenge dem Innern der Stadt zu und trifft endlich in der Via dei Cerretani mit einem andern Menſchenſtrom zuſammen, der aus den Caſcinen zurückkehrt, während der letzte Schimmer der verglimmenden Abendröthe und die eben angezündeten Gaslaternen die lange Reihe von Equipagen und Miethwagen beleuchten, die

ſich mit ihren elegant gekleideten Inſaſſen nur mühſam durch den doppelten und ſich kreuzenden Menſchenſchwarm durchwinden. — Alles hat ſehr eilig — die Haute volée eilt zur Tafel — die Beſucher der Tombola wollen ihren Sonntag durch den Beſuch eines Theaters würdig beſchließen; die feine Welt iſt preſſirt, weil ſie nach Tiſche zur zweiten Aufführung von Verdi's „Don Carlos" fahren will, und das große Publikum, das die Ballet- und Schauſpiel-Theater beſucht, weiß, daß es früh kommen muß, um noch Sitzplätze zu finden. Und ſo ſind denn alle Theater überfüllt an dieſem Abend, und die Einnahme im Teatro Pagliano, jetzt Teatro Cherubini umgetauft, beträgt 18,000 Francs; eben ſo viel als am Abend der Prima Recita des Don Carlos. — Wiſſen Sie aber auch, was eine Prima Recita iſt und wie ſie, was die Attraction betrifft, in Italien noch *über* der beliebten Tombola ſteht? — Prima Recita iſt die erſte Aufführung einer Oper, eines Ballets, eines Dramas einer neuen Geſellſchaft; an dieſem Abende wird über Gefallen und Nichtgefallen von Stück und Darſtellern entſchieden, und darum ſucht Jedermann anweſend zu ſein, wie Alles bei der Tombola mitzuſpielen ſucht. Durch lange, lange Jahre, als die Italiener unter dem Joche des fremden und des einheimiſchen Despotismus ſchmachteten, waren die einzigen Gelegenheiten, bei denen ſie ſich in Maſſen verſammeln und eine freie Meinung äußern konnten, die Tombola und Prima Recita, und ſie bildeten die Brennpunkte des italieniſchen Lebens. Jetzt freilich hat ihnen die Freiheit des politiſchen Lebens viel von ihrer früheren Bedeutung genommen, aber noch immer haben ſie ihre Anziehungskraft und werden dieſe wohl auch noch längere Zeit behalten, da ſie zu einem Theile der italieniſchen Volksſitte und einer Art von Volksfeſten geworden ſind. Die Prima Recita des Don Carlos war denn auch in jeder Hinſicht intereſſant, und in meinem nächſten Briefe denke ich zu berichten, wie man aus unſeres unſterblichen Schiller's Meiſterwerke eine fünfactige Oper gemacht hat, die *von acht Uhr Abends bis halb zwei Uhr nach Mitternacht* dauert und die die Sänger, wie das Publikum gleichmäßig müde und marode macht. So etwas iſt eben nur in Italien möglich, wo man den Tag zur Nacht und die Opernloge zum Empfangszimmer für ſeine Beſucher macht. Dunque a domani!

Schiller's Don Carlos à la française.

Der ſelige Herr Hofrath von Schiller. — Muſikaliſcher Lärm. — Verdi's deutſche Muſik. — Baraute's Don Carlos. — Bellini und Donizetti in Paris. — Das Unweſen der fünfactigen Opern. — La prima Recita. — Glänzende Mise en scène. — Der verböſerte Don Carlos. — Carlos und Eliſabeth im Walde. — Der lebendig begrabene Carl V. — Poſa als Gelegenheitsmacher. — Die fernere Verballhornung. — Der Unſinn ſiegt.

Florenz, 28. April 1869.

„Der ſelige Herr Hofrath von Schiller" — wie man in Krähwinkel-Weimar noch längere Zeit nach Schiller's Tode zu ſagen pflegte, oder wie das deutſche Volk jetzt mit Stolz und Begeiſterung ihn nennt: „unſer große Schiller" würde ſich in ſeinem Sarge in der Fürſtengruft umkehren, wenn er ſehen könnte, was franzöſiſche Faiſeurs und italieniſche Compoſiteurs aus ſeinem Don Carlos gemacht haben. Ich wußte neulich im Teatro Pagliano nicht, ob ich mich ärgern oder lachen ſollte, — endlich wählte ich einen Mittelweg, gähnte herzhaft und ſchlief dann ſanft ein, während Trompeten, Hörner, Poſaunen, Serpents und Ophicleïden, kurz, alles mögliche „Blech", den möglichſt größten Lärm machten und 150 Sänger und Choriſten ſich alle erdenkliche Mühe gaben, um den Höllenlärm des „Blechs" zu überſchreien. — Maëſtro Verdi hat dieſes Mal deutſche Muſik machen wollen, und bei dieſem Bemühen hat der Componiſt der melodienreichen Traviata, des Trovatore, Rigoletto, Ernani u. a. ſich ſelbſt verläugnet, — ſtatt Melodien wohl viel Lärm — und alles Andere, nur keine deutſche Muſik gemacht.

Es war im Jahre 1865, als Verdi von der großen Oper in Paris den ehrenden Auftrag erhielt, eine fünfactige, ſeriöſe Oper für die Académie Impériale de Musique zu ſchreiben. Meyerbeer's Schwanengeſang: „Die Afrikanerin," war eben in die Scene gegangen, als Verdi in Paris eintraf, um wegen des Textes zu ſeiner Partitur mit der Direction und dem Libretto-Fabrikanten Rückſprache zu nehmen. Meyerbeer's geniale Schöpfung machte auf den italieniſchen Maëſtro einen tiefen Eindruck,

und er beſchloß, nun ebenfalls ein Werk in dieſem Genre zu liefern. Dieſer Vorſatz machte ihn denn auch ſehr wähleriſch in dem Ausſuchen des zu componirenden Textes, und er verwarf von den ihm vorgelegten Libretti eins nach dem andern, als nicht tragiſch, nicht erhaben, nicht pathetiſch genug. — Endlich brachte ihm einer der Librettiſten den Schiller'ſchen Don Carlos in der Ueberſetzung des Herrn von Barante und meinte, aus dieſem Sujet ließe ſich ein guter Operntext machen, der das Hochtragiſche des Conflictes der erhabenſten menſchlichen Leidenſchaften mit den ſanften und zärtlichen Gefühlen der Liebe und Freundſchaft verbinden und zugleich hinreichende Gelegenheit zu Pomp und Spectakel, zu Balleten und Aufzügen und zur Entwickelung großer Choralmaſſen geben würde.

Selbſt in der unvollkommenen Ueberſetzung Barante's machte das Schiller'ſche Meiſterwerk einen tiefen Eindruck auf den Maëſtro. „Dieſen Text und keinen andern componire ich!" rief er aus und theilte ſeinen Entſchluß der Direction mit. Zum Unglück war Meyerbeer's Textlieferant, der gewandte Scribe, vor Kurzem geſtorben, und ſo ward die Bearbeitung des Buches ſeinen früheren Mitarbeitern Mery und Du Locle übergeben. Verdi hätte beſſer gethan, wenn er bei dem ihm geläufigen Mechanismus ſeiner italieniſchen Operntexte geblieben wäre, noch beſſer aber, wenn er keine deutſche — oder vielmehr Meyerbeer'ſche Muſik hätte componiren wollen. Das Beiſpiel ſeiner Vorgänger hätte ihn doch ſchon gelehrt haben ſollen, daß, wie der Fiſch im Waſſer, der italieniſche Compoſiteur ſich nur in ſeinem heimathlichen Elemente, auf italieniſcher Bühne, mit italieniſchen Sängern und vor italieniſchen Zuhörern frei und natürlich entwickeln kann. Bellini, Componiſt der herrlichen „Norma", der „Montecchi", der „Somnambula", ging nach Paris und ſchrieb dort auf Beſtellung die „Puritaner", die ſeine ſchwächſte Leiſtung ſind, und wäre er nicht zum Glücke bald darauf geſtorben, ſo würde er in dem fremden Elemente ſeinen Ruf bald überlebt haben. Donizetti, der Tondichter der lieblichen „Lucia di Lammermoor", der „Lucrezia Borgia", des „Liebestranks" und ſo vieler anderer melodienreicher Werke, ließ ſich ebenfalls nach Paris verlocken; — er ſchrieb dort den fünfactigen „Don Sebaſtian", der durchfiel, und ging bald darauf in Blödſinn und Gehirnlähmung zu Grunde. Dieſe fünfactigen Schrei-Opern, wie ſie in Paris Mode ſind, bringen nicht nur alle Sänger um und ruiniren alle ſchönen Stimmen, — ſie tödten auch die Compoſiteure, die in Eile und Haſt, weil auf

Bestellung, fünf solcher dicker Partitur-Folianten aus dem Aermel und dem Gehirne schütteln, diese Musikmassen dann einstudiren und sie an den ersten Abenden dirigiren müssen. Eine solche Oper, die von acht Uhr Abends bis fast zwei Uhr Morgens, — also sechs volle Stunden dauert, nur zu dirigiren, — dazu gehören schon Muskeln von Stahl und Nerven von Diamant; — welche Lebenskraft nimmt aber das Erfinden, Componiren, Instrumentiren und Durcharbeiten eines solchen Riesengebirges von Musik. — Die italienische Art, sich mit zwei bis drei Acten Oper zu begnügen und den Rest des Theaterabends mit einem Ballet auszufüllen, ist jedenfalls die vernünftigere für Compositeure, für Sänger und Orchester und auch — für das Publikum, das nach einer fünfactigen Oper um zwei Uhr Morgens müde, matt, lahm, mit abgespannten Nerven und wüstem Kopfe das Theater verläßt.

Es ging denn auch Verdi, wie es seinen Vorgängern in Paris gegangen ist. Die Oper „Don Carlos", obwohl von vorzüglichen Sängern gesungen und mit außerordentlicher Pracht ausgestattet, errang nur einen Succès d'estime und verschwand bald wieder vom Repertoir der Großen Oper, in welcher Meyerbeer's Robert und seine Hugenotten schon zum 300. und 200. Male gegeben werden. Allein auch in Italien, trotzdem daß Verdi jetzt in seinem Vaterlande der gefeiertste und beliebteste Tondichter ist, fand sein Don Carlos eine kühle Aufnahme, und nur einige wenige Theater, wie Mailand und Bologna, wagten es, sich an die Aufführung dieser Oper zu machen, die außerordentliche Kräfte und eine reiche Ausstattung bedingt und am Ende doch das Publikum nicht durch Melodien fesselt. Allein es fängt auch in Italien an, an guten neuen Opern zu mangeln, — Verdi beherrscht das Repertoir fast unumschränkt, und da er es nicht mehr nöthig hat, als Maëstro fapresto, alle sechs Wochen eine neue Oper zu liefern, so arbeitet er jetzt mit Muße, und seine neueste, mit außerordentlichem Beifalle in Mailand aufgeführte Oper: „La forza del destino" ist erst nach einer Pause von zwei Jahren an's Licht getreten. —

So müssen die meisten Theater nach älteren Novitäten greifen, und auf diese Art gelangte denn auch jetzt, spät genug, der Don Carlos in Florenz zur Aufführung. Die Carnevals-Stagione in dem eigentlichen ersten und reich subventionirten Theater von Florenz, in Teatro Pergola, war schlecht gewesen, das Publikum war disgustirt, die Dilettanti verlangten eine neue Oper, und so

entſchloß ſich ein unternehmender Impreſſario zur rettenden That, miethete das Teatro Pagliano, das größte in Florenz, auf zwei Monate, verſchrieb die beſten disponibeln Sänger Italiens und kündigte eine Stagione di Primavera mit Verdi's Don Carlos an, — der nun während dieſer ſechzig Tage ununterbrochen gegeben wird. — Man muß es dem Impreſſario, Herrn Coccetti, nachrühmen, daß er das Unternehmen in großartiger Weiſe durchgeführt hat. Ein Orcheſter von 96 Muſikern, aus den erſten „Profeſſori" der großen Theater von Florenz zuſammengeſtellt und unter der Leitung des ausgezeichneten Dirigenten, Sgr. Uſiglio, ein Chorperſonal von faſt 100 Perſonen, eben ſo viele Comparſen und Figurantinnen, neue Decorationen und Coſtümes bildeten den glänzenden Rahmen der Aufführung.

Am 10. April ſollte die erſte Aufführung ſtattfinden, allein von Tag zu Tag mußte ſie verſchoben werden, da die fortwährenden Proben noch immer kein befriedigendes Reſultat gegeben hatten, und als das Ganze endlich ging, waren Sänger, Chöre und Muſiker von den vielen, oft zehn Stunden dauernden Proben ſo müde und erſchöpft, daß der Impreſſario ihnen einige Tage der Ruhe gönnen mußte, ehe die erſten Anſchlagzettel die Prima Recita am 22. d. ankündigen konnten. Das große Haus eines der eleganteſten Theater Italiens, von oben bis unten nur mit weißem Marmor und Goldverzierungen bekleidet, war in allen ſeinen Theilen gefüllt, das Parterre ſchon um 6 Uhr Nachmittags, ſo daß die glücklichen Beſucher deſſelben volle acht Stunden, die meiſten ſtehend, darin zubrachten, — die 138 Logen und die über dieſen ſich erhebenden zwei Galerien (denn das Theater hat ſechs Stockwerke) mit den glänzendſten Toiletten, einer blendenden Pracht von Brillanten und Edelſteinen geſchmückt, und durch vier, an den Logenbrüſtungen hinlaufende Reihen von Gasflammen in matten Glasballons erhellt, bot einen überraſchenden Anblick dar. Um 8 Uhr ging endlich, nach einem allgemeinen Ah! befriedigender Erwartung und einigen, mit größter Stille angehörten Tacten der Introduction, der Vorhang in die Höhe und Don Carlos begann.

Der erſte Act ſpielt nicht, wie bei Schiller, in Aranjuez, wo Pater Domingo den Infanten mit dem ſprichwörtlich gewordenen:

„Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind nun vorüber"

anredet. Dieſe Expoſition war den franzöſiſchen Librettiſten zu einfach geweſen, und ſo verlegten ſie den erſten Act nach Frankreich, und wir ſehen den Wald bei dem königlichen Schloſſe von Fontainebleau, in welchem Bauern mit Holzfällen beſchäftigt ſind. Prinzeſſin Eliſabeth von Valois reitet, von ihrem Pagen Tebaldo begleitet, durch den Wald und beſchenkt die armen Holzhauer, die ſich, ſowie die Prinzeſſin, unter den Bäumen verlieren. Nach einer Pauſe tritt Don Carlos auf; — er hat ſich incognito der Geſandtſchaft des Herzogs von Lerma angeſchloſſen, die König Philipp II. an den Hof Heinrich's von Frankreich geſchickt hat, um einen Friedens- und Freundſchaftsvertrag zu verhandeln, den zu beſiegeln der Infant Don Carlos die Hand der Prinzeſſin Eliſabeth erhalten ſoll. Don Carlos hat in ſeiner Verkleidung, als Geſandtſchafts-Attaché, die Prinzeſſin geſehen und ſich ſterblich — oder vielmehr unſterblich — in ſie verliebt.

Er wandelt nun melancholiſch im Walde umher und giebt ſeiner Liebesſehnſucht in einer elegiſchen Arie Worte. Allmälig dunkelt es, — man hört rufende Horntöne, — es iſt die Prinzeſſin, die ſich im Forſte verirrt hat und auch bald, auf ihren Pagen geſtützt, einen Ausweg ſuchend, auf der Bühne erſcheint. Don Carlos bietet ihr ſeine ſchützenden Dienſte an, der Page wird nach Dienern und Fackeln fortgeſchickt, und das nun folgende Tête-à-tête benutzt der Infant, um ſich der Prinzeſſin zu erkennen zu geben und ihr ſeine Liebe zu geſtehen, worauf Beide ein zärtliches Duett ſingen. — Da ertönen Kanonenſchüſſe, — durch die Bäume ſieht man die Fenſter des feſtlich beleuchteten Schloſſes glänzen, — der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien iſt unterzeichnet, und der Herzog von Lerma, begleitet von Gefolge und Fackelträgern, eilt herbei, um der verirrten Prinzeſſin dieſes freudige Ereigniß anzukündigen. — Aber — o Schreck und Entſetzen! — Die Diplomatie hat wieder ihr falſches Doppelſpiel getrieben, — König Philipp ſeinen Sinn geändert — nicht für ſeinen Sohn, ſondern für ſich ſelbſt nimmt er die Hand der Prinzeſſin in Anſpruch. Man kann ſich die Verzweiflung der beiden Liebenden bei dieſer unerwarteten Nachricht denken, — Beide ſingen: L'ora fatale a suonata! Die Schreckensſtunde hat geſchlagen und ſie geben ſich dem tiefſten Schmerze hin; — als aber der Herzog von Lerma die Prinzeſſin fragt: Che rispondete? (Was iſt Eure Antwort?) und der Chor ſie beſchwört, einzuwilligen und ſo dem Lande den Frie-

den zu geben, ſagt ſie: Ja! wird unter dem Jubel des Chors in eine Sänfte gepackt und nach Madrid expedirt, während Don Carlos mit ſeinem Liebesſchmerze allein im Walde bleibt und ausruft: O grauſames Schickſal!

Der zweite Act ſpielt im Kloſter San Giuſto, wohin ſich bekanntlich König Carl, Philipp's Vater, zurückgezogen hatte, nachdem er abdicirt und die Mönchskutte angelegt hatte. Die anekdotiſche Geſchichte jener Zeit berichtet, daß ſeine Hauptbeſchäftigung im Kloſter war, ſich mit der Regulirung einer Anzahl von Uhren abzugeben, und daß er, als es ihm durchaus nicht gelingen wollte, ſie alle gleichmäßig gehend zu machen, ausgerufen haben ſoll: „Und ich wollte ſo viele Millionen meiner Unterthanen in gleicher Geſinnung und in gleichem Gange erhalten!“ — Zur Abwechslung ließ ſich Ex-König Carl V. auch förmlich begraben und folgte als Leidtragender ſeinem eigenen Sarge, ſein eigenes Requiem ſingend, — eine unſchuldige Unterhaltung, die ſich die zahlreichen Ex-Könige und abdicirten Herrſcher der Jetztzeit nicht machen. — Die Herren Mery und Locle zeigen uns nun den alten König im Mönchsgewande, an ſeinem eigenen Grabmale knieend und den Grabgeſang der Mönche anhörend. — Der von Liebesſchmerz zerriſſene Don Carlos irrt, wie früher im Walde, nun in den Kloſterhallen umher, und der König-Mönch tröſtet ihn mit der erfreulichen Verſicherung, daß aller Erdenſchmerz im Grabe ein Ende finde, — worauf er im Kreuzgange verſchwindet. Da tritt Marquis Poſa auf, — die beiden Freunde ſtürzen ſich in die Arme.

„Was führt Dich zu mir?“ fragt der Infant, und Poſa antwortet: „Das Volk von Flandern, das in Dir ſeinen Retter ſucht und Dich ruft! — Aber was ſehe ich!“ fährt der Marquis fort, „Du biſt blaß, ſeufzeſt, — was fehlt Dir?“ — „Du willſt es wiſſen,“ ſagt Don Carlos, — „nun denn! ich liebe die Königin!“ Dieſe Kleinigkeit genirt den Marquis nicht, — er räth dem Infanten, den König zu bitten, ihn nach Flandern zu ſchicken, und in einem großen Duett ſchwören ſich Beide auf's Neue ewige Freundſchaft.

Da ertönt der Grabgeſang der Mönche, — König Philipp und ſeine Gemahlin Eliſabeth kommen vom Grabe Carl's V. — Der König blickt den Infanten mißtrauiſch an und geht dann mit Eliſabeth ſtumm ab, und Carlos und Poſa ſingen enthuſiaſtiſch: „Insiem' vivremo e moriremo insieme!“ (Wir werden zuſam-

men leben und zuſammen ſterben), worauf ſie unter donnerndem Applauſe abſtürzen.

Verwandlung, und endlich ſind wir in den Gärten — nicht von Aranjuez — ſondern des Kloſters St. Juſt, wo die Damen der Königin ihre Gebieterin erwarten. Die Prinzeſſin Eboli, der das Warten zu lange dauerte, ſchlägt vor, ſich mit Geſang die Zeit zu vertreiben. „Deine Laune iſt uns Befehl!“ antworteten die Damen, und die Prinzeſſin nimmt die Mandoline und ſingt die Romanze vom Schleier, der die Liebe begünſtigt, — eins der ſchönſten Muſikſtücke der Oper, aber weder der Würde einer Prinzeſſin, noch dem Ernſte des Kloſtergartens von St. Juſt angemeſſen. Die Traviata könnte dieſe keckluſtige Chanſon ſingen, — die Prinzeſſin Eboli wird dadurch zur Lorette. Nun kommt die Königin aus dem Kloſter und der Page meldet ihr den Marquis Poſa an, der, nach dem üblichen Kniefall der ſpaniſchen Etiquette, der Königin ein Schreiben ihrer Mutter überreicht und ihr bei dieſer Gelegenheit auch ein Billetdoux des Infanten zuſteckt, worin dieſer ſeine Mutter um ein Rendezvous bittet. Während die muntere Eboli ſich vom Marquis Poſa die neueſten Neuigkeiten vom franzöſiſchen Hofe erzählen läßt, ſeufzt die Königin: „Soll ich, oder ſoll ich nicht?“ — Poſa benutzt dieſe Unentſchloſſenheit und beſchwört die Königin, dem von aller Welt verlaſſenen Infanten eine treue Freundin zu ſein, und endlich entſchließt ſich Eliſabeth und ſagt ihrem Pagen: „Gehe und ſage dem Sohne, ich ſei bereit, ihn wieder zu ſehen.“ Poſa führt die Prinzeſſin Eboli ſpazieren, die Gräfin Aremberg und die anderen Damen verlieren ſich in den Bosketen und Don Carlos erſcheint. „Mein Sohn!“ redet ihn die Königin an, aber er ruft aus: „Nicht dieſen Namen! — jenen von damals!“ — Die Königin bezwingt ihre ſteigende Aufregung und verſpricht dem Infanten, ſeine Fürſprecherin beim Könige zu ſein, daß er morgen ſchon nach Flandern abreiſen könne, aber Don Carlos läßt ſich damit nicht abfinden, ſondern macht ſeiner Mutter eine feurige Liebeserklärung und fällt vor Aufregung in Ohnmacht. Die erſchrockene Eliſabeth kniet bei ihm nieder und ſucht ihn in's Leben zurückzurufen, — er kommt endlich zu ſich und ſieht in ſeinem Fieber-Delirium die Königin für einen Engel vom Himmel an, bis er endlich abermals in ſein: „Jo t'amo, Elisabeta!“ ausbricht und ſie umarmt, ſie ihn aber zurückſtößt und ihm zuruft: „Vollende erſt Dein Werk, morde Deinen Vater und führe dann, mit ſeinem

Blute beſpritzt, Deine Mutter zum Altar!" — Jetzt erſchrickt Carlos, und mit dem Rufe: „Ahi! maledetto io sono!" (Ich bin verflucht!) entflieht er. Nota bene: Alles dieſes trägt ſich im offenen Kloſtergarten von St. Juſt zu, während der ganze Hof hinten unter den Bäumen ſpazieren geht.

Jetzt tritt der König aus dem Kloſter, und wie bei Schiller fragt er: „Warum iſt die Königin allein und keine ihrer Damen bei ihr?" Und als die Gräfin von Aremberg ſich als Dame du jour bekennt, ſchickt ſie der König nach Frankreich zurück, um „fern von Madrid darüber nachzudenken." Eliſabeth nimmt in einer ſentimentalen Arie von der geliebten Freundin Abſchied, — ſie weint und der ganze Hof weint mit, und endlich gehen Alle ab. Da ruft König Philipp den Marquis Poſa zurück, und nun folgt die berühmte Scene Schiller's zwiſchen dem König und Poſa in folgender Verballhornung:

König. Warum habt Ihr Euch noch nicht bei mir ſehen laſſen? Ihr habt der Krone treu gedient, und ich weiß meine Vertheidiger zu belohnen.

Poſa. Ich habe keine Gunſt vom König zu erbitten.

König. Ich liebe einen ſtolzen Geiſt. Die Kühnheit kann ich verzeihen. Warum ſeid Ihr nicht Soldat geblieben?

Poſa. Für Spaniens Vertheidigung ziehe ich gern mein Schwert, aber das Richtſchwert des Henkers überlaſſe ich Anderen.

König. Frecher!

Poſa. König! Ihr ſollt die Wahrheit hören, da mich der Zufall oder Gott zu Euch geführt.

Und nun beſchreibt der Marquis in einer langen Arie die Leiden des unglücklichen Flandern. Ihm aber antwortet der

König. Nur mit Blut läßt ſich die Ruhe erhalten. Mein Schwert trifft nur jene Neuerer, die mit ihren lügneriſchen Träumen das Volk betrügen.

Poſa. Vergeblich, Sire! Euer Arm wird nie die Menſchheit auf ihrem Wege vorwärts aufhalten können.

König. Der meinige wird es.

Poſa. Ein Gedanke belebt alle Völker und macht ihre Herzen klopfen. O König! gebt Euren Völkern die erſehnte Freiheit! (Kniet nieder.)

König. Welch' ſonderbare Schwärmerei! Ich bin ſtumm und überraſcht. Das hat mir noch Niemand geſagt. Nie-

mand ließ noch so nahe am Throne die Wahrheit hören. (Er hebt Posa auf.) Schweige künftig, junger Mensch, und fliehe den Groß-Inquisitor; — mir aber bleibe Freund, — ich liebe Deinen stolzen Geist und will Dir mein ganzes Herz ausschütten.

Und nun singen König und Marquis ein schmelzendes Duett, worauf Philipp zu dem mit anderen Granden auftretende Lerma sagt:

„Der Marquis wird künftig unangemeldet vorgelassen!"

und der Vorhang vor Erstaunen aus den Wolken fällt.

Im dritten Acte sind wir endlich in den zwölf Gärten — wieder nicht von Aranjuez — sondern von Madrid. Es findet ein maskirtes Nachtfest statt, und die ermüdete Königin bittet die Eboli, mit ihr Mantel und Maske zu wechseln und ihre Stelle zu vertreten. Freudig nimmt die Eboli an: „Für einige Stunden werde ich wenigstens Königin sein!" — Sie will diese kurze Regierungzeit bestens benutzen, schreibt eine Einladung zu einem Rendezvous und schickt das Billet durch den Pagen an Carlos.

Hier wird nun die Handlung unterbrochen, — der Schauplatz wird zur königlichen Hofbühne, auf welcher ein langes und langweiliges Ballet: „Die weiße, schwarze und rothe Perle", von einem zahlreichen Corps von Tänzerinnen aufgeführt wird, — bis nach der Schlußgruppe des Ballets sich die Bühne wieder in den Garten verwandelt, Carlos mit seinem Billetdoux auftritt und die Königin, die er als die Schreiberin vermuthet, nun an der Fontaine sucht. Statt ihr fliegt die Eboli in seine Arme, Carlos macht ihr eine feurige Liebeserklärung, sie demaskirt sich — und der getäuschte Infant verräth in seiner Ueberraschung, daß er die Königin erwartete.

„Also Ihr liebt die Königin?" ruft die wüthende Eboli aus, da stürzt Posa herbei, schreit: „Er ist außer sich, — glauben Sie ihm kein Wort!" und ein wirklich schönes und effectvolles Terzett folgt, — nach welchem Posa den Infanten beschwört, ihm alle seine wichtigen Papiere, die ihn compromittiren könnten, anzuvertrauen. Carlos zaudert, aber Posa fragt: Mißtraueſt Du mir! — und Carlos giebt ihm sein Portefeuille mit den Worten: Io m'abbandono a te, worauf ein Ritornell von elf Tacten im Orchester eintritt, das Verdi als Pendant zu dem berühmten Unison-Ritornell im fünften Acte von Meyerbeer's: „Afrikanerin" componirte und das auch von dem stürmisch applaudirenden Publikum viermal zur Wiederholung verlangt wurde. Nun verwandelt

ſich die Scene und die große Haupt- und Staatsaction beginnt. Der große Platz vor der Kathedrale Nostra Donna d'Atocha iſt mit Menſchen und Wachen bedeckt, die Glocken ertönen, — im Hintergrunde erhebt ſich ein Scheiterhaufen. — Unter Jubelchören für den großen König drängt das Volk ſich um die Kirche; — plötzlich verſtummt Alles, wie feierlicher Grabgeſang ertönt, und im langen Zuge führen Dominikaner-Mönche die von der Inquiſition verurtheilten Ketzer in gelben Büßerhemden zum Feuertode. Aber noch iſt ihr Choral nicht verklungen, als ſchon eine ganze Regimentsmuſik auf der Bühne erſcheint und nun mit doppeltem Orcheſter der große Krönungsmarſch beginnt, unter deſſen Tönen ſich der Zug, wie in der Jungfrau von Orleans, vorbeibewegt. Jetzt erſcheint auch Philipp mit der Krone auf dem Haupte, um ſich mit der Königin zum Auto da fé zu begeben und einige Hundert Ketzer braten zu ſehen. Aber er wird in dieſem unſchuldigen Vergnügen geſtört durch den Infanten, der dem Könige eine Deputation aus Flandern vorführt. Auf ihren Knieen beſchwören dieſe Deputirten den König um Gnade für ihr unglückliches Land. „Ihr ſeid Rebellen!" donnert Philipp ſie an, — „Wachen! entfernt ſie!" — Vergebens bittet die Königin für ſie, — die Mönche bezeichnen dieſe Flamänder als Ketzer und verlangen ihren Tod; — da wirft ſich Carlos mit gezogenem Schwerte vor ſeine Schützlinge und erklärt, ſie vertheidigen zu wollen. „Entwaffnet ihn!" ruft der wüthende König, — die Garden zaudern, — „So will ich ſelbſt —" ſingt der König und ſtürzt mit bloßem Degen gegen den Infanten, aber Poſa wirft ſich dazwiſchen: „Euren Degen, Prinz!" „Auch Du, Rodrigo?" ſeufzt Carlos und läßt ſich entwaffnen; — der König aber ruft erfreut: „Marquis! Ihr ſeid Graf — nein! Herzog! Jetzt aber gehen wir zum Feſte." Die Muſikbande trommelt und trompetet, das Orcheſter geigt und bläſt, die Chöre ſingen, die Glocken läuten, König, Königin und Hof begeben ſich auf die Tribüne, um dem Auto da fé zuzuſehen, die Flammen des Scheiterhaufens züngeln empor, und vom Himmel rufen Engelsſtimmen den armen Opfern des religiöſen Fanatismus zu: „Steigt auf zum Himmel, arme Seelen! dort findet ihr den Frieden des Herrn," — worauf der Vorhang ſehr verwundert fällt.

Im vierten Acte ſehen wir den unruhigen, ſchlafloſen König in ſeinem Cabinet, der Groß-Inquiſitor, ein 90jähriger blinder Greis, erſcheint, und es folgt die bekannte Schiller'ſche Scene, die

Philipp mit den Worten beſchließt: „So muß ſich denn immer der Thron vor dem Altare beugen!“ — Nun ſtürzt die Königin herein: „Sire! ich bin beſtohlen. — Meine Schatulle —“ „Dieſe hier?“ — fragt Philipp, und nach einigem Wortwechſel ſtößt er die ihre Unſchuld betheuernde Eliſabeth mit dem Ausrufe: „Ehebrecherin!“ von ſich, worauf ſie ohnmächtig zuſammenſtürzt. Der König ruft um Hülfe, die Eboli eilt herbei, nach ihr Poſa, und es folgt, wie bei Schiller, das Bekenntniß der reumüthigen Prinzeſſin, worauf die Königin ihr das Ordenskreuz abnimmt und ſie in ein Kloſter verbannt. Auch bei der Verwandlung haben die Herren Librettiſten ſich an Schiller gehalten. Wir ſehen den Infanten im Kerker, Poſa kommt, Abſchied von ihm zu nehmen, — da erſcheint im Hintergrunde ein Dominikaner mit einem Arquebuſier und zeigt auf Poſa; — der Schütze zielt, — drückt ab und Poſa ſtürzt, aber er ermannt ſich und ſingt ſterbend noch eine Arie, die eine halbe Stunde dauert, worauf er endlich den Geiſt aufgiebt und Carlos ſich troſtlos auf den Leichnam wirft.

Im fünften Acte iſt wieder das Kloſter St. Juſt mit dem Grabmale Carl's V. da. Carlos hat hier mit Eliſabeth ein letztes Rendezvous vor ſeiner Abreiſe nach Flandern verabredet, und Beide ſind eben im zärtlichſten Tête-à-tête, als der König mit Gefolge auftritt, den Infanten zum Tode verurtheilt und ihn dem Groß-Inquiſitor übergiebt. Aber als dieſer den Prinzen den Dienern des Inquiſitions-Tribunals übergeben will, öffnet ſich das Grabmal und Carl V. mit der Krone auf dem Haupte erſcheint; er nimmt Don Carlos in ſeine Arme, hüllt ihn ſchützend in ſeinen Königsmantel und verſchwindet mit ihm im Grabmale, deſſen Pforten ſich ſchließen. — „Der Kaiſer!“ ruft der blinde Inquiſitor aus; — „Mein Vater!“ bebt der erſchrockene Philipp, und der Chor der Mönche ſingt das Requiem, während der Vorhang fällt — welches freudige Ereigniß gegen zwei Uhr Morgens ſtattfand.

Das war alſo Don Carlos nach franzöſiſcher Auffaſſung; — ich hatte Kopfweh und ſchlich nach Hauſe. Das Publikum ſchien ebenfalls matt und müde, und es war auch kein Wunder. Die Sänger, der Tenoriſt Tiberini (Carlos) und ſeine Frau (Eliſabeth), der Bariton Colonneſe (Poſa), die treffliche dramatiſche Sängerin Marie Deſtin-Löwe (Eboli) und die drei Baſſiſten Vecchi (Philipp), Ceſaro (Groß-Inquiſitor) und Fradelloni (Carl V.), die Chöre und

beſonders das vorzügliche Orcheſter hatten Ausgezeichnetes geleiſtet, und das Publikum war mit ſeinem Applaus nicht ſparſam geweſen, aber alle Beifallsbezeigungen hatten nur den Leiſtungen der Sänger und Muſiker gegolten; — Verdi's Muſik hatte dieſes Mal die Zuhörer kalt gelaſſen, ſie war ihnen zu ernſt, zu ſchwer, zu verwickelt, — kurz „troppo tedesco.“ Sonſt, wenn man aus einer Prima Recita nach Hauſe ging, hörte man auf der Straße ſchon die beliebteſten Melodien von allen Heimkehrenden ſingen, — heute zog Alles ſtumm heim. Dennoch wird die Oper allabendlich gegeben und alle Abende iſt das Haus gefüllt, denn die Oper iſt für den Italiener ein Lebensbedürfniß. — Ich habe aber an der einmaligen Aufführung genug, und möchte nicht ſo bald wieder ſechs Stunden Muſik ausſtehen. Verdi aber dürfte beſſer thun, bei ſeiner alten Methode zu bleiben und keine deutſche Muſik machen zu wollen; jede Nation hat ihre Eigenthümlichkeiten und bewegt ſich nur in dieſer natürlich. Meyerbeer aber hat weder deutſche, noch franzöſiſche, noch italieniſche Muſik geſchrieben, ſondern ſein eigenes Genre geſchaffen, und darum iſt es noch viel ſchwieriger, ihm nachzuahmen. Das Facit iſt, daß die italieniſche Opernbühne im Rückgange begriffen iſt, — daß ſie nothwendig neuer ſchöpferiſcher Kraft bedarf, und daß die dramatiſche Muſik überhaupt einer völligen Regeneration zugeht, die aber weder in Offenbach's Cancans, noch in Richard Wagner's Zukunftsmuſik liegen dürfte.

Frühlingsfeste.

Wie im Schlaraffenlande. — Die Saison der Volksfeste. — Ueberfluß an Spectakeln. — Der Biergarten im Palazzo Orlandini. — Cultur-Mission des deutschen Biers. — Die Entnationalisirung Italiens. — Ein Stück altes Italien. — Die Trattoria delle antiche Carozze. — Billige Preise. — Eine gastronomische Abschweifung. — Die Wettrennen. — Der König in Gala. — Nicolo Machiavelli's 400ste Geburtsfeier. — Machiavelli's Verdienste und seine — Comödien.

Florenz, 4. Mai 1869.

Trotz der großen Mailänder Verschwörung, von der es jetzt wieder auffallend still geworden ist, trotz der zahlreichen Verhaftungen in der Lombardei, im Neapolitanischen und selbst hier in der Capitale Italiens, trotz der ungeordneten Finanzzustände und einem Deficit von sechshundert Millionen Francs, und trotzdem, daß wir uns in voller Cabinetskrisis befinden und das Ministerium Menabrea sich durch einige Mitglieder der piemontesischen Opposition (gewöhnlich die „Permanenti" genannt) modificiren und ergänzen wird, lebt man hier und in ganz Italien wie im weiland Schlaraffenlande, und Feste folgen auf Feste. Das Frühjahr ist nämlich in ganz Italien die Saison der Volksfeste, und alle Mauern der Hauptstadt sind mit großen Anschlagzetteln bedeckt, die das Publikum nicht nur zu den verschiedenen Festen in Florenz selbst, sondern auch zu den alleranziehendsten Festprogrammen in Pisa, Forli, Perugia, Pescia und anderen Orten einladen. Hier haben wir in dem kurzen Zeitraum einer Woche, am 26. und 28. April, die großen Frühlingswettrennen, am 3. Mai die 400ste Geburtstagsfeier Nicolo Machiavelli's gehabt, und übermorgen, 6. Mai, als am Himmelfahrtstage, findet das große jährliche Volksfest der Florentiner in den Cascinen statt, das von der ganzen Bevölkerung in diesem reizenden Lustgarten mit Musik, Gesang und ländlichen Mahlen gefeiert wird, während zugleich Scheibenschießen, Tombolas, Illuminationen, Concerte und Nachtfeste stattfinden, deren Ertrag den hiesigen Kleinkinderbewahr- und freiwilligen Arbeitsanstalten gewidmet ist. —

Rechnen Sie dazu ein halbes Dutzend Theater, zwei Arenen, einen Reiter-Circus und allerhand andern Spectakel, so werden Sie gestehen müssen, daß man sich in Florenz nicht zu langweilen braucht, wenn man anders Geschmack an solchen lärmenden Festen und theatralischen Schauspielen findet. Florenz nimmt immer mehr den leichtlebigen Ton und Charakter Wiens an, und der große Biergarten am Palazzo Orlandini mit seiner glänzenden Beleuchtung, seinem unermüdeten Orchester und seinen trefflichen Bieren aus Chiavenna, Graz, Wien und München, die mit den vorzüglichsten neapolitanischen Gelatis und Pariser Eis-Crêmes dort servirt werden, würde selbst Wien Ehre machen. Solche Gärten mit Beleuchtung, Concerten, Bier und Eis giebt es in Florenz schon eine ziemliche Zahl, und das deutsche Bier scheint seine Cultur-Mission nun auch in Italien zu vollbringen; — jedenfalls ist das deutsche Bier bei den Italienern populärer als die deutsche Allianz, von der die Undankbaren jetzt, nachdem sie Venedig haben, nicht viel mehr wissen wollen. Ueberhaupt verliert Italien, wenigstens in seinen größeren Städten, von Tag zu Tag mehr den eigenthümlich italienischen Charakter und nimmt immer mehr fremde Sitten, Gebräuche und Trachten an. Für Jemanden, der, wie ich, Italien vor vierzig Jahren gesehen hat, ist diese Entnationalisirung auffallend sichtbar. Die Nationaltrachten verschwinden immer mehr, die breiten, bequemen Betten haben den schmalen französischen Betten von kaum 30 Zoll Breite Platz gemacht, die Osterien und Betolen erhalten sich nur noch im Römischen, und selbst die Nationalgerichte erscheinen nur noch selten und spärlich auf den Speisezetteln der Gasthäuser und haben bereits längst den kosmopolitischen Beefsteaks, Rostbeefs, Cotelettes, Vol-auvents, Fricassées und Ragouts Platz gemacht. Noch zwanzig Jahre, und die letzte Spur des alten italienischen Lebens wird, bis auf einige abgelegene Gegenden Sardiniens, Calabriens und Siciliens, verschwunden sein, und die Reisenden von 1890 werden die italienischen Reisebeschreibungen von 1830 bis 40 mit derselben ungläubigen Verwunderung, wie wir etwa die wunderbaren Reisen des Marco Polo lesen. Mir ist es immer erfreulich, wenn ich noch irgendwo auf ein Stückchen altes Italien stoße, besonders im Gasthausleben, denn man mag, was man will, über Schmutz, Flöhe und andere Dinge klagen, wie Herr von Nicolai und Consorten, gemüthlicher und billiger war es doch in den ehemaligen Locandas und Albergos, als in

den jetzigen Hôtels mit ihren Kellnern in schwarzen Fracks und tadellosen weißen Cravatten, ihren elektrischen Glocken-Apparaten, ihren steifen und langweiligen Table d'hôtes und ihren complicirten Rechnungen mit „Service" und „Bougies" u. s. w. — Hie und da findet man noch in Italien alte Gasthäuser, die zwar allen soliden Comfort der modernen Hôtels angenommen, dabei aber doch die gute alte Einfachheit und Billigkeit beibehalten haben. Auch ehrliche Trattorien „aus der guten alten Zeit" findet man noch hie und da — und sie sind ein God send für den, der von den modernen „Restaurants" oder „Ristoratores" entweder ausgehungert oder vergiftet worden ist. Ein solch' solides Speisehaus ist hier in Florenz die seit alten Zeiten bestehende „Trattoria delle Antiche Carozze," in der Nähe des Ponte Vecchio. Das Local nimmt den ganzen ersten Stock eines großen Palazzo mit zwei Fronten ein, und doch ist von 12 Uhr Mittags bis 8 Uhr Abends in den vielen Zimmern selten ein unbesuchter Platz zu finden, und man ist häufig gezwungen, im Entrée-Salon zu warten, bis irgendwo Gäste fertig und ihre Tische leer geworden sind. Und trotzdem strömt Alles, was eine gute Küche, reine Getränke, aufmerksame Bedienung und billige Preise dem modernen Firlefanz vorzieht, nach dem „Antiche Carozze" und läßt es sich gefallen, daß die Kellner Jacken und keine schwarzen Fräcke anhaben, und daß das Etablissement nicht vor 12 Uhr Mittags aufgemacht und um 8 Uhr Abends unerbittlich geschlossen wird, und wenn auch noch hundert hungrige Gäste kämen. „Es ist seit vierzig Jahren so unsere Hausordnung!" sagt der Wirth, läßt die Feuer in der Küche und die Gasflammen Schlag 8 Uhr auslöschen und schließt die Thüren zu. Wenn ich Ihnen nun sage, daß der erste Kellner schon fünfundzwanzig Jahre in diesem Hause servirt und der zweitnächste achtzehn Jahre, — daß der Wirth eben so lange, wie schon früher unter seinem Vater, die Gäste selbst bedient, so können Sie sich denken, daß die ganze Bedienung geräuschlos, prompt und glatt geht, „comme sur des roulettes," wie die Franzosen sagen, und daß zwischen den täglichen Gästen und dem Dienstpersonal ein gemüthlicher und vertraulicher, aber dabei höchst artiger und anständiger Ton herrscht. Ich habe bei meinem ersten Aufenthalte in Florenz die „Restaurants" mit Diners à prix fixe zu 2 und 3 Francs kennen gelernt. Diese Restaurants, deren größte Leistung ihre ungeheuern Anschlagzettel sind, auf denen sie z. B. für 2 Francs (gleich

36 Cents amerik. Gold) eine Bouteille Wein, Brot à discretion, Suppe, drei Gerichte nach Auswahl, Torte, Käs, Obst und eine Tasse Kaffee bieten, können nach den hiesigen Marktpreisen die Materialien dazu nicht um diesen Betrag kaufen, viel weniger davon noch Bereitung, Localmiethe, Beleuchtung, Einrichtung, das Dienstpersonal, Steuern und Abgaben bestreiten und noch selbst mit ihren Familien davon leben; — sie müssen also den Ausschuß der Märkte, die verdorbenen Waaren, die Surrogate u. dergl. einkaufen und dann noch die Portionen so klein machen, wie jene Portiönchen, von denen Kotzebue's Pächter Feldkümmel ein Dutzend verschlingt und dann von dem erstaunten Garçon noch ein paar Dutzend „solcher Dingerchen" verlangt. Man wird mit Tellerwechseln und den französischen Titulaturen der Gerichte amüsirt und steht am Ende hungrig vom Tische auf. Die Antiche Carozze und andere ähnliche Etablissements, wie z. B. in Rom die Trattorien dell' Archetto und della Toretta, des Gallo in Mailand, der Pergola in Livorno u. a. lassen sich auf den Schwindel der Diners à prix fixe nicht ein. Sie haben ihre Speisekarten mit den Preisen bei jedem Gerichte, — die Portionen sind so groß, daß zwei Personen an einer Portion genug haben, Jeder ißt, was er will und bezahlen kann, und damit Punktum. Der Einzelne ißt dadurch allerdings etwas theurer, oder kann doch wenigstens nicht vielerlei Gerichte essen; — für kleine Gesellschaften von zwei bis drei Personen ist die Sache aber sehr convenabel. Die Preise sind, mit amerikanischem Auge betrachtet, fabelhaft billig und selbst vom italienischen Gesichtspunkte aus nicht theuer zu nennen. Eine Portion Suppe 4 Cents amerik. Gold, Rindfleisch mit Gemüse 7 Cents, Ragouts, Fricassées, Stufatos u. dergl. 10 Cents bis 15 Cents, Kalbsbraten, Rindsbraten u. s. w. 12 Cents, Gemüse, wie Spargel, Artischoken, grüne Erbsen 8 bis 12 Cents, Torten und Compots 7 Cents, Käse 4 Cents, Obst 4 Cents; — eine Bouteille guter Tischwein, Pomino, 10 Cents amerik. Gold. Das sind bei den großen Portionen allerdings billige Preise, nur muß man in diesen Localen in der italienischen Sprache und auf dem italienischen Speisezettel zu Hause sein, denn die dienstbaren Geister radbrechen weder Englisch noch Französisch, sondern sprechen nur Italienisch. Ich bin seit vier Wochen ein täglicher Gast der Antiche Carozze und gehöre schon zu den Habitués; — da amüsire ich mich oft, wenn ein paar verirrte Deutsche mit dem unvermeidlichen

rothen Bädeker in der Hand hereinstolpern, den Speisezettel, wie Champollion die ägyptischen Hieroglyphen, studiren und den Kellner und seine Erklärungen eben so wenig verstehen, als dieser sie versteht, woraus dann die ergötzlichen Quidproquos hervorgehen. Wie sollen die Guten auch ahnen, daß „Tagliarini al brado" nur Nudelsuppe bedeutet und „Stracotto all' Agro dolce" Sauerbraten ist. Aber man muß ja immer Lehrgeld zahlen im Leben, und so bestellen unsere unkundigen Freunde auf's Gerathewohl, essen die wunderbarsten Speisen durcheinander,' lernen sich dabei aber doch endlich auf der Karte orientiren, und nach ein Paar verfehlten Diners haben sie sich zuletzt eine Bill of fare componirt, bei der sie nun standhaft bleiben und sich dabei wohlbefinden. Die große Mehrzahl aber, der Landessprache unkundigen Fremden läßt sich willenlos an den Table d'Hôtes der großen Hôtels abfüttern, ist an eine bestimmte Stunde und eine meist langweilige Tischgesellschaft gebunden und muß dieses Tafelvergnügen meist theuer bezahlen. — Die eigentliche Würze des Reisens aber ist die vollständigste Unabhängigkeit von jedem Zwange, und nur indem man sich frei von den verschiedensten Orten bewegt, lernt man Land und Leute vollkommen kennen. Für mich ist die Table d'Hôte, und sie sei noch so vorzüglich, schon wegen der Toilette und der verschiedenen kleinen Etiquette-Fragen, ein peinlicher Zwang.

Doch lassen Sie uns nach dieser gastronomischen Abschweifung zu unseren Frühlingsfesten zurückkehren. — Die Wettrennen waren sehr brillant, wie sich dies in der Hauptstadt des neuen Königreichs Italien auch nicht anders erwarten ließ. Florenz ist nicht nur die Residenz des Königs und seines Hofes, der Sitz der Ministerien und des diplomatischen Corps wie des italienischen Parlaments, es ist auch, besonders im Frühjahr, das Rendezvous von Tausenden von distinguirten Fremden aus allen Ländern. An eleganten Toiletten, prachtvollem Schmucke, schönen Equipagen, reichen Livréen und allen derartigen Paraphernalien ist daher kein Mangel, und das Bild ein sehr farbenreiches und anmuthiges. Aber die Florentiner-Wettrennen haben noch den großen Vorzug, daß sie dicht vor den Stadtthoren, auf der schönen Wiese: „Il Prato", bei den beliebten Cascinen, abgehalten werden. Man braucht sich also nicht, wie in Paris oder London, für einen ganzen Tag zu deplaciren, sondern Jeder kann seinem Berufe, seinen Geschäften oder seinem Vergnügen nachgehen, und um 3 Uhr Nachmittags

ganz gemüthlich zum Rennplatze ſchlendern oder fahren, und iſt nach Beendigung der Rennen gleich wieder in der Stadt. Daraus entſteht eine viel größere und allgemeinere Betheiligung der ganzen Bevölkerung, und ich habe noch ſelten bei ähnlichen Gelegenheiten ein ſolch belebtes und anmuthiges Volksſchauſpiel, voll der reichſten Abwechſelung geſehen, als bei dieſem Florentiner Rennen. Daß die „Roughs" und die „Rowdies", die in England und anderswo bei ſolchen Gelegenheiten eine hervorragende Rolle ſpielen, hier ganz fehlen, verſteht ſich wohl nach dem, was ich Ihnen ſo oft über den liebenswürdigen und artigen Charakter des italieniſchen Volkes geſagt habe, von ſelbſt. — Der König war eigens von Neapel zu dem Rennen zurückgekommen; er hatte aus ſeiner Privatſchatulle nicht nur den erſten Preis des Hauptrennens für in Italien geborene und aufgezogene Pferde mit 15,000 Francs gegeben und bei dem Rennen der Gentlemen-riders die Sieger mit prächtigen goldenen Chronometern mit ſeinem Namenszug in Brillanten beſchenkt, er hatte auch gegen ſeine ſonſt ſehr einfachen Gewohnheiten bei dieſer Gelegenheit den alten Pomp des ſavoyiſchen Hofes entfaltet. An beiden Tagen kam er in großen Gala-Equipagen, — offenen Chaiſen mit vier Pferden à la Daumont, Jockeys, Piqueurs, Bedienten, Kutſchern in großer Gala-Livrée; — das erſte Mal: ſcharlachrother Sammet mit Silber und weißen Kaſimir-Unterkleidern; das zweite Mal: blauer und weißer Atlas mit Silber; eine Escadron Küraſſiere in ihren neuen, faſt theatraliſch-prächtigen Uniformen, mit ſilberplattirten Helmen und Panzern gab das Ehrengeleite. Der König wurde vom Publikum mit allen Zeichen herzlicher Zuneigung und achtungsvoller Anhänglichkeit empfangen, machte nach Beendigung des Rennens noch einen Spaziergang im Park und unterhielt ſich dabei mit ihm begegnenden Perſonen aus allen Klaſſen. Als ſich die Sonne zum Untergange neigte und mit ihren Strahlen das herrliche Panorama beleuchtete, daß man von den Caſcinen aus überſieht, die Höhen von Fieſole und Rinaldi, die prachtvollen Villas Demidoff, Petraza, Careggi, Quarto, Palmieri, Salviati und hundert andere, die alle dieſe lieblichen Höhen und Thäler ſchmücken, da bot der Prato einen unausſprechlich ſchönen Anblick dar. Der Glanz der königlichen Equipagen und Escorten, die unzähligen Equipagen des diplomatiſchen Corps, der Miniſter und der einheimiſchen wie der fremden Haute volée die buntgekleideten Jockeys, die hin und her galoppirenden

Mitglieder des Reitclubs, zahlreiche andere Reiter in Civil und Militär auf durchweg schönen Pferden, ein Contingent reizender Amazonen mit fliegenden Schleiern, dazwischen galoppirende Gensdarmen und die lange Reihe der die Rennbahn frei haltenden Militärposten, und um das ganze eine ungeheure, sonntäglich geputzte Volksmenge voll der lebhaftesten Theilnahme an dem schönen und aufregenden Schauspiele, — vor Allem aber die musterhafte, ohne alles polizeiliche Einschreiten inne gehaltene Ordnung und Ruhe, verbunden mit dem artigen und anständigen Benehmen dieser Menschenmasse, machten einen äußerst interessanten und durch nichts getrübten Eindruck. Wie kein anderes Land ist Italien ein Land für Volksfeste, und seine Bewohner wissen sie zu würdigen und zu genießen. Abends zog dann Alles, — Equipagen und Miethwagen, Reiter und Amazonen und endlose Processionen von Fußgängern längs der schönen, mit Palästen bedeckten Quais des Arno der Stadt zu, und die Gaslaternen erhellten schon lange die tiefblaue italienische Nacht mit ihren lauen, vom Blüthenduft gewürzten Lüften, als noch der Menschenstrom fortwährend daherwogte und gar kein Ende nehmen zu wollen schien.

Die 400ste Geburtstagsfeier des großen italienischen Staatsmannes Niccolo Machiavelli war eine specielle Angelegenheit der Stadt Florenz, die mit Recht stolz darauf ist, daß dieser bedeutende Mann in ihren Mauern das Licht der Welt erblickte und als „Secretär der florentinischen Republik" ihr seine besten Kräfte widmete. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß dieser seiner Zeit weit vorausgeeilte Mann so lange verkannt, so oft geschmäht und verlästert worden ist, — und daß man die Bezeichnung: „machiavellistisch" in Bezug auf Politik fast gleichbedeutend mit: „jesuitisch" gebraucht hatte. — Allerdings war auch Machiavelli's Grundsatz der des heiligen Ignaz von Loyola: „Der Zweck heiligt die Mittel" — aber Machiavelli's letzten Ziele und Zwecke waren himmelweit von denen Loyola's unterschieden. Als Secretär der Republik, die aber nur eine nominelle Republik unter der Herrschaft der Medicäer war, leitete er mit Geist und Geschick die auswärtigen Angelegenheiten der Republik, hatte einen bedeutenden Einfluß auf die innere Verwaltung derselben und durch seine Schriften auf ganz Italien, und erntete endlich nach langen und schlecht bezahlten Diensten den gewöhnlichen Undank. Kerkerhaft, Tortur, Verbannung verbitterten seine letzten Jahre, und er starb arm und

vergeſſen auf ſeiner einſamen Farm von San Casciano. Erſt im vorigen Jahrhundert wurden ſeine großen Verdienſte gebührend anerkannt, — Voltaire, Friedrich der Große, die bedeutendſten Encyklopädiſten brachten ihm den Zoll ihrer Bewunderung dar, und ein reicher und hochgebildeter Engländer, Lord Naſſau, errichtete ihm in der Kirche Santa Croce in Florenz, dem National-Pantheon Italiens, ein prächtiges Marmor-Grabmal, zu dem geſtern alle Feſtgenoſſen mit Andacht und dankbarer Anerkennung hinzogen. Macaulay, der geiſtreiche Eſſayiſt und Geſchichtſchreiber, hat in unſeren Tagen auf die große Bedeutung Machiavelli's hingewieſen, und die Italiener verehren in dem „Florentiner Secretär" jetzt den Vorkämpfer der Einheit Italiens, den Mann, der zuerſt den nationalen Gedanken zur Geltung brachte, den großen Staatsmann, bedeutenden Schriftſteller, den erſten Organiſator einer National-Miliz, an die Stelle der Söldnerbanden, die damals der Fluch Italiens waren, und den beſten Patrioten, der mit Wort und That gegen die fremde Einmiſchung und das fremde Joch kämpfte. Machiavelli's einziges Unglück war, daß er zu früh gekommen, ſeiner Zeit zu weit voraus war, und daß faſt vier Jahrhunderte vergehen mußten, ehe ſeine kühnen Gedanken Geltung und Anwendung fanden. „Kein Land," ſchreibt er in ſeinem erſten Geſpräche über die Dekade, „kein Land war je groß und glücklich, wenn es nicht unter einem Fürſten oder unter einer Republik vereinigt war. Italien hat zu dieſer Einigung weder den Fürſten noch die Republik, und das Hinderniß ſeiner Einheit iſt die Kirche, — die Kirche, als weltliche Macht nicht ſtark genug, um nicht, aber mit fremdem Beiſtande, Jeden niederzubrechen, der in Italien zu mächtig werden wollte. Als die Longobarden Herren von faſt ganz Italien waren, rief die Kirche Karl den Großen, der die Longobarden verjagte, und in unſeren Tagen hat die Kirche mit Hülfe Frankreichs die Macht der Venetianer gebrochen, um dann mit Hülfe der Schweizer die Franzoſen aus Italien zu treiben."

Trotz ſeiner nationalen und patriotiſchen Geſinnungen, oder vielleicht eben wegen derſelben, in einem Zeitalter, wo eine Anzahl zu Macht und Reichthum gekommener Familien ganz Italien als ihre Privat-Domänen unter ſich theilten und der Kirche auch fette Biſſen zuwarfen, um deren Zuſtimmung zu erkaufen — trotz ſeiner großen, der Republik und den Mediceern geleiſteten Dienſte, ward Machiavelli eines Complottes gegen den Cardinal Medicis ange-

klagt, in den Kerker geworfen, gefoltert und, als keine Beweise gegen ihn gefunden werden konnten, zwar freigelassen, aber aus der Stadt Florenz verbannt. — Von seiner Farm in Casciano schrieb er am 10. December 1513 jenen berühmten Brief an seinen edlen Freund Francesco Vettori, worin er ihm sein jetziges Leben beschreibt, — wie er am Morgen den Bauern beim Holzfällen zusieht, oder seine Netze am Vogelherde aufstellt; — oft auch wirft er sich auf den Rasen in das hohe Gras bei seiner Lieblingsquelle, mit einem Buche in der Hand, und liest oder träumt wachend. — Nach seinem einfachen Mahle steigt er den Berg hinab zu dem Wirthshause an der römischen Heerstraße — läßt sich dort die Neuigkeiten erzählen, die vorüberziehende Reisende gebracht haben, und spielt mit den Bauern Tricktrack. Dabei wird gestritten und geschrieen, „so daß man uns oben in San Casciano hören kann" — so schreibt er. —

Der merkwürdige Brief, aus dessen Zeilen die Bitterkeit des tief gekränkten Mannes durchleuchtet, existirt noch, — die Farm mit demselben Wohnhause, das Wirthshaus an der Straße von Florenz nach Rom stehen noch immer unversehrt da und zahlreiche Verehrer des großen Mannes pilgern nach San Casciano, um die Stätten zu besuchen, wo der große Sohn Italiens die besten Jahre seines Lebens verbrachte und seine bedeutendsten Werke schrieb. — Macchiavelli ist der Heros der gebildeten Italiener und steht dem „Volke" noch unendlich fern; — so war denn auch die gestrige Feier kein populäres Fest, sondern eine stille, aber würdige Festlichkeit der Intelligenz. — — Deputationen der bedeutendsten Städte, Universitäten, Akademien ganz Italiens, hervorragende Männer der Wissenschaft, Schriftsteller und Journalisten und eine Delegation des italienischen Parlaments nahmen an der Feier Theil. Um 10 Uhr zogen sie Alle zur Kirche Santa Croce, wo vor dem mit Blumen und Lorbeerkränzen geschmückten Grabmale Macchiavelli's der Syndikus der Stadt Florenz, Sgr. Peruzzi, eine kurze, aber ergreifende Rede hielt. — Dann begab sich die ganze Versammlung nach Macchiavelli's Wohnhause in der Via Giucciardini, das ebenfalls reich mit Blumen und Fahnen geschmückt war und an dessen Façade eine Marmortafel enthüllt wurde, deren Inschrift folgendermaßen lautet: „Dem Niccolo Macchiavelli, dem kühnen und begeisterten Vorkämpfer der nationalen Einheit, —

dem Lehrer und Gründer eines eigenen, nicht Söldner-Heeres, — widmete dieſe Gedächtnißtafel am 3. Mai 1869, ſeinem 400ſten Geburtstage, — das nun geeinigte und gewaffnete Italien.“

Indeſſen waren in der Bibliothek der Uffizii die eigenhändigen Briefe, Denkſchriften, Werke und ſonſtigen Reliquien des großen Florentiners ausgeſtellt, und von 1 bis 5 Uhr wogten Tauſende und Tauſende hin, um dieſe Andenken und Erinnerungszeichen eines großen Mannes zu betrachten. — Um zwei Uhr Nachmittags fand in den Oricellariſchen Gärten, jetzt Eigenthum der ruſſiſchen Fürſtin Orloff, wo einſt Machiavelli mit ſeinen gelehrten Freunden, den Mitgliedern der platoniſchen Akademie, in Geſprächen, Debatten und Vorträgen gewirkt hatte, die eigentliche literariſche Feierlichkeit mit Reden, Cantaten und Muſikvorträgen vor einem ſpeciell eingeladenen und ſehr gewählten Publikum ſtatt. Die Fahnen aller Städte Italiens zierten den Sitzungsſaal, über dem Sitze des Präſidenten wehten die Banner von Florenz und von — Rom, — trotz des „Jamais!“ des Monſieur Rouher und trotz Papſt, Cardinal Antonelli und dem heiligen Collegium. — Abends ward im Teatro Niccolini von bühnengewandten Dilettanten, unter der Leitung des Grafen Gattinelli, eine von Machiavelli's Comödien, und zwar die „Undine“, aufgeführt, denn der große Staatsmann war nicht nur politiſcher und hiſtoriſcher Schriftſteller, ſondern er ſchrieb auch eine Anzahl Stücke für die damals noch in der Wiege liegende italieniſche Bühne, und ſeine „Mandragora“ z. B. war das Lieblingsſtück Papſt Leo's X., der es vor ſich und ſeinen Cardinälen nicht oft genug aufführen laſſen konnte. —

Heutzutage, in unſerer auf der Außenſeite ſo prüden Zeit, würden ſelbſt ein Parterre von Studenten und eine Galerie von Cavallerie-Officieren die derben Witze und handgreiflichen Zweideutigkeiten der Mandragora nicht ohne zu erröthen anhören können, — aber andere Zeiten, andere Sitten! — Damals wurde die Mandragora und vieles andere Aehnliche nicht nur vor dem Papſte und ſeinen Cardinälen, ſondern auch am Hofe Cosmus von Medicis, des „Pater patriae“, im Beiſein ſeiner tugendhaften Gemahlin und ihrer Hoffräulein aufgeführt. —

Das war eine politiſch-literariſche Feſtlichkeit, und übermorgen folgt nun zur Abwechſelung das lärmende und lebhafte Volksfeſt der Aſcenſione. Auch dieſes will ich noch mitmachen und dann

dem schönen Florenz Adieu! sagen. Es wird schon gewaltig heiß, und ich muß mich beeilen, mehr nordwärts zu kommen, wo sich's „im Schatten kühler Denkungsart" — „unter dem prächtigen Dach schattiger Buchen, — unter den säuselnden Linden und dem fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt" — gemüthlicher ruhen läßt, als in dem heißen Florenz.

Bologna, la grassa.

Bologna und seine Universität. — Zehntausend Studenten. — Auf zehn Studenten ein Professor. — Weibliche Professoren. — Die Eisenbahn über die Apenninen. — In 45 Tunnels geräuchert. — Das Volksfest in den Cascinen. — Nicht ein Betrunkener. — Die Romantik von Bologna. — König Enzio.

Bologna, 10. Mai 1869.

Da wäre ich denn in dem alten Bologna, in der Stadt des Wissens, von deren schon im Jahre 1119 gegründeten Universität die Aussprüche und Entscheidungen, besonders in allen Rechtsfragen, als Orakelsprüche durch die ganze Welt gingen und überall unbedingte Anerkennung fanden. Was die noch ältere Universität von Salerno für die Medicin war, das war ihre Namensschwester von Bologna für die Jurisprudenz, der berühmte Irnerius führte hier zuerst das Studium des römischen Rechts ein, welches von seinen Nachfolgern, den Glossatoren, ausgelegt und angewendet ward. Der Wahrspruch der Universität: Bononia docet! (So lehrt Bologna!) fand eben so allgemeine Anerkennung und galt als oberste Instanz, wie in kirchlichen Sachen das berühmte: Roma locuta est! (Rom hat gesprochen!) als unwiderrufliche Entscheidung galt. Der große Ruf des Professor Irnerius und seiner Collegen zog bald die wißbegierige Jugend aller Länder hierher, und die Uni-

verſität zählte 4000 bis 5000 Studenten, deren Zahl 1262 ſogar auf 10,000 ſtieg. Es muß damals in Bologna viel unruhiger geweſen ſein, als jetzt, denn wenn man ſich denkt, welchen Lärm, Unfug und Spectakel ſchon 400 bis 500 Studenten in einer deutſchen Univerſitätsſtadt zu Tage bringen, ſo kann man ſchließen, wie es in Bologna ausgeſehen haben mag, als dort zehntauſend junge, lebhafte, mit heißem Blute und hinreichendem Gelde ausgeſtattete Studenten verſammelt waren, und das noch dazu in einer Zeit, wo es noch keine Polizei, keine Gensdarmen und Soldaten gab und das Fauſtrecht, das Jus fortioris, herrſchten. Die Philiſter und Manichäer und ihre Frauen und Töchter müſſen damals böſe Tage gehabt und der Podeſta mit ſeinem Stadtrathe der Anzianis muß alle Hände voll zu thun gehabt haben, um die Streitigkeiten, Zwiſte, Herausforderungen, Liebſchaften, Schwänke und Exceſſe von zehntauſend Studenten zu ſchlichten. Jetzt zählt die Univerſität zwiſchen 400 und 500 Studenten, denen von 43 Profeſſoren Vorleſungen gehalten werden, ſo daß auf etwa je zehn Studenten ein Profeſſor kommt; — allein beſonders in der Medicin hat Bologna ſeinen alten Ruf behauptet, und wie im Jahre 1440 hier von Mondini die erſte Leiche ſecirt und die Anatomie in die Heilwiſſenſchaft eingeführt ward, wie Giuſeppe Galvani hier im Jahre 1789 den Galvanismus entdeckte, ſo ſind auch jetzt bedeutende Kräfte an dieſer Lehranſtalt thätig, wie Dr. Concato, der in Wien und Prag ſtudirte und fließend Deutſch ſpricht, Dr. Calori, Anatom, der Botaniker Bartolini, der National-Oekonom Maffei, der Hiſtoriker Veſi und viele andere, auch weit über Italien hinaus bekannte Namen.

Beſonders intereſſant aber iſt die Univerſität Bologna noch dadurch, daß an ihr auch Frauen als Profeſſoren gelehrt haben, ſo ſchon im 14. Jahrhundert Frau Novella d'Andrea, die Mathematik vortrug, deren Schönheit aber ſo groß war, daß ein ſeidener Vorhang vor dem Katheder angebracht werden mußte und Signora Andrea hinter dieſem vortrug, damit die Studenten durch die lieblichen Reize der Profeſſorin nicht zu ſehr von der trockenen Matheſis abgelenkt wurden.

Nun denke man ſich ein Auditorium von einigen Tauſend jungen Studenten, — denn wer hätte unter ſolchen Umſtänden nicht das Collegium über Mathematik gehört, — und hinter einem Vorhange eine junge, bildſchöne Frau, die dieſer Verſammlung

das Problem des Quadrates der Hypotenuse auseinandersetzt. Ein Jahrhundert später trug Laura Bassi Physik und Mechanik vor, — nach ihr lehrte sogar eine Signora Manzolina die Anatomie, natürlich ohne Vorhang — und noch in unseren Tagen, in der ersten Hälfte dieses 19. Jahrhunderts, war der Lehrstuhl des Griechischen durch die gelehrte Clotilda Tambroni besetzt, deren Grab (gestorben im Jahre 1817) ich gestern im Campo santo besuchte. Wenn nun schon die Frauen Bolognas solch' hohe geistige Begabung hatten, so läßt sich daraus auf den Bildungsgrad der gelehrten Männer schließen, die in dieser Stadt lehrten und wirkten. Und so sieht man denn auch auf demselben Campo santo eine tempelartige Rotunda, in der die Marmorbüsten der bedeutendsten dieser Männer aufgestellt sind, — ein Bologneser Pantheon im Kleinen. Mich interessirte am meisten die Büste Mezzofanti's, des großen Sprachkundigen, der, hier 1776 geboren, im Alter von 36 Jahren schon achtzehn und bei seinem 1849 erfolgten Tode zweiundvierzig Sprachen so geläufig und fließend wie das Italienische sprach. Er war an der hiesigen Universität Professor der orientalischen Sprachen und Bibliothekar, bis ihn im Jahre 1833 Papst Gregor XVI. zum Cardinal ernannte.

Doch ich habe mich da in die alte Universität vertieft, daß ich Ihnen noch gar nicht erzählt habe, wie ich von Florenz nach Bologna gekommen bin, und doch war das keine Kleinigkeit, denn es galt, mit dem Dampfroß und auf Eisenbahnschienen die Gebirgskette der Apenninen zu übersteigen, die sich hier in einer Höhe von 5- bis 6000 Fuß hinzieht. Und so sind wir denn, von zwei der stärksten Locomotiven gezogen, die einen Train von 46 Waggons schleppten, aufwärts und abwärts gezogen worden, bis wir die Stadt Pistoja unten in der Ebene des Ombrone, klein, wie eine Miniatur-Puppenstadt für Kinder, daliegen sahen und wir uns auf einer Höhe befanden, wo die Vegetation aufhört und nur noch Moose und Krüppelholz den unwirthlichen Boden bedecken. Diese Straße über die Apenninen bleibt ein Meisterstück der Eisenbahn-Baukunst unserer Tage, und wenn sie auch nur ein Gleis und 45 Tunnels hat, so ist doch, trotzdem daß täglich zehn Züge auf ihr circuliren, durch die musterhafte Ordnung und große Vorsicht, die beobachtet wird, noch kein Unfall vorgekommen. — Aber anstrengend und lästig sind diese vielen Tunnels, — nur auf ein Gleis berechnet, sind sie sehr enge, — der Kohlenrauch und der

Waſſerdampf von zwei mächtigen Locomotiven können keinen genügenden Ausweg finden, füllen den ganzen Tunnel und alle Wagen, und erzeugen eine Hitze und einen erſtickenden Dunſt, in dem kein Menſch es auf die Länge aushalten könnte. Dabei ſind die meiſten dieſer Tunnels ſehr lang, — in einigen konnte ich langſam bis 800, ja bis 900 zählen, und als wir endlich alle 45 Tunnels paſſirt hatten, waren wir ſchwarz wie die Schornſteinfeger und nahe an einem Zuſtande der Aſphyxie durch Kohlendunſt. — Im vorigen Herbſt iſt dieſe Bahn durch anhaltende Regen und Schwellen der Gebirgswaſſer ſo beſchädigt worden, daß ſie ſechs Wochen lang ganz unfahrbar war; jetzt iſt ſie zwar nothdürftig hergeſtellt, aber noch muß über viele Stellen und durch manche Tunnels nur ſehr vorſichtig und ganz langſam gefahren werden, was beim Paſſiren der Tunnels eben nicht zur Annehmlichkeit beiträgt. Bergab ging es im Thalbette des Reno mit nur einer Locomotive weit ſchneller und luſtiger, obwohl der Reno, wie ſein Namensbruder, der Rhein in der Schweiz, ein wilder und rüder Geſelle iſt, der ganze Steinlager mit ſich fortrollt, Brücken zerſtört und Uferſtrecken mit hinwegnimmt. Endlich waren wir in der unabſehbaren lombardiſch-venetiſchen Ebene, die wie ein großer Garten ſich vor uns aufthat, und in den Strahlen der Abendſonne ſahen wir das alte Bologna mit ſeinen zahlreichen geraden und ſchiefen, aber durchweg wunderlich gebauten Thürmen und ſeinen 130 Kirchen.

Trotz Rauch, Dampf, Dunſt und Hitze in den vielen Tunnels waren wir auf der ganzen anſtrengenden Fahrt ſehr vergnügt geweſen, — ich und meine Reiſegefährten, — wir hatten friſches Waſſer und trefflichen Chiantiwein, ſchwemmten den Kohlenruß hinunter, ſo gut es ging, und plauderten von dem ſchönen Volksfeſte, nach welchem wir Florenz verlaſſen. Mit keinem freundlicheren, angenehmeren Eindrucke hätten wir von der reizenden Arno-Stadt ſcheiden können, als dem, den uns dieſes Volksfeſt hinterließ. Ja, das war ein Volksfeſt in des Wortes ſchönſter Bedeutung, — die ganze Bevölkerung von Florenz und der nächſten Umgebung war in den Caſcinen verſammelt, um in herkömmlicher Weiſe das Himmelfahrtsfeſt zu feiern. Fünfzig große Omnibuſſe zu 24 Perſonen, Hunderte von Fiakern, Sediolen und Birrichini ſchleppten in einem fort, vom frühen Morgen bis zum Abend, ihre lebendige Fracht herbei, und wie Heuſchreckenſchwärme zogen die langen Pro-

ceſſionen der Fußgänger daher. Unter dem ſchattigen Laubdache im hohen Graſe lagerten ſich überall die Familien, denn hier ſtehen nirgends die in Deutſchland ſo beliebten Warnungstafeln: „Es iſt bei Strafe von x Gulden oder Gefängniß verboten, hier den Raſen zu betreten.“ — Die mitgebrachten Speiſevorräthe und großen Korbflaſchen mit Wein wurden ausgepackt, und Tauſende von Picknicks organiſirten ſich in dem großen Luſtwalde. Für jene, die nichts mitgebracht hatten, hatten unzählige Wirthe improviſirte Oſterien errichtet, vor denen ſich am hellen Feuer der Bratſpieß drehte und auf Kohlenöfen die Pfannen broddelten und Alles aß und trank, ſang und machte Muſik mit Guitarren, Mandolinen, Harmonikas und anderen Inſtrumenten, und die heiterſte Stimmung, die reinſte Freude herrſchten überall. — Ich rechne es den Florentiner Behörden zum beſondern Verdienſt an, daß ſie dieſem Volksfeſte ſeinen ländlichen, naiven Charakter zu wahren wiſſen. Gaſtwirthe, Traiteurs, Eis- und Limonadeverkäufer, Händler mit Backwerk, Obſt, Erfriſchungen aller Art waren in unbeſchränkter Zahl zugelaſſen, — alle Gaukler, Seiltänzer, Gymnaſtiker, Bänkelſänger, Leiermänner und ähnliches Volk, das den armen Leuten die mühſam errungenen Soldi mit brotloſen Künſten aus der Taſche lockt, waren rigorös ausgeſchloſſen. Das Volk war auf ſich ſelbſt und ſeine eigene Unterhaltungsgabe angewieſen und, wie die Thatſache zeigte, nur um ſo vergnügter.

Welche reizenden Volkslieder habe ich da nicht von vollen, ſchönen Stimmen ſingen gehört, welche graziöſen Tänze wurden da nicht nach dem Tacte einer Guitarre auf dem weichen Raſen getanzt, welche urplötzlichen Comödien und Schwänke wurden nicht vom Publikum ſelbſt improviſirt und aufgeführt, und die jungen Leute, die ihre Röcke ausgezogen und in Hemdärmeln gymnaſtiſche Uebungen und akademiſche Stellungen producirten, boten in jeder Hinſicht ein angenehmeres Schauſpiel dar, als die bemalten Clowns und zerlumpten Akrobaten, die für ihre Purzelbäume dann mit dem Teller ſammeln gehen. Was aber dem Feſte einen beſondern Reiz verlieh, war das, daß keine Klaſſe der Bevölkerung ſich in ſteifer Excluſivität davon fern hielt; der König im leichten Wagen, die ganze Ariſtokratie in ihren Equipagen, Officiere und Cavaliere zu Pferd bewegten ſich zwanglos und zutraulich unter der eſſenden und trinkenden, ſingenden und muſicirenden Volksmenge, und kein Wortwechſel, kein Streit, kein Unfall ſtörte

die festliche Stimmung; ja, zu Ehren des italienischen Volkes muß ich es hervorheben, daß ich unter diesen Tausenden und Tausenden auch nicht einen Betrunkenen gesehen habe. Ein Concert der Musik der Nationalgarde hatte das Fest eröffnet, eine Tombola mit Preisen von 1000, 600 und 400 Francs und Illumination und Feuerwerke im zoologischen Garten beschlossen es. Zur Tombola waren 20,000 Cartelloni zu 1 Franc verkauft worden, und das reine Erträgniß dieser Tombola, des Concerts und Feuerwerks brachte den Fonds der Kleinkinder-Bewahr- und Freiwilligen Arbeits-Anstalten die schöne Summe von 23,000 Francs ein.

Doch ich wollte Ihnen von Bologna erzählen und stecke noch immer in Florenz, von dem ich mich gar nicht losmachen kann. Bologna ist nicht nur die Stadt des Wissens, sie ist auch die Stadt der Romantik, an deren Mauern und Gebäude, Geschichte und Sagen zahlreiche romantische Erinnerungen haften, und auf dem alten Marktplatze, einst Piazza del Gigante, jetzt Piazza Vittorio Emanuele genannt, sieht es noch so mittelalterlich-romantisch aus wie vor 500 Jahren. Auch nicht ein modernes Gebäude verunstaltet diesen alten Platz, den nur Gebäude von historischer Bedeutung einschließen, deren jüngstes schon über 600 Jahre alt ist, während in der Mitte sich Laureti's schöner Brunnen mit der meisterhaften Neptun-Statue des Giovanni di Bologna erhebt, die über 20,000 Pfund Bronze enthält und 70,000 Scudi (1 Scudo = 1 Dollar) kostete, wie ich aus Bädeker entnehme.

Nicht ohne einen Anflug von Rührung betrat ich den Palast des Podesta, des regierenden Oberbürgermeisters, in dem der unglückliche König Enzio 22 Jahre lang gefangen saß und starb. — Welch eine Fülle von historischen Erinnerungen ruft die große Halle hervor, die heute noch: la sala del Ré Enzio heißt.

Die Herrschaft der deutschen Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen ging in Italien ihrem Ende entgegen. Der feingebildete und tapfere Kaiser Friedrich II., dessen Andenken noch immer in Neapel und Sicilien im Volke lebt, war der letzte deutsche Kaiser, der Italien beherrschte. Die Ghibellinen (Kaiserlichen) kämpften vergebens gegen die stets steigende Macht der Guelfen (Italiener) — zuletzt vereinigte sich der Papst und alle italienischen Städte zu einem guelfischen Bunde gegen den excommunicirten Kaiser Friedrich II. Vergeblich sendet dieser seinen natürlichen Sohn Enzius (Heinz), den er zum Könige von Italien macht, mit einem

ſtarken Heere gegen den guelfiſchen Bund. Enzio wird in der blutigen Schlacht bei Foſſalta, am Panaro, geſchlagen, er ſelbſt wird nach tapferer Gegenwehr von den Bologneſern gefangen und im Triumphe nach dieſer Stadt gebracht. Damit war das Loos der Hohenſtaufen entſchieden. Wie zwanzig Jahre ſpäter Kaiſer Manfred auf dem Schlachtfelde fiel und der Letzte der Hohenſtaufen, Conradin von Schwaben, durch Frangipani ſchmählich verrathen, in Neapel hingerichtet wurde, ſo ſtarb König Enzio im Kerker.

Im Anfange behandelten die Bologneſen ihren königlichen Gefangenen mit großer Schonung; — er wohnte, obwohl ſtrenge bewacht, im Palaſte des Podeſta und hatte einen fürſtlichen Hofhalt. Die edelſten Frauen und Jungfrauen Bolognas beſuchten den gefangenen König und ſuchten ſeine Haft zu erheitern. Unter ihnen befand ſich die ſchöne Lucia Vendagoli, Tochter eines Patriciers, ausgezeichnet durch Reiz und Anmuth. Als Enzio die holde Jungfrau tief ergriffen von ſeinem Schickſale und Thränen des Mitgefühls in ihren Augen glänzen ſah, da fühlte er ſich plötzlich von inniger Liebe zu der Holden erfüllt, und ihre Hand ergreifend, flüſterte er ihr die Worte zu: Ben ti voglio! (Gern mag ich Dich!) — Sie aber antwortete erröthend: E ben ti voglio! (Und ich habe Dich lieb.) Der Liebesbund wurde geſchloſſen und glückliche Tage verlebten die Liebenden, ſo daß Enzio ſelbſt ſeine Haft vergaß. Aber ſeine ghibelliniſchen Anhänger ſannen auf ſeine Flucht und Rettung. Ein Diener Enzio's war geſtorben, — am Tage ſeines Begräbniſſes ward im letzten unbewachten Augenblicke die Leiche des Dieners bei Seite geſchafft und der lebende König in den Sarg gelegt. Zur Gruft eines Kloſters außerhalb der Stadt ſollte der Sarg gebracht werden, die Mönche dort waren ghibelliniſch geſinnt, Pferde und Begleiter waren bereit, — in der nächſten Nacht wäre Enzio entflohen und zu den Seinen geeilt. Schon war der Sarg durch alle Wachen des Palaſtes getragen, als am letzten Thore der Befehlshaber der Wache bemerkte, daß eine blonde Locke unter dem Sargdeckel heraushing. Der geſtorbene Diener war ein Greis geweſen, der König trug langes, blondes Lockenhaar, der Wachtcommandant witterte Verrath, ließ den Sarg öffnen und fand den König, der nun in ſeinen Kerker zurückgebracht wurde. Der Rath der Anziani verſammelte ſich, und es ward beſchloſſen, den Gefangenen in ſtrenger unterirdiſcher Haft

zu halten. Die unterirdiſchen Räume des Palaſtes wurden in aller Eile wohnlich eingerichtet, alle Zugänge zu denſelben vermauert und nur eine brunnenähnliche Oeffnung im Innern des Palaſtes offen gelaſſen, auf deren Fallthür das Bett des Wachtcommandanten ſtand. Des Königs Dienerſchaft ward freigeſtellt, bei dem Gefangenen da unten zu bleiben, doch mußten ſich Alle, welche ihm folgten, durch einen Revers verbinden, dieſen Kerker nicht mehr zu verlaſſen, ſo lange Enzio lebe. Nur Wenige, ſeine treueſten Diener, entſchloſſen ſich zu dieſer lebenslänglichen Haft, — unter ihnen die ſchöne Lucia Vendagoli.

Trotz allen Abredens ihrer Familie blieb ſie feſt bei ihrem Entſchluſſe, und als ein Prieſter ſie mit Enzio getraut hatte, konnte Niemand mehr hindern, daß die Frau dem Manne folge. Zweiundzwanzig Jahre lebte König Enzio in dieſer Gefangenſchaft, und erſt als er wirklich geſtorben und ſein Sarg in der Kirche San Domenico beigeſetzt war, durfte ſeine Wittwe mit den Kindern, die ſie in dem unterirdiſchen Kerker ihm geboren und aufgezogen hatte, dieſes Gefängniß verlaſſen und, allgemein geachtet und geehrt, unter ihren Mitbürgern ihre Tage beſchließen. Ihre Söhne aber, dieſe junge deutſche Kaiſerſaat, nahmen jene erſten Liebesworte zwiſchen Vater und Mutter als Familiennamen an und nannten ſich Bentivoglio. Und die Bentivoglio wurden ſtark und mächtig, und nach dem Sturze der mächtigen Familie Pepoli wurde Giovanni Bentivoglio 1348 Beherrſcher von Bologna. Faſt 200 Jahre lang beherrſchten die Bentivoglio Bologna und viele andere Städte, bis nach langen Kämpfen mit den Päpſten und den Pepoli und Visconti der kriegeriſche Papſt Julius II. Bologna eroberte, den Palaſt der Bentivoglio zerſtörte und ihr Herzogthum dem Kirchenſtaate einverleibte. Im Jahre 1240 ward König Enzio gefangen, und erſt im Jahre 1512 ging die Herrſchaft der Bentivoglio zu Ende. Aber noch leben die Bentivoglio in Bologna, und ich ſah geſtern erſt einen Grafen Bentivoglio, einen Nachkommen des deutſchen Kaiſerſohnes Enzio. Aber auch die Pepoli leben hier, wie denn überhaupt Bologna der Sitz der älteſten italieniſchen Adelsfamilien iſt, und ein Graf Pepoli iſt jetzt italieniſcher Geſandter in Wien, wie ein Graf Visconti-Venoſta der vertraute Vermittler und geheime Botſchafter zwiſchen Napoleon III. und Victor Emanuel iſt. So wandelt man hier zwiſchen geſchichtlichen Erinnerungen, lebenden und ſteinernen, und ein eigener Reiz

liegt auf dem schönen Bologna, den seine langen geraden Straßen, fast durchgängig mit Bogengängen (Lauben) versehen, seine vielen stattlichen Paläste und Kirchen und seine alten Stadtmauern uns tief einprägen. Auch lebt sich's gut hier in dieser gesegneten und üppig fruchtbaren Gegend, und nicht umsonst heißt die Stadt Bologna la grassa, — das fette Bologna.

Auch mit meinem Hôtel, dem „Albergo alla Corona d'Oro" an der Via Cavalliera, bin ich sehr zufrieden und die Küche macht dem Beinamen der Stadt volle Ehre. Wunderschön ist die Umgegend, die letzten Ausläufer der Apenninen erstrecken sich in sanften Höhen bis an die Stadt, und von ihnen, besonders von der Kirche Madonna di San Luca, erblickt man das reizendste Panorama, von den Apenninen über die ganze Lombardei und Venezien bis zum Adriatischen Meere. — Ich war gestern oben, und es ist kein leichtes Stück Arbeit, obwohl der überraschende Anblick oben alle Mühe reich belohnt. — In der auf dem ziemlich hohen Berge mit einem Kostenaufwande von 400,000 Goldthalern erbauten Kirche befindet sich ein Madonnenbild, das der Evangelist Lucas gemalt haben soll. Die Madonna ist schwarz wie eine Negerin, wie dies auf all' den Bildern der Fall ist, — von ihr aber auch weiter nichts als das Gesicht zu sehen; alles Uebrige ist mit einer verschwenderischen Pracht von Gold, Silber, Brillanten, Rubinen, Smaragden, Perlen und anderen Edelsteinen bedeckt. Da die Madonna di San Luca nebst dem heiligen Petronius Schutzpatronin der Stadt ist, so wallfahrtet natürlich Alles nach diesem Berge, und um die Uebung dieser frommen Pflicht zu erleichtern, haben die Andächtigen einen steinernen Bogengang von 680 Arcaden von der Stadt bis zu der Kirche auf dem Berge erbaut, der drei italienische Meilen lang ist und unter dem man bei Sonnenschein im Schatten, bei Regen trockenen Fußes und ohne Schirm in die Kirche gelangen kann. Dieses in seiner Art einzige Werk muß ungeheure Summen verschlungen haben, und war nur in den früheren Zeiten fromm-inniger Gläubigkeit möglich. Heutzutage würde für das viele Geld eine Eisenbahn gebaut werden, auf der man zwar nicht zur Madonna und in den Himmel, aber schnell und billig von einem Ort zum andern kommen könnte.

Ich sprach im Eingange dieses Briefes von dem Campo santo Bolognas, — er ist unstreitig der schönste und sehenswertheste Kirchhof Italiens. Herrliche Kreuzgänge mit einer Fülle künstlerisch

ſchöner Marmor-Monumente, große Arcaden-Vierecke, ebenfalls mit Grabmälern, — majeſtätiſche Cypreſſen, — Blumen-Parterres, — Schönes, wohin das Auge nur blickt, und dabei eine Ruhe und ein Friede, daß man wirklich Luſt bekommt, hier zu ſterben und begraben zu werden. Und es iſt gar nicht zu theuer, das Begrabenwerden in dieſem reizenden Campo ſanto; wie mich der Cuſtode verſicherte, bekommt man eine Familiengruft für ſich und die Seinigen auf ewige Zeiten — a perpetuita — indem man ein- für allemal 150 Francs, alſo 30 Dollars bezahlt. Im Leben logirt man viel theurer. Und in welcher Geſellſchaft ruht man hier! Da iſt das Grabmal der Letizia Murat-Pepoli, der Tochter König Murat's von Neapel, mit ſeiner prächtig gearbeiteten Statue von Vela und der Inſchrift: „Dem Vorkämpfer der Unabhängigkeit Italiens!“ — Da ruht eine Gräfin Fiesco (eigentlich Fieschi) mit einem Doria vermählt, hier ſchlummern Galvani, Mezzofanti, Coſta, Schiaſſi und andere Männer der Wiſſenſchaften, und neben ihren Steinſärgen ſind die Familiengrüfte der alten Adelsfamilien, der Bentivoglio, Pepoli, Bevilacqua, Graſſi, Bacciochi, Guidotti, Ranuzzi, Aldobrandi, Malvezzi, Marescalchi, Zampieri, Zambeccari u. a. Familien, denen wir in der Geſchichte Italiens oft begegnen.

Doch der alte Spruch ſagt: Nur die Lebenden haben Recht! darum wollen wir dem Leben ſeine Rechte laſſen und von dem Todtenhofe Abſchied nehmen. „Das Leben iſt doch ſchön, Königin!“ ruft Marquis Poſa, — ſo wollen wir es denn genießen, ſo lange es vorhält, — unſer Begräbniß und unſere Leichenrede überlaſſen wir dann den Ueberlebenden.

Après nous le déluge!

An der Wiege der Welfen.

Keine Illusion möglich. — Der Palazzo des Podesta. — La Sala del Re Enzio. — Ein schneller Maler. — La Madonna di San Luca. — Kanonen, Kugeln und Bomben um die Kirche. — Zotologische Wand-Literatur. — Oesterreichische Reminiscenzen. — Die Kirche des heiligen Petronius. — Die Thüren Asinelli und Garisenda. — Nach Ferrara. — Lucretia Borgia. — Tasso's Gefangenschaft. — Gras auf den Straßen.

Ferrara, 13. Mai 1869.

So außerordentlich gut mir auch Bologna gefallen hat, so bin ich doch schon wieder weiter gezogen; — nicht als ob ich gefürchtet hätte, bei längerem Verweilen in mittelalterlich-romantischer Schwärmerei zu verduseln, sondern weil es immer heißer wird und mich klimatische Gewohnheit und Gesundheitsrücksichten unaufhaltsam nordwärts ziehen. Es hat übrigens heutzutage keine Gefahr mit der Romantik, denn es ist, besonders hier in Italien, gründlich dafür gesorgt, daß jede Illusion sogleich zerstört werde. Die unverschämten Straßenbettler auf dem römischen Forum und die Gensdarmen in den Straßen des alten Pompeji lassen eben so wenig eine Illusion aufkommen, als die schmutzige Wäsche, die aus den hundert Fenstern des stolzen Palastes Foscari in Venedig hängt, oder die Kuchenverkäufer, die auf dem Vesuv dicht am Fuße der glühenden und vorrückenden Lava ihre Boutiquen aufgeschlagen haben und dort ihre Schmalzkuchen backen und verkaufen.

Auch hier ist es so; — dieser Palazzo del Podesta, in welchem das Wohl und Wehe der Stadt entschieden ward, in dessen Mauern der unglückliche König Enzio gefangen saß, — wie sieht er aus? Alle Hallen des Erdgeschosses sind in einen großen Trödelmarkt verwandelt worden, und Socken und Schlafmützen, altes Eisen und Kupfer, alte und neue Kleider werden nebst Schnaps, Bier, Wein, Orangen und Kürbiskernen „in diesen heiligen Hallen" zum Verkaufe ausgeboten, und vor der noch immer prachtvollen Façade hat ein Puppenspieler seine Bude aufgeschlagen und läßt Pulcinello, den Teufel, einen Gensdarmen und eine alte Frau ihre tollen Späße machen und sich mit Knitteln auf die hölzernen Pup-

penköpfe hauen, wozu das Publikum, aus einem halben Hundert zerlumpter Jungen, einigen Kindermädchen und ein paar Soldaten bestehend, wüthend applaudirt, der Puppenspieler aber bei jeder Vorstellung die stupende Gesammteinnahme von fünf Soldi macht. — Und nun erst der Saal des Königs Enzio, der sich in einem Zustande befindet, wie etwa ein seit 200 Jahren unbenutzter und den Ratten überlassener Getreidespeicher, — in einem Zustande, der es auch der geschäftigsten Phantasie unmöglich macht, sich auch nur eine Ahnung von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit dieser Halle zu bilden.

Als ich oben war, hatte ein Decorationsmaler im Enzio-Saale sein Atelier aufgeschlagen. Der Mann war ein wahrer Schnellkünstler, ein Maëstro fapresto; — drei große Decorationen hatte er auf dem Boden des Saales aufgelegt und malte an allen dreien zugleich. Ganze Töpfe Farben goß er auf die Leinwand aus, fuhr dann mit langen Borstenpinseln, die wie Besen aussahen, und mit Schuhbürsten, die an Stangen befestigt waren, in der Farbensauce hin und her, machte jetzt hier einen Klecks, und dann dort einen Klecks, wischte aus, strich weg, schmierte hin und her, und während die Farben auf der einen Decoration trockneten, sprang er auf die zweite und handthierte dort ebenso, und ich bin überzeugt, daß der Hexenmeister noch am selben Abende mit allen drei Decorationen fertig geworden ist. Dabei rauchte er seine Cigarre, schob seinen rothen Fez beständig von einem Ohr auf's andere und sang mit zugekniffenen Lippen alle möglichen Opern-Arien. Zuletzt interessirte mich der Mann mehr als der todte König Enzio, und ich konnte mich gar nicht von ihm trennen.

Auch mit der Madonna di San Luca ist es mir ähnlich gegangen; glauben Sie etwa, daß die heilige Jungfrau auf steilen Bergeshöhen in klösterlicher Stille und Einsamkeit thront? Weit gefehlt; Forts, Schanzen, Kanonen, Soldaten umgeben sie auf allen Seiten, der ganze Berg ist von den Oesterreichern in eine starke Festung umgewandelt worden, und noch immer erheben sich rings um die Kirche die Forts mit ihren gezogenen Kanonen, ihren Kugelhaufen und Bombenpyramiden, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß jetzt italienische Soldaten statt der Oesterreicher dabei Schildwache stehen.

Daß die Oesterreicher diese Festungswerke bauten, um das unruhige Bologna durch die Drohung eines Bombardements im Zaume

zu halten, begreift sich; wozu aber die italienische Regierung diese Forts braucht, deren Erhaltung und Besetzung viel Geld kostet, ist schwerer zu begreifen. Für Bologna ist kein Zwing-Uri mehr nöthig, und im Falle eines Krieges wird ein eindringender Feind doch nicht die Wallfahrtskirche erobern wollen, sondern wird diese mit ihren Forts links liegen lassen und lieber in das unbefestigte fette Bologna hineinmarschiren. Der italienische Commandant auf dem Berge wird sich aber dann wohl hüten, Bologna zu bombardiren und eine italienische Stadt und italienische Bürger zusammen zu schießen.

Was sollen also diese zwecklosen Werke in einer Zeit, wo man, wie jetzt, an den stärksten Festungen ruhig vorübermarschirt und regelrechte Belagerungen seit Sebastopol ganz aus der Mode gekommen sind. Das Schlimmste bei der Sache aber ist, daß die Herren Soldaten in ihrem gezwungenen Müssiggange da oben alle Hallen des Porticus, der von der Stadt zur Kirche führt, mit Zoten und entsprechenden bildlichen Darstellungen beschmiert haben, so daß eine anständige Frau auf ihrem Kirchwege die Augen nicht aufschlagen darf. Besonders die österreichischen Soldaten haben die reichsten Beiträge zu dieser zotologischen Wand-Literatur geliefert, und zwar in allen Sprachen: Böhmisch, Polnisch, Ungarisch, Mährisch, Krainerisch, Slowakisch, Illyrisch, Kroatisch und — leider Gottes! auch Deutsch.

Die Oesterreicher stehen überhaupt in keinem guten Andenken in Bologna, dessen Garnison sie seit den mißglückten Aufstandsversuchen der Romagna in 1831 fast beständig bildeten; — angeblich zum Schutze des Papstes, eigentlich aber nur im Interesse österreichischer Haus- und Familien-Politik, die trotz der ungeheuersten Opfer in den Jahren 1859 und 1866 wie Schaum zerronnen ist. Von 1831 bis 1838 standen die Oesterreicher in Bologna, — kaum abberufen, kamen sie 1840 schon wieder, bis in dem Bewegungsjahre 1848 das Volk von Bologna sich erhob, die auf der Piazza d'Armi concentrirten österreichischen Truppen angriff und sie nach langem, blutigem Kampfe, bei dem auch mehrere Häuser zusammengeschossen wurden, vertrieb. — Aber 1849, in dem Jahre der allgemeinen Reaction, kamen die Oesterreicher zurück, beschossen Bologna, eroberten es zuletzt und behandelten es nun, wie eine eroberte Stadt im Kriege behandelt wird, bis 1859 der österreichischen Herrschaft in Italien ein Ende machte und dann das Jahr

1866 einen General-Extinguisher auf alle österreichisch-italienische Interventions-Gelüste stülpte. Die Bologneſen aber waren von je ein ſtolzes Volk, daher ertrugen ſie auch ſchwer den öſterreichiſchen Corporalſtock, und darum hat auch das Volk von Bologna den Oeſterreichern noch den alten Groll bewahrt. Ja, ſtolz und hochfahrend waren ſie immer, dieſe Bologneſen, und allen Städten Italiens ſollte es ihre Stadt zuvorthun.

So ſollte z. B. Bologna die größte Kirche in ganz Italien haben, acht Kirchen wurden niedergeriſſen, um den nöthigen Bauplatz für die neue Kirche des heiligen Petronius freizulegen; — der Mailänder Dom war 445 Fuß lang, alſo mußte die Bologneſer Kirche 608 Fuß lang werden, und nicht 8, 10 oder 12 Capellen, wie andere Kirchen, — nein, vierundfünzig Capellen und vier Thürme ſollte ſie haben, wie die in der Sakriſtei aufbewahrten Pläne zeigen. Im Jahre 1390 ward zu bauen angefangen und faſt 300 Jahre lang daran fortgebaut, aber 1659 war der Glaubenseifer und die Opferfreudigkeit ſo in's Abnehmen gekommen, daß der Bau ſtockte, und ſeit jener Zeit iſt nichts mehr daran geſchehen. Man ſchloß das Schiff mit einer Abſis da, wo ungefähr die Mitte der Kirche hätte ſein ſollen, und ſo iſt die Kirche jetzt nur 330 Fuß lang, das Portal iſt kaum zu einem Drittel ſeiner Höhe fertig und mit Steinverkleidung geziert, und von den vier Thürmen iſt kaum einer fertig geworden.

Und doch haben die Bologneſen von jeher eine beſondere Leidenſchaft für Thürme gehegt, und ſie haben davon eine Menge von allen Größen und von allen Formen gebaut. Piſa hatte einen berühmten ſchiefen Thurm, alſo mußte Bologna zwei ſchiefe Thürme haben. Da ſtehen ſie nun, mitten in der Stadt, und zeigen, daß man mit gutem Mörtel, ſtarken Eiſenklammern und verrücktem Geſchmacke ſehr viel dummes Zeug bauen kann. Die Torre Aſinelli, nach ihrem Erbauer ſehr zweckmäßig ſo genannt, iſt 257 Fuß hoch und weicht $3\frac{1}{2}$ Fuß von der ſenkrechten Linie ab; dabei iſt dieſer Thurm dünn wie ein Zahnſtocher und ſieht wie der rieſige Schornſtein einer Dampfmaſchine aus, — der andere, die Gariſenda, iſt nur 130 Fuß hoch und ſo unvollendet gelaſſen worden, weicht aber 8 Fuß von der ſenkrechten Linie ab und ſieht wirklich gefährlich aus. Er ſoll ſich in den letzten 50 Jahren noch mehr geſenkt haben, und die Bologneſen dürften wohl thun, die unſchöne und unförmliche Ziegelmaſſe abzutragen, denn bei den

in Italien so häufigen Erdstößen könnte es eines schönen Morgens dem alten Herrn Thurm einfallen, sich zur Ruhe niederzulegen und dabei die hinter ihm stehende Kirche und ein paar Dutzend Häuser zu zerschmettern. Uebrigens stehen beide Thürme schon über 700 Jahre, da sie 1109 und 1110 erbaut wurden.

Und nun lebe wohl, schönes Bologna! von dessen vielen schönen Kirchen und Palästen, der Accademia della belle Arti mit ihren reichen Sammlungen und Gemälde-Galerien, von Rossini's stattlichem Wohnhause, der hier die größte Zeit seines Lebens verbrachte, und von dessen Bibliotheken, Archiven und Anstalten aller Art ich noch viel erzählen könnte, fürchtete ich nicht, die Geduld der Leser zu ermüden. Also lebe wohl, Bologna, und nun auf nach Ferrara!

In einer Stunde und zehn Minuten brachte uns der Eisenbahnzug von Bologna nach Ferrara, der alten, berühmten Residenz der Herzoge von Este, von denen bekanntlich die Herrscherfamilien von England, Braunschweig und Ex-Hannover ihren Ursprung ableiten. Schon unter Kaiser Heinrich III., 1040, erscheint urkundlich Azzo I., Markgraf von Este; — sein ältester Sohn Welf erhielt vom Kaiser Baiern als Lehen und später Modena und Reggio nebst Ferrara. Die meisten der Herzöge waren hochgebildet und kunstliebend, und die bedeutendsten Gelehrten, Dichter und Künstler fanden an ihrem Hofe gastliche Aufnahme und fördernden Schutz. Mit Recht sagt Goethe im Tasso:

„Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt."

Erst im Jahre 1579 erlosch das Haus der Este mit Herzog Alfons II., doch nicht ohne in seiner ruhmvollen Geschichte zwei dunkle Flecken zu hinterlassen.

Sie heißen Lucretia Borgia und Tasso's Gefangenschaft. Lucretia Borgia war die Tochter Papst Alexander's VI. (Borgia), des verworfensten der Päpste, dessen Namen und Andenken auf allen Monumenten Roms vertilgt ward, dessen Gemächer im Vatican kein Papst mehr nach ihm bewohnen wollte, so entsetzliche Schandthaten hatten diese Räume gesehen. Lucretia lebte längere Jahre mit ihrem Bruder Cäsar, ebenfalls der Abschaum der Menschheit, in wilder Ehe, dann vermählte sie der Papst mit dem Herzoge Alfons I. von Este, der, aus Furcht vor

der Rache Borgia's, dieſe Ehre nicht abzulehnen wagte. Erſt nach dem Tode Alexander's VI. vergalt der Herzog Gleiches mit Gleichem, Lucretia wurde nun von ihm ſtreng und rückſichtslos behandelt und man erzählte ſich, er habe ſie mit demſelben Gifte aus dem Wege geſchafft, das ſie ſo oft für Andere bereitet.

In unſerer Zeit, wo man ein Ungeheuer wie Tiberius weiß zu waſchen und aus dem gräßlichen Tilly, dem Henker Magdeburgs, einen ſanften Friedensengel zu machen verſucht hat, war man auch bemüht, Lucretia Borgia nachzuweiſen, ſie ſei „beſſer geweſen, als ihr Ruf"; allein „Volksſtimme, Gottesſtimme!" — — „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht," und alle die Purifications-Verſuche ſind erfolglos geblieben. Für das Volk bleibt Lucretia Borgia, wie ſie Victor Hugo ſo kräftig gezeichnet und Donizetti mit ſeiner Muſik das Sujet über die ganze Erde verbreitet hat, — die abſcheulichſte Meſſaline und Giftmiſcherin ihres verderbten Jahrhunderts und aller Zeiten. — In der großen Galerie im Palazzo Doria in Rom hängt ihr Bild, wenn ich nicht irre, von Titian gemalt; — eine ſehr ſchöne Frau, aber mit einem ſtarken Zuge von Sinnlichkeit und Begehrlichkeit auf dem reizenden Geſichte und einem falſchen, ſtechenden Blicke der großen Augen. — Wie Alfons II. den unglücklichen Dichter Taſſo, der ſich in ſeine jüngſte Schweſter zu verlieben gewagt, lange Jahre in enger Haft, bald im Kerker, bald im Irrenhauſe hielt und endlich verbannte, bis er in Rom gebrochenen Herzens ſtarb, hat Goethe und haben viele andere Dichter ergreifend geſchildert. — Und dieſes glänzende Ferrara, das einſt 100,000 Einwohner zählte, wie traurig und verödet ſieht es jetzt aus; — in den breiten und menſchenleeren Straßen wächſt das Gras zwiſchen den Quadern des Pflaſters, die großen, prachtvollen Paläſte verfallen, das alte Schloß der Eſte iſt jetzt Polizei- und Telegraphen-Bureau und das angebliche Gefängniß Taſſo's ſieht einem alten Holzſtalle gleich. Einige 20,000 Einwohner, ſehr viele Bettler, kein Handel, keine Fabriken, und die einzige Erwerbsquelle der Bürger iſt die Garniſon und die Beamten und was ſie gegenſeitig von einander verdienen. Sic transit gloria mundi.

Und doch lebten und dichteten hier Taſſo und Arioſto, nach Dante die größten Dichter Italiens, doch pflegten und hegten hier die Eſte Jahrhunderte lang Künſte und Wiſſenſchaft; — nach Alfons' II. Tode zog Papſt Clemens VIII. Ferrara als erledigtes

Lehen ein und unter päpſtlicher Herrſchaft begann und vollzog ſich auch hier der Verfall einer einſt ſo blühenden Stadt. — Ferrara hat auf mich einen verſtimmenden Eindruck gemacht, und in Venedig, das ebenfalls ſeinem Untergange zueilt, wird es mir nicht beſſer gehen.

La bella Venezia.

Revolution in Paris. — Die Revolutionen der Zukunft. — Das neue Cabinet Menabrea. — Die guten alten Zeiten. — Die Oeſterreicher werden zurückgewünſcht. — Mein Gondolier. — Elend in Venedig. — Einſt und jetzt. — Die Touriſten. — Der Marcusplatz Abends. — Al Canal grande! — Der Nobili Manin und der Plebejer Manin. — Der Ponte Rialto. — Signora Taglioni. — Wir kehren um.

Venedig, 16. Mai 1869.

„Große Revolution in Paris!!!" ſo ſchrieen die Zeitungsjungen, ihre Extras ausbietend, als ich nach 30 Jahren wieder zum erſten Male den Fuß auf den Marcusplatz ſetzte. Ich, wie hundert Andere, kauften begierig das Blättchen, auf welchem ein Telegramm zu leſen ſtand, daß bei der Wahlverſammlung am 14. d. im 5. Pariſer Diſtrict ſich ein Volksauflauf von mehr als 20,000 Menſchen gebildet habe, der die Marſeillaiſe ſang und den die Polizei, verſtärkt durch 500 Municipalgarden zu Fuß und 100 zu Pferde, erſt um Mitternacht auseinander treiben konnte, wobei es nicht ohne ſchwere Verwundungen zahlreicher Perſonen abgegangen ſein ſoll. Weitere Details werden wohl erſt die Pariſer Zeitungen bringen und es ſich dann erſt beurtheilen laſſen, ob dieſe Quaſi-Emeute das Werk von Agents-Provocateurs der löblichen Polizei war, um die friedliebenden Bourgeois wieder einmal mit dem „rothen Geſpenſte" zu erſchrecken und ſie in ihrer Angſt für die conſervativen Regierungscandidaten ſtimmen zu machen, oder ob noch immer, trotzdem daß Napoleon III. nun ſchon über 20 Jahre Frankreich

„mit eiſerner Fauſt im Sammethandſchuh" regiert, das alte revolutionäre Barrikadenfeuer unter der Aſche anſcheinender Ruhe glüht. — Ich glaube das erſtere und erwarte vor der Hand noch lange keine „Revolution in Paris". Die Franzoſen ſcheinen begriffen zu haben, daß ſie ein Volk ſind, das mit eiſerner Fauſt regiert werden muß; — ſie haben in den letzen 80 Jahren ſo viele Revolutionen gehabt, ohne daß etwas Beſſeres nachgekommen wäre, daß ſie es ſo leicht nicht wieder mit einer neuen Revolution verſuchen werden. Revolutionäre Elemente ſind genug da, und die Drachenſaat der Junitage von 1848 iſt jetzt in der neuen Proletarier-Generation herangewachſen; aber der beſitzende Mittelſtand, die Bourgeois, die Rentiers und Epiciers laſſen ſich auf keine neuen Experimente mehr ein; — ſie halten feſt an dem Statusquo, und ohne ihre Mitwirkung kann das Proletariat nichts ausrichten, wie eben jene Junitage von 1848 zeigten. Ich glaube feſt, daß, ſo lange Napoleon III. lebt, keine Revolution in Frankreich möglich iſt, — nach ſeinem Tode mögen Umwälzungen ſtattfinden, aber dieſe dürften durch die Armee oder durch die Kammern, oder durch ſeine um den Beſitz der Gewalt ſtreitenden Anhänger, nicht aber durch das Volk gemacht werden und den Palaſt-Revolutionen des Morgenlandes oder dem Kaiſermachen der Prätorianer-Cohorten ähnlicher ſehen, als den Revolutionen von 1789, 1830 und 1848.

Ueberhaupt ſcheinen die Leute in Europa das Revolutionmachen gründlich ſatt zu haben, und wenn in den letzten 30 Jahren dieſes Jahrhunderts noch Emeuten, Barrikaden und Straßenkämpfe vorkommen ſollten, ſo dürfte der Schauplatz derſelben nur noch bei den minder civiliſirten Völkern, bei den Ruſſen, Czechen, den Rumänen und Serben oder den Türken und Griechen zu finden ſein. Auch den Italienern iſt das Revolutionsweſen complet verleidet, und die letzte Miniſterveränderung, die ſich in dieſen Tagen vollzogen hat, und vermöge welcher das Cabinet Menabrea jetzt aus Mitgliedern der Rechten, der piemonteſiſchen Parthei (Permanenti) und der tiers parti gebildet iſt, hat keine andere Bedeutung, als daß ſämmtliche Fractionen der conſervativen und gemäßigt-liberalen Parthei ſich zu einer großen „Parthei der Ordnung", wie es in conſervativ-reactionärer Mundart heißt, vereinigt haben, um mittelſt einer impoſanten Majorität im Parlamente die radicale und Actionsparthei niederzuhalten und ſie auf längere Zeit unſchädlich zu machen. Man muß geſtehen, daß

der Augenblick zu dieſer Concentration der conſervativen Streitkräfte gut gewählt war. Das ganze Land will weder von Rom, noch von Trient etwas hören, — es will vor Allem Ordnung in den Finanzen, Entwickelung des Handels und der Induſtrie, Verminderung der Steuern, kurz, die Rückkehr der guten, alten Zeit.

Ja, es iſt ſo weit gekommen in Italien, unter der Mißregierung jener Leute, die, nach des großen Cavour Tode, die Zügel der Gewalt ergriffen, daß man in Neapel von den Zeiten, wo die Bourbons regierten, in der Romagna, von der Zeit, wo man päpſtlich war, als von der „guten, alten Zeit" ſpricht — und, was ſchlimmer iſt, anfängt, ſie zurückzuwünſchen. In Bologna ſagte mir mein Hauswirth, als ich ihn fragte, wie es in Bologna ginge, mit der kläglichſten Miene: Miseria, Signore! miseria dapertutto (Elend, überall Elend!), und als ich ihm antwortete: Aber wenigſtens ſeid ihr doch nicht mehr päpſtlich — ſeufzte er, ſich vorſichtig umblickend: Ach, Signor forestiere! wenn wir es nur noch wären! — damals war es beſſer, — Jeder verdiente Geld und ſelbſt der arme Mann hatte zu leben, — aber jetzt verdient Keiner mehr und die vielen Steuern bringen uns um. — Ich tröſtete ihn mit der Bemerkung, dies ſei eben eine Uebergangs-Periode und eine jede ſolche habe ihre Uebelſtände für die darin lebende Generation, — ſeine Kinder würden ſchon beſſere Zeiten ſehen u. ſ. w., aber dieſer Troſt ſchien dem Egoiſten nicht ſonderlich zu behagen.

Werden Sie es glauben, daß es ſo weit gekommen iſt, daß man hier in Venedig, wo man doch noch nicht drei Jahre zu dem Königreiche Italien gehört, daß man hier ſchon anfängt die Oeſterreicher zurückzuwünſchen.

So wie ich in Bologna jene Aeußerung meines Hauswirthes von zahlreichen anderen Perſonen aus den verſchiedenſten Klaſſen beſtätigen hörte, ſo habe ich hier in Venedig von Kaufleuten, Schiffern, Grundbeſitzern, Wirthen und Cafetiers, ja ſelbſt von den einfachen Gondeliers mit Wehmuth von der guten Zeit, wo die Oeſterreicher da waren, ſprechen und ſie zurückwünſchen gehört. Mein Gondelier vom Ponte Rialto, mit dem ich täglich fahre, eine grundehrliche Haut, ein echtes Venetianer Kind, der acht Jahre in der öſterreichiſchen Armee gedient und die meiſte Zeit mit dem Regimente Werner in Mainz in Garniſon geſtanden hat, erzählt mir immer von der guten alten Zeit, beſonders unter dem guten

„Principe Maximiliano", wo alle Welt Geld vollauf verdient und wenig Steuern bezahlt habe; jetzt seien die Steuern unerschwinglich und die povera gente verhungere, die Anderen verdienten auch nichts mehr und der Kanal und die Lagunen seien noch die einzige Erwerbsquelle, wenigstens für denjenigen, der sich eine Gondel oder eine Barke anschaffen und brav rudern könne.

Wenn ich Ihnen nun sage, daß der Tarif für zehn Stunden nur fünf Francs, also ein Dollar für ein hartes Tagewerk von zehn Stunden ist und die Gondeliere noch die Personen sind, die am besten ihr Auskommen finden, so können Sie sich einen Begriff von dem Elende machen, das in Venedig herrscht. Von einer Bevölkerung von 96,000 Seelen leben 25,000 von öffentlicher Armenunterstützung, und eine große Zahl derer, die keine Unterstützung erhalten können, bettelt die Fremden an, was übrigens auch ein guter Theil der Unterstützung thut. „Aber ihr wolltet ja mit aller Gewalt Italiener werden," sagte ich zu Beppo, meinem Gondelier, „ihr habt deshalb gekämpft und gestritten, Strafen und Verfolgungen und eine 15monatliche Belagerung mit allen Schrecken der Cholera und der Hungersnoth ausgehalten, und jetzt seid ihr Italiener und seid doch nicht zufrieden?" „E vero," antwortete Beppo, „lei ha ragione, — e vero, siamo Italiani, ma Italiani affamati e senza danari" (Sie haben Recht, es ist wahr, wir sind Italiener, aber arme, verhungerte Italiener). Aehnliches habe ich, mehr oder weniger offenherzig, von den verschiedenen Personen hier wiederholen gehört. Für denjenigen übrigens, der, wie ich, Venedig in der früheren Zeit gekannt hat, bedarf es dieser traurigen Geständnisse nicht, es genügt, die Stadt selbst zu durchgehen, Abends auf dem Marcusplatze herumzuwandern und den großen Abstand zwischen früher und jetzt mit eigenen Augen zu sehen. Venedig und Mailand waren die verhätschelten Schooßkinder der österreichischen Regierung, die Lombardei und Venetien kosteten dem österreichischen Staatsschatze jährlich das Doppelte von dem, was sie ihm einbrachten; seit dem Beginne dieses Jahrhunderts litten alle Provinzen des Kaiserstaates unter dem Fluche eines entwertheten Papiergeldes, nur die Lombardei und Venetien kannten kein Papiergeld. Beamte und Militär und alle Regierungsausgaben wurden mit blanken Silberzwanzigern bezahlt und beständige öffentliche Bauten gaben der ärmeren Bevölkerung einen sichern Verdienst. Jetzt ist das Alles anders;

fünfmal so hohe Steuern als unter Oesterreich, zu denen seit dem 1. Januar auch noch die verhaßte Mahlsteuer gekommen ist, kein Silber und Gold mehr in der Circulation, sondern nur noch Papiergeld bis hinab zu kleinen Banknoten à 20 Centesimi (= 4 amerik. Cents), und diese kleinen Zettel, die in den Händen der Aermsten sind, werden nicht einmal von der Regierung oder den Nationalbanken, sondern von Privatbanken ausgegeben und daher auch von keiner königlichen Steuerkasse angenommen; von öffentlichen Arbeiten ist wenig oder gar nicht die Rede, und in dem eine Stadt für sich bildenden Arsenal, das in der Glanzzeit der Republik 16,000 Arbeiter (die Arsenaloten), ein Volk für sich, beschäftigte, in welchem selbst unter Oesterreich immer noch 2000 Menschen Arbeit und Verdienst fanden, sind jetzt kam einige Hundert beschäftigt. Mailand, immer eine sehr reiche Stadt, hat sich durch seine Seidenzucht, seinen Wein- und Seidenhandel, seine zahlreichen Fabriken und den Ackerbau der überaus fruchtbaren Lombardei erholt, wie sich Turin, trotzdem es alle Vortheile einer Residenzstadt verloren hat, durch Energie und Betriebsamkeit nun auf eigenen Fuß gestellt hat, auch Florenz, Neapel und andere Städte werden sich heben, aber für Venedig ist keine Hoffnung. Früher, unter österreichischer Herrschaft, hatte es nur einen Concurrenten, das blühende Triest; jetzt hat es mit Genua, Ancona, Livorno, Neapel, Brindisi und einer Anzahl kleiner, aber günstiger gelegener Hafen- und Seestädte zu kämpfen, und man beklagt sich in Venedig bitter über die geringe Unterstützung und Hülfe, die Regierung und Parlament Italiens diesem ohnehin schlecht situirten Hafen gewähren.

Der reiche ungarische, böhmische, österreichische Adel, der hier seine Paläste am Canal grande und seine Villen auf der Terra Firma an der Brenta hatte, ist weggezogen, die österreichischen Capitalisten, die hier in Unternehmungen engagirt waren und als „Tedeschi" insulirt wurden, sind mit ihren Capitalien nach Oesterreich zurückgekehrt, und selbst die lebenslustigen und leichtlebigen österreichischen Officiere, meistens Muttersöhnchen mit guter Zulage vom Hause, die den Marcusplatz vor den Cafés Florian, Quadri Svizzero u. a. belebten, werden schmerzlich vermißt und durch die schlecht bezahlten und daher sehr ökonomisch lebenden italienischen Officiere keineswegs ersetzt. Dabei residirte stets ein kaiserlicher Erzherzog als Vicekönig in Venedig, — zuerst Erzherzog Rainer, dann Friedrich, dann der edelgesinnte, unglückliche Maximilian, sie hatten eine zahlreiche Hofhaltung und

verzehrten hier ihre große Apanage als kaiserliche Prinzen und ihren bedeutenden Gehalt als Statthalter. Von dem Allen ist jetzt keine Rede mehr; so hat auch der Fremdenbesuch in Venedig abgenommen und die Touristen fliegen nur durch und gönnen sich kaum acht Tage Aufenthalt. — Ich habe meist nur Deutsche, Polen und Russen hier getroffen, äußerst wenige Amerikaner, Engländer und Franzosen, — während sonst unsere Upperten's und die britischen Snobs, durch den Glanz und die Honneurs eines vicekönigliche Hofes angezogen, hier Monate lang verweilten und sich in den prinzlichen Strahlen von „His Imperial Highness, the Serenissime Archduke" sonnten.

Noch immer gewährt der Marcusplatz Abends einen interessanten Anblick mit seinen prachtvollen Palästen, seinen Hunderten von Gasflammen, seinen schönen Arcaden, voll der glänzendsten Kaufläden und Kaffeehäuser, deren Tische und Stühle weit hinaus auf dem Platze aufgestellt und mit „Eisessern" und anderem Publikum besetzt sind, die, ihr Gelato, ihren Sorbetto oder Granita verzehrend, oder ihren Mokka schlürfend, den zahlreichen ambulanten Orchestern oder Gesangsvirtuosen zuhören, oder sich durch den Vortrag Verdi'scher Opernpiecen durch die Militärmusik begeistern lassen, — aber die frühere Eleganz des Publikums, die reichen, gewählten Damentoiletten, das fröhliche, bewegte Leben, das in Venedig „die Nacht zum Tage machte", — haben gewaltig abgenommen und sind kaum noch ein Schatten der früheren Pracht und Herrlichkeit.

Für mich knüpfen sich an Venedig die schönsten Erinnerungen meines Lebens; ich war hier in den Jahren 1831, 32 als Jüngling, in 1840 und 41 als Mann und sehe es nun am Abend meines Lebens wieder. Ich träume hier wachend eine schöne Vergangenheit zurück, wenn ich Abends auf dem Marcusplatze sitze oder mich in das dunkle Kämmerlein einer Gondel zurückziehe, mich behaglich in die weichen Polster des bequemen Sitzes hinstrecke, dem Gondelier sage: Al canal grande! und ihn nun diese prächtige Wasserstraße mit ihren majestätischen Palästen und großen historischen Erinnerungen langsam hinauf und hinab rudern lasse. — Von der Piazetta stoßen wir ab, vorüber an der Dogana di Mare, dem Costümhause Venedigs, und der stattlichen Kirche Santa Maria della Salute mit ihren stolzen Kuppeln und darunter den herrlichen Deckenbildern von Tizian. Gerade gegenüber liegen die Palazzi Giustiniani, jetzt „Hôtel de

l'Europe," sehr vornehm und sehr theuer, Tiapolo-Barbesi und Fini-Wimpfen. So zieht die Gondel nun auf der breiten Wasserstraße dahin, durch das bunte Gewühl sich kreuzender Gondeln und Barken, vorüber an zwei endlosen Reihen prächtiger Paläste zu beiden Seiten des Kanals. Da ist der Palazzo Contarini dei Serigni und Rezzonico, der dem Don Carlos von Spanien gehörte, und gegenüber Giustiniani-Lolin, wo die vertriebene Herzogin von Parma bis 1866 wohnte, und Palazzo Grassi, dem Banquier Baron Ephraim Sina gehörend. Wir wenden beim Palaste des durch Byron verewigten Dogen Foscari nach Osten, und ein neues Panorama von Palästen thut sich dem Blicke auf; — die Palazzi Balbi, Grimani, Pisani, Barbarigo, Mocenigo, Loredano, Dandolo, Bembo und Manin's, des letzten Dogen der Republik, der am 4. Mai 1794 abdicirte, als die Armeen der französischen Republik gegen Venedig anrückten, und der so die Republik begrub, wie sie ein anderer Manin in 1848 wieder erweckte, aber kein Patricier und Verwandter des letzten Dogen, sondern ein armer plebejischer Advocat, mosaischen Glaubens († 1865 in Paris), dessen prachtvoller, mit Lorbeerkränzen bedeckter Marmor-Sarkophag jetzt in der Vorhalle der Marcuskirche aufgestellt ist und dem seine dankbaren Mitbürger soeben ein großes Monument zu errichten im Begriffe sind. — Hier liegt auch der Palast Comer-Spinelli, der der berühmten Tänzerin Taglioni gehörte, die sich noch einen andern Palast am Canal grande, mehrere schöne Villen an den Seen von Como und Garda, wie in Neapel, kurz, ein Vermögen von einigen Millionen ertanzt hat. „Die Kunst geht nach Brot!" ließ Lessing seinen Maler in der Emilia Galotti sagen; jetzt würde er statt dessen geschrieben haben: „Die Kunst ertanzt sich Paläste." Da sind wir am Ponte Rialto, an der stolzen Marmorbrücke von 70 Fuß Spannung eines einzigen, 30 Fuß hohen Bogens, Jahrhunderte lang die einzige Brücke über den Canal grande, die einzige Verbindung zwischen der östlichen und westlichen Hälfte Venedigs, bis 1854 die Oesterreicher die zwei eisernen Brücken, nach amerikanischem Gittersysteme, bauten, die eine beim Bahnhofe, die andere bei der Akademie der schönen Künste, wie sie dann auch jene kühne Eisenbahnbrücke bauten, die, auf 222 Steinbogen ruhend, 11,393 Fuß lang und die größte Brücke der Welt ist. — Hinter dem Ponte Rialto, zwischen welchem und dem Markusplatze sich das eigentliche Verkehrsleben Venedigs

bewegt, entwickeln ſich wieder zwei andere Palaſtreihen, die bis zum Bahnhofe am äußerſten nordweſtlichen Ende Venedigs führen. Gleich hinter der Brücke ſteht rechts der Fondaco dei Tedeschi, einſt die Herberge und das Waarenhaus der deutſchen Kaufleute, namentlich aus den Hanſeſtädten, ein prachtvoller Palaſt im Renaiſſance-Styl, die Außenſeite ganz mit Fresken von Tizian geſchmückt, von denen leider wenig oder nichts mehr zu ſehen iſt. Dann folgen das „goldene Haus", die Caſa d'oro, mit ſeinen Spitzbogen, ein zierliches, marmornes Schmuckkäſtchen, ebenfalls der Tänzerin Taglioni, jetzt ihrem Schwiegerſohne, einem ruſſiſchen Fürſten, gehörend, der herrliche Palaſt Vendramin, einer der ſchönſten in dem palaſtreichen Venedig, und gegenüber die im morgenländiſchen Styl gehaltene Herberge der Türken, vor 30 Jahren eine complette Ruine, jetzt in vollkommener Reſtauration begriffen, und endlich Palazzo Corner mit dem ſehenswerthen ſtädtiſchen Muſeum. So ſind wir am Ende des Canal grande, — links liegt noch der ſchöne Garten Papadopuli und rechts iſt der Bahnhof und hinter dieſem der botaniſche Garten mit ſeinen rieſigen Cactusbäumen, den größten in Europa. Hier endigt Venedig und die unvermeßliche hohe See thut ſich auf, mit der unabſehbaren langen Eiſenbahnbrücke, die nach Meſtre führt, mit den unzähligen Inſeln, den Hunderten von Segeln und im Hintergrunde den eisbedeckten Tyrolen Alpen.

„Kehre um, wackerer Beppo! und wieder hinab zu dem Kanal, — ich will weiter träumen."

Venetianiſche Streifzüge.

Stillleben in Venedig. — Das Marsfeld. — Das Innere der Stadt. — Die öffentlichen Plätze. — Leben auf der Straße. — Die engen Gaſſen. — Der Gänſemarſch. — Muſikaliſche Schwierigkeiten. — Differenz der Lebensmittelpreiſe. — Was eine Familie in Venedig braucht. — „Hôtel Bauer." — Wiener Speiſezettel. — Mit dem Prinzen Napoleon bei Tiſche. — Hohe Touriſten in Agram. — Abreiſe des Prinzen.

Venedig, 20. Mai 1869.

Venedig übt wieder ſeinen alten Zauber auf mich aus, — in keiner Stadt Italiens habe ich mich ſo wohl, ſo heimiſch gefühlt, und hinge es nur von meinem Willen ab, ſo würde ich hier meine Tage zu Ende leben. Es iſt ſo behaglich-ruhig, ſo träumeriſch-ſtill hier, — beſonders wenn man in den entfernteren Stadttheilen, z. B. auf den Fondamenta delle Zattere wohnt und lebt — wo, nebenbei bemerkt, auch die Luft am friſcheſten, der Aufenthalt am geſundeſten iſt, und wo man in den letzten Jahren allerliebſte Privatwohnungen für die „Foreſtieri" eingerichtet hat, bei denen im Winter gute Oefen und ſchließende Fenſter und im Sommer allerliebſte Hausgärtchen mit Lorbeer- und Pinien-, Citronen- und Orangenbäumen nicht vergeſſen ſind. — Da kann man zurückgezogen von der Welt und noch dazu wohlfeil leben, denn ein paar hübſch eingerichtete Zimmer bekommt man hier für 30 bis 40 Francs (6 bis 8 Dollars) per Monat, und einen ganzen, allerdings unmöblirten, Palazzo mit 15 bis 20 Zimmern kann man für 300 bis 400 Francs per Jahr miethen.

Weſtlich von den Zattere breitet ſich das weite Meer aus mit ſeinen vielen Inſeln und der Ausſicht bis Fuſina und Chioggia, und das große Marsfeld, eine mit Baumalleen umgebene Wieſe, liegt als vortrefflicher Spaziergang ganz in der Nähe. Und iſt man der Stille und Einſamkeit müde und ſehnt ſich nach Leben und Geräuſch, ſo bringt uns ein Spaziergang von zehn Minuten über die ſchöne eiſerne Brücke bei der Accademia della belle Arti auf den Marcusplatz, dieſen ſtets offenen großen Concert- und Converſationsſaal, auf dem es beſtändig von Reiſenden aller Nationen und

ſchönen Frauen wimmelt und wo uns das bewegteſte Tagesleben auf allen Seiten umrauſcht. Aber wie wenige Fremde kennen von Venedig etwas Anderes als den Marcusplatz und den großen Kanal; — in das Innere der Stadt, in das höchſt intereſſante Labyrinth der kleinen Gaſſen und Gäßchen, die ſich, wie die Maſchen eines Netzes, in einander verſchlingen und bei jeder Wendung neue und originelle Lebensbilder bieten, wagen ſich die Wenigſten. Vom Tage ihrer Ankunft an begeben ſie ſich willenlos in die Abhängigkeit von dem Führer, Lohndiener und Gondelier ihres Hôtels, und dieſe leiten von da ab alle ihre Schritte und ſchreiben ihnen die Wege vor, die ſie wandeln ſollen auf Erden.

Dieſe Fremden leben auch in dem Wahne, außer dem Marcusplatze, der Piazetta und der Riva dei Schiavoni gäbe es in ganz Venedig nur Waſſerkanäle und ganz ſchmale Gäßchen, und nicht eine Straße, nicht ein Platz ſei ſonſt da, wo man luſtwandeln könnte; — und ſo laſſen ſie ſich überall in der Gondel hinſchleppen und reiſen endlich nach vierzehn Tagen oder drei Wochen wieder ab, ohne etwas Anderes von Venedig geſehen zu haben, als den Marcusplatz und die Piazetta und das Innere einer Anzahl von Kirchen, Paläſten und Muſeen. Der eigentliche Zauber Venedigs aber liegt in ſeinem Straßen- und Volksleben, und wer oft auf dem kleinen Fiſchmarkte am Rialto, auf dem großen Obſt- und Gemüſemarkte hinter den Brücken, auf der langen Pescaria am Canal grande oder in dem Arbeiterviertel um das Arſenal herumwandelt, dem bieten ſich eine Fülle der alleranziehendſten und intereſſanteſten Genrebilder, heiterer wie ernſter Art. Und an Platz und Plätzen zum Spazierengehen fehlt es in Venedig nicht; — allerdings ſind die Gaſſen — hier Calle genannt — ſchmal, die Gäßchen ſo eng, daß ein wohlbeleibter Mann ſie nur mit Mühe paſſiren kann und zur Glanzzeit der rieſigen Crinolinen dieſe weiblichen Luftballons nicht unbeſchädigt durch ein ſolches Gäßchen paſſiren konnten, auch müſſen beſtändig an den, hoch im Bogen geſchwungenen Brücken über die vielen kleinen Kanäle immer eine neue Anzahl Stufen auf einer Seite hinauf, auf der andern hinab geſtiegen werden, — aber dann gelangt man immer auf breite Quais, beſonders in den entlegeneren Stadttheilen, und überall auf geräumige, von alten Paläſten und Kirchen umgebene Marktplätze, die jeder Reſidenzſtadt Ehre machen würden, wie die Campos S. Maria Formoſa, San Angelo, San Stefano, San

Paolo, Santa Margherita und eine Menge andere. Hier überall entfaltet ſich, beſonders des Abends, das italieniſche Straßenleben in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit, und dies um ſo mehr, als es hier weder Wagen noch Pferde giebt und nicht blos das Trottoir, ſondern die ganze Straße, der ganze Platz den Fußgängern gehören. Ueberall ſtehen Stühle und Tiſche weit in Straße und Platz hinein vor den zahlreichen Kaffeehäuſern, vor allen Werkſtätten arbeiten die Handwerker auf der Straße im Freien, in der Mitte des Platzes oder der Straße ſpielen, ſicher vor dem Ueberfahrenwerden, ganze Rudel kleiner Kinder, und an allen Ecken wird gebacken, gebraten, verkauft, gegeſſen und getrunken.

Ich habe vorher der engen Gaſſen erwähnt, deren keine einzige gerade läuft, ſondern die ſich in allen möglichen Zickzack- und Schlangenwindungen in einander verwickeln, — ſie ſind allerdings enge, manchmal ſo enge, daß ſich gegenüber wohnende Nachbarn aus den Fenſtern ihrer Schlafzimmer über die Straße hinüber „Hand ſchäken" können und daß ein mit ſeiner Muſik durch die Stadt marſchirendes Bataillon Infanterie das ergötzlichſte Schauſpiel bildet; — Alles marſchirt im Gänſemarſch, ein Mann hinter dem andern, — voraus der Regiments-Tambour, hinter ihm ein Hautboiſt, dann wieder einer und ſo fort, bis zuletzt der Mann mit der großen Trommel kommt, der ſich mit ſeinem viel Platz brauchenden Inſtrumente oft nach der Seite durchſchieben muß, manchmal auch ſtecken bleibt, wodurch die ganze Colonne in's Stocken kommt. Der commandirende General geht, ebenfalls zu Fuß, hinter der Muſik, ſein Adjutant folgt ihm auf „Schuſters Rappen", und nun kommen Mann für Mann, allemal im Gänſemarſch die Officiere und Soldaten der Compagnien des Bataillons.

Zur Zeit der Oeſterreicher war die Hauptwache auf der Piazetta, wo unter den Arcaden des Dogen-Palaſtes immer eine ganze Compagnie die Wache bezog und vier Kanonen vor derſelben aufgepflanzt waren. Damals war das Aufziehen der Wachtparade alle Mittage, beſonders wenn die ablöſende Truppe durch die ſehr belebte, aber ſehr enge Merceria daherkam, ein höchſt ergötzliches Schauſpiel. Capellmeiſter, Regiments-Tambour und die erſten Hautboiſten waren im Gänſemarſch oft ſchon um vier bis fünf Straßenecken gebogen und die hinten nachkommenden Blech-Inſtrumente und große und kleine Trommel hörten und ſahen von ihnen nichts, und ſpielten nun ihren Marſch auf eigene Fauſt fort, wobei

es ſich nicht ſelten ergab, daß bei Ankunft auf dem Marcusplatze, wo man ſich wieder en colonne formiren konnte, die ganze Muſik um einige Tacte auseinander war. — Jetzt giebt es keine Hauptwache mehr auf der Piazetta, alle militäriſchen Evolutionen ſind, ſo viel als möglich, auf das Innere der Kaſernen und das Marsfeld beſchränkt, und nur die des Abends im Gänſemarſch durch die Gäßchen rennenden Trompeter und Trommler, die die Retraite verkünden, bieten noch ein komiſches Schauſpiel dar.

Ich habe dieſer Tage wieder das Innere von Venedig nach allen Richtungen durchſtreift, mich auch ein paarmal, faſt abſichtlich, verirrt, bin aber doch immer wieder auf die rechte Fährte gekommen und habe mich dabei herrlich amüſirt und an alten Gebäuden, Paläſten ja ganzen Stadttheilen ſo Manches geſehen, das ſonſt nicht leicht ein Fremder ſieht. So iſt z. B. der Weg vom Marcusplatze zum Bahnhofe einer der allerverwickeltſten, und obwohl überall, an den unzähligen Ecken und Windungen angeſchrieben ſteht: „Via alla Strada Ferrata," doch nicht leicht zu finden. Vom Bahnhofe, in deſſen Nähe die zwei ſchönſten Gärten Venedigs, der Giardino Papadopoli und der Orto botanico liegen, nahm ich den Rückweg über San Andrea längs der Mauer und dann durch die Seſtieri Sta. Margharita und S. Protaſio zurück über den Canal grande auf den Marcusplatz. Es war ein Spaziergang von drei Stunden, denn Venedig iſt groß und weitläufig, ein Spaziergang durch Regionen, „wohin ſonſt nie der Fuß des Fremden tritt," aber voll des Neuen und Intereſſanten. Hier lernt man auch den Unterſchied zwiſchen den Preiſen des Fremdenviertels — Seſtiere San Marco — und den anderen, mehr von den Eingeborenen bewohnten Stadttheilen kennen. Das Pfund ſchöner Wald-Erdbeeren, das ich im Seſtiere San Marco mit 65 Centeſimi bezahlen muß, ward mir hier in beſter Qualität um 20 Centeſimi, alſo um weniger als ein Drittel des Fremdenpreiſes offerirt, und ſo geht es mit allen Lebensbedürfniſſen ebenfalls. Eine Familie von 3 bis 4 Perſonen kann in dieſen entfernteren, übrigens ganz ſchönen und reinlichen Stadttheilen höchſt anſtändig mit 1500 Francs (300 Dollars) des Jahres leben und mit dem Doppelten, alſo mit 600 Dollars, ein eigenes Haus mit Garten ganz allein bewohnen, zwei Dienſtboten und eigene Gondel — alſo Equipage — halten. Venedig iſt aber die Stadt der Penſionirten, in den Ruheſtand Verſetzten, der gefallenen Größen überhaupt; Don Carlos und die

Herzogin von Berry, die Ex-Herzogin von Parma und der Herzog von Bordeaux (Henri V.) und so viele andere abdicirte und exilirte Größen residiren oder residirten hier, besonders so lange Venedig noch österreichisch war.

Ziemlich müde von meiner Fußwanderung kehrte ich Abends im „Hôtel Bauer" ein, um mich an einem „Krügel Schwechater Lagerbier" zu erfrischen. Hier, bei Bauer, ist man mit einem Schlage aus Italien heraus, nach Deutschland, nach Oesterreich versetzt. Hier treffen sich die Deutschen aller „Vaterländer", ob sie nun, laut Prager Frieden, zu Deutschland gehören oder davon ausgeschlossen sind, hier wird Wiener Bier getrunken, nicht warm, wie das übrige Bier in Venedig, nicht zu kalt durch übermäßige Eiskühlung, sondern gerade in der richtigen Temperatur, wie es jeden Morgen aus der Dreher'schen Brauerei in Wien per Schnellzug abgeht, Abends in Triest eintrifft und sogleich über Nacht per Eisenbahn oder Dampfschiff nach Venedig weiter geht, wohin es von Wien bis Venedig nur 18 Stunden braucht. — Hier sind deutsche Kellner, deutsche, sehr aufmerksame Wirthe und deutsche Speisezettel mit „Leberknödelsuppe", „Schweinebraten mit Sauerkraut," „Backhändel mit Häupterſalat," „Gulasfleisch," „Papricahähndeln" und ähnlichen Wiener Delicatessen.

Kein Wunder, daß sich Alles, was Deutsch spricht, hier zusammenfindet und Mittags und Abends das regste Leben herrscht. Hier, bei Bauer, habe ich auch das Vergnügen gehabt, mit dem Prinzen Napoleon zu speisen, — d. h. neben ihm, nicht bei ihm. Der „rothe Prinz" war nämlich mit seiner Dampfyacht „Prince Jerome" plötzlich im Adriatischen Meere erschienen, in Triest gelandet und hatte sich dann auf der Eisenbahn nach Agram in Kroatien begeben und sich dort, wo es absolut nichts zu sehen giebt, zwei Tage lang aufgehalten.

Daß der ungarische Minister-Präsident, Graf Andrásy, der, seit er in Oesterreich zum Tode verurtheilt, exilirt in Paris lebte, mit dem Prinzen Napoleon auf das intimste liirt war, sich in diesen Tagen ebenfalls incognito nach Agram zu begeben für gut befand, will ich hier für die Freunde politischer Conjecturen nebenbei bemerken, — wie auch die gleichzeitig von Wiener Correspondenten gegebene Notiz, daß bei dem am Schlusse des Reichsraths in der kaiserlichen Burg stattgefundenen Abendempfange sowohl Graf Beust, als der eben von einem kleinen Ausfluge zurückgekommene

Graf Andrásy sichtlich verstimmt und zerstreut waren. Sollte Prinz Napoleon schlimme Nachrichten für die Beust'schen Revanchepläne gebracht haben?

Es war gerade an dem Tage, nach dem die Zeitungsjungen die „Revolution in Paris!" ausgeschrieen hatten, als ich zu Bauer zum Speisen ging; ich nahm im offenen Hofe neben dem Speisesaale Platz, und bald setzten sich an den nächsten Tisch ein stattlicher, wohlbeleibter Mann mit einem jüngeren Begleiter, die sich halblaut in französischer Sprache unterhielten und mit sichtlichem Wohlbehagen zwei „Krügel" des trefflichen Dreher'schen Biers vertilgten. Das Gesicht des Einen kam mir sehr bekannt vor, ich mußte es schon in Photographie gesehen haben, dachte aber vergebens nach, wer es sein könne; zuletzt fand ich, daß der Unbekannte sehr viele Aehnlichkeit mit einem bekannten St. Louiser Bierbrauer habe, und fast hätte ich ihn angeredet.

Da trat Bauer an meinen Tisch, und sich mit der Speisekarte etwas zu schaffen machend, sagte er leise, den Kopf gegen den Tisch gebückt: „Wissen Sie auch, wer da neben Ihnen sitzt?" — „Nun?" fragte ich gespannt. — „Der Prinz Napoleon!" — „Ist denn der hier?" — „Seit voriger Nacht ist er mit seiner Yacht eingelaufen und war schon zweimal seitdem hier in meinem Etablissement." — Eben kam ein Zeitungsjunge herein und schrie: „Extra! Revolution in Paris! Um 5 Centesimi!" — Der Prinz lächelte, wie Einer, der es besser weiß, und schien seinem Begleiter zu sagen: „Diese wackeren Radicalen, die die Marseillaise singen und sich von den Knitteln der Polizei-Agenten niederschlagen lassen, arbeiten ganz tüchtig für uns. Der ganze Mittelstand war zuletzt oppositionell gesinnt und hätte für die republikanischen und antidynastischen Candidaten gestimmt; — jetzt werden diese guten Bourgeois, besonders in den Departements, Höllenangst vor der rothen, socialen Republik, der Gütertheilung und der Guillotine en permanence bekommen und wieder für unsere Regierungs-Candidaten stimmen." Der Prinz trank sein Bier mit sichtlichem Wohlbehagen aus, sagte dem die Zahlung in Empfang nehmenden Wirthe einige freundliche Worte auf Deutsch und ging. Ich habe ihn seitdem dort noch zweimal gesehen, dann hat seine Yacht vorgestern die Anker gelichtet und ist abgesegelt, — der Prinz aber ist mit der Bahn nach Mailand (wo gleichzeitig unser verehrter Longfellow eintraf) — und von da über Susa und den

Mont Cenis nach Frankreich zurückgegangen. Die Rückkehr muß also doch Eile gehabt haben, sonst wäre der Prinz auf seinem Schiffe geblieben und hätte nicht den Landweg gewählt. — Einstweilen sieht ganz Europa mit Spannung dem 23. d. entgegen, wo sich in ganz Frankreich die Wahlen vollziehen. Von ihrem Ausfalle hängt viel ab. Was er dann nach innen und außen thun wird, — ist noch ein tiefes Geheimniß dieser politischen Sphinx, über welches sich alle Welt — nur nicht der Venetianer, — den Kopf zerbricht; denn diese beschäftigt jetzt ausschließlich die Frohnleichnams-Procession auf dem Marcusplatze, für und gegen deren Abhaltung die ganze Bevölkerung in zwei feindliche Lager gespalten ist. Doch über diese Haupt- und Staatsfrage mehr in meinem nächsten Briefe.

Ein Proceß um eine Procession.

Die Frohnleichnams-Procession. — Der historische Hergang. — Die Blutstropfen der Hostie. — Die Feier des Festes. — Eine Emeute. — Die Carnevals-Masken. — Die Unalphabetisten. — Detail-Politik der Priester. — Eine Petition an den Minister des Innern. — Die Cleriker müssen Soldaten werden. — Neue ärztliche Vorschriften in Rom. — Ankunft des Vicekönigs von Aegypten. — Festlichkeiten und Gondelfahrt en gala. — Der Kanal von Suez. — Die große Bettlerin.

Venedig, 23. Mai 1869.

Ich berichtete Ihnen in meinem letzten Briefe von der großen Aufregung, die hier wegen der am 27. d. stattfindenden großen Frohnleichnams-Procession herrsche, und daß die ganze Bevölkerung wegen dieser Frage in zwei feindliche Lager gespalten sei. Lassen Sie mich heute diese wichtige Communal-Angelegenheit Venedigs, in die sich zahlreiche politische und religiöse Fragen verschlingen, mit einiger Ausführlichkeit behandeln. Heute handelt es sich um den historischen Hergang, — in fünf Tagen werde ich Ihnen aus

eigener Anſchauung berichten können, was wirklich geſchehen iſt, da ich eigens deshalb ſo lange in Venedig bleibe.

Die Feier des Frohnleichnamsfeſtes datirt erſt vom Jahre 1263 und hat den nachfolgenden Urſprung: In dem Orte Bolſena, einſt das alte Bolſinium der Etruſker an der Straße von Florenz nach Siena, lebte damals ein böhmiſcher oder baieriſcher Prieſter (die Chroniken ſtimmen darin nicht überein), der von religiöſen Scrupeln gequält ward, ob in der geweihten Oblate, der Hoſtie, bei der Meſſe auch wirklich Leib und Blut Chriſti enthalten ſeien. Seine Zweifel und Bedenken hatten bereits einen ſo hohen Grad erreicht, daß er ſich entſchloß, nach Rom zu gehen und ſie dem Papſte vorzutragen. Da, als er eines Morgens Meſſe lieſt und die Hoſtie erhebt, fallen Blutstropfen aus derſelben und auf das Altartuch, und dieſes Wunder überzeugt den zweifelgequälten Prieſter, der es ſogleich dem Papſte und aller Welt verkündet. Papſt Urban IV., der damals ganz in der Nähe, in Orvieto, reſidirte, kam ſogleich ſelbſt nach Bolſena, ließ das Wunder conſtatiren und ordnete zur Feier deſſelben das Frohnleichnamsfeſt (Corpus Domini) an, das bald zu großen Ehren kam und noch 300 Jahre ſpäter durch Raphael's Pinſel in einem ſeiner großen Frescobilder der vaticaniſchen Stanzen, verewigt ward. Das Wunder van Bolſena bildet noch heute einen Glaubensartikel der römiſchen Kirche, und das Altartuch mit den Blutflecken ſoll noch als Reliquie exiſtiren. — Leute, die durchaus in unſerer praktiſchen und materiellen Zeit an keine Wunder glauben, erklären den Hergang in Bolſena einfach damit, daß der Prieſter, als er die Hoſtie vom Kelche nahm, von einem jener plötzlichen und kurz dauernden Naſenbluten befallen ward, dem vollblütige Leute oft ausgeſetzt ſind, daß er in ſeiner Aufregung über den inneren Kampf zwiſchen frommem Glauben und argem Zweifel dies gar nicht bemerkte, die von der Hoſtie herabfallenden Blutstropfen für ein zu ſeiner Ueberzeugung geſchehenes Wunder nahm, ſelbſt getäuſcht Andere täuſchte, und daß die römiſche Kirche, in der die Wunder damals ſchon ſeltener wurden, das Factum gern annahm und darauf eine Feier gründete, bei der es vorzüglich auf äußeren Pomp, viel Schaugepränge und demüthige Unterordnung der weltlichen Gewalten abgeſehen war.

So ward denn das Frohnleichnamsfeſt durch eine große Proceſſion im Freien gefeiert, bei der der Leib des Heilandes, d. h. die

geweihte Hostie in der Monstranz, in Rom durch den Papst, in allen anderen Städten durch den Erzbischof oder sonst höchsten Priester herumgetragen und dem Volke zur Verehrung gezeigt ward. Auf vier Punkten der Stadt wurden im Freien Altäre errichtet, an jedem derselben hielt die Procession und ward eine Messe gelesen und zuletzt die Benediction ertheilt. Aber nicht nur alle Priester und Mönche bildeten diese Procession, — auch die weltlichen Obrigkeiten mußten sich ihr anschließen, — die ganze Garnison war in Parade aufgestellt, und ein Bataillon begleitete die Procession und feuerte an jedem Altar bei der Wandlung drei General-Dechargen ab, welche die Kanonen auf den Stadtwällen unter dem Geläute aller Glocken und den rauschenden Klängen der Militärmusiken wiederholten.

Die Kaiser von Oesterreich und sämmtliche Prinzen gingen immer und *gehen noch* in dieser Procession, hinter dem Allerheiligsten, wie es die Könige von Spanien und Frankreich thaten. Noch Karl X. ging jedesmal in der Procession mit und die ihm folgenden Napoleonischen Marschälle, den alten Soult an der Spitze, jeder mit einer großen Wachskerze in der Hand, gaben den spottsüchtigen Parisern reichlichen Stoff zu pikanten Bonmots. — Früher gingen auch die Kaiserinnen, Königinnen und Prinzessinnen mit, wie noch die fromme Maria Theresia that; später beschränkte sich die Theilnahme nur noch auf die männlichen Glieder des regierenden Hauses, und selbst dieser Usus wird nur noch in Oesterreich, Baiern und Portugal beobachtet. In Italien wird das Frohnleichnamsfest, mit Ausnahme des Kirchenstaates, nur noch durch eine Procession im *Innern* der Kirche gefeiert, und nur in Venetien hatte sich durch die österreichische Herrschaft die Procession im Freien bis 1866 erhalten, 1867 wurde sie in der Aufregung der Uebergangsperiode nicht abgehalten, — aber schon 1868 ordnete sie der Erzbischof-Patriarch wieder an, und dies führte zu den bedauerlichsten Scenen. Der Erzbischof war ohnehin verhaßt, die ganze Priesterschaft war oft Angeberin und Bedrückerin der eigenen Landsleute gewesen, die Venetianer emancipirten sich daher von diesem drückenden Joche gern und verlangten z. B. auch, daß die Procession, wie im übrigen Italien, auf das Innere der Kirchen beschränkt bleibe. Trotz zahlreicher Einsprache gestatteten die schwachen Behörden dennoch die Abhaltung der Procession, und es kam zu argen Conflicten. Die Procession

wurde mehrere Male auseinander gesprengt und in Unordnung gebracht, dagegen mißhandelten die hereingekommenen Landleute und fanatischen Anhänger des Clerus Jeden, der nicht vor der Procession den Hut abnahm und niederkniete, es kam zu Straßenkämpfen mit Knitteln, Stuhlbeinen, Messerstichen und Revolverschüssen, und nur mit Mühe konnte die Aufregung gestillt, die Ordnung wieder hergestellt werden. Der schwache Präfect wurde von der Regierung abgesetzt, — die Municipalität bei der nächsten Stadtwahl über Bord geworfen und Alles aufgeboten, um die Aufregung zu beschwichtigen. Allein die Drachensaat trug ihre Früchte; — die Carricaturen auf die Priester wurden das stehende Thema der Witzjournale und dienten der freisinnigen Parthei zum Ergötzen, den Fremden zum Aergerniß. Die Angriffe gegen die Personen des Clerus erreichten ihren Höhepunkt unter der Maskenfreiheit dieses Carnevals (1869), Alles wurde in Masken lächerlich gemacht, was Bezug auf die Kirche hatte, alle Mönchsorden, Priester im Meßgewande, Nonnen und Bischöfe, der Papst und die Cardinäle wurden carrikirt und in Spottgestalten verhöhnt. Dieser Exceß rief andere Excesse hervor, und die fanatischen Gläubigen rächten sich an den Frevlern durch Prügel, Dolchstöße und unfreiwillige Sturzbäder in die Kanäle. — Natürlich sah Alles nun der Wiederkehr des Frohnleichnamsfestes in diesem Jahre mit Besorgniß entgegen, und man bat den neuen Präfecten Torelli, die Abhaltung der Procession auf dem Markusplatze nicht zu gestatten. Allein dieser, sonst ein vernünftiger Mann, weigerte sich, diesem Wunsche nachzukommen, und verbürgte sich, Ruhe und Ordnung bei der Procession schon erhalten zu wollen.

Nun ward im Stadtrathe von einigen Municipalräthen der Antrag gestellt, die Stadt solle sich weigern, die Kosten des Baues der Galerien auf dem Platze, durch welche die Procession geht, zu bezahlen und den diesfallsigen Contract mit dem Baumeister dieser Galerien gegen ein Reugeld auflösen. Da der Stadtrath nur administrative und keine politischen oder religiösen Fragen verhandeln darf, so war dies der einzige Ausweg, um unter dem Deckmantel einer Finanzfrage den drohenden Conflict zu verhindern. Aber die Antragsteller fielen durch, die ultramontane Parthei hat die letzten zwei Jahre in Venedig, wie überhaupt in ganz Italien, unermüdet gearbeitet, um das seit 1859 verlorene Terrain wieder zu gewinnen, sie hat über achtzig Zeitungen von der Couleur

des „Wahrheitsfreundes“ und der „Katholiſchen Kirchenzeitung“ in den verſchiedenen Städten Italiens; Tauſende von Geiſtlichen arbeiten von der Kanzel und im Beichtſtuhle unausgeſetzt daran, das Volk wieder in die alte Botmäßigkeit zurückzuführen, und es wird ihnen leicht in einem Lande, wo, nach dem letzten officiellen Berichte des General Fr. de la Torre an den Kriegsminiſter, von 97,934 ausgehobenen Rekruten des Jahres 1846 nur 30,953 leſen und ſchreiben, 4,293 nur leſen und — 62,688 weder leſen noch ſchreiben konnten. Dieſe jetzt unter die Fahne gerufene Altersklaſſe von 1846 bietet alſo zwei Drittel junge Leute von 23 Jahren dar, die weder leſen noch ſchreiben können. Im Venetianiſchen, wo die Oeſterreicher auf den Elementar-Unterricht hielten, beträgt das Verhältniß der Unalphabetiſten nur 67 vom Hundert, während es ſich in Sicilien auf achtzig und in Calabrien gar auf achtundachtzig vom Hundert herausſtellt.

Turin, der größte Theil Piemonts, die Lombardei geben ein günſtigeres Verhältniß, aber dennoch ſtellt ſich in ganz Italien die Durchſchnittszahl der nicht leſen und ſchreiben Könnenden immer auf 65 vom Hundert, d. h. von 25 Millionen Italienern können ſiebzehn Millionen weder leſen noch ſchreiben. — Das weibliche Geſchlecht iſt durchaus unalphabetiſch, da den Mädchen bei der Erziehung wohl das Leſen, zum Leſen der Gebetbücher, aber faſt nie das Schreiben gelehrt wird, damit ſie, wie die Beichtväter den Eltern ſagen, — keine Liebesbriefe ſchreiben können. Bei dieſem Bildungsgrade des Volkes iſt es dem ohnehin in Italien überaus mächtigen Clerus leicht möglich, das, was er im Staate verloren hat, in der Familie wieder zu erobern, und ſo treiben die Prieſter in Italien jetzt Detail-Politik und wirken durch die Frauen auf die politiſchen Boten der Männer.

So brachte ſie denn auch mehrere ihrer ergebenſten Anhänger in den hieſigen neuen Stadtrath, und der Cavaliere P. Zajotti, Director der Gazetta di Venecia, konnte ſeinen Gegenantrag: „die Angelegenheit der politiſchen Behörde ſowie den Schutz der Proceſſion derſelben zu überlaſſen und zur Tagesordnung überzugehen,“ leicht durchſetzen. Jetzt wogt der Kampf in den Journalen fort, ernſte Unruhen werden für den 27. angekündigt und mit Recht befürchtet, und als letzter Ausweg iſt an den neuen Miniſter

des Innern, den freisinnigen Ferraris, folgendes mit zahlreichen Unterschriften bedecktes Gesuch gerichtet worden:

„Ew. Excellenz! Venedig wird jetzt jährlich von Unordnungen heimgesucht, die durch die auf dem Marcusplatze abgehaltene Frohnleichnams-Procession entstehen. Zum Schutze der Würde der Kirche und der Heiligkeit der Religion wenden sich die Unterzeichneten an Ew. Excellenz und bitten Sie, rasch einzuschreiten, um durch ein Verbot dieser religiösen Schaustellungen auf öffentlichem Marktplatze Jedermann den Vorwand zu Ruhestörungen zu nehmen.

Wir verlangen nicht, daß irgend Jemand befugt werde, die Kirche zu stören; — wir verlangen nur, daß die Kirche nicht befugt sei, den öffentlichen Marktplatz zu stören, und dies verlangen wir nur im Namen des Anstandes der Kirche und der Majestät der Religion.

Der (Cavour's) Ausspruch: „Eine freie Kirche in einem freien Staate!" würde in falscher Anwendung zur Anarchie führen, — wenn die Kirche außerhalb der Kirche und dagegen der Staat im Innern der Kirche frei wäre. Jeder übt die Freiheit in seinem Hause, — die Kirche in der Kirche, der Staat im Staate.

Der öffentliche Marktplatz ist keine Kirche und wird es nie sein."

So stehen jetzt die Sachen, und es ist nun abzuwarten, was am Frohnleichnamstage geschehen wird. Das Land- und Fischervolk der Vorstädte und benachbarten Inseln ist furchtbar fanatisirt worden, und Alles sagt, daß, wenn die Procession stattfindet, dies nicht ohne Blutvergießen geschehen wird. Glückliches Amerika! wo man die Frohnleichnams-Procession und eine Menge ähnlicher Dinge gar nicht kennt.

Da ich einmal auf diesem Felde bin, so lassen Sie mich von zwei Zeichen der Zeit berichten, die auf den, jetzt in ganz Italien wogenden Kampf der Geister Bezug haben. Im Senate zu Florenz ist gestern das von der Deputirtenkammer bereits mit allen gegen 25 Stimmen angenommene Gesetz, welches die Seminaristen und Cleriker anhält, ihrer militärischen Pflicht zu genügen und erst ihre Dienstzeit in der Armee zu machen, trotz der ungeheuersten Anstrengungen der Schwarzen, nach einer dreitägigen Debatte ebenfalls mit 67 gegen 30 Stimmen angenommen wor-

den — und in Rom hat der Cardinal-Vicar des Papstes an den Präsidenten der Sacra Consulta ein Schreiben gerichtet, welches dieser nun mittelst Circulars zur Kenntniß aller Aerzte und Wundärzte im Kirchenstaate bringt und ihnen die Befolgung der darin enthaltenen Vorschriften auf das strengste einschärft. In diesem offenen Schreiben beklagt sich der Cardinal, daß in letzter Zeit mehrere Personen gestorben sind, ohne die Tröstungen der heiligen Religion und die Sacramente empfangen zu haben! Auf Befehl des Papstes wird nun den Aerzten die Verordnung Pius' V., Benedict's XIII. und das kanonische Gesetz in Erinnerung gebracht, wonach kein Arzt einen Kranken länger als drei Tage besuchen und behandeln darf, wenn der Kranke nicht dann gebeichtet und communicirt hat. Der Arzt wird auf seinen Doctor-Eid dafür verantwortlich gemacht, daß er die Kranken am dritten Tage beichten und das Abendmahl nehmen lasse. Setzt er Besuche und Behandlung nach dem dritten Tage fort, ohne daß der Kranke die Sacramente empfangen, so wird der Arzt mit der großen Excommunication durch den Papst selbst bedroht und verfällt außerdem noch in strenge weltliche Strafen. Das Circular liegt gedruckt vor mir, wie es die Aerzte zugeschickt erhielten, — mit allen seinen lateinischen Citaten und Berufungen auf die Aussprüche des Concils und der Päpste, — datirt und also geschehen am 7. Mai im Jahre des Heils 1869. — Commentare sind wohl überflüssig. — Ob sich die zahlreichen und geschickten deutschen, französischen und englischen Aerzte in Rom, die den römischen Doctoren durchaus vorgezogen werden, dieser Anordnung fügen oder ihre Bündel schnüren und weiter ziehen werden, steht abzuwarten. — Und fast unwillkürlich rufe ich nochmals: Glückliches Amerika! das von solchen Dingen nichts weiß. An manchen Fehlern und Gebrechen leidet unser Land noch, aber die persönliche Freiheit, die Unabhängigkeit des Individuums sind unangetastet.

Am 24. Mai.

Venedig ist schon wieder durch einen fürstlichen Besuch beehrt; kaum war der Prinz Napoleon fort, als vorgestern die Kanonen der Forts von Lido und Malamocco den Vicekönig von Aegypten begrüßten, der auf seinem großen Kriegsdampfer „Mehemet Ali",

escortirt von zwei ägyptiſchen Dampffregatten und begleitet von ſeinen Miniſtern Nubar Paſcha, Ratib Paſcha und Tigrane Effendi in den hieſigen Hafen einlief. Das war eine treffliche Gelegenheit für die vergnügungsluſtigen Venetianer, um Feſte zu veranſtalten, und eine Feſtlichkeit folgt nun auf die andere. Alle Abende iſt der Marcusplatz außer ſeinen 140 Gaslaternen und der glänzenden Beleuchtung der Kaufläden auch noch durch die 21 großen Candelaber erleuchtet, deren jeder 40 Gasflammen trägt; — alle Abende ſind Serenaden und Platzmuſiken, und vorgeſtern fand um 9 Uhr Abends eine große Gondelfahrt en gala, mit Muſikcorps und Hunderten von Gondeln durch den mit weißen, grünen und rothen bengaliſchen Feuern beleuchteten Canal grande ſtatt. Der Vicekönig fuhr in der königlichen Gondel mit dem Statthalter voraus, hinter ihm ſeine Miniſter und die Behörden der Stadt, ebenfalls in Staatsgondeln, und nun hintennach die dicht gedrängten Schaaren von Gondeln und Barken, die Alles trugen, was Venedig an Schönheit, Reichthum, hoher Stellung und ſocialer Bedeutung an Fremden und Einheimiſchen beherbergt. Es war ein impoſantes Schauſpiel, als ſich in der ſchönen, mondhellen Nacht dieſe Flotte von Böten vom Admiralſchiffe des Khedifs, unter den Tönen der Muſikcorps, dem Aufflammen bengaliſcher Feuer auf allen Uferpunkten und Inſeln und dem Steigen und Platzen von Raketen, Tourbillons und Leuchtkugeln nach dem Kanal in Bewegung ſetzte, während alle Quais dicht mit Zuſchauern beſetzt waren und der Marcusplatz in einem Feuermeer von Gasflammen ſtrahlte. Das Schauſpiel war wunderbar ſchön, und nur eine im Meere erbaute Stadt, wie Venedig, kann es bieten, aber meiner Meinung nach iſt jetzt für Venedig nicht die Zeit zu Feſten, — es heißt vielmehr ernſthaft arbeiten.

Der Kanal von Suez geht ſeiner Vollendung entgegen, — in längſtens einem Jahre wird er befahren werden, und dieſes Ereigniß weiſt dem Levante- und dem indiſchen Handel neue Bahnen und Verkehrsſtraßen zu. Zwei Städte ſind berufen, die Vermittler auf dieſem neuen Handelswege zu werden: Trieſt und Venedig, und die thätigſte und unternehmendſte von beiden wird den Sieg uud ſomit das Monopol des Levante-Handels davon tragen, — denn wenn der Handel einmal eine Straße gewählt hat, ſo wechſelt er ſpäter ſchwerlich mehr zu Gunſten einer andern Straße. — Hier heißt es vor Allem, einen Vorſprung zu gewinnen, ſich die

Vortheile der Priorität zu ſichern; — aber was geſchieht? In Trieſt iſt Alles ſchon in Bewegung und Thätigkeit, neue Actienunternehmungen, neue Dampfſchifflinien werden in Bezug auf die zu erwartende Eröffnung des Suez-Kanals gebildet, — Capital und Intelligenz werfen ſich auf dieſe neuen Unternehmungen, und Alles arbeitet daran, Trieſt die Vortheile dieſer neuen Weltſtraße zu ſichern; — hier in Venedig iſt noch gar nichts geſchehen und geſchieht nichts. Dagegen ſtreitet man ſich mit Erbitterung über die Frohnleichnams-Proceſſion, veranſtaltet Gondelfahrten und Serenaden, geht auf dem Marcusplatze ſpazieren und denkt nur an den heutigen — Tag, und ſo wird Trieſt und nächſt ihm Brindiſi wohl den Sieg davon tragen und Venedig wird bleiben, was es ſeit den letzten 100 Jahren war und wie es ſeine eigenen Schriftſteller nennen: „la grande mendica" — die große Bettlerin.

Der Khedif von Aegypten iſt nur wegen ſeines Suez-Kanals gekommen, er reiſt eigentlich als Commis voyageur für Herrn von Leſſeps; — er will die neuen Verbindungen ſelbſt anknüpfen, die neuen Wege dem Unternehmen ſelbſt ſichern. Um die Vermittlerin des Handels über den Iſthmus von Suez zu werden, müßte Venedig dem Vicekönig ſeine großen Hafenbaſſins, ſeine Docks zur Aufnahme und Reparatur der großen Dampfer, ſeine Dampfkrahne und Elevatoren, ſeine großen Waarenmagazine und die nöthigen Straßen-Eiſenbahnen zeigen können, um die Waaren ohne Aufenhalt billig von den Schiffen und dem Zollamte zum Bahnhofe befördern zu können. Von dem Allen beſitzt Venedig ſo gut wie gar nichts, — und noch hat ſich nicht eine einzige Actiengeſellſchaft für die Errichtung dieſer höchſt nöthigen Anſtalten gebildet, wie dies in Trieſt längſt der Fall iſt. Dagegen giebt es Gondelfahrten und Proceſſionen, Serenaden und Illuminationen vollauf in Venedig, und die Zahl der Flaneurs, Müſſiggänger, Lazzaroni und Bettler ſteigt von Tage zu Tage.

Der wenige reiche venetianiſche Adel, der noch da iſt, verzehrt in ſeinen alten Paläſten oder in ſeinen Villen auf der Terra Firma das von den betriebſamen Vorfahren erworbene Vermögen, — oder er vermiethet ſeine Paläſte und Villen an „Foreſtieri", verkauft ſeine Bildergalerien und alten Möbel nach England, und lebt ſelbſt in Paris, Florenz, Neapel oder — Rom; — in keinem Falle aber betheiligt er ſich an den induſtriellen Unternehmungen der Neuzeit, und das Wiederaufblühen Venedigs ſcheint

ihm ſehr gleichgültig zu ſein. Der Kaufmannsſtand allein kann nichts thun, — der große Mittelſtand der kleinen Beſitzer, die petite bourgeoisie, — aber iſt zu unwiſſend, zu indolent, zu wenig auf ſich ſelbſt vertrauend, als daß man auf ſeine collective Mitwirkung rechnen könnte. Der Venetianer verſpielt alle Monate mindeſtens 10 Francs in der Lotterie, — aber man wird ihn nicht dazu bringen, eine induſtrielle Actie von 50 Francs zu zeichnen. So wird denn Venedig die „große Bettlerin" bleiben — ein intereſſantes Muſeum voll merkwürdiger Monumente und großer hiſtoriſcher Erinnerungen, von Jedermann beſucht und beſichtigt, — der Sammelplatz der Touriſten und Reiſenden und von dem Bettel bei dieſen Gäſten lebend. Es geht Venedig, wie einem Millionär, der durch Unglücksfälle zum armen Manne geworden iſt; er kann ſich nicht wieder hinaufſchwingen, während jeder arme Arbeiter durch Fleiß, Thätigkeit und Sparſamkeit ſich zum Reichthum emporarbeiten kann.

Revolutionäre Frühlingsluft.

Die Petition. — Le prestige du gouvernement. — Aufſtellung der Galerien. — Ein Dampfer mit Vergnügungszüglern. — Ein biſchöfliches Entrefilet. — Ungeheures Hohngelächter. — Wann wird die Proceſſion ſtattfinden, Excellenz? — Die Proceſſion verboten. — Der Ausfall der Pariſer Wahlen. — Graf Crenneville. — Napoleon muß vorwärts oder rückwärts. — Glücklicher Khedif.

Venedig, 26. Mai 1869.

Die Aufregung wegen der Frohnleichnams-Proceſſion hatte im Laufe der letzten Tage eine bedenkliche Höhe erreicht, und die Gemüther des Pro und Contra waren in heftiger Gährung. Die von dem Journal „Il Rinnuo vamento" angeregte Petition an den Miniſter des Innern hatte in wenigen Tagen 140 Liſten mit Unterſchriften erhalten; — jede Liſte durchſchnittlich zu ungefähr 30 Namen berechnet, giebt 4200 Firmen, darunter die angeſehenſten

Männer der Stadt, Nobili und Patricier, Aerzte und Advocaten, Kaufleute und Schriftsteller. Nur der Signor Prefetto, Cav. Torelli, blieb kalt und unerschütterlich und bestand, trotz alles Abmahnens, darauf, daß die Procession, die er einmal erlaubt habe, stattfinden solle und müsse! Ein Minister-Erlaß vom Jahre 1862, der die Processionen außerhalb der Kirchen in ganz Italien abschaffte, hatte jedoch dem Präfecten das Recht eingeräumt, solche Processionen in Orten zu gestatten, wo davon keine Störung des Verkehrs und der öffentlichen Ordnung zu befürchten sei, wie z. B. in kleinen Wallfahrtsorten, die von solchen Processionen leben. Darauf stützte sich nun der Präfect von Venedig und erklärte, trotz der Erfahrung des letzten Jahres, daß er Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten wissen werde, daß daher keine Störungen zu befürchten seien, er die Procession daher erlaubt habe und seine Erlaubniß nicht zurückziehen könne, ohne sein Ansehen und das der Regierung zu schwächen. Es war eben die alte Geschichte von dem „prestige du Gouvernement", wegen der schon so viel Blut vergossen worden ist. Indessen regnete es seit drei Tagen in Strömen, und ich hoffte, die Processionsangelegenheit würde allerhöchsten Ortes entschieden werden und Seine Heiligkeit, der liebe Herr Gott, auch am Frohnleichnamstage einen tüchtigen Regen herabfallen lassen, der Procession und Ruhestörungen in gleicher Weise verhindern würde. Allein da oben scheint man sich um solche Kleinigkeiten wenig zu kümmern, und allerhöchsten Ortes überließ man Venedig seinem Schicksal, ohne einzuschreiten.

Am Abend des gestrigen Tages trat mit dem Mondwechsel und unter einem heftigen Gewittersturme eine Aenderung des Wetters ein, und als diesen Morgen die Sonne rein und klar den Marcusplatz beschien, waren schon Hunderte von Zimmerleuten und Arbeitern emsig damit beschäftigt, die langen bedeckten Galerien aufzustellen, die, von der St. Marco-Kirche ausgehend, den ganzen Platz umziehen und wieder zur Kirche zurückführen, und unter denen die Procession, geschützt vor den Sonnenstrahlen, dahin ziehen sollte. Diese Anstalten wirkten wie eine Herausforderung auf die Gemüther, und die Erbitterung stieg so hoch, daß es dem Rinnuo vamento ging, wie Goethe's Zauberlehrling, und das Blatt in einem Extra alle vernünftigen und gebildeten Gegner der Procession bat, am nächsten Tage zu Hause zu bleiben, sich wenigstens fern vom Marcusplatze zu halten und überhaupt alle Unordnungen zu vermeiden, dagegen

aber fortzufahren, zu proteſtiren und auf dem rechtlichen und geſetzlichen Wege von der Regierung und vom Parlamente für die Zukunft Abſtellung dieſer Uebelſtände zu verlangen. — Des Morgens lief auch noch der Dampfer Afrika des öſterreichiſchen Lloyd mit einem Vergnügungszuge von circa 300 Deutſchen, meiſt Proteſtanten aus Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, hier ein, und zugleich kam telegraphiſch die Nachricht, der Vicekönig von Aegypten werde am Frohnleichnamstage von Florenz wieder in Venedig eintreffen, um ſich über Trieſt nach Wien zu begeben; — es ſtand alſo in Ausſicht, daß vor einem Publikum von proteſtantiſchen und mohammedaniſchen Gäſten die Katholiken dieſer Stadt ſich eine Straßenſchlacht wegen eines uralten religiöſen Gebrauches liefern würden. — Alles ſchüttelte bedenklich den Kopf, nur Se. Excellenz der Präfect Torelli blieb feſt bei dem ſeinigen und wollte von Abſagungen der Proceſſion nichts wiſſen. — Indeſſen wurde es Abend, und ſiehe da! die officielle Gazetta di Venezia erſchien und brachte zur allgemeinſten Ueberraſchung folgendes Entrefilet:

„Frohnleichnams-Proceſſion.

Seine Eminenz der Cardinal-Patriarch hat erklärt, ſein Geſuch, die Proceſſion auf dem Marcusplatze abhalten zu dürfen, zurückzuziehen; — dieſelbe wird daher im Innern der Kirche ſtattfinden. Die Regierung und die Stadtverwaltung, welche durch ihre feſte und entſchloſſene Haltung gezeigt haben, daß ſie die Grundſätze der Ordnung und der Freiheit (sic) unangetaſtet aufrecht erhalten wollen, können nur ſehr erfreut ſein, daß dieſer Act der Klugheit Seiner Eminenz des Cardinal-Patriarchen jeden Anlaß zu der ſelbſt unbedeutendſten Unordnung entfernt hat, die, wenn auch unmittelbar unterdrückt, doch immer zu bedauern geweſen wäre."

Allgemeines Hohngelächter des Publikums, — ungeheurer Zorn der Fanatiker! Der Marcusplatz war geſtern Abend ungemein belebt, und vor allen Kaffeehäuſern, in allen Gruppen wurde über die Gazetta di Venezia und die Retirade des Präfecten Torelli gelacht. — In Amerika nennt man dieſe Operation „ausbäcken" — nun, ich kann Sie verſichern, dieſes „backing out" der höchſten Behörden, und zwar erſt im letzten Augenblicke, und die ungeſchickte Abfaſſung des officiöſen Artikels in der Gazetta, in welchem in einem Athemzuge die Feſtigkeit der Behörden ge-

pufft und die Wahrſcheinlichkeit von Ruheſtörungen, veranlaßt durch dieſe Feſtigkeit oder Hartnäckigkeit, zugegeben wird, hat nicht dazu beigetragen, das „prestige du gouvernement“ hier weſentlich zu heben. Im ganzen übrigen Gebiete des Venetianiſchen, in Treviſo, Padua, Udine u. ſ. w., hatten die betreffenden Localbehörden die Abhaltung der Proceſſion auf den Straßen nicht geſtattet, nur in Venedig wollten ein ultraconſervativer Präfect und ein Stadtrath, in welchem die Schwarzen die Majorität haben, dieſe mittelalterliche Schauſtellung, dieſen pfäffiſchen Mummenſchanz aufrecht erhalten; — dadurch iſt es endlich zu einem Conflict mit der ſonſt in Venedig ziemlich trägen und gleichgültigen **Vox publica** gekommen, und das Reſultat iſt, daß die Frohnleichnams-Proceſſion nun auch in Venedig für immer begraben iſt.

Am 27. Mai.

Die große Retirade des Herrn Präfecten klärt ſich auf; — er hat nicht nachgegeben, ſondern es iſt ihm *befohlen* worden, nachzugeben, — die Wahl der ſchonendſten Art und Weiſe hatte man ihm überlaſſen. In Florenz hatten die Berichte über die Aufregung in Venedig, beſonders aber die Petition mit den zahlreichen und gewichtigen Unterſchriften, einen großen Eindruck gemacht, — das neue Cabinet hat ohnehin mit genug inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, — außerdem weht aber eine revolutionäre Frühlingsluft durch ganz Europa, und ſelbſt General Menabrea hatte nicht Luſt, den Prieſtern zu Liebe, die ohnehin die geſchworenen Feinde des neuen Italien und ſeiner einheitlichen Regierung ſind, Unruhen und Straßenkämpfe entſtehen zu ſehen, deren Anfang wohl, deren Ende und Ausgang aber ſich nicht mit Gewißheit vorausſehen ließ. Der neue Miniſter des Innern, Sgr. Ferraris, ein Mann mit freiſinnigen Antecedentien, hatte noch weniger Luſt, ſeinen guten Namen als Liberaler und ſeine Verantwortlichkeit auf's Spiel zu ſetzen, um den Prätenſionen der Schwarzen und der Hartnäckigkeit eines Präfecten Satisfaction zu geben, und ſo kam geſtern früh eine Depeſche aus Florenz, die dem Präfecten auftrug, die öffentliche Proceſſion rückgängig zu machen, *ſonſt müſſe die Regierung ſelbe verbieten*. Jetzt war auf der Präfectur guter Rath theuer, — der Präfect ließ endlich ſeine Gondel vorfahren, und in dieſer begaben ſich Seine Excellenz zu Seiner Eminenz in den erzbiſchöflichen Palaſt,

— es wurde geheimer Kriegsrath gehalten, und nach langer Debatte war das Resultat — der oben copirte, famose „Ausbäcker"-Artikel in der Gazetta di Venezia, deren Redacteur, der Cav. Zajotti, nebstbei Stadtrath, sich heute nicht auf der Straße sehen lassen darf, ohne selbst von den Gassenjungen höhnend gefragt zu werden: „A quando la processione, Eccellenza?" (Wann wird die Procession stattfinden, Excellenz?)

Das Schönste bei der Geschichte aber ist, daß die Venetianer selbst am meisten darüber erstaunt sind, daß sie etwas durchgesetzt haben, denn sie sind ein geduldiges und friedfertiges Volk, unter der österreichischen Vormundschaft aufgewachsen und erzogen, und bis jetzt hat man in Florenz geglaubt, ihnen Alles bieten zu dürfen. Mancherlei Beweggründe mögen das Ministerium Menabrea bestimmt haben, nachzugeben, — das Resultat der Pariser Wahlen aber ist sicherlich eins der gewichtigsten Motive gewesen, denn die Wahl von allen Candidaten der „unversöhnlichen" republikanischen Parthei in sämmtlichen Wahlbezirken von Paris hat hier, wie in ganz Europa, einen tiefen und ernsten Eindruck gemacht. Wenn es wahr ist, daß Paris Frankreich ist, so hat Frankreich sehr deutlich gesprochen und erklärt, daß die Revolution nicht todt und begraben ist, sondern nur geschlummert hat und neu gestärkt erwacht und ihre Rechte fordert.

Daß man in Florenz seinen erlauchten Gast nicht bei der heute stattfindenden Ankunft in Venedig von Unordnungen und Straßenkämpfen empfangen sehen wollte, die vielleicht in ihm einen nicht sehr schmeichelhaften Vergleich zwischen der Ruhe und Ordnung in seinem uncivilisirten Lande und dem hochgebildeten Italien und dessen Zuständen hervorgerufen hätten, mag zu der ministeriellen Entschließung allerdings etwas beigetragen haben, — auch die Vorgänge in Livorno mögen einen großen Eindruck gemacht haben, — aber die Pariser Wahlen haben den Ausschlag gegeben. Es weht wieder revolutionäre Frühlingsluft in Europa und die Radicalen — schlagen aus.

In Livorno aber ist am 24. d. Abends der österreichische General Graf Crenneville, Flügeladjutant des Kaisers von Oesterreich, als er sich in Begleitung des österreichischen Consuls Inghirani an den Hafen begab, von zwei Unbekannten angefallen worden. Ein Stoß mit einem dreieckigen Stiletti, mit aller Kraft geführt, verwundete den General im Gesicht, traf aber den sich dazwischen

werfenden Conſul in die Bruſt, ſo daß er nach einer halben Stunde an innerer Verblutung ſtarb. Daß der Mord ein Act politiſcher Rache war, unterliegt keinem Zweifel.

Als in der Reactionszeit von 1849 die öſterreichiſche Intervention den verjagten Großherzog von Toscana wieder in ſein Land zurückführte und die öſterreichiſchen Truppen alle Punkte zum Schutze der großherzoglichen Regierung beſetzt hielten, commandirte Graf Crenneville das Corps in Livorno und ward zum Civil- und Militär-Gouverneur ernannt. Als ſolcher regierte er drei Jahre lang die armen Livorneſen mit eiſerner Strenge und hat dort ein bitteres Andenken hinterlaſſen.

Und dieſer Mann tritt nun, nach zwanzig Jahren, auf ſeiner Reiſe nach Rom wieder in Italien auf und hat den Muth, ſich mehrere Tage in Livorno aufzuhalten.

Aus den Erklärungen, die der Miniſter Ferraris vorgeſtern im Parlamente gab, geht hervor, daß der General ſich ſeit zwei Tagen in Livorno befand und daß ſeine bald bekannt gewordene Anweſenheit in der Bevölkerung eine heftige Aufregung hervorrief. Um allen möglichen Fällen vorzubeugen, ließen die dortigen Behörden den Grafen zu ſeinem Schutze durch Sicherheitsbeamte überwachen, theilten ihm aber zugleich die Lage der Dinge mit und baten ihn, ſeinen Aufenthalt thunlichſt abzukürzen. Der General hatte ſich indeſſen ſchon ſelbſt überzeugt, mit welchen feindlichen Geſinnungen er empfangen worden, und er beſchloß abzureiſen.

Zu dieſem Zwecke begab er ſich Abends an den Hafen, um ſich mit dem Poſtdampfer nach Civita Vecchia einzuſchiffen. Hier, als er eben ſich vom öſterreichiſchen Conſul verabſchiedete und den Fuß in die Barke ſetzte, die ihn an Bord bringen ſollte, erfolgte der Mordanfall, der dem armen Conſul das Leben koſtete. Der politiſche Mord iſt unter keinen Umſtänden zu entſchuldigen, und alle Partheien, alle Journale ſprachen offen ihre Mißbilligung über dieſen hinterliſtigen Meuchelmord, dieſe Verletzung der heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft aus. Die Behörden und die Regierung haben ſogleich die größte Thätigkeit entwickelt, der General-Secretär des Miniſteriums des Innern iſt perſönlich nach Livorno geeilt, um die Unterſuchung zu leiten; allein bis jetzt ſind die Thäter nicht ermittelt. Der beſte Beweis davon, daß die Behörden im Dunkeln ſind, iſt der Umſtand, daß ſchon vierzehn Verhaftungen vorgenommen worden ſind, während die That notoriſch doch nur

von zwei Perſonen verübt wurde. So bedauernswerth der Vorfall iſt, den, wie der Deputirte Malenchini in der Kammer bemerkte, der General ſelbſt durch ein klügeres Benehmen hätte vermeiden können, ſtatt ſich, provocirend, den ganzen Tag auf allen Straßen und Plätzen zu zeigen, ſo zeigt er doch, daß die politiſche Rache nicht ſchläft, und daß die Bedrückten den Haß gegen den Bedrücker ſorgſam bewahrt und genährt haben. Napoleon III., der ſchon einmal die italieniſche Vendetta durch Orſini's Bomben und Pianori's Dolch kennen lernte, fürchtet dieſe Rache, und nach dieſem Vorfalle und dem Reſultate der Wahlen ſteht die Räumung des Kirchenſtaates von den franzöſiſchen Truppen nun mit Beſtimmtheit zu erwarten.

Ja, dieſe Pariſer Wahlen ſind ein bedeutſames Zeichen der Zeit und ganz Europa beſchäftigt ſich mit ihnen und ihren vorausſichtlichen Folgen.

So viel iſt ſicher, — das bisherige Regierungsſyſtem Napoleon's hat ausgeſpielt, — er muß vorwärts oder rückwärts, und darin eben liegt die Gefahr.

Doch genug! Die Kanonen der Forts donnern, der Vicekönig von Aegypten iſt auf dem Bahnhofe eingetroffen, und alle Welt ſtrömt nach dem Marcusplatze, um ihn ſich einſchiffen und nach Trieſt abſegeln zu ſehen. Auch ich lege die Feder hin und gehe zum Hafen.

Glücklicher Khediv am Nil! der von Kammerwahlen, radicalen Republikanern, Oppoſition und Parlamentarismus noch nichts zu beſorgen hat und in deſſen geſegnetem Lande noch der alte Regierungsgrundſatz dominirt: „Der Bien muß!“

Letzte Station.

Eine deutsche oder eine italienische Stadt. — Italienische Deutsche. Rückblick. — Noch einmal die Procession. — Cavaliere Swift. — Verhaftungen und ein Dutzend Processe. — Der Cardinal-Patriarch und der Präfect. — Notenwechsel. — Das Theater in Venedig. — Die Ehemänner. — Wann wird Deutschland eine gute Bühne haben? — Ein Haifisch im Hafen. — Der Stadtrath in Aufregung. — Die deutschen Prügeljungen.

Triest, den 29. Mai 1869.

Die „letzte Station" in Italien — so kann ich Triest wohl nennen, wenn es auch politisch nicht zu Italien gehört und ich bei Cormons schon aus dem Regno d'Italia auf österreichisches Gebiet übergetreten bin. Die Herren im weiland Frankfurter Parlamente hatten gut declamiren: Triest sei eine deutsche Stadt und gehöre zu Deutschland; — in der Wirklichkeit ist Triest eine italienische Stadt, — denn Sprache, Sitten, Lebensweise sind italienisch. Die Deutschen spielen in Triest eine untergeordnete Rolle, wenn auch viele von ihnen als Kaufleute, Schiffsrheder, Börsenmänner und Speculanten sich Reichthum und persönliches Ansehen erworben haben; — als Ganzes bedeuten sie wenig, und in socialer wie künstlerischer Hinsicht dominiren die Italiener. Der beste Beweis dafür ist, daß, obwohl fast die Hälfte der Bevölkerung deutscher Abstammung ist und die reichsten Kaufleute Oesterreichs in Triest leben, sich dort nie ein deutsches Theater halten konnte, während drei italienische Bühnen sehr gut bestehen und die größte derselben, das Teatro grande, sogar von der Behörde bedeutend subventionirt ist. Ueberall hört man nur Italienisch sprechen, und selbst die Deutschen in Triest, mit der kosmopolitischen Schweigsamkeit, die dem deutschen Charakter eigen ist, sprechen mehr Italienisch als Deutsch, — die Kinder wachsen schon mit der italienischen Sprache auf, vergessen mit der Zeit die deutsche, und es fehlt nicht an Beispielen, wo sich ein ehrlicher deutscher Michel Müller in einen Michiele Millerini oder ein Hans Schlosser in einen Gianettino Fabro verwandelte. Nannte sich doch Meyerbeer bis an sein Ende Giacomo und nicht Jakob, und ein anderer Com-

positeur, Offenbach, hat seinen deutschen Jakob in einen französischen Jacques umgewandelt. Enfin, c'est tout comme chez nous!

Doch ich muß weiter ausholen und Ihnen noch von den letzten Tagen in Venedig berichten, denen es an Amusements aller Art nicht gefehlt hat. Die Frohnleichnams-Procession hat noch ein heiteres Nachspiel gehabt, und aus dem Proceß um die Procession sind, wie es so zu gehen pflegt, noch ein Dutzend andere Processe entstanden. Ein Proceß aber war es, — denn ein Proceß ist ein Rechtsstreit, — ein Streit um ein Recht, das zwei verschiedene Partheien, jede für sich selbst, in Anspruch nehmen. Diesmal handelte es sich darum, wer das Recht auf die Benutzung des Marcusplatzes habe, — die Bürger von Venedig oder die geistliche Procession. — Der Proceß wurde in erster Instanz dadurch entschieden, daß die geistliche Parthei am Termintage ausblieb und so die weltliche Parthei den Sieg davontrug. Aber die Anhänger der Procession waren mit diesem Ausgange nicht zufrieden und appellirten — an das Recht des Stärkeren, an das Faustrecht. Da diese Leute nicht viel lesen — eben, weil sie nicht lesen können, — so hatten sie auch die Absage-Notiz in der Gazetta vom Abend vorher nicht gelesen und erschienen am Frohnleichnamstage auf dem Marcusplatze, wo sie erst erfuhren, daß die Procession im Innern der Kirche abgehalten werde würde. An fanatischen Aufhetzern fehlte es nicht. die Gemüther erhitzten sich, und während ich ruhig in meinem „Albergo di San Gallo" saß und schrieb, spielte sich auf der Piazza eine Contre-Revolution en miniature ab. Es bildeten sich Banden, die, über die „Freigeister und Ketzer" schimpfend, umherzogen, — jeden anständigen Menschen insultirten, der, statt in die Kirche zu gehen, auf dem Marcusplatze lustwandelte, und endlich sich anschickten, die Redactionslocale der freisinnigen Journale zu besuchen. Unglücklicherweise saß einer der liberalsten Journalisten, der Cavaliere Swift, Eigenthümer und politischer Director des „Tempo", vor dem Café Florian auf dem Marcusplatze und schlürfte bei einer Cigarre seinen Morgenkaffee. Er wurde den Skandalmachern gezeigt, und sogleich umringte ihn die wüthende Rotte mit Schimpfworten, Flüchen und Drohungen.

Als aber Swift mit Ruhe seine Cigarre fortrauchte und ihnen nur antwortete: auf offenem Marktplatze mache er keine Redactions-

geſchäfte ab, — wer ihn ſprechen wolle, möge ihn in ſeiner Wohnung, im Palazzo Swift, aufſuchen, da kamen die Burſchen außer ſich, und auf ihn losſtürzend, wollten ſie ihn von ſeinem Stuhle reißen und in die Mitte des Platzes ſchleppen, wo er ein Opfer ihrer Mißhandlungen geworden wäre. Aber die Polizei-Quäſtur hatte die Möglichkeit ſolcher Exceſſe vorgeſehen und ihre Agenten mit gemeſſenen Inſtructionen zahlreich auf und um den Marcusplatz geſtellt. Ehe die Raſenden noch ihr Vorhaben ausführen konnten, ſtürzten ſchon von allen Seiten Carabiniere und Sicherheitsgarden herbei, — in einem Nu waren zehn Verhaftungen der ärgſten Rädelsführer vollzogen, die Menge zerſtreut und Swift unter ſtarker Bedeckung nach ſeiner Wohnung geleitet, wohin indeſſen eine andere Bande gezogen war, um dort Skandal zu machen und die Frau und Kinder des Journaliſten bis auf den Tod zu erſchrecken. Allein auch hier kamen die Sicherheitsbehörden zu rechter Zeit, und als die Führer der Rotte ſich ſogar den Sicherheitsagenten widerſetzten und ſie verhöhnten, wurden noch einige Verhaftungen vorgenommen. Jetzt erſt ſahen die Bethörten ein, daß in den oberſten Regionen ein anderer Wind wehe und der Herr Präfect nicht mehr der Schutzgeiſt der Proceſſioniſten ſei, — die Burſchen verliefen ſich in alle Winkel und Gäßchen, und eine Stunde ſpäter konnte man auf dem Marcusplatze wieder ungeſtört ſpazieren gehen, — während ſich zu der Proceſſion *in* der Kirche, wo es nun keinen Skandal gab, ein verhältnißmäßig geringes Publikum eingefunden hatte. Die Arretirten ſind nun der Juſtiz übergeben, und ein Dutzend Proceſſe vor dem Polizeigericht wegen Störung der öffentlichen Ruhe ſtehen in Ausſicht.

Aber der ſchönſte Proceß iſt der, der ſich nun zwiſchen dem Cardinal-Patriarchen und dem Präfecten Torelli entſponnen hat. Es ſcheint, daß die ungeſchickte und alberne Notiz in der Gazetta di Venezia, wodurch die Proceſſion widerrufen wurde und die ich Ihnen in meinem Letzten wörtlich mittheilte, den geiſtlichen Herrn ſehr verletzt hat. Er ſchickte alſo der Gazetta eine berichtigende Note, worin geſagt war, daß S. E. der Cardinal-Patriarch die Proceſſion in der Kirche und nicht auf dem Marcusplatze *nur* deshalb angeordnet habe, weil die politiſche Behörde nicht geglaubt habe, ihm und dem Umzuge *jenen Schutz* zu gewähren, der nach ſeiner (des Patriarchen) Anſicht nöthig geweſen wäre, um jede mögliche Unordnung *nicht nur zu unterdrücken*

ſondern ſelbe von Vornherein zu verhindern. — Jetzt wurde aber Seine Excellenz der Präfect wild, und ſeine Gazetta mußte in einer officiöſen Note dazu bemerken, daß die politiſche Behörde alle jene Vorſichtsmaßregeln genommen hatte, die ihr verfaſſungsmäßig zu Gebote ſtanden, und die auch vollkommen ausreichend geweſen wären, um jede Ruheſtörung zu verhindern. Seine Eminenz der Cardinal habe verlangt, daß die ganze Garniſon längs des Weges der Proceſſion in Spalier aufgeſtellt werde und daß ferner eine Compagnie mit der Regimentsmuſik den Zug ſchließen ſolle; — ein Verlangen, welchem der Präfect bei den beſtehenden Vorſchriften nicht genügen konnte, — worauf der Cardinal die Proceſſion in das Innere der Kirche verlegt habe.

So iſt denn der Krieg zwiſchen dem Präfecten und Cardinal erklärt, und ſämmtliche Journale, mit Ausnahme der officiöſen Gazetta, machen ſich auf Koſten beider Herren weidlich luſtig; — ja der Tempo erklärt geradezu: nach einer ſolchen koloſſalen Blamage könne Sgr. Torelli nicht einen Tag länger Präfect von Venedig bleiben; — er möge daher lieber freiwillig abtreten, ſonſt würde er — abgetreten werden. Denn es iſt ein öffentliches Geheimniß und ganz Venedig weiß es, daß der Präfect ſo weit gegangen war, dem Verlangen des Cardinals bereitwilligſt zu entſprechen, und den Militär-Commandanten erſucht hatte, die Garniſon zu dieſer Feierlichkeit ausrücken zu laſſen. Allein der commandirende General hatte dem Secretär des Präfecten die ſehr richtige Bemerkung gemacht, die italieniſche Armee beſtehe aus Soldaten und nicht aus Küſtern, Kirchendienern und Sacriſtanen, und in ſeiner officiellen Antwort ſich auf die Inſtructionen des Kriegsminiſters berufen, die jede Mitwirkung der Truppen bei derartigen Feierlichkeiten verböten. Er werde, ſetzte er hinzu, übrigens in Florenz anfragen, und wenn er vom Kriegsminiſterium dazu Befehl erhalte, die Ausrückung anordnen. Er that dies auch wirklich, und gleichzeitig mit ſeiner Anfrage trafen in Florenz die Petitionen mit einigen Tauſend Unterſchriften und die Berichte der Zeitungen über die ſtündlich wachſende Aufregung ein. Das ohnehin, trotz der neueſten Conciliation und Coalition, noch immer auf ſehr ſchwachen Füßen ſtehende Miniſterium Menabrea-Digny wollte ſich nicht neue Schwierigkeiten und Angriffe auf den Hals ziehen, und ſo erfolgte der telegraphiſche Befehl an den Präfecten,

die Proceſſion auf dem Marcusplatze um jeden Preis rückgängig zu machen.

Aber viel beſſer als dieſes „unterbrochene Opferfeſt" hat mich das Theater in Venedig amüſirt. Ich habe eine mittelmäßige Oper im Teatro Camploy, ein ſchlechtes Ballet im Teatro Malibran und ein vorzügliches Schauſpiel im Teatro Apollo gefunden. Dieſe vortreffliche Schauſpiel-Geſellſchaft iſt die Compagnia dramatica Bellotti-Bon, — eine reiſende Truppe, wie alle Geſellſchaften in Italien. Sämmtliche Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſind Künſtler, oder doch gebildete und denkende und dabei gut geſchulte Darſteller, die Damen ſind durchweg ſchön und höchſt talentvoll, und der Director Bellotti-Bon ein eben ſo ausgezeichneter Schauſpieler als Bühnenleiter. Dieſe Geſellſchaft ſpielt hauptſächlich das ſehr intereſſante Repertoir der neuen italieniſchen Luſtſpieldichter Nugelli, Ferraris, Torelli, Fambri u. A., und der feine Converſationston, die Eleganz der Darſtellung und das harmoniſche Zuſammenſpiel würden jeder Pariſer Luſtſpielbühne Ehre machen. Seitdem die nationale Idee in Italien geſiegt hat und die früheren Geiſtesfeſſeln und Cenſurbeſchränkungen gefallen ſind, entwickelt die dramatiſche Literatur eine außerordentliche und erſprießliche Fruchtbarkeit. Die Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, womit in Deutſchland die Hofbühnen ihr Repertoir füllen, und die ſogar Herr Laube im Wiener Hofburgtheater entſchieden cultivirte, ſind von den beſſeren italieniſchen Bühnen faſt ganz verſchwunden, und die Original-Arbeiten nationaler Dichter ſind an ihre Stelle getreten. Die meiſten dieſer neuen dramatiſchen Schriftſteller zeigen ein entſchiedenes Talent, und beſonders die oben namentlich Angeführten zeichnen ſich durch Originalität in der Wahl und in der Behandlung ihrer Stoffe aus. So ſind z. B. Torelli's: I mariti (die Ehemänner) ein ganz originelles Stück.

In dem ganzen fünfactigen Luſtſpiele kommt kein einziges, lediges Paar vor, und ſomit ſchließt das Stück auch nicht, wie ſonſt alle Luſtſpiele, mit einer Heirath. Sechs Ehepaare bewegen ſich in dem Luſtſpiele, das eigentlich ſechs, ſich in und durch einander verſchlingende, Luſtſpiele bildet. Die Moral des Stückes: „Ein guter Mann macht eine gute Frau, — ein ſchlechter eine ſchlechte", iſt vortrefflich durchgeführt, wenn auch viele Situationen gewagt ſind. So z. B. eine Scene, wo die Baronin, eine nervös krampfhafte Dame, mit dem höchſten Bedürfniß zärtlicher

Liebe und Theilnahme, die ſie, von ihrem Gatten vernachläſſigt und unedlen Liaiſons geopfert, unter der Maske kalter Ironie und gleichgültiger Blaſirtheit verbirgt, wo dieſe Baronin in höchſter Aufregung, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, Gleiches mit Gleichem vergelten will und ſich einem andern Manne, der ſie einſt liebte, hinwirft. — Und als dieſer, ein Ehrenmann, ſie nun in der ſchonendſten aber eindringlichſten Weiſe zurückruft und ihr den Abgrund enthüllt, an dem ſie geſtanden, da — nach einem ſtummen Spiele, das die vortreffliche Darſtellerin ausgezeichnet nüancirte, und in dem man, ohne Worte, den ſchweren geiſtigen Kampf eines von Liebe und Sehnſucht nach Gegenliebe, wie von Pflicht und Ehre gequälten Herzens leſen konnte, — da reicht ſie dem, der ihre Liebe verſchmäht, mit einem „Dank, Fabio!“ dankbar die Hand. Dieſe ganze Scene und beſonders dieſes „Grazie, Fabio!“ ſind gewagt, — aber ſie bringen, ſo vorzüglich geſpielt, eine außerordentliche Wirkung hervor. Das Stück ſchließt auch, wie geſagt, nicht mit einer Heirath, ſondern mit einer ganz intimen Scene zwiſchen Mann und Frau. Comteſſe Emma, die Tochter des Grafen von Herrera, hat ohne Liebe, auf den dringenden Wunſch ihrer Eltern, den Advocaten Fabio geheirathet. Sie kann ihn anfangs nicht ausſtehen, und ſie erklärt es ihm geradezu, aber Fabio verliert den Muth nicht. „Meine Frau wird mich in der Ehe ſchon lieben lernen,“ ſagt Fabio, „wenn ſie ſich einmal überzeugt hat, wie ſehr ich ſie liebe. — Ein guter Ehemann macht eine gute Frau.“ — Aber es geht nicht ſo leicht, wie Fabio dachte, Emma kann ihrem Manne nicht verzeihen, daß er ſie aus einer Comteſſe zu einer bloßen Advocatenfrau gemacht hat, — ja, daß er nicht einmal eine glänzende Huſaren-Uniform — blau mit Silber — trägt, wie ihr erſtes Ideal ſie trug, als Emma aus der Penſion kam. Aber nach und nach gewinnt Fabio immer mehr Terrain im Herzen ſeiner kleinen Frau, und als Emma die unglücklichen Ehen ihrer Schweſtern mit der Liebe, Treue, Sanftmuth und Aufmerkſamkeit ihres Mannes vergleicht, findet ſie, daß ſie das beſte Loos erwählt, und erſt langſam, dann immer lebhafter fängt ſie an ihren Fabio zu lieben. Und am Schluſſe des Stückes, als die anderen Ehen der Scheidung oder anderen Kataſtrophen entgegengehen, ſitzt Emma bei ihrem Manne im intimen Tête-à-tête und bittet ihn gar lieb, er möchte doch ſeine Acten und Papiere

bei Seite legen, — sie habe ihm ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen.

Aber als Fabio sich nun zu ihr setzt, weiß die kleine Frau nicht, wie sie es vorbringen soll, — sie setzt an und bricht wieder ab: „Du weißt, ich war die letzte Zeit unpäßlich; — nun, es hatte nichts zu bedeuten; — heute war unser Doctor da, und er meint," — aber sie kommt nicht weiter. Und als Fabio nun fragt und fragt und durchaus das Geheimniß wissen will, — da sagt sie ihm endlich — nein, sie sagt es nicht, — sie flüstert es ihm nur in's Ohr, — aber das Publikum erräth es, daß sie Beide, die bisher nur zu Zweien waren, nun bald — zu Dreien sein werden. Erröthend verbirgt sie ihr Gesichtchen an seiner Brust, der glückliche Fabio drückt sie jubelnd an sein Herz, — und der Vorhang fällt. — Ist das nicht originell, ist das nicht gewagt — und doch macht diese Scene, meisterhaft, wie sie von der reizenden Tessero gespielt wird, eine unbeschreibliche Wirkung und das Publikum geht in der angenehmsten Stimmung nach Hause.

Torelli's „Mariti" sind ein ganz vorzügliches Lustspiel, und das Stück verdiente durch eine gute Uebersetzung auch auf der deutschen Bühne eingebürgert zu werden. Und da wir gerade von Deutschland und vom Theater sprechen, so lassen Sie mich hier en passant bemerken, daß die gegenwärtigen Misère der deutschen Bühne erst dann aufhören und Deutschland wieder ein gutes Repertoire haben wird, wenn die nationale Idee auch dort zur vollsten Geltung gekommen sein und die letzte Spur des leidigen Particularismus und „Cantönli"-Geistes, mit ihrem Anhängsel von ein paar Dutzend Hoftheatern und Hoftheaterchen, sammt gräflichen Theater-Intendanten, allerhöchsten Favoriten und leidigen Rücksichten auf diesen und jenen, auf dieses und jenes verschwunden sein wird.

Von Triest kann ich Ihnen noch wenig berichten, denn ich muß mich erst umsehen, — so viel zeigt der erste Blick, daß Triest, das ich 1841 zum letzten Male sah, sich seitdem außerordentlich gehoben hat und rüstig vorwärts schreitet, während Venedig unaufhaltsam zurückgeht. Die einzige Stadtneuigkeit, die mich empfing, war die officiell constatirte Anwesenheit eines großen Haifisches im dortigen Hafen, wahrscheinlich dieselbe Bestie, die schon im vorigen Herbst einen Wiener Beamten, der außerhalb der Schwimmanstalt, im offenen Meere badete, beide Beine so zer-

fleiſchte, daß der Unglückliche den Folgen dieſer gräßlichen Verwundung erlag.

Die ganze Stadt iſt in Aufregung und der Stadtrath „ungeheuer" beſchäftigt; — wenigſtens hat er ſich in ſeiner letzten Sitzung nur mit dem „Ungeheuer" beſchäftigt, einen Preis von 200 Gulden auf deſſen Erlegung ausgeſetzt, das Baden im Meere, außerhalb der durch Lattengitter unter dem Waſſer geſicherten Schwimmanſtalten verboten und ein Comité beauftragt, Vorſchläge für weitere Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Haifiſche in Oeſterreich! das fehlte noch, — ſolche reißende Ungeheuer in einem ohnehin ſchon ſo zerriſſenen Lande. Sind die krainerischen Bauern bei Laibach nicht ſchon ſchlimm genug, die alle Deutſchen todtſchlagen wollen und am Pfingſtſonntage mit den deutſchen Turnern, die eine Turnfahrt unternahmen, den Anfang machten, ſo daß Gensdarmerie, Polizei und Militär aufgeboten werden mußten und es Todte und Verwundete gab. Und alles das geſchieht ad majorem gloriam des von Sr. Majeſtät Napoleon III. erfundenen Nationalitäten-Princips, das von den Schwarzen und Reactionären jetzt als Hemmſchuh gegen Oeſterreichs Fortſchrittsverſuche mißbraucht wird. — In Amerika hatten wir doch nur einen Knownothingismus, und ſchon mit dieſem einen unſere liebe Noth; — in Oeſterreich giebt es zwanzig und mehr verſchiedene Sorten von know nothings, und jede Species möchte alle anderen vertilgen. Alle zuſammen aber agitiren und arbeiten gegen die jetzige liberale Regierung und machen dem Miniſterum Beuſt-Taafe-Giskra ſeine ohnehin ſchwierige Aufgabe noch ſchwerer. Die Deutſchen in Oeſterreich aber ſind die Prügeljungen nicht nur der know nothings polniſcher, czechiſcher, magyariſcher, ſloweniſcher, ruthenischer, ſerbiſcher und anderer Zunge, — ſondern auch der Regierung, die alle Ausgleiche auf Koſten der Deutſchen vornimmt.

A propos! General Graf Crenneville iſt vorgeſtern hier durch- und in aller Eile und Stille nach Wien zurückgereiſt; — es ſcheint alſo, daß er die ihm übertragene geheime Miſſion in Rom aufzugeben für gut befunden hat. Wenn den Zeitungsnachrichten zu glauben iſt, ſo wäre der Attentäter bereits entdeckt und verhaftet, und zwar in der Perſon eines Sgr. M., der vor zwanzig Jahren, auf Crenneville's Befehl, Stockprügel bekommen hatte. Die unabhängigen Zeitungen Italiens erinnern an Haynau's Empfang

in der Perkin'schen Brauerei in London, und ich sage Ihnen: und wenn der Thäter zehnmal entdeckt ist, so muß er vor die Assisen gestellt werden. Bis das geschieht, ist die erste Aufregung vorbei, und es findet sich in Livorno, — ja in ganz Italien, — der „Terra dei pugnali," keine Jury, die das „Schuldig" aussprechen wird.

Abschied von Italien.

Ich bin in Oesterreich. — Der dicke Herr im Coupé. — Schneckenzug von Venedig nach Triest. — Eisenbahn-Anomalien. — Das schöne Triest. — Handel und Schifffahrt. — Die Biergärten. — Il Boschetto. — Abschied von Triest und von Italien.

Triest, den 1. Juni 1869.

Als ich in Nabresina einen wohlbeleibten Herrn der Conducteure des Eisenbahnzuges mit den Worten apostrophiren hörte: „Aber Himmel-Kreuz-Türken-Crucieser-Element! warum geht's denn nicht vorwärts? Zu was sperr'ns Einen denn in die Backöfen von Coupés hinein, wenn nicht gefahren wird. Das bringt ja a Vieh um!" — da merkte ich, daß ich Italien in der That verlassen hatte und in Oesterreich war. Ein Italiener würde gesagt haben: „Di grazia, Signor Conduttore, perchè quel ritardo!" — Der Deutsch-Oesterreicher drückt sich schon deutlicher und mit süddeutscher Gründlichkeit aus. Ich konnte übrigens dem dicken Herrn, der das geröthete, schweißtriefende Gesicht zum Coupéfenster herausstreckte und der aussah, als ob ihn in der nächsten Minute der Schlag treffen sollte, — ich konnte dem armen Manne seinen Unmuth nicht übel nehmen. Die Tour von Venedig nach Triest wird wirklich über die Gebühr verlängert. Von Venedig bis Udine fährt die italienische Locomotive rasch und ohne mehr als eine Minute Aufenthalt an den Stationen, — aber von Udine fängt der Schlendrian an. In Udine eine Stunde Aufenthalt ohne jeglichen Zweck, in Cormons wieder eine Stunde, — der Zug hält auf freiem Felde vor einem einzelnen Stationshause, und man weiß nicht warum, — in Görz, wo die österreichische Zoll-Visitation stattfindet, abermals 45 Minuten, und in

Nabreſina 40 Minuten Aufenthalt, — alſo drei und eine halbe Stunde Aufenthalt auf einer Strecke von 11 deutſchen Meilen, an denen von 3 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr 45 Minuten Abends — in Summa fünf und eine halbe Stunde gefahren wird. Dieſe 11 Meilen repräſentiren circa 50 engliſche Meilen, und auf der langſamſten amerikaniſchen Bahn würde man ſie in zwei bis dritthalb Stunden zurücklegen, — hier braucht man wegen der zweckloſen Aufenthalte dazu ſechſtehalb Stunden. Nehmen Sie dazu noch eine Temperatur von 25 Grad Reaumur und die abgeſchloſſenen engen Coupés zu acht Perſonen, in denen gar keine Ventilation möglich iſt, und Sie werden den dicken Herrn, der ſo läſterlich fluchte, entſchuldigen müſſen. Die Urſache dieſer verſchiedenen Aufenthalte ſoll die ſein, daß die Direction der oberitalieniſchen Eiſenbahnen am 10. Mai ihren Stundenplan änderte, ohne darüber erſt bei der Direction der öſterreichiſchen Südbahn anzufragen. — Die Südbahn-Direction fühlte ſich hierdurch in ihrer Würde verletzt und blieb bei ihrem alten Stundenplane ſtehen, ſo daß in den erſten Tagen der Zug in Cormons, wo öſterreichiſche Locomotive und Conducteure die italieniſchen ablöſen, drei volle Stunden auf freiem Felde ſtehen blieb. Um die Beſchwerden der Paſſagiere jedoch zu mildern, wurde der lange Aufenthalt auf kleinere Portionen vertheilt, — die Italiener halten jetzt eine Stunde in Udine und die Oeſterreicher vertheilen die übrige Zeit auf Cormons, Görz und Nabreſina. Sollte man es in unſerer Dampf- und Eiſenbahnzeit für möglich halten, daß ſo etwas noch geſchehen kann und daß an einer faſt durchweg ebenen Strecke von 29½ deutſchen Meilen (ſo weit iſt es von Venedig bis Trieſt) von 9 Uhr 30 Minuten Morgens bis 8 Uhr 30 Minuten Abends gefahren wird. — Alſo 131 engliſche Meilen in elf Stunden, was gerade zwölf engliſche Meilen auf die Stunde macht — eine Schnelligkeit, die ſich ungefähr mit dem Velocipede auch erreichen ließe. — Man erzählt in den Zeitungen ſo viel von dem neugegründeten freundſchaftlichen Einvernehmen zwiſchen Oeſterreich und Italien, — man ſchickt ſich gegenſeitig außerordentliche Geſandte, man complimentirt ſich mit Handſchreiben, Toaſten, Ordens-Decorationen und Verleihungen von Regimentsinhaber-Stellen; — wäre es aber nicht viel zweckmäßiger, wenn die internationalen Eiſenbahnanſchlüſſe und ſonſtigen commerciellen Wechſelbeziehungen in entſprechender und dem Publikum nützlicher Weiſe geändert würden?

— Allein dazu scheint vor der Hand noch wenig Aussicht zu sein, — denn am 10. Mai wurde der italienische Stundenplan geändert, und heute, nach 22 Tagen, macht man in Wien noch gar keinen Schritt, um eine entsprechende Aenderung des österreichischen Fahrplanes vorzunehmen.

Doch genug von diesen unerfreulichen Zeichen der Zeit, und lassen Sie uns noch einen Blick auf das schöne Triest werfen

Ja, Triest ist schön, — nach meinem Geschmack, fast so schön wie Neapel, — nur unendlich reinlicher und civilisirter. Seit dem Jahre 1841, wo ich Triest zum letzten Male sah, hat sich die Stadt um mehr als das Doppelte vergrößert, erweitert und verschönert; — ebenso hat sich der Handel von Triest gehoben, und die Schifffahrt hat außerordentliche Proportionen erreicht. Triest ist die einzige Stadt in Deutschland, Frankreich und Italien, die an eine Goahead-Seestadt Amerikas erinnert, sogar die geraden, rechtwinkeligen Straßen seiner Neustadt, die Unmasse von kommenden und abgehenden Dampfern und das lebendige Gewühl und Treiben auf den Plätzen, Straßen und Quais erinnert an Amerika. Im Jahre 1812, als Triest französisch und die Hauptstadt der illyrischen Provinzen war, war die Bevölkerung auf 19,000 Menschen gesunken, — jetzt zählt Triest über 100,000 Einwohner. Außer der hier, bei Pola, stationirten, ganz stattlichen Kriegsflotte beträgt die Handelsmarine Oesterreichs, die sich ebenfalls hauptsächlich hier concentrirt, siebenhundert Schiffe langer Fahrt mit 300,000 Tonnengehalt und achtzig Dampfern, wozu noch gegen 9000 kleinere Küstenfahrer (Trabacoli und Barche) kommen. Es laufen jährlich an 900 Dampfer und an 12,000 Schiffe langer Fahrt im hiesigen Hafen ein, mit einem Import von 100 Millionen und einem Export von 70 Millionen Gulden österr. Währung. — Aber leider ist Triest auch der einzige Hafen Oesterreichs, — denn Fiume, Zengg, Zaro, Ragusa, Spalato u. a. zählen nicht, — und so steht der Import und Exporthandel Oesterreichs, trotz aller Energie, Rührigkeit und Unternehmungslust der Triestiner, nicht nur gegen den deutschen Zollverein, England, Frankreich und Italien, — sondern selbst gegen kleine Staaten, wie Holland, Belgien, Schweiz, noch immer weit zurück, wozu auch noch die bisher verfolgte verkehrte Handelspolitik das Ihrige beigetragen hat. Angesichts der im October d. J. bevorstehenden Eröffnung des Suez-Kanals entwickelt Triest eine fast fieberhafte Thätigkeit. Eine Expedition mercantiler Touristen

hat bereits die Häfen des Rothen Meeres durchforscht, um die Bedürfnisse dieser Länder kennen zu lernen, — die vielen in Aegypten ansässigen Triestiner Kaufleute senden regelmäßige Berichte, und an allen öffentlichen Orten hört man von nichts Anderem sprechen, als von dem Suez-Kanal und den darauf basirten Speculationen. Eine Actiengesellschaft hat die großen Tonello'schen Schiffswerfte gekauft und läßt darin vier eiserne Dampfschiffe von je 3000 Tonnen Gehalt für den India-Handel bauen. Ein dritter großer Dry-Dock wird mit einem Aufwande von 600,000 Fl. angelegt und der Berg Montuzza mittelst eines Tunnels durchstochen, um die Bucht von Muggia, wo sich die maritimen Etablissements des österreichischen Lloyd, Tonnello's u. A. befinden, durch eine Eisenbahn mit Hafen und Stadt Triest zu verbinden. Der österreichische Lloyd seinerseits läßt acht große eiserne Dampfer bauen, die regelmäßige Fahrten nach Aden, Bombay, Ceylon, Calcutta u. s. w. machen werden. Außerdem hat sich in Wien eine andere Schifffahrts-Gesellschaft nach Indien, mit einem Actien-Capital von fünf Millionen Gulden, — eventuell bis auf 25 Millionen zu erhöhen, gebildet, und eine weitere, von norddeutschen Bankhäusern projectirt, ist in der Bildung begriffen.

Genua wird sich bedeutend anstrengen müssen, wenn es seine bisherige Position behaupten will. Zwei neue Bank-Institute, die Austro-Orientalische Bank und die Austro-Aegyptische, jede mit einem Capital von 10 Millionen, haben bereits hier, in Alexandria und Kairo ihre Etablissements eröffnet und gründen jetzt Filial-Banken in Constantinopel, Smyrna und Suez, — Straßen, Eisenbahnen längs des ganzen Hafens sind projectirt, — neue große Waarenmagazine und Depôts werden in Menge erbaut, und außer einer neuen Wasserleitung soll, durch Tunnelbohrung eines Berges bei San Giovanni, der Fluß Reka in die Stadt geleitet werden, — um sein reichliches und reinliches Wasser sowohl zur Versorgung der Stadt, wie als innerer Kanal und als Triebkraft für industrielle Unternehmungen zu verwerthen. — Kurz, es herrscht überall das regste Leben, und der amerikanische Goahead steht hier in erster Blüthe. — Dabei hat Triest einen großstädtischen Anstrich, der es nur Wien nachstehen läßt, — große, schöne Theater, riesige Hôtels, glänzende Kaffeehäuser, vorzüglich eingerichtete Seebäder, unzählige Kaufläden mit den reichsten Lagern der Erzeugnisse der ganzen Welt, sehr viel Reichthum und Lebenslust. Ich machte am Sonntage einen Spaziergang über den Acquedotto nach den Boschetto, dem beliebten Vergnügungs-

orte der Trieſtiner. Obwohl in der Stadt eine Tombola gezogen wurde, zogen doch Tauſende und Tauſende hinaus in's Grüne, und es mögen in Boſchetto und den großen Biergärten auf dem Wege dahin an 30,000 Gäſte geweſen ſein. In der Birreria nuova zählte ich die Reihen der Tiſche, die alle dicht beſetzt waren, und brachte in dieſem einen Etabliſſement fünftauſend Gäſte heraus — die Wiener, Grazer und Trieſtiner Bier vertilgten, wacker dazu aßen und die zu bedienen die Armee von Kellnern kaum genügte.

Es herrſcht ein bewegtes, geſchäftiges und dabei fröhliches Leben hier, — für Jeden giebt es Beſchäftigung und Verdienſt, und Keiner braucht daher zu knickern. Die Leute hier, wie in ganz Italien, arbeiten wohl, um zu leben, — aber ſie leben nicht blos, um zu arbeiten, wie das im Norden der Fall iſt, — ſie genießen nach der Arbeit auch das Leben. Es gefällt mir hier ganz außerordentlich und ich gehe ſchwer von Trieſt weg, — aber es muß ſein. Heute Abend ſchon trägt mich die Eiſenbahn über den Karſt hinauf — im Fluge durch Krain. — Morgen früh bin ich in Graz, im Herzen des ſchönen Steiermark, und meine italieniſche Reiſe iſt abgeſchloſſen.

Adieu! freundliches Trieſt. Lebe wohl! du ſchönes Italien. Es waren zehn Monate voll der angenehmſten Eindrücke, der belehrendſten Erfahrungen, der reichſten Abwechſelung in der Anſchauung von „Land und Leuten", die mir unvergängliche und werthe Erinnerungen zurückgelaſſen haben. — Ich habe dieſe Eindrücke in meinen „Reiſebriefen" mitzutheilen geſucht, — allein wie immer iſt die ſchriftliche Beſchreibung hinter der lebendigen Wirklichkeit weit zurückgeblieben. Haben meine Berichte die freundlichen Leſer und Leſerinnen auch nur zum zehnten Theil ſo intereſſirt und unterhalten, wie mich die Erlebniſſe dieſer Reiſe, ſo bin ich ſchon zufrieden und ſchließe meine italieniſchen Reiſebriefe mit der Bitte, mir auch ferner Ihre Nachſicht und freundliche Theilnahme zu erhalten.

Und ſo rufe ich den Leſern ein fröhliches „Auf Wiederſehen!" zu, — mögen auch Sie mir ihre Gunſt und freundliche Theilnahme erhalten.

Ende.

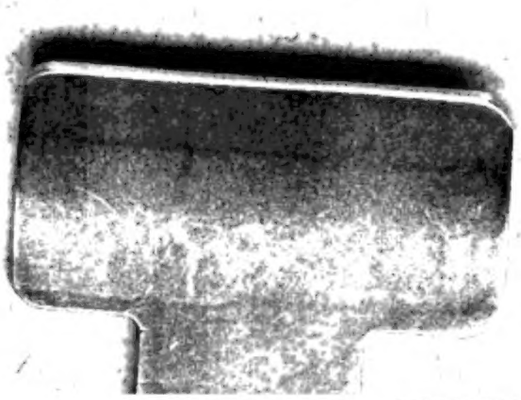
Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Digitized by Google

89073389538

b89073389538a

Digitized by Google



Digitized by Google

A000123475